



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT

CLASS OF 1828



Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1865.

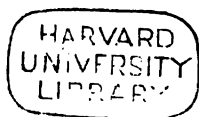
Erster Band.

Göttingen.

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1865.

BP 367.1



1874, June 13.
.....

4
53-112
1-72

Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
Fr. Kuestner.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

4. Januar 1865.

Dissertationi accademiche di vario argomento
del P. D. Carlo Vercellone Barnabita.
Roma presso Giuseppe Spithöver, anno 1864.
VIII u. 442 S. in Octav.

Diese so ganz nach Deutscher Art benannten Abhandlungen wollen zwar ihrer Aufschrift nach mannichfaltigen Inhaltes sein: in der That beziehen sie sich jedoch grösstentheils auf die Bibel und vorzüglich auf die Vulgata. Auch wird dies unsern Lesern wenig auffallen, da sie aus dem Jahrgange 1860 S. 1121—1140 wissen dass der Verf. seit vielen Jahren die Hauptkraft seiner Thätigkeit auf die Untersuchung und Vertheidigung der Päpstlichen Vulgata verwandt hat und fortwährend verwendet. Von seinem grossen Werke über die Vulgata dessen erster Band dort beurtheilt wurde, erschien seitdem der zweite und dritte, welche wir später sobald das ganze Unternehmen vollendet sein wird einer weiteren Beurtheilung zu unterziehen gedenken. Vorläufig kann uns auch dies kleinere Werk mit seinem freieren und auch etwas bunteren In-

halte näher lehren wes Geistes Kind der Verfasser sei.

Da müssen wir denn vor allem gestehen wie wir selbst etwas überrascht wurden als wir fanden dass der Eindruck welchen dies neue Werk macht, wissenschaftlich betrachtet ein sehr ungünstiger sei. Dass der Vf. als gelehrter Vertheidiger der Vulgata und als dichte am Vatikan arbeitend an vielen der bekannten Päpstlichen Vorurtheile leide, konnte man zwar schon aus seinem früheren grossen Werke erkennen: allein dies ist zu schwer und zu gelehrt angelegt als dass er in ihm sich so frei äussern konnte. In den vielen kleinen Abhandlungen aber welche er hier zusammenstellt, öffnet sich sein Herz fast nur zu frei, und wir sehen dass er ganz nach dem neuesten Winde welcher von Rom aus die Länder durchstreift nichts als ein erbitterter Ankläger und Verfolger der Evangelischen und ebenso einseitiger Lobredner und Vertheidiger alles Päpstlichen ist. Er ergreift sogar jede auch die entlegenste und unpassendste Gelegenheit die »Protestanten« ihrem ganzen Bestande nach als verächtliche Leute zu schildern und sie offen zum Uebergange in sein eignes Lager aufzufordern. Die Seiten dieses Bandes hallen davon wieder, und der Verf. obgleich Barnabitermönch unterscheidet sich insofern gar nicht mehr von den Jesuiten. In der That aber widerspricht er damit vor allem beständig nur sich selbst. Denn er muss an sehr vielen Stellen des Buches zugeben dass die Wissenschaft der »Protestanten« gerade in Bezug auf alles Biblische und Christliche nicht nur eine ganz wunderbar lebendige und unerschöpfliche sei sondern auch die grössten und bleibendsten Verdienste sich bereits erworben habe.

Ja er selbst leidet sichtbar genug von ihrem unwiderstehlichen Einflusse, eignet sich unabsehbar Vieles von ihr an, und würde ein ganz anderer Mann sein wenn sie nicht in der Welt wäre. Und seine ebenso bitteren Anklagen als grundlosen Anmassungen sind der Dank dafür? so wenig begreift er wie ein edler Mann in der Wissenschaft verfährt? Oder ist es so schwer zu erkennen dass, wenn das heutige Evangelische Christenthum auch nur in allen Fächern der Biblischen Wissenschaft unbestritten den Vorrang hat, dies allein schon auf alles was sich christlich nennen will den mächtigsten Einfluss üben muss?

Fragt man jedoch wie denn der Verf. nach seiner eigensten Weise wissenschaftlich verfare und welches Vorbild er uns demnach etwa geben wolle wenn wir's annehmen wollten, so ist es im allgemeinen nichts als ein ihm wohl recht fein und weise vorkommendes in der That aber ganz eitles und inhaltloses Urtheilen über alle scheinbar oder wirklich streitige Dinge von oben herab, als ob das vornehme Urtheilen von einer eingebildeten Höhe und künstlichen Ruhe herab etwas helfen und nützen könnte! Es gibt nun wohl Manche welche zu träge oder zu unfähig in die wirklichen Schwierigkeiten der einzelnen schwieriger zu erkennenden Dinge einzugehen sich lieber an ein solches allgemeines Urtheilen von oben herab gewöhnen, um mit dem einen Mundwinkel nach dieser, mit dem andern nach jener Seite Worte um sich zu werfen: allein unter wirklich wissenschaftlichen Männern pflegt man solche Leute als Eindringlinge leicht richtig zu würdigen und zurechtzuweisen. In dogmatischen Fragen aber hat sich der Vatikan längst gewöhnt zwischen den Parteien aber auch zwischen

dem Wahren und Unwahren selbst hin und herschaukelnd von oben herab seine Weisheiten vorzutragen, heute die Vernunft zu verwerfen, morgen sie anzuerkennen je wie das augenblickliche Bedürfniss und die Laune des Tages es zu fordern scheint, und mit allgemeinen leeren Redensarten den wahren Bedürfnissen unserer Zeit gegenüber seine Verlegenheiten zu verhüllen. Allein wenn der Verf. zu den Füßen des Vatikanes dieses Schaukelspiel allgemeiner ebenso hochklingender als inhaltloser Redensarten nun gar ernstlich auf die Wissenschaft anwenden will, so kann diese selbst eine solche Anmassung nicht entschieden genug von sich weisen.

Denn die Wahrheit allgemeiner hoher Behauptungen muss sich sofort im Einzelnen und Wirklichen beweisen: erforscht man aber wie der Vf. seine Weisheit im Besondern bewähre, so sieht man wie sehr es ihm an aller Genauigkeit und Sicherheit ebenso wie an der Fülle und Mannigfaltigkeit der Erkenntniss fehle und wie das Spiel jener hohen Worte nur seine empfindlichen Mängel zu verhüllen dienen solle. Man nehme nur die Aufsätze des Vfs »über die Erforschung der Punisch-Phönikischen Sprache« S. 305—320 und »über die zu Marseille im J. 1845 entdeckte Phönikische Inschrift« S. 320—338, oder die »Kritischen Bemerkungen über Aquila's Griechische Uebersetzung des Alten Testaments« S. 143—178, oder auch die »über die Tradition und die Bibel« S. 179—202, oder die »über die philosophische Bildung der alten Hebräer« S. 219—234, und man wird nirgends eine genauere Kenntniss der Dinge selbst oder auch nur des heutigen Zustandes unserer Wissenschaft von ihnen hier entdecken. Um dieses jedoch unsern Lesern etwas näher zu beweisen, wählen wir

den Aufsatz » über das Hebräische Wort **עלמה** bei Jes. 7, 14 S. 203 — 218 aus, da der Verf. sich alle Mühe gibt diesen Gegenstand hier zu erschöpfen, während derselbe nicht einmal zu den schwierigeren unter den vielerlei gehört welche er in diesem Bande von oben herab zu entscheiden sich unterfängt. Der Gegenstand berührt freilich eine für die heutige Päpstliche Kirche höchst kitzliche Frage, die über die Jungfrau Maria wie sie heute dort aufgefasst wird, und ihren Grund im A. T.: allein die Wissenschaft darf sich durch dergleichen Einflüsse von aussen her nicht in ihrer Ruhe und Sicherheit stören lassen; ausserdem will der Verf. aber auch hier nur als Orientalischer Sprachforscher und Worterklärer zu Werke gehen, wir nehmen ihn also nur als solchen in Anspruch und sehen näher zu wie er hier verfähre.

Er hat nun irgendwo bei Hieronymus gelesen das Wort **עלמה** bedeute *puellam virginem absconditam*: diese Ansicht eignet er sich in der doppelten Beziehung an dass das Wort die Jungfrau im strengen Sinne dieses Wortes oder die bis dahin oder gar für immer von jedem Manne entfernt lebende, und dass es ursprünglich seiner Ableitung nach die *verborgene* oder im Aelternhause streng zurückgezogen lebende bedeute. Hieronymus muss ja der Römischen Kirche wo möglich über Alles gelten, sogar auch da wo wie im Hebräischen seine leicht erkennbare schwache Seite hervorsticht: und indem unser heutige Römische Schriftsteller jenes Kirchenvaters Ansicht hier starr vertheidigt, meint er damit wie mit einem Schlage zwei glänzende Siege zu gewinnen. Er meint damit in den Worten Jes. 7, 14 die festeste Stütze für die bekannte Päpstliche Ansicht über die Jungfrau Maria nachgewie-

sen zu haben, und erhebt sich dabei mit besonders vollem Munde gegen die neueren »Protestanten« als Lügner der Biblischen Wahrheit; und er will sich hier zugleich als ein tüchtiger Morgenländischer Sprachkenner erweisen, indem er Hieronymus' Meinung über die Urbedeutung des Wortes vom Standorte unsrer heutigen Wissenschaft aus gelehrt vertheidigt. Allein es lässt sich kaum genug sagen wie sehr er sich nach beiden Seiten hin völlig irre und nur allerlei ganz grundlose Annahmen vertheidige. Um mit dem Zweiten zu beginnen, so ist Hieronymus' Ableitung des Begriffes der **עלמה** oder Jungfrau von **על** *verbergen* so gewiss nur eine glänzend oberflächliche und irreführende Vermuthung dass sachverständige Männer darüber heute kaum viel reden mögen: es reicht hin zu bemerken dass der **עלמה** oder *Jungfrau* der **על** oder *Jüngling*, diesem aber das Arabische **عالم** entspricht, und dass die Urbedeutung der hieher gehörenden Wurzel **על** (zu vgl. mit **גל** und **جمل**) nur auf das schwellende oder vollkommen und mannbar werdende Alter des Menschen hinweist. Das Hebräische hat in der Fülle und Klarheit seiner Ausdrücke in **נער** und **על** zunächst die beiden Unterscheidungen des *jungen* überhaupt welches noch sehr unbestimmt lautet und des bereits entwickelten oder *mannbaren* menschlichen Alters: bei der Jungfrau tritt ihm dann aber noch als etwas Besonderes die Unterscheidung der **בתולה** oder der (ganz abgesehen vom Alter) von jeder näheren Vermischung mit Männern fern gehaltenen hinzu, ein Begriff welchen unser Wort *Jungfrau* nicht ebenso von vorne an klar und sicher hinstellt. Nur ein der Dinge völlig unkundiger Mann kann so wie Herr Vercellone in

Rom dieses Alles heute verkennen und verwirren, während er sich vergeblich auf Hieronymus beruft von welchem eine genauere Hebräische Sprachkenntniss zu erwarten in unsern Tagen als Thorheit gelten muss. Was aber das Erste oder die berühmte Stelle Jes. 7, 14 betrifft, so irrt der Verf. sehr wenn er in Rom drucken lässt alle neueren »Protestanten« läugneten dass sie Messianische Bedeutung habe: eine sorgfältigere Erforschung des Thatbestandes kann ihn und alle Männer seinesgleichen leicht überzeugen wie wenig das der Fall sei. Aber alle Sprach- und Sachkenner welche heute Jesaja's Weissagung wirklich in ihrem ächten ursprünglichen Sinne und damit Messianisch verstehen, können sie dennoch nicht so grob und so ganz ungehörig und irreführend wie der Verf. auffassen. Insbesondere kann heute Niemand mehr ernstlich meinen das von Jesaja gebrauchte Wort עלמה solle hier an sich eine im strengen Sinne so zu nennende ewige Jungfrau oder gar die Jungfrau Maria in Päpstlicher Auffassung bezeichnen. Eine solche Bedeutung hat dieses Wort weder an sich, noch passt sie in den Zusammenhang der Rede des Propheten; und die Hoffnung jemals die Päpstliche Maria durch den grossen Propheten Jesaja bestätigt zu sehen muss ein- für allemal aufgegeben werden. Es scheint uns unnöthig hier gegen den Verf. noch weiter zu reden: alle seine Gedanken und Beweise sind von vorne bis zum Ende grundlos; wir können aber an diesem grossen Beispiele den Geist aller seiner Wissenschaft richtig schätzen, wo sie sich um irgend etwas ein wenig Schwierigeres drehet.

Einige seiner Aufsätze beziehen sich auf das Leben und die Verdienste neuerer Italiener: wir

finden jedoch bei dem Verf. überall zu viel eitler Einbildung auf die Vorzüge und Verdienste der neueren und neuesten Italiener; und während man meinen sollte als Anhänger des Papstes in Rom müsse er dem Turinischen Schwindel entgegen sein, stimmt er vielmehr wesentlich in diesen ein. Aber auch solche Erscheinungen welche mit diesem neuesten Schwindel keinen Zusammenhang haben, erklärt er sehr unbefriedigend. So gibt er S. 385 — 407 eine äusserst lobende Beschreibung der ungedruckt gebliebenen »Biblischen Arbeiten« des im Jahre 1844 verstorbenen Barnabitenmönches Ungarelli welcher in Rom im Biblischen Fache unterrichtete, beantwortet aber nicht die Frage warum sie denn ungedruckt blieben. Der Pater Ungarelli war allerdings ein ausgezeichnete Gelehrter und unermüdlicher Forscher, den der Unterz. selbst im J. 1836 zu Rom in seinem Kloster kennen und schätzen lernte. Blieben aber seine vielen Biblischen Arbeiten ungedruckt, so erklärt sich das schon daher dass er obwohl seine Kirche nicht aufgebend doch nicht entfernt wie unser Verf. zu einem Jungrom gehörte, jenem unglückseligen Nachbilde von Jungengland und Jungoxford, nur dass seine unreifen und ungesunden Gedanken tausendmal zäher sitzen und schädlicher werden wollen als die Engländer. Es ist bekannt wie wenig Aufmunterung eine etwas tiefere Biblische Wissenschaft in Rom stets fand: so veröffentlichte Ungarelli denn fast nur einige Schriften über Hieroglyphen, was sehr ungefährlich war.

Der etwas bleibendere Nutzen dieses Vercellonischen Werkes besteht daher nur in den noch weniger bekannten Nachrichten welche es zerstreut über die Geschichte der Vulgata auch in

ihrer Beziehung zur alten Itala und über den berühmten Cod. Vat. der Griechischen Bibel mittheilt. Ausserdem machen wir Kenner der Lateinischen Inschriftenkunde auf das Abbild der Inschrift eines in den Trümmern von Ostia gefundenen Steines S. 339 aufmerksam, bei deren Gelegenheit der Vf. Vieles über die Aegyptische Göttin Bubaste beibringt.

H. E.

Handbuch des schweizerischen Bundesstaatsrechtes. Von Dr. J. J. Blumer, Mitglied des schweizerischen Bundesgerichtes. Zweiter Band. Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung. 1864. XII u. 315 S. in Octav.

Dem ersten Bande dieses Werkes ist der zweite nach etwas mehr als Jahresfrist gefolgt. Was wir bei der Anzeige jenes ersten (G. G. A. 1864 p. 1151) über seine Vorzüge und Mängel bemerkt haben, gilt auch für diesen. Die Erwartung freilich, dass der Verf. in dem Capitel über die Revision der Bundesverfassung seinen bloss referierenden Standpunkt verlassen und eine umfassende Kritik der Bundeseinrichtungen liefern werde, ist nicht in Erfüllung gegangen, indem auch dort bloss die positivrechtlichen Bestimmungen über die Revision gegeben werden. Dagegen enthalten die verschiedenen Capitel über die Bundesbehörden die im ersten Bande (Vorrede p. IX) vom Verf. in Aussicht gestellten Bemerkungen über die Mängel in deren Organisation, und seine Vorschläge zu ihrer Verbesse-

rung. Das dort ebenfalls verheissene Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Niedergelassenen musste ausbleiben, weil es in Folge der Verwerfung von Seite des Ständeraths nicht in Kraft getreten ist. Allerdings wird es in dieser oder jener Gestalt, und wohl in nicht allzu ferner Zukunft, doch zu Stande kommen, da der Mangel desfallsiger einheitlicher Bestimmungen immer fühlbarer werden muss. Schon in dieser Hinsicht ist die Voraussicht des Vfs eine gewiss richtige, dass sein Werk nicht lange auf unbedingte praktische Brauchbarkeit werde Anspruch machen können, indem das Bundesstaatsrecht sich immer noch in fließender Bewegung befinde. Dazu kommt, dass bereits seit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes der so wichtige Handelsvertrag mit Frankreich, bei dem man sich in Betreff der Juden nur durch eine sehr gewaltsame Interpretation über die Bestimmungen der Bundesverfassung hinweghelfen konnte, abgeschlossen worden ist, und dass gerade jetzt der nicht minder angefochtene Entwurf über Führung der eidgenössischen Flagge zur See den Räthen zur Berathung unterbreitet ist, so wie dass der Concordatsentwurf eines schweizerischen Handelsrechts bereits gedruckt vorliegt.

Gehen wir nun zum Einzelnen über, so behandelt der zweite Abschnitt der zweiten Abtheilung in vier Capiteln die Bundesbehörden: im ersten die Bundesversammlung, im zweiten den Bundesrath und seine Untergebenen, d. h. die Beamten, Gesandten und Consuln, im dritten das Bundesgericht, und im vierten die gemeinschaftlichen Bestimmungen für die Bundesbehörden, in Bezug auf den Bundessitz, die Verantwortlichkeit und die Nationalsprachen. Von besonderem Interesse ist hier, was im ersten

Capitel über das Zweikammersystem im Allgemeinen und über den Ständerath im Speciellen gesagt ist. Nach einem Blick auf die Tagatzungsverhandlungen, welche zur Annahme zweier Kammern führten, bemerkt der Vf. mit Recht, dass dieses System sich in der Erfahrung ganz anders bewährt habe, als Freunde und Gegner im Jahr 1848 voraussetzten; die Annahme, dass der Nationalrath immer das nationale, centralisierende, fortschrittliche Princip, der Ständerath dagegen das cantonale, conservative repräsentieren werden, und dass daher ein steter Antagonismus herrschen werde, ist nicht in Erfüllung gegangen; es ist in dieser Beziehung zwischen ihnen kaum ein Unterschied zu bemerken. Wenn es nun einerseits nur erfreulich ist, dass keine systematische Oppositionstendenz der beiden Räthe besteht, so ist es doch ohne Zweifel ein Mangel, dass die Vertretung verschiedener Interessen, die doch bei ihrer Bildung beabsichtigt war, in der Wirklichkeit gar nicht statthat: der Ständerath vertritt nicht hinlänglich das cantonale, conservative Element, und daher kommt es, dass das Zweikammersystem dormalen nur den Vortheil einer reifern, mehrmaligen Berathung hat, nicht aber den einer Berathung von verschiedenen Gesichtspunkten aus; auch jener Vortheil ist gewiss nicht zu unterschätzen, könnte aber doch wohl durch die Vorschrift mehrmaliger Berathung desselben Gegenstandes in nur Einer Kammer grösstentheils auch erreicht werden. Der Verf. zeigt, wie die Furcht vor zu grossem Einfluss des cantonalen Elements eine Vernachlässigung der Organisation des Ständeraths gegenüber derjenigen des Nationalraths herbeigeführt habe, die nun eben jene Wirkung hervorbringe. Er macht

daher verschiedene Vorschläge, wie in dieser Richtung dem Ständerath eine selbständigere Stellung und damit ein grösseres Gewicht könnte gegeben werden: ob dabei gerade die Festsetzung eines Alters der Mitglieder von dreissig Jahren praktisch von grosser Bedeutung wäre, bezweifeln wir; dagegen sind wir vollständig damit einverstanden, dass es zweckmässig wäre, wenn in den Grossen Räthen der Cantone die Ständeräthe öfter auf dem Wege der Interpellation veranlasst würden, sich über ihre Stimmgebung in wichtigern Fragen auszusprechen, und sie so einer wenn nicht rechtlichen, doch moralischen Verantwortlichkeit gegenüber ihren Wählern unterlägen. — Im Zusammenhang mit der Hintersetzung des Ständeraths stehen die Bestimmungen der Bundesverfassung, wonach Wahlen, Begnadigungen und Entscheidungen von Competenzstreitigkeiten der Bundesversammlung, d. h. den vereinigten beiden Räthen, zustehen. Auch diese Bestimmung, welche ein bedeutender Riss in das Zweikammersystem ist, verdankt ihr Dasein der unbegründeten Furcht, dass bei einer getrennten Berathung über diese Gegenstände kein Beschluss zu Stande kommen könnte. Die Bemerkungen des Vfs sind in dieser Beziehung gewiss vollkommen richtig. — Auch im dritten Capitel, über das Bundesgericht, dessen Mitglied der Verf. ist, bespricht er einlässlicher die Mängel desselben; sie bestehen darin, dass seine Geschäfte im Allgemeinen zu unbedeutend sind für eine so hohe Behörde, indem alle staatsrechtlichen Streitigkeiten, gerade die zahlreichsten und wichtigsten, nicht seinem Entscheid, sondern dem des Bundesraths in erster, und dem der Bundesversammlung in zweiter Instanz unterliegen. So kommt es, dass das Bundesgericht in

dem Organismus der Bundesbehörden eine verhältnissmässig unbedeutende Stellung einnimmt. Im Zusammenhang damit werden die Bundesgesetze über die bürgerliche und die Strafrechtspflege besprochen; bekanntlich sind gerade jetzt in Genf die Bundesassisen zum ersten Mal seit ihrem Entstehen in einem politischen Processe thätig. — Der dritte Abschnitt der zweiten Abtheilung enthält die Bestimmungen über Revision der Bundesverfassung.

Den Inhalt der dritten Abtheilung bilden die eidgenössischen Concordate, d. h. die zwischen den Cantonen auf dem Wege des Vertrags erzielten Einigungen über Gegenstände, welche ausser dem Bereich der Bundescompetenz liegen. Sie erstrecken sich über die verschiedenartigsten Gebiete, wie ein Blick auf die davon handelnden neun Capitel beweist, und umfassen bald mehr, bald weniger Cantone; die in Folge der Bundesverfassung von 1848 antiquierten sind p. 118 aufgezählt. Mit besonderer Ausführlichkeit sind im zweiten Capitel diejenigen besprochen, welche sich auf die Rechtsverhältnisse der Niedergelassenen beziehen. Bekanntlich gilt in dem grössten Theile der Schweiz für die persönlichen und Familien-Rechtsverhältnisse das sog. Nationalitätsprincip; d. h. die Rechts- und Handlungsfähigkeit, die Ehe, das eheliche Güterrecht, die väterliche Gewalt, die Vormundschaft und das Erbrecht werden nach dem Recht und vor dem Gericht der Heimat, und nicht des Domicils, beurtheilt. Auf diesem Princip beruhen denn auch die Concordate über das Vormundschaftswesen, das Erbrecht und die Ehescheidungen. Bei einfachen Verhältnissen, wo Bürgerrecht und Wohnsitz meist zusammenfallen, sind diese Bestimmungen am Platz; seitdem aber in Folge des

Rechts der freien Niederlassung und der Eisenbahnen die Bevölkerung, besonders in den Städten, eine vielfach wechselnde ist, werden sie zum Theil unhaltbar oder doch äusserst schwer zu handhaben, zumal da eine Anzahl Cantone das entgegengesetzte Princip der Territorialität aufstellen, und einzelne Concordatscantone die Regel nur mit Ausnahmen anerkennen. Eine einheitliche Regelung dieser Verhältnisse thäte im höchsten Grade Noth: der oben erwähnte Bundesgesetzentwurf wollte für das Vormundschafts- und Erbrecht den Territorialitätsgrundsatz aufstellen, für die Ehescheidungen aber den der Heimat belassen; der Nationalrath entschied sich für den letztern auch beim Erbrecht, und der Ständerath trat ihm darin bei, verwarf aber schliesslich das ganze Gesetz. Doch ist kein Zweifel, dass der Grundsatz der Heimath seinem Gegner mehr und mehr wird weichen müssen.— Die übrigen Concordate beziehen sich auf den bürgerlichen Stand der schweizerischen Angehörigen, auf das Autorrecht, das Concursrecht, Viehwährschaft und Viehseuchen, auf strafrechtliche, polizeiliche und kirchliche Verhältnisse.

Die vierte und letzte Abtheilung bespricht die Staatsverträge mit dem Auslande, und zwar im ersten Capitel die völkerrechtliche Stellung der Schweiz im Allgemeinen; dabei kommen die Neuenburger und die Dappenthalfrage zur Sprache, sowie die vor einigen Jahren viel erörterte Stellung der in die schweizerische Neutralität inbegriffenen Theile von Savoyen. Die Capitel 2 bis 9 enthalten die verschiedenen Verhältnisse, über welche zwischen der Schweiz und andern Staaten Staatsverträge bestehen: Handels- und Zollverhältnisse, Niederlassung, Freizügigkeit, Verhältnisse des bürgerlichen Rechts und Processes,

Verhältnisse des Strafprocesses. Eisenbahnen, Post und Telegraphen, Unterstützungen in Krankheits- und Todesfällen. Auch in diesem Gebiet sind wichtige Veränderungen theils schon eingetreten, wie der Handelsvertrag mit Frankreich, theils projectiert, wie der mit dem deutschen Zollverein, und der Niederlassungsvertrag mit Württemberg.

Den Schluss des Ganzen bildet ein alphabetisches Inhaltsverzeichniss beider Bände.

Basel.

Dr. Karl Burckhardt.

Die Kriege der Römer in Germanien. Von Ludwig Reinking. Mit einer Karte. Münster, Druck und Verlag von Fr. Regensberg. 1863. X und 312 S. in Octav.

Einige Bemerkungen zu Giefers Beurtheilung meiner Schrift: Die Kriege etc. von L. Reinking. Ebend. 1864. 29 S. in Octav.

Wanderung über die Schlachtfelder der Deutschen Heere der Urzeiten von General Peucker. Erster Theil. Die Kämpfe in den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Beginne unserer Zeitrechnung. (Auch unter dem Titel: Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten. Dritter Theil). Berlin 1864. Verlag der Kön. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). XI und 415 S. in Octav.

Die Geschichte der Römerkriege in Deutschland, so viel sie bearbeitet, in allgemeinen und speciellen Darstellungen oder Untersuchungen, ist

nicht so aufgeklärt, dass nicht eine wiederholte kritische und zusammenhängende Behandlung erwünscht sein müsste: werden auch viele Zweifel nie zu lösen, eine sichere Entscheidung über manche wichtige Punkte nicht zu gewinnen sein, es ist schon verdienstlich, einmal genau festzustellen, was als sicheres Resultat der bisherigen Forschungen angesehen werden kann, wobei sich von selbst manche Ergänzungen und Aufklärungen im Einzelnen, ein besseres Gesamtbild, als wir bisher besaßen, ergeben müssen. Es liegen zwei Bücher vor, die sich eine solche Aufgabe stellen, freilich in sehr verschiedener Weise: beide nicht ohne eigenthümlichen Werth, aber beide nicht ganz das, was wir wünschen möchten.

Das Buch von Reinking ist wenigstens ein Jahr früher erschienen als das des General Peucker: es ist auch schon Gegenstand der Beurtheilung und zum Theil des Angriffs von anderen Seiten gewesen, worauf sich die zweite kleine Schrift des Verf. bezieht. Peucker dagegen hat auf dasselbe keine Rücksicht genommen. Es behandelt die Züge der Römer über den Rhein von Caesar bis Germanicus: die späteren Berührungen zwischen Deutschen und Römern werden ebenso wenig berücksichtigt wie die Kämpfe dieser mit den Cimbem, mit den Germanen in Gallien oder was mit jenen Kriegen gleichzeitig an der Donau unternommen worden ist: der Titel ist also eigentlich zu viel versprechend. Innerhalb der gesteckten Grenzen behandelt der Verf. seine Aufgabe sorgfältig und verständig: indem er stets von den meist wörtlich mitgetheilten oder übersetzten Nachrichten der alten Schriftsteller ausgeht, Stellen und Worte, die in ihrer Fassung oder Auslegung Zweifel darbieten,

genau erörtert, die Auffassungen anderer, die denselben Gegenstand behandelt haben, prüft und so die eignen Ansichten entwickelt. Er hat sich auch schon früher mit diesen Fragen beschäftigt, und bemerkt, dass er bei wiederholter Prüfung mehrfach seine Meinung geändert: in einigen wesentlichen Punkten aber bleibt er derselben treu, auch wo er mit anderen, man kann wohl sagen vorherrschenden Ansichten in Widerspruch steht. Und recht überzeugend sind seine Darlegungen auch jetzt nicht immer: manche Auslegungen der Texte sind gewagt oder künstlich (z. B. S. 191, wo der Feldherr mit seinem Stab in den Wäldern umherstreifen soll). Der Verf. scheint mir überhaupt nicht ganz der Aufgabe Herr geworden zu sein: die rechte Schärfe der Kritik, die volle Sicherheit in den historisch-antiquarischen Fragen, auf die es manchmal ankommt, eine ganz ausreichende Kenntniss der Literatur, der nicht bloss provinciellen westfälischen, lässt sich vermissen: manches was die Arbeiten von Müllenhoff, Zeuss, J. Grimm auch für diese Verhältnisse enthalten, die Schrift von Bessell, über die Schlacht am Loccumer Berge u. a., ist nicht benutzt.

Dasselbe muss freilich von dem Buche des General Peucker gesagt werden: seine Kenntniss der neueren Arbeiten ist eine noch ungleich viel geringere; von der reichen Literatur, die sich in neuerer Zeit mit einzelnen hier einschlagenden Untersuchungen beschäftigt, hat er nur sehr beschränkt Notiz genommen: weder die Schriften von Wietersheims und seines Freundes v. Abendroth, noch die Verhandlungen zwischen Essellen, Giefers u. a. über die Localitäten, die bei den Zügen des Drusus in Betracht kommen, sind benutzt; was Fiedler, Dederich, Schneider u. a.

über die Anlagen der Römer am Niederrhein u. s. w. untersucht, ist wenigstens nur sehr theilweise ausgebeutet (von Schneider kennt der Vf. nur die ältere Schrift vom J. 1845, nicht die Neuen Beiträge vom J. 1860); in der Darstellung der Kriege auf Gallischem Boden sehe ich weder Mommsen noch Göler zu Rathe gezogen. Allerdings führt der Verf. nur ausnahmsweise neuere Autoren an, fast nur Kohls geographische Werke, dann Mones Badische Urgeschichte, Ledeburs Bructerer, deren Ansichten er als sichere Ergebnisse sich aneignet, und ein paar Monographien. So sind manche Irrthümer nicht vermieden: in der Auffassung und Darstellung macht sich überall ein älterer Standpunkt geltend: in römischen und deutschen Dingen bleibt das Buch um mehrere Decennien zurück*). Dagegen hat der Verf. sich denn bemüht, auf Grund der Quellen selbst und unter Heranziehung dessen, was sich zu ihrer Erläuterung anderweit beibringen lässt, eine ausführliche und zusammenhängende Darstellung der Kriege zwischen Deutschen und Römern zu geben. Der Titel drückt auch hier nicht recht aus, was das Buch wirklich enthält: er verspricht diesmal zu wenig: denn nicht bloss die Schlachtfelder oder Schlach-

*) So werden *Germania inferior* und *superior* als Provinzen bezeichnet (S. 190); *Agrippa* gründet die *Colonia Ubiorum* (S. 185); in einer bekannten Stelle des *Florus* ist *Gesonia* (statt: *Gesoniacum*) gelesen und gar nicht auf andere Erklärungen, die von den Rheingegenden ganz absehen, Rücksicht genommen (S. 277); *Deutz* soll mit dem *Teut* zusammenhängen (S. 281); überall ist von deutschen Völkerbünden die Rede. Wunderlich entstellt sind die Namen *Widda* (*Widau*) und *Nordstred* (*Nordstrand*), vielleicht durch Druckfehler, die manchmal recht auffallend sind (S. 347: *Erzgebirge* statt *Eggeg.*, S. 350 *Etruscoer* statt *Cheruscer*).

ten, sondern alle auf die Kriegführung bezüglichen Verhältnisse sind historisch in grosser Weitläufigkeit behandelt: ein langer Abschnitt (S. 206—258) beschäftigt sich z. B. mit den römischen Strassen längs den Grenzen Germaniens, ein anderer (S. 260—293) mit den Befestigungen am Rhein. Dies und dass der Verf. auf die ältesten Zeiten, die Züge der Bastarnen, der Cimbern und Teutonen zurückgeht, dann die Kriege Caesars in Gallien gegen germanische Völkerschaften oder solche, die er dafür hält (wie z. B. auch die Trevirer), vollständig behandelt, macht es begreiflich, dass der umfangreiche Band nur bis zu den Zeiten, da Tiberius den Oberbefehl in Germanien führte, gelangt. Die Verschiedenheit von der Behandlungsweise Reinkings tritt sehr entschieden hervor, wenn wir z. B. sehen, dass dieser auf 50 Seiten (S. 38—88) mit Drusus fertig wird, während Peucker seiner Thätigkeit über das Doppelte widmet (S. 259—383), ohne sich dabei in solche kritische Erörterungen einzulassen, wie sie jener für nöthig hält. Statt dessen giebt er eingehende militärische Auseinandersetzungen über die Art der Kriegführung, getraut sich auch wohl die dürftigen Nachrichten, die uns erhalten sind, durch Combinationen zu ergänzen. Dass so recht viel Interessantes und Belehrendes geboten wird, ist dankbar anzuerkennen: namentlich in den Theilen, wo bessere Berichte erhalten sind, z. B. die des Caesar, wird man diese zusammenfassende und beurtheilende Darstellung mit Interesse lesen, wird auch gerne sich von dem kundigen Verf. belehren lassen, wie die Deutschen und ihre Feldherrn damals schon nichts weniger als roh oder ungeschickt erscheinen, sondern sich als gut geschult und wohl erfahren, als

Meister einer gewissen Kriegskunst bewähren. Aber nicht selten scheint doch des Guten etwas zu viel in Anwendung militärisch-technischer Auffassung zu geschehen. Wenn die Sigambren einmal einen ihrer Einfälle in Gallien machen, so heisst es (S. 333): »sie entschlossen sich zu der an und für sich militärisch richtigen Massregel einer durch einen kräftigen Ausfall zu bewirkenden näheren Recognoscirung und Bekämpfung der Dispositionen der feindlichen Einschliessung«. Oder der Verf. wagt Vermuthungen, denen doch alle solide Grundlage fehlt. Vom letzten Feldzug des Drusus wissen wir nur, dass er erst zu den Chatten, dann zu den Sueben und weiter zu den Cheruskern führte; aber Hr General Peucker meint es wenigstens wahrscheinlich machen zu können, dass das Vordringen des römischen Heeres in drei Colonnen erfolgte, die linke Flügel-Colonne in den Thälern der Nidda, Nidder und Wetter etc., die mittlere Colonne im Kinzigthale, die rechte Flügelcolonne im Mainthale, erst hätten die beiden letzteren, dann alle drei sich in den Gebieten zwischen Fulda und Werra vereinigt. Das sind Spiele der Phantasie, die als Uebungsaufgaben für junge Officiere am Platz sein mögen, aber nicht in ein historisches Werk gehören. Und leider nehmen sie recht viel Raum ein.

Wie in ihren Methoden, gehen auch in ihren Resultaten die beiden Darstellungen, die ich hier zusammengestellt habe, oft auseinander, namentlich was die Bestimmung der Oertlichkeiten betrifft. So, um wenigstens eins hervorzuheben, sucht Peucker mit Ledebur u. a. das viel besprochene Aliso in der Nähe von Liesborn, Rein-king bei Hamm am Einfluss der Ahse in die Lippe. Dies ist ein Hauptpunkt in der Schrift

des letzteren, und damit hängt auch die Ansicht zusammen, die er über das Varianische Schlachtfeld vertheidigt, indem dasselbe nicht am Osning, sondern in der Gegend von Beckum nachgewiesen werden soll, wofür namentlich die Angabe des Tacitus Ann. I, 59, die es zwischen Ems und Lippe zu setzen scheint, geltend gemacht werden kann. Aber erledigt ist die Sache nicht, und gerade hier wird man gerne die Ansichten des kriegskundigen Generals hören. Hoffen wir, dass er immer mehr bedacht ist festen Boden unter den Füßen zu behalten und sich mit allem bekannt zu machen, was zur Lösung seiner Aufgabe gehört. Dann werden wir mit doppeltem Dank die Fortsetzung eines Werkes begrüßen, das durch lebendige Darstellung und patriotischen Sinn sich aufs beste auszeichnet und wohl dazu dienen kann, Verständniss und Liebe für diesen Theil der deutschen Geschichte in weiteren Kreisen zu erwecken.

G. Waitz.

Versuch einer physiologischen Pathologie der Nerven. Von G. Valentin. Erste Abtheilung. Allgemeiner Theil. Leipzig u. Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1864. VIII u. 320 S. in Octav.

Die Einleitung (S. 1 — 22) beschäftigt sich mit dem Verhältniss der naturwissenschaftlichen Disciplinen untereinander und zur Physiologie. Ausführlich wird die Methode der kleinsten Quadrate besprochen. Wie einst Encke sagte, kann

dieselbe unmöglich ungenaue Beobachtungen zum Range von genauen erheben. Wenn man eine grosse Zahl von guten Beobachtungen besitzt, so ändern sich bekanntlich die Durchschnittsgrössen nur in geringem Grade, je nachdem man alle zu Gebote stehenden Werthe für die Bestimmung der Näherungsgrössen benutzt, oder eine beliebige, verhältnissmässig kleine Anzahl hinweglässt. Dieses gibt ein Bestimmungsmittel, ob eine Beobachtungsreihe für eine gewisse Folgerung hinreicht oder nicht. Jede Annahme gestattet einen erträglichen Fehler oder einen grössten Irrthum, dessen Anwesenheit die Richtigkeit des Schlusses nicht gefährdet. Man kann erst dann den wahrscheinlichsten Werth einer Beobachtungsreihe für eine Folgerung verwerthen, wenn die Gesamtsumme und die um kleine Grössen verminderten Mengen der Einzelfälle wahrscheinlichste Grössen liefern, deren Unterschiede den Werth des erträglichen Fehlers nicht überschreiten. Viele medicinische resp. statistische Schlusssätze beruhen auf Erfahrungsreihen, welche diese Prüfung nicht aushalten, Von Nutzen ist es, diese Sachlage wieder einmal zu betonen.

Es bildet ein stilles Zeugniß des Fortschrittes, dass man zur Zeit keine »exacte« Richtung der Physiologie mehr irgendwelchen anderen Richtungen gegenüberstellt. Dieser Fortschritt ist freilich kaum 10 Jahre alt. Heutzutage ist das Streben nach Exactheit bei jedem Beobachter selbstverständlich und die Frage nur die, wie weit derselbe billigen Anforderungen Genüge zu leisten vermocht hat. Wie im Leben, so zeichnet sich auch in der Wissenschaft der niedere Standpunkt durch den Aberglauben aus, der heute einen persönlichen oder sachlichen Götzen

auf den Thron erhebt und ihn morgen vergisst, der unmögliche Dinge als die Ergebnisse der höchsten Leistungen bewundernd annimmt, der ganz anderen Ursachen angehörende Folgen einem einzigen Eingriffe zuschreibt, weil man nur diesen kennt, der rathlos im Beobachten und Handeln die Zustände weder genau noch in anderer Weise als tappend und gewissermassen nach Laune verfolgen kann. Die denkenden Aerzte fordert der Vf. zur Beurtheilung auf, ob und in welchem Umfange diese Worte auf den Zustand der theoretischen Medicin, wie fast aller Fächer der praktischen Heilkunde passen.

Die Physiologie hat offenbar die Aufgabe die in den Organismen ablaufenden Prozesse mit allen Mitteln der Physik und Chemie ohne jede weitere Nebenrücksicht zu verfolgen. Sie ist ihrem Wesen nach angewandte Physik und Chemie und erhält hierdurch den Rang einer theoretischen Naturwissenschaft, für welche strengformulirte Ausdrücke der Gesetze und mathematische Theorien der Erscheinungen das letzte Ziel sind. Die Lehre von den elektromotorischen Eigenschaften der Muskeln und der Nerven bildet nun zum Beispiel eine Zierde der naturwissenschaftlichen Physiologie. Sie hat aber keinen wesentlichen Einfluss auf irgend einen praktischen Zweig der Heilkunde, nicht einmal auf die gegenwärtig so ausgedehnte Anwendung findende Elektrotherapie. Andererseits interessiert die Mechanik der Wirkungen der Gifte (zu denen alle wirksamen Arzneien gerechnet werden sollen) für jetzt mehr den Arzt als den Naturforscher. Je nachdem nun die Darstellung mehr die rein naturwissenschaftliche oder die ärztliche Seite der Physiologie berücksichtigt, wird sich die Physiologie nach dem Prin-

cip der Theilung der Arbeit in eine naturwissenschaftliche und eine ärztliche Physiologie zerpalten.

Es ist möglich, dass der Verf. mit dieser Voraussage Recht behält. Je grösser die Zahl und die Sicherheit der mit feinen physikalischen Hilfsmitteln angestellten Beobachtungen am Thierkörper wird, je mehr die mathematische Behandlung der erhaltenen Resultate als unumgänglich sich herausstellt, um so grösser wird notorisch auch die Anzahl der Aerzte, welche aussagen, dass mit der Kenntniss aller jener Erscheinungen und der Gesetze, nach denen sie vorläufig erklärt werden, für die Praxis absolut Nichts anzufangen sei. Nicht nur dass sie gegenwärtig nicht direct dafür verwerthet werden können, was unbedingt zugegeben werden muss, sondern dass sie auch ihrer inneren Natur nach für die Kenntniss und das Verständniss der am Krankenbette wahrzunehmenden, viel gröberen Erscheinungen niemals, auch in Zukunft nicht, in Frage kommen können, wird von Aerzten behauptet, welche nicht minder gute Praktiker sind, als sie eifrigst allen Fortschritten der theoretischen Medicin zu folgen pflegen. Wir sehen dabei ab von jenem grossen Theil des ärztlichen Publicums dessen fanatischer Hass gegen die mathematische Zeichensprache, wie A. Fick es ausdrückte, nur zu bekannt ist. Es liegt jedoch auf der Hand, dass der mit allen möglichen Gegenständen überhäufte Mediciner sich in diesen Dingen schon aus Mangel an Zeit keine wirklich Nutzen bringende Kenntniss verschaffen kann. Die oberflächlich angelernten Daten sind vergessen, noch rascher als sie erworben wurden, sobald der äussere Anlass sich damit zu beschäftigen hinweggefallen ist. Hat aber der

Eine oder Andre sich einmal aus eigenem Antriebe gründlichere physikalische und mathematische Vorkenntnisse verschafft, oder ist der Heisshunger nach chemischem Wissen über ihn gekommen, so sind bei jetziger Sachlage dieselben fähigen Köpfe dann meistens gründlich dazu verdorben, ferner noch auf dem Flugsande der pathologischen und therapeutischen Theorien sich zu bewegen.

Dem Mangel an Zeit kann abgeholfen werden. Die Hauptschwierigkeit liegt aber darin, dass das Verständniss der einschlagenden Lehren der normalen, wie der pathologischen Physiologie (der sogenannten allgemeinen Pathologie) desshalb nur sehr unvollkommen erreicht wird, weil so gut wie gar keine physikalische und mathematische Vorbildung bei der grossen Mehrzahl der Medicin-Studirenden auf manchen Universitäten vorausgesetzt werden kann. Hier liegt offenbar der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit, und es sind nur zwei Fälle möglich. Entweder die Schulbildung des künftigen Mediciners muss von Grund aus eine andere werden, als sie bisher war, und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen müssen in jeder Beziehung (wöchentliche Stundenzahl, Qualität der Lehrer, äussere Ausstattung der Vorträge, Maturitäts-Examina u. s. w.) in den Vordergrund treten. Oder der Verf. wird in nicht zu ferner Zeit Recht bekommen, was Ref. natürlich für ein Unglück halten würde: es wird sich eine Art von Physik der Organismen absondern, die mit den exact zu bestimmenden Vorgängen im lebenden Thiere sich wesentlich beschäftigen, und um welche der künftige Praktiker sich principmässig so wenig als irgend möglich bekümmern würde. So wie

die Sache ist, kann sie nicht bleiben; es ist möglich, die angedeuteten praktischen Consequenzen noch einige Jahre hinauszuschieben, aber nur zum Schaden der Fachmänner, der Praktiker und der Wissenschaft selbst. Entweder die Medicin wird angewendete Physik und Chemie, oder sie bleibt eine reine Erfahrungswissenschaft, welche einige Kenntniss aus allen möglichen oder doch möglichst vielen sonstigen Wissenschaften voraussetzt — eine dritte Wahl gibt es nicht.

Der Verf. will nun unter physiologischer Pathologie eine Behandlungsweise der ärztlichen Physiologie verstanden wissen, die der praktischen Heilkunde Mittel darbietet, naturwissenschaftlichere und daher fruchtbringendere Forschungs- und Erkenntniswege zu betreten. Man muss dann zwei Hauptpunkte im Auge behalten.

Die möglichst genaue Beobachtung der Erscheinungen bildet die vorzüglichste Grundlage aller Folgerungen. Sie wird um so befriedigender ausfallen, je schärfer man die Verhältnisse ausdrücken, je bestimmter man sie also in Zahlen wiedergeben kann. Die Unvollständigkeit der gegenwärtigen Untersuchungsweise des Kranken und die unberechtigten Schlüsse auf einer unzureichenden Grundlage erklären zum Theil den dem Naturforscher so ungenügend erscheinenden Zustand der heutigen Heilkunde. Die Physiologie kann die mannigfachsten Mittel zu genaueren Ausmessungen und so die Möglichkeit einer besseren Erkenntnis der Beschaffenheit und der Veränderung der Leidenszustände an die Hand geben. Die ärztliche Diagnostik wird allerdings durch die Benutzung derselben verwickelter werden. Der Praktiker darf aber nicht vergessen,

dass bleibende Früchte auf keinem Wissensgebiete ohne mühsame Aussaat geerntet werden.

Das pathologische Experiment erzeugt eine Krankheit, deren erste Ausgangsbedingung man kennt. Dieser Umstand lässt oft die Folgezustände richtiger beurtheilen, als die Leiden des Menschen, deren ursächliche Beziehungen zu einem grossen Theile verborgen bleiben. Man kann häufig die Eigenschaften der kranken Gebilde oder Vorgänge in Thieren vollständiger und mit feineren Hilfsmitteln, als in dem lebenden Menschen untersuchen. Solche Forschungen gestatten Rückschlüsse auf Erscheinungen, die dem praktischen Arzte vorkommen, ohne ihm in genügender Weise zugänglich zu sein. Die Richtungen, in denen Gifte und andere tief eingreifende Körper wirken, lassen sich auf dem Wege des Versuchs am genauesten verfolgen.

Der nächste Abschnitt (S. 22—43) beschäftigt sich mit den Formbestandtheilen der Nerven und Ganglien. Dabei sollen angeblich nur diejenigen Thatsachen betrachtet werden, welche für die Untersuchung regelwidriger Zustände von Bedeutung sind. Die in Extenso mitgetheilten Thatsachen sind aber theilweise von gar keinem praktischen Interesse. Dahin gehört die auf S. 23—26 und 31—37 stattfindende, weitläufige Erörterung der bekannten doppelbrechenden Eigenschaft des Nervenmarks. Der andere Theil würde wenigstens indirect von ärztlichem Interesse sein, insofern es sich um die microscopische Anatomie des Nervensystems überhaupt handelt. Von dieser nimmt nun aber unglücklicher Weise die Darstellung gar keine Notiz. Sie befindet sich noch genau auf dem Standpunkt des Jahres 1836. Alle seitdem gemach-

ten Entdeckungen, mit den Theilungen der Nervenfasern angefangen, die für Kunstproducte erklärt werden, sind spurlos in Nichts zurückgesunken. Nicht eine einzige wurde der Mühe einer an manchen Stellen so leicht ausführbaren Nachuntersuchung gewürdigt. Die Darstellung kennt nicht einmal die blassen Nervenfasern der sympathischen Stämme, nicht einmal die Nervenendigung in den Vater'schen Körperchen. Sie steht noch auf dem Standpunkt der Endschlingen, welche bekanntlich als Ausgang für alle weitere Forschung auf diesem Gebiete gedient haben.

Nach diesen Beispielen kann eine nähere Beleuchtung des betreffenden Abschnitts als überflüssig erachtet werden. Derselbe ist aber vollkommen werthlos. Nur eine früher schon mitgetheilte Erfahrung verdient, wie es scheint, Erwähnung. Die (Aussenglieder der) Retina-Stäbchen erweisen sich im polarisirten Lichte als positiv in Bezug auf die Längsaxe. Ihr Charakter ist also dem des Nervenmarks entgegengesetzt.

Der zweite Abschnitt: Mechanik der Nerventhätigkeit (S. 43—151) wird in der Einleitung ausdrücklich als für die Bedürfnisse des Physiologen von Fach, nicht des praktischen Arztes berechnet genannt. Was sollen aber die Physiologen mit Erörterungen anfangen, wie sie sich S. 45 über die Irritabilitätslehre finden? Ausgehend von der Vorstellung, dass die Muskelcontraction nach Erregung der motorischen Nerven nicht von einer Fernwirkung der letzteren abgeleitet werden könne, was gewiss unbezweifelt ist, wird nämlich behauptet: das die Unruhe der Nervenmoleculé nur einen kleinen Bezirk der benachbarten Muskeltheile zur Verkürzung anzuregen im Stande sei. Da sich dessen unge-

achtet die Muskelfaser in längeren Strecken zusammenziehe, so kann dieses nur dadurch geschehen, dass sich die Gleichgewichtsstörung eines Muskelquerschnitts auf den benachbarten überpflanzt. So wenig letzterer Satz zu bestreiten ist, so wenig wird dadurch die Fundamentalfrage berührt, ob nämlich irgend ein Muskelabschnitt auch ohne Erregung seines anatomisch zugehörigen Nerven zur Verkürzung angeregt werden könne. Dass es aber experimentell feststeht, wie ein Muskelabschnitt, der keine motorischen Endplatten und folglich weder doppelt-contourirte noch blasse Nervenfasern enthält (Ref.), dennoch zur Contraction gebracht werden könne, dass demnach die Haller'sche Irritabilitätslehre durch den Versuch bewiesen ist, scheint dem Verf. unbekannt.

Es steht ferner fest, dass nur Stromesschwankungen, nicht aber Stromesdichtigkeiten von beständiger Grösse Verkürzungen hervorrufen. Wählt man Abgleichungsgeschwindigkeiten von kleinen oder mässigen passenden Werthen, so erhält man nur eine Schliessungs- und keine Oeffnungszuckung bei absteigender und das Umgekehrte bei aufsteigender Richtung des den Nerven durchsetzenden Stromes. Da dieses bei sehr grossen Stromstärken nicht mehr der Fall ist, so soll das Grundgesetz der elektrischen Erregung nicht haltbar sein. Manche Leistungen des Froschpräparates rühren nur von den Misshandlungen her, die der Hüftnerf bei seiner Isolation und Durchschneidung erlitten hat. Sie fehlen schon, wenn man sich ähnliche Präparate aus dem Kaninchen oder dem winterschlafenden Marmelthiere bereitet, weil die dickeren Hüftnerven dieser Geschöpfe mehr vertragen können.

Fasst man Alles zusammen, so ergibt sich, dass die Nerven und Muskeln nicht die einzigen Thiergewebe sind, welche sich durch bedeutende elektromotorische Kräfte auszeichnen, obgleich freilich der bei weitem grösste Theil derselben ihnen beträchtlich nachsteht. Eine bestimmte Richtung des Nerven- und des Muskelstroms ist kein wesentliches Bedingungsmitglied der lebendigen Leistungen, da die Umkehrung der regelrechten Stromesrichtung den Eintritt der Nerven- oder Muskelverkurzung nicht nothwendigerweise ausschliesst, und die Thätigkeit ausnahmsweise von einer positiven statt einer negativen Schwankung des Nerven- oder des Muskelstromes begleitet sein kann. Der Elektrotonus bildet nur den Ausdruck der Beweglichkeit und der Wechselwirkung der Nervenmoleculé, steht aber sonst in keiner unmittelbaren Beziehung zu den lebendigen Wirkungen der Nerven. Er kann in faulenden oder entarteten Nerven wiederum stärker werden, sobald eine Umwandlungsstufe des Markes eintritt, welche eine entsprechende grössere Beweglichkeit der Moleculé zur Folge hat. Ist er geschwunden, so gelingt es bisweilen ihn durch den Einfluss der Erwärmung oder der elektrischen Schläge abermals hervorzurufen. Die Nervenwirkung und die Muskelverkurzung setzen zwar nur als Regel eine solche Massenbeschaffenheit voraus, dass der Nerven- und der Muskelstrom in einer der beiden entgegengesetzten Richtungen vorhanden sei und eine Schwankung desselben im Augenblicke der Thätigkeit auftrete. Da sie aber bei beiden entgegengesetzten Richtungen möglich bleiben, so lässt sich annehmen, dass sie auch bei dem allmäligen zeitlichen Uebergang der einen in

die andern, also auch bei dem Nullpunkte dieser Art von Stromesrichtungen möglich bleiben. Alle elektrischen Aussenwirkungen, der Strom und die Veränderlichkeit desselben können, freilich in schwächerem Grade, auftreten, wenn kein uns zu Gebote stehendes Reizmittel die Lebensleistungen mehr hervorzurufen vermag. Man sieht hieraus, dass die elektrischen und die lebendigen Eigenschaften hin und wieder aus einandergehen, eine Erscheinung, die bei der Betrachtung der Reizversuche noch von einer andern Seite her bestätigt werden kann. Die Richtungen der elektrischen Ströme, die unseren gegenwärtigen Prüfungsmitteln allein zugänglich sind, können daher keine entscheidende Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Lebenswirkungen liefern. Man darf also die Nervenkräfte nicht ohne Weiteres als elektrische ansehen. Die Schwankungen der elektromotorischen Wirkungen während der Thätigkeit der Nerven und der Muskeln bilden nur eine der Nebenfolgen, mithin einen einseitigen und unvollständigen Ausdruck der Molecularveränderungen, welche im Augenblicke der Wirkungen durchgreifen und die Beschaffenheit der Träger vielseitiger wechseln lassen. Selbst genaue quantitative Bestimmungen der Grössen der elektromotorischen Kraft der Nerven oder der Muskeln werden wahrscheinlich nicht mit Schärfe anzeigen, ob diese Theile durch mechanische Misshandlung, durch Kälte oder durch wiederholte elektrische Schläge geschwächt worden, ob sie in Todten- oder in Wärmestarre verfallen sind, ob das Nervenmark noch gar nicht sichtlich geronnen ist, die gewöhnliche faltige oder feinkörnige Gerinnung darbietet. Die eudiometrische Untersuchung der

die Muskeln umgebenden Gasmassen, der unmittelbare Anblick und die microscopische Prüfung belehren in dieser Hinsicht vollständiger.

Dass die hier aufgestellten Sätze den sonst auf dem Gebiete der thierischen Elektricität geltenden mehr oder weniger vollständig widersprechen, liegt auf der Hand. Das Grundgesetz für die Nervenregung lässt sich folgendermassen (S. 109) formuliren. Nennt man den Verlust an lebendiger Kraft, der die Fortpflanzung der Erregung begleitet, den nachträglichen Widerstand, und die Erregungsgrösse, welche an dem thätigen Endorgan, den Muskelfasern, oder den die Empfindung vermittelnden Ganglienkugeln anlangt, die wirkende Erregungsstärke, so lässt sich nach dem früher Dargestellten sagen, dass diese letztere dem Producte der durch die Dauer und die lebendige Kraft des Stoffes gemessenen Reizstärke und einer von der ursprünglichen Beschaffenheit der unmittelbar erregten Nervenstrecke und der des Erregers abhängigen Function der Summe der getroffenen Markelemente, getheilt durch die Summe des inneren, des äusseren und des nachträglichen Widerstandes der Markmasse gleicht. — Dass hiernach die gesuchte wirkende Erregungsstärke mit unseren jetzigen Hilfsmitteln unbestimmbar sein würde, leuchtet von selbst ein.

Das dritte Capitel (S. 151—320) handelt von der Ausmessung der Nervenwirkungen. An vielen Stellen verfällt darin die Darstellung in den oft gerügten Fehler, der die Hauptschuld trägt, wenn die exacte Methode sich unter den Aerzten keiner grossen Anerkennung zu erfreuen hat: nur immer recht viel messen zu wollen, gleichviel mit welchen Mitteln und zu welchen Zwecken. Als ob darin das unterscheidende Merkmal der

heutigen Physiologie läge, und als ob man nicht ganz exacte z. B. physikalische oder chemische Entdeckungen machen könnte, ohne einen einzigen messenden Versuch anzustellen. Der erste Absatz charakterisirt diese Art von vermeintlicher Exactheit am schlagendsten; es wird nämlich vorgeschlagen durch Messungen zu bestimmen, in wiefern die Muskelfasern durch die Todtenstarre undurchsichtiger werden.

Der erste Abschnitt (S. 151—228) bespricht die Muskeln und motorischen Nerven und zwar zunächst die Bestimmungen ihrer Leistungen durch physiologische Beobachtungen und Versuche (S. 151—218).

Die Arbeitsgrösse des thätigen Muskels muss mit Rücksicht auf die Zeit bestimmt werden, während welcher ein Gewicht auf eine bestimmte Höhe gehoben wurde. Man kann den Arbeitswerth in Grammen-Centimeter-Secunden ausdrücken. Indessen hat ein Muskel, der das gleiche Gewicht auf der gleichen Höhe doppelt so lange hält, als ein anderer, doch verhältnissmässig mehr als den doppelten Arbeitswerth geleistet, wegen des zu berücksichtigenden, aber freilich nicht scharf zu präcisirenden Einflusses der Ermüdung.

Gelegentlich wird aufmerksam gemacht auf die bekannte Thatsache, dass die Scalentheile, durch welche die Entfernung der Inductionsrolle von der inducirenden eines Schlitten-Elektromotors gemessen werden kann, keine unter sich unmittelbar vergleichbaren Zahlen-Werthe liefern, um die physiologische Thätigkeit des Inductionsstromes auszudrücken. Eine Menge von detaillirten Beschreibungen einzelner zu besonderen Zwecken construirter Apparate, einzelner

Experimente und abschweifender Erläuterungen aus dem Gebiet der Mechanik, Physik etc. füllen diese Unterabtheilung. Die folgende (S. 218—228) beschäftigt sich mit Untersuchungen an dem unversehrten Menschen unter regelrechten oder krankhaften Verhältnissen. Es wird vorgeschlagen dieselben Methoden der Aufzeichnung zu benutzen, welche die Arbeitsleistungen der Froschmuskeln unter bestimmten Verhältnissen zu messen geeignet sind. Es ist dabei übersehen, dass die letztere Bedingung am lebenden Menschen nicht erfüllt werden kann. Die Electrotherapie vermag weder einen einzelnen Muskel noch einen einzelnen Nerven isolirt zu reizen, und mithin können messende Versuche keine unter sich vergleichbaren Werthe liefern.

Untersucht man Fälle von Facialis-Lähmung, die eine Abnahme oder den Verlust des Verkürzungsvermögens unter dem Einfluss der Inductionsströme zeigen, so ergibt sich jedes Mal eine sehr deutliche Schliessungs- und Oeffnungszuckung, wenn man einen schwachen Kettenstrom anwendet. Tritt Besserung der Parese ein, so gewinnen wiederum die Inductionsströme, wie es auch im normalen Zustande der Fall ist, das Uebergewicht über die Kettenströme. Was sonst noch von Bestimmungen an Muskeln unter pathologischen Verhältnissen vorgeschlagen wird, beschränkt sich auf die Stärke mancher Muskelverkürzungen, auf die sogenannte innere Muskelarbeit, d. h. die auf die Einheit der Zeit und des Weges bezogene Leistung beim Gehen auf ebenem Boden, und endlich auf die Anweisung aus etwaigen offenen Wunden gelähmter Theile kleine Muskel- oder Nerven- (!) Stücke zu entnehmen, um daran den Durchsichtigkeitsgrad, den

Elasticitätsmodul, die doppeltbrechenden und electromotorischen Eigenschaften quantitativ zu bestimmen.

Die Leistungen der gesunden und kranken Empfindungsnerven (S. 228—320) werden nach den einzelnen Sinnen abgehandelt. Was die Lähmungen der Empfindungsnerven anlangt, so könnte man doch die auf Reizungen eintretenden Reflexbewegungen ihrer Grösse und Zeitdauer nach bestimmen. Es fragt sich nur, wie man die Intensität der Reize unter sich vergleichbar machen soll. Auch complicirtere Reflexbewegungen wie Niesen, Husten, Erbrechen etc. könnte man zu messen versuchen.

Nach dem Verfahren, dessen man sich bediente mittelst eines Fechner'schen Schallpendels die Festigkeit des Schlafes auszumitteln, könnte man auch die Leistungsfähigkeit eines kranken Gehörsinns zu ermitteln suchen. Was die Massformel der Empfindungen von Fechner anlangt, so bemerkt Verf. dass Herbart bereits 1812 für die Aenderung der Empfindlichkeit der Wahrnehmung Differentialgleichungen aufgestellt hat, deren Integration Exponentialfunctionen ganz ähnlicher Form liefert. Für die beginnenden Paraplegieen könnte die Befestigung eines Pinsels in senkrechter Richtung auf dem Kopfe eines aufrecht stehenden Menschen dazu dienen die ohne Zweifel beträchtlichen Schwankungen desselben auf einer wagrecht an den Pinsel gehaltenen berussten Platte abzuzeichnen. Was die Bestimmung des Raumsinnes der Haut betrifft, so verdient die Methode Volkmanns Berücksichtigung. Es soll danach mit der grössten Entfernung bei der man nur einen Punkt fühlt angefangen werden, dann schreitet man

zu immer bedeutenderen Entfernungen fort, bis der entschiedenste Eindruck zweier gesonderter Punkte zum Vorschein kommt und kehrt dann wiederum allmählig zu der Entfernung des unzweifelhaften Einfachfühlens zurück. Solche Beobachtungsreihen können dann wahrscheinliche Mittelwerthe und ein genaueres Urtheil über die Irrthumsgrößen möglich machen.

Im Uebrigen bietet der Abschnitt nur ein Excerpt der verschiedenen Leistungsfähigkeiten der Hautnerven und Angaben, wie man dieselbe quantitativ bestimmt hat oder doch in pathologischen Fällen bestimmen könnte.

Dasselbe gilt auch vom Geschmack (S. 252 bis 254). Die homöopathischen Mischungen würden über die Stärke des Geschmackvermögens Auskunft geben.

Beim Geruchsinne (S. 255—257) kann man Moschus oder Schwefelwasserstoff anwenden um eine echte Anodynie herauszufinden. Da man die Quantitäten nicht kennt, die von einem riechenden festen Körper in der Zeiteinheit fortgehen, so ist es vortheilhafter mit Gasen zu arbeiten. Diese füllt man in kurze Thermometerrohren von bekanntem Cubikinhalte, legt sie in mit atmosphärischer Luft gefüllte möglichst grosse Flaschen, deren Cubikinhalte ebenfalls bekannt ist, und zerbricht durch Schütteln der Flasche die dünnwandige Kugel des Thermometers. Auf diesem Wege kann man sich fast beliebig verdünnte Gasbeimischungen verschaffen.

Bei dem Gehörorgan (S. 257—269) wird darauf hingewiesen, dass die Entfernung in der man den Gang einer vom Ohr entfernt gehaltenen Taschenuhr noch vernehmen kann, ein

sehr unsicheres Mittel zur Bestimmung des sogenannten Grades der Taubheit darbiere.

Es ist nicht genug nach der bisherigen Untersuchungsmethode der otiatrischen Praxis die Schallstärken kennen zu lernen, welche pathologisch veränderte Gehörorgane eben noch zu erregen vermögen, sondern man soll oder sollte wenigstens auch die Fähigkeit, geringe Verschiedenheiten der Tonhöhen sowie des Klanges noch zu unterscheiden, zu bestimmen versuchen. In Bezug darauf ist zu bemerken, dass höhere Töne bei gleicher Stärke weiter gehört werden als tiefere; wonach also der Rhythmus der Schallwellen d. h. die Tonhöhe nicht ohne Einfluss ist auf die Tonstärke. Für das Auge findet etwas Analoges statt, denn die Intensität z. B. von violetten Strahlen erscheint *ceteris paribus* grösser als die der rothen. Das Roth schwindet bei schwacher Beleuchtung eher als das Blau. Doch kann auch das Umgekehrte stattfinden.

Die letzte Unterabtheilung (S. 269 – 320) handelt von der physiologischen Pathologie des Gesichtsinns. Die Sehweite ist für die verschiedenen Farben verschieden und kann mit Rücksicht hierauf am besten durch ein Spectroscop mit Schwefelkohlenstoffprisma oder einfacher mit Hülfe gefärbter Gläser bestimmt werden.

Mit Hülfe des Polariscope kann man Lichtstärken unterscheiden, welche nur um $\frac{1}{1000}$ verschieden von einander sind. Man muss aber die Messungen in nahezu einfarbigem Licht vornehmen.

Da es unter 10–20 Menschen durchschnittlich einen Daltonisten gibt, so ist die Maxwell'sche Farbenscheibe oder wieder das Spectroscop ein vielfach zu benutzendes Hilfsmittel. Die Blaublindheit ist bekanntlich viel seltener.

Die Aderfigur, wenn sie in erkrankten Augen zur Anschauung gebracht ist, lässt in sich auch Schatten von Blutergüssen und anderen undurchsichtigen Körpern, die sich an oder in der Retina befinden, in dem subjectiven Gesichtsfeld erscheinen.

Ueber die Bedeutung des ganzen Werkes wird sich erst urtheilen lassen, wenn der zweite, specielle Theil erschienen sein wird.

W. Krause.

Monumenti antichi di Dialectti italiani pubblicati da Adolfo Mussafia, Professore di filologia neolatina all' università di Vienna. Vienna, dall J. R. Tipografia di Corte e di Stato. In Commissione presso il Figlio di Carlo Gerold, librajo dell' J. R. Academia delle scienze. 1864. (Besondrer Abdruck aus den Sitzungsberichten der Wiener Akad. d. Wiss. Philol.-Histor. Cl. Band XLVI S. 113). 8vo. 123 S.

Herr Professor Mussafia, der sich schon manche Verdienste um die genauere Kenntniss der Romanischen Sprachen erworben hat, liefert in dem anzuzeigenden Werke einen schätzbaren Beitrag zu der Italiänischen Dialektologie. Den Haupttheil der Schrift bildet die Veröffentlichung von zwei schon früher von Ozanam, aber nicht mit genügender Sorgfalt herausgegebenen religiösen Gedichten De Jerusalem coelesti, eine Beschreibung des Paradieses, und De Babylone infernali, eine Beschreibung der Hölle, so wie

von fünf bisher unbekannten Gedichten, ebenfalls religiösen Inhalts: nämlich 3. Dell' amore di Gesù, die beglückenden Wirkungen der Liebe zu Jesus; 4. Del giudizio universale, vom Weltgericht; 5. della caducità della vita umana, von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens; 6. lodi della vergine, Lob der Jungfrau Maria; 7. preghiere, Gebete. Diese Publicationen gehen von S. 24—101 und sind mit aller wünschbaren Sorgfalt lesbar und verständlich gemacht, ohne den diplomatischen Anforderungen etwas zu vergeben. Die Gedichte sind nach einem einzigen Codex der St. Marcus Bibliothek in Venedig veröffentlicht, welcher aus 154 Blättern bestehend noch mehrere andere geistliche Gedichte enthält und die hier edirten auf Blatt 50—110 darbietet. Das erste De Jerusalem coelesti findet sich auch in einer Oxforder Handschrift, wie S. 23 nachgetragen wird. Der Herr Herausgeber hat sich nur erlaubt wenige und unvermeidliche Emendationen in den Text aufzunehmen und natürlich bei allen Veränderungen in den Anmerkungen unter dem Texte die Lesearten des Codex angegeben. Nicht wenige Anmerkungen sind auch der Erklärung des Sinnes gewidmet.

Haben diese Gedichte gleich äusserst wenig poetischen Werth, so ist ihre Bedeutung desto grösser für die Geschichte der italiänischen Sprache. Sie gehören einer Art von Schriftsprache an, welche sich in den zwei ersten Jahrhunderten der italiänischen Literatur im Norden Italiens neben der von Mittel-Italien, durch welche sie später verdrängt wurde, zu entwickeln begonnen hatte und manche — theilweis sich dem Französischen näherende Eigen-

thümlichkeiten zeigt, die nicht selten auch auf Besonderheiten der herrschend gewordenen italienischen Sprache ein helles Licht werfen; so z. B. ist es von allgemeinem phonetischen Interesse, dass sich das Eindringen von r hinter Dentalen, welches sich im gemein-italiänischen in registro (aus regestum) cilestro (aus coelestis) findet, in diesem Dialekt durchweg in dem Adverbia bildenden mente, z. B. solamentre erscheint. Es erinnert diess theilweis an die Aussprache der sogenannten Lingualen im Sanskrit und an die Entstehung analoger Laute in den übrigen indogermanischen Sprachen, worüber Bühler im Madras Literary Journal eingehender gehandelt hat und eine Recension dieser Abhandlung im nächsten Heft des Or. und Occ. von Justi zu vergleichen ist. Wir dürfen wohl in Zukunft ein näheres Eingehen in die Eigen thümlichkeiten dieses Idioms von Seiten des Herrn Herausgebers erwarten. Aber auch das schon hier gegebene (S. 8—22) in Betreff des phonetischen und grammatischen Charakters desselben, so wie insbesondere das im Glossar S. 102—123 für den lexikalischen beigebrachte verdient alle Beachtung, da es viele dankenswerthe Beiträge zur tieferen Erkenntniss der romanischen Sprachen gewährt.

Th. Benfey.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

11. Januar 1865.

Die sogenannte accessorische Intervention im Civilprocess. Von Dr. jur. J. Maxen, Privatdocenten (jetzt Professor) an der Universität Göttingen. Giessen 1864. Ferversche Universitätsbuchhandlung. 114 S. Oct.

Das Prioritätsverfahren im Concurprocess. Von Dr. iur. J. Maxen. Giessen 1865. Verlag von Emil Roth. 45 S. 8.

Als ich im 42. Stück des Jahrgangs 1863 dieser Blätter »das Concurverfahren« von Fuchs zur Anzeige brachte, vermisste ich in demselben wie in andern über Concurprocess bislang erschienenen Schriften eine wissenschaftliche Construction des Prioritätsverfahrens und des Verhältnisses desselben zu dem Liquidationsverfahren. Dadurch wurde ich zu einem eingehenderen Studium der juristischen Natur des Prioritätsverfahrens veranlasst. Während ich diesem Studium, so weit es anderweite Arbeiten gestatteten, mit Eifer oblag, reifte in mir der Entschluss, die auf diesen Gegenstand

bezüglichen Fragen in einer besondern Abhandlung zu erörtern und diese Erörterungen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Bei diesen Erörterungen fragte es sich zunächst, welche Stellung diejenigen Gläubiger, welche einem andern Gläubiger das von demselben für seine Forderung in Anspruch genommene Vorzugsrecht bestreiten, diesem Gläubiger gegenüber rechtlich einnehmen? Bei Prüfung dieser Frage gelangte ich zu dem Resultate, dass die Stellung dieser Gläubiger zu jenem Gläubiger nach den Grundsätzen der sog. accessorischen Intervention zu beurtheilen sei. Um das zeigen zu können, wollte ich eine kurze Darlegung der Grundsätze über Intervention einschieben, und bei dieser Gelegenheit wollte ich zugleich meine von der herrschenden Theorie abweichenden Ansichten über diesen Gegenstand näher darlegen. Allein diese Erörterung einer Frage, welche ich zunächst bloss als eine Vorfrage erörtern wollte, nahm allmählich einen grössern Umfang an, als ich vorausgesehen hatte, und da sie in diesem Umfange nicht wohl eine Zwischenerörterung in der Abhandlung über das Prioritätsverfahren bilden konnte, so entschloss ich mich, jene Erörterung vorab unter dem Titel: die sog. accessorische Intervention u. s. w. separat zu veröffentlichen. Auf der durch diese Abhandlung gewonnenen Grundlage begann ich dann von neuem die Arbeiten über das Prioritätsverfahren, und veröffentlichte dieselben unter dem Titel: das Prioritätsverfahren im Concurssprocess.

So viel über die Entstehung und den Zusammenhang beider Abhandlungen.

In der ersten Abhandlung habe ich zunächst

zu zeigen gesucht, dass zwei Arten der Intervention unterschieden werden müssen, nämlich

1. eine vom Willen des Interventen abhängige, und

2. eine vom Willen des Interventen unabhängige Intervention.

Als eine abhängige Intervention in diesem Sinne betrachte ich die Intervention des Regresspflichtigen im Process des Regressberechtigten. Hier musste ich mich genauer aussprechen über die Voraussetzungen der Regressklagen (§ 5), über die rechtliche Stellung des Regresspflichtigen zum Process des Regressberechtigten (§ 6), über die juristischen Motive, worauf diese Intervention beruht (§ 7), so wie über das Verhältniss derselben zur Litisdenuntiation als einem dem Regressberechtigten zu dem Ende gegebenen Mittel, um den Regresspflichtigen zur Intervention veranlassen zu können.

Als eine vom Willen des Interventen unabhängige Intervention betrachte ich die Intervention desjenigen Dritten, dem das in dem anhängigen Processe gegen die eine Partei ausfallende Urtheil ausnahmsweise präjudicirt, der den Inhalt dieses Urtheils als unbestreitbare Norm für die Beurtheilung eines zwischen ihm und einer der Parteien bestehenden oder doch in Frage kommenden Rechtsverhältnisses gegen sich gelten lassen muss. Hierbei kam es nun vorzugsweise darauf an, die Fälle dieser Intervention einer genaueren Prüfung zu unterziehen, welche in den Quellen erwähnt werden. Demnach ist denn ausführlicher die Rede von der heutzutage nicht mehr practischen Intervention des Vertretenen im Process seines Vertreters (§ 10), von der L. 63. D. de re judicata 42. 1 (§§ 11. 12. 13. 14), von der Intervention der Legatare in

dem zwischen dem Testaments- und dem Intestaterben über die Gültigkeit des Testaments anhängigen Prozesse (§ 15), von der Intervention desjenigen, dem eine res litigiosa legirt ist, in dem bezüglich dieser Sache vom Erblasser begonnenen und vom Erben fortgesetzten Vindicationsprocesse (§ 16), und von der angeblichen Intervention des Bürgen im Process des Gläubigers gegen den Hauptschuldner (§ 17).

Nachdem in dieser Weise unter Festhaltung der Unterscheidung zweier Arten der Intervention die verschiedensten Fälle einer zulässigen Intervention und die Voraussetzungen derselben dargelegt sind, folgt gewissermassen als zweiter Theil der Abhandlung eine Darlegung der rechtlichen Grundsätze über die processualische Stellung des Intervenienten zum anhängigen Process und zu den streitenden Parteien. Hier galt es Fragen zu lösen, welche bislang wenig oder gar nicht sind erörtert worden, insbesondere die Frage, ob der Intervenient als Streitgenosse oder bloss als ein selbständig berechtigter Streitgehülfe des Intervenenten zu betrachten sei, ferner die Frage, wie weit der Intervenient neben und bezw. statt des Intervenenten processualisch thätig werden könne, und welche Bedeutung diese Thätigkeit des Intervenienten den streitenden Parteien und dem Richter gegenüber habe. Diese Fragen habe ich in den §§ 19 bis 22 unter Berücksichtigung der beiden Arten der Intervention ausführlich zu beantworten gesucht. Daran schliesst sich zuletzt eine Erörterung über die Zeit des Beitritts des Intervenienten zum Process (§ 23), und über die Form der Betheiligung des Intervenienten an demselben (§ 24).

In der zweiten Abhandlung bin ich, um

das Prioritätsverfahren juristisch zu construiren, davon ausgegangen, dass die Vorzugsrechte im Concurse, sowohl die auf einem privilegium exigendi, als die auf einem Pfandrechte beruhenden, als rechtliche Qualitäten der angemeldeten Forderungen zu betrachten sind (§ 2). Daraus ergab sich dann als Consequenz von selbst, dass die Vorzugsrechte nicht selbständig, sondern nur in Verbindung mit der bezw. Forderung in einem und demselben Processe des bezw. Gläubigers gegen den Cridar (Contradictor) geltend gemacht werden können (§ 3). Hiernach steht denn als Partei dem ein Vorzugsrecht in Anspruch nehmenden Gläubiger einzig und allein der Cridar gegenüber. Nun bilden aber die in den Specialprocessen der einzelnen Gläubiger ergehenden Endurtheile die Grundlage des Distributionsverfahrens, es muss also jeder Gläubiger das zu Gunsten eines anderen Gläubigers ausfallende Urtheil über Existenz und Vorzugsqualität der von demselben angemeldeten Forderung bei der Distribution nöthigenfalls gegen sich gelten lassen (§ 4).

Daraus ergibt sich wieder, dass der einzelne Gläubiger an dem Ausgange des Specialprocesses eines anderen Gläubiger in zweifacher Rücksicht rechtlich interessirt sein kann, nämlich

1. in Rücksicht auf die dort erwartete Entscheidung über Existenz — Liquidität — der angemeldeten Forderung, und

2. in Rücksicht auf die dort erwartete Entscheidung über die Vorzugsqualität dieser Forderung, dass demnach derso interessirte andere Gläubiger in jenem Specialprocesse interveniren kann,

1. um die Existenz der angemeldeten Forderung, und

2. um die für diese Forderung in Anspruch genommene Vorzugsqualität zu bestreiten (§ 5). Auf diesen Fall der Intervention sind sodann (§ 6) die von der Intervention überhaupt geltenden Grundsätze angewandt, wie sie in der ersten Abhandlung entwickelt sind.

Hiernach habe ich denn, um dem Begriffe eines Prioritätsstreites im eigentlichen Sinne näher zu kommen, im § 7 die Möglichkeit einer Trennung der durch die Anmeldung der Gläubiger veranlassten Specialprocesse betrachtet, der Trennung nämlich in eine separate gerichtliche Verhandlung über die Liquidität — Existenz — der angemeldeten Forderung, und in eine zweite separate gerichtliche Verhandlung über die für diese Forderung in Anspruch genommene Vorzugsqualität. Hiernach erscheint dann diese zweite Verhandlung als ein Prioritätsstreit, d. h. als ein Streit zwischen einem Gläubiger und dem Cridar (Contradictor) über ein von dem ersteren beanspruchtes Vorzugsrecht, als ein Streit, in welchem auf Seite des Cridars die bei der Nichtexistenz jenes Vorzugsrechtes interessirten Gläubiger interveniren können, um jenes Vorzugsrecht zu bestreiten. Nachdem ich sodann noch gezeigt habe, in welcher abhängigen Verbindung der Prioritätsstreit in diesem Sinne mit der gerichtlichen Verhandlung über die Liquidität der angemeldeten Forderung steht, betrachte ich im § 8 die besondere Gestaltung, welche der einzelne Prioritätsstreit dadurch bekommt, dass vom Concursgericht ein sog. Locationsentwurf aufgestellt wird, und schliesse die Abhandlung mit dem § 8, worin ich zu zeigen suche, was Wahres an dem an sich falschen Satze ist, die Prio-

ritätsprocesse seien Processe der Gläubiger unter einander.

J. Maxen.

Kirchliche Ethik vom Standpunkte der christlichen Freiheit, dargestellt von Bernhard Wendt. I. Einleitung in die Ethik. Entwicklungsgeschichte der christlichen Freiheit in der Kirche und Theologie. Leipzig. Bredt. 1864. XXVII u. 345 S. in Octav.

Meistens ist es nicht geboten oder nicht erlaubt, dass die literarische Kritik sich mit der Person eines Schriftstellers beschäftigt. Der Verf. des vorliegenden Buches hingegen drängt uns in der Vorrede Mittheilungen und Andeutungen über seine Schicksale auf, die wir nicht anders als aus der Absicht verstehen können, für seine Schriftstellerei ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Er ist ein Mecklenburgischer Candidat der Theologie, eifriger und, wie wir sehen werden, einseitiger Lutheraner, der seit vier Jahren eine seltene literarische Fruchtbarkeit entwickelt hat. Er benutzt nun die Vorrede dieses Buches, um auf frühere Schriften aufmerksam zu machen, die er der Bestreitung von Kliefoth's Lehre von der Kirche gewidmet haben will, und introduciert seine auf den Begriff der wahren christlichen Freiheit gerichtete Ethik als die Hinweisung auf den richtigen Mittelweg zwischen Kliefoth's kirchlichem Nomismus und Baumgarten's christlichem Antinomismus. Er kann ferner bei dieser Gelegenheit auch nicht seine Zustimmung wie seine

Bedingungen für die deutschen Freiheitsbestrebungen unterdrücken, weil er seine Vorrede am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig geschrieben hat. Er stellt sich endlich als Streiter für die christliche Freiheit dar, indem er eine frühere Schrift über die Kirche veröffentlicht habe, trotz des Verbotes der theol. Fac. zu Rostock, die derselben doch früher den Preis ertheilt hatte. Und er will als Märtyrer für die christliche Freiheit angesehen werden, indem er von der kirchlichen Behörde in Mecklenburg-Schwerin aus einer kirchlichen Dienststellung entlassen worden ist. Fügen wir überdies hinzu, dass er die Einleitung in die Ethik zwar mit dem demüthigenden Bewusstsein von der Geringfügigkeit seiner Kräfte herausgibt, aber zugleich mit der freudigen Gewissheit, dass Gott in seiner Schwachheit (wie in der des Apostels Paulus) mächtig gewesen ist, — so scheint seine Befähigung zu dem vorliegenden Werke in glänzender Weise zum Voraus erwiesen zu sein. Leider liegt nur schon in der Theol. Zeitschrift von Dieckhoff und Kliefoth (5. Bd. 4. Heft) eine Erklärung aus dem Schoosse der Rostocker theol. Facultät vor, welche die Differenz zwischen derselben und dem Cand. Wendt ganz anders als dieser und sehr zu dessen Ungunsten darstellt, und einen Conflict desselben mit der Mecklenburgischen Kirchenbehörde, in welchem ihm Unrecht geschehen wäre, durchaus in Abrede stellt. Das vorliegende Buch aber ist von solcher Art, dass es keinesweges die anspruchsvolle Vorrede rechtfertigt, sondern nur zu sehr zu den Angaben jener öffentlichen Erklärung über Hrn Wendt passt. Das Buch ist mit Gewandtheit und Lebhaftigkeit, aber zugleich mit dem phrasenhaften Pathos geschrieben, welches natürlich den Verdacht

eines Mangels an Urtheil erweckt. Die Aufgabe, die der Verf. sich gesetzt hat, ist nun auch völlig verkehrt aufgefasst. Endlich hat sich der Verf. eines zusammenhängenden Studiums der Quellen entschlagen; er arbeitet fast ausschliesslich nach secundären Quellen, und nicht einmal nach den neuesten Darstellungen, die ihm zugänglich waren; geschweige denn dass sein Apparat von Monographien vollständig ist. Vieles in dem Buche endlich scheint nur aus Handbüchern geschöpft zu sein.

Der Verf. will die Entwicklung der christlichen Freiheit in der Kirche und in der Theologie schildern, d. h. doch wohl die Veränderungen in der christlichen Sitte und in der ethischen Theorie. Nun gilt ihm als Correlat der christlichen Freiheit die christliche Kirche (S. 18), und unter den verschiedenen Gestalten, welche dieselbe im Laufe der Geschichte angenommen hat, gilt ihm die lutherische Kirche als die Normalkirche (S. 271), weil ihre Absicht und ihre Grundsätze mit der apostolischen Epoche der Kirche übereinstimmen. Indem er sich als correcter Lutheraner durch möglichste Ungerechtigkeit gegen die Reformirten (S. 19. 247) und durch hämische Seitenblicke gegen die evangelischen Unionsbestrebungen (S. 299) zu legitimiren sucht, sieht er in dem Grundsatz und in der Praxis der Rechtfertigung durch den Glauben den zureichenden Grund der christlichen Freiheit, welche durch ihre Gebundenheit an Gottes Wort die wahre ist. Er erreicht dann durch die Art seiner Geschichtsbetrachtung folgende erhebende Anschauung von der Entwicklung der christlichen Freiheit. Auf die normale Freiheit und das normale Freiheitsbewusstsein der apostolischen Kirche folgt die so-

wohl judaistische als ethische Unfreiheit des Katholicismus. Auf die richtige Wiedergewinnung der richtigen Freiheitsprincipien durch Luther folgt die judaistische Unfreiheit des Orthodoxismus und Pietismus, und die heidnische Unfreiheit der Aufklärung, des Rationalismus und des Pantheismus. Endlich empfängt die aus den deutschen Freiheitskämpfen geborene neue sittlich religiöse Freiheit durch die Hand des Verfs die Weisung, sich auf den Grundlagen der Reformation Luthers und der apostolischen Kirche zu begründen. Eine Entwicklung durch diesen Wechsel in der Kirchengeschichte nachzuweisen, hat sich nun der Verf. gar nicht die Mühe gegeben. Die unfreien Standpunkte werden bezeichnet als solche, welche eben allmählich von der Kirche eingenommen wurden, ohne dass den Gründen der Abweichung des Katholicismus von der Paulinischen Lehre nachgeforscht würde, ohne dass die Wurzeln des Orthodoxismus in Luther und Melanchthon auch nur geahnt, und ohne dass die bekannten Motive für die Aufklärung und den Rationalismus geordnet und vollständig vorgeführt würden. Luther ist für den Verf. das Muster der Vollkommenheit, auch als der deutscheste Mann; und so wie dieses Ideal dem Verf. nie aus dem Sinne kommt, so verleiht er seinem Stoffe keine andere Art der Verbindung, als dass er alle Gestalten des christlichen Lebens und der christlichen Ethik an ihrem Abstände von der lutherischen Normalkirche misst. In einer bis zum Ueberdruß widerwärtigen Weise, aber in der naivsten Renommisterei für sein Lutherthum kanzelt er alle Welt, Kirchenväter und Scholastiker, Pietisten und Aufklärer darüber ab, dass sie nicht der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung an-

hängen, von der aus sich die christliche Freiheit von selbst macht! Vielleicht auch eine solche Freiheit von Quellenstudium und gewissenhafter Forschung, wie bei dem Verfasser?

Derjenige Begriff, welcher der subjectiven christlichen Freiheit entspricht, und aus welchem der Inhalt derselben abgeleitet werden muss, ist nun aber gar nicht der Begriff der Kirche, sondern, wie der Verf. aus den Reden Christi lernen konnte, der des Reiches Gottes. Allerdings nach katholischer Auffassung deckt sich mit demselben die Kirche. Die altprotestantische Ansicht weiss zwar beide Grössen zu unterscheiden, aber sie hat das Reich Gottes als den Gegenstand der christlichen Hoffnung in ziemliche Ferne gestellt. Erst das positiv evangelische Leben der neuern Zeit stützt sich in demselben Maasse auf die Erkenntniss des absoluten ethischen Werthes jener Grösse, als es sich über die Schranken des Confessionskirchentums zu erheben vermag. Eine Entwicklung, also ein Fortschritt der christlichen Freiheit wie der ethischen Theorien kann auch nur erkannt werden von der Würdigung dieses Begriffs aus, und indem der relative Werth des Confessionskirchentums nach dem Verhältniss zu jener höchsten Aufgabe des christlichen Lebens bemessen wird. So entzieht sich freilich die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, von vornherein dem selbstgefälligen Massstabe, den derselbe unreif genug ist überall zu handhaben; unreif auch in der Hinsicht, dass er vor lauter Deutschthümelei gar nicht aufmerksam geworden ist auf die so bedeutsamen und einflussreichen Gestalten des Puritanismus, Independentismus, Methodismus, Baptismus, und kein Wort übrig hat für die evangelischen Missionsbestrebungen!

— Jede concrete Darstellung des christlichen Lebens muss ferner vor allen Dingen darauf achten, wie das Verhältniss desselben zur Welt vorgestellt und ausgeübt ist. Hierin liegt der Schlüssel für die Erklärung der Veränderungen die in den verschiedenen Epochen erreicht werden. Das Christenthum wurde hauptsächlich deshalb katholisch, weil die Kirche in ihrer ursprünglichen Gleichgültigkeit gegen Welt, Staat und bürgerliche Gesellschaft, und um sich selbst in ihrem Bestehen zu sichern, eine Menge politischer Attribute an sich ausbilden musste. So als Staat ausgebildet trat die Kirche in die Epoche, in der der römische Staat sie anerkannte. Die Kirche ging nun in den byzantinischen Staat auf, indem sie dessen Haupt mit der Weihe religiöser Attribute ausstattete. Im Abendlande hingegen erhielt sie ihren Gegensatz zum weltlichen Staate, und schritt deshalb zur politischen Unterordnung desselben unter sich vor, um dem Staate unter dieser Bedingung göttliche Richtung und gottgemässen Werth zu verleihen. Die Reformatoren hingegen erkannten dem Staate und seinem Rechte Selbständigkeit und göttliche Gewährleistung eigenthümlicher Art zu. Aber indem die geschichtlichen Umstände dem Staate die Leitung der evangelischen Kirche in die Hände spielten, wurde theils die evangelische Kirche zu einem Staatsinstitute herabgesetzt, die Religion kam zu einem staatlichen Erziehungsmittel und die Theologie zum Rationalismus herab; theils suchte die Kirche ihre Selbständigkeit gegen den Staat zu wahren, erreichte aber dies Ziel nur in der Gestalt mehr oder weniger puritanischen Sectenthums. Ueber die Stellung und Richtung des christlichen Lebens in der Gegenwart wird man streiten können.

Für mich deutet die ethische Aufgabe, die in dem Reiche Gottes erkannt wird, auf das Streben nach innerer Ueberwindung der Welt und Durchdringung der ganzen Gesellschaft mit dem religiös-sittlichen Motiv. Von diesen Gesichtspuncten aus würde sich nun jedenfalls eine andere Auswahl und Anordnung des Stoffes ergeben, als welche der Verf. getroffen hat. Natürlich ist dieselbe auf der einen Seite unvollständig genug, auf der andern Seite verschont er uns nicht mit der üblichen Skizze der neuern Philosophie, die man wahrlich in solchem Buche nicht erwartet.

Zur Würdigung des Buches führe ich nur noch einige Proben der schätzbaren Kenntnisse und der eigenthümlichen Einsichten des Verf. an. Herr W. vindicirt der reformirten Kirche den Grundsatz, den Geist des Einzelnen oder der Gemeinde über das göttliche Wort zu erheben (S. 19); Zwingli hat einen platt rationalistischen Geist, Calvins Prädestinationslehre beruht nicht auf lebendigem Glauben, sondern auf einem philosophischen Gedanken, um dessen willen die christliche Heilsordnung und Glaubenserfahrung aufgeopfert werden (S. 241). Luther hat sich freilich in der Schrift über den unfreien Willen in manchen Ausdrücken einer prädestinationischen Schroffheit genähert, aber Hr. W. weiss für gewiss, dass Luther später davon völlig zurückkam (S. 238). Und doch ist auch Hr. W. selbst so von Calvins Gift verdorben, dass er das Abendmahl für das Siegel der christlichen Freiheit erklärt (S. 84) und Luthern den Grundsatz Calvins über die Busse unterschiebt, dass dieselbe von der freien Gegenliebe gegen den Erlöser ausgehe (S. 222). Was man Luthern als Eigensinn und Rechthaberei vorgeworfen hat

ist nichts als freier Liebesseifer für das Seelenheil seiner Mitmenschen (S. 235). An Luthers Ausspruch, dass der Brief des Jakobus eine stroherne Epistel sei, kann man nur Anstoss nehmen, wenn man Kraftaussprüche nicht leiden kann, dennoch ist der Wahrheit gemäss, dass der Brief, den Hr. W. natürlich aufs Gründlichste versteht, keine evangelische Art an sich hat (S. 57). Am Schlusse des Buches jedoch erklärt der Verf. mit Anwendung des ausschliesslich von Jakobus entlehnten Ausdruckes, dass das Gesetz der Freiheit das Lebensgesetz der Kirche sein werde. Von Melancthons synergistischer Lehrweise hält der Verf., dass sie ein verdienstliches Mitwirken des Menschen zu seiner Bekehrung als sittlich berechtigt anerkennt (S. 246). Spener hob bei Weitem nicht genug hervor, dass nicht das Leben im Glauben sondern der Inhalt des Glaubens, die Gerechtigkeit Christi, den Menschen vor Gott gerecht macht (S. 297). Die Richtung des Philosophen Chr. Wolff war eine vorwiegend empirische (S. 280). Die deutsche Kirche ist von Gott dazu bestimmt gewesen, in der allgemeinen christlichen Kirche die vornehmste Trägerin der christlichen Freiheit zu werden (S. 227); — diese durch ihre Abhängigkeit vom Staate verkümmerte und in ihrer Aufgabe so sehr gestörte Kirche! Vom scholastischen Nominalismus weiss Hr. W. dass er nirgends ein absolut gewisses Dogma, nirgends eine untrügliche Auctorität habe gelten lassen, sondern jedem Einzelnen das Recht gegeben habe, die kirchlichen Satzungen einer Kritik zu unterwerfen (S. 169). Mit besonderer Betonung verwendet der Verf. den berüchtigten abgeschmackten Ausdruck: Theologie der Rhetorik zur Kennzeich-

nung der Scholastik (S. 176. 182). Ich will aber Herrn W. durchaus nicht mit den Scholastikern zusammenstellen, indem ich hiemit von seinen misslungenen Uebungen theologischer Rhetorik Abschied nehme.

A. Ritschl.

Elemente der Theorie der Functionen einer complexen veränderlichen Grösse. Mit besonderer Berücksichtigung der Schöpfungen Riemanns bearbeitet von Dr. H. Durège. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1864. In Octav.

Die Arithmetik beginnt ihre Untersuchungen auf dem einfachen Gebiete der absoluten ganzen Zahlen. Aber es stellt sich sehr bald die Nothwendigkeit heraus, dieses Zahlengebiet zu erweitern und zu vervollständigen. Die Beschränkung in der Ausführbarkeit der Subtraction, der Division und der Wurzelausziehung (aus absoluten Zahlen) wird gehoben durch Herstellung der algebraischen (pos. und neg.), der gebrochenen und der irrationalen Zahlen. Durch die letzteren wird zugleich der Begriff der stetigen Veränderlichkeit einer Zahl, der Grundgedanke der Infinitesimalrechnung eingeführt. Es bleibt nach diesen Erweiterungen des Zahlengebietes noch eine Schwierigkeit zu heben, insofern in demselben die Wurzel aus einer negativen Zahl nicht angegeben werden kann, wenn der Wurzelexponent gerade ist. Die Hebung dieser Schwierigkeit ist bekanntlich erst in der

neuesten Zeit erfolgt. Die bedeutendsten Mathematiker bis auf Cauchy (und in seinen früheren Arbeiten dieser selbst noch) haben die s. g. imaginären Zahlen gar nicht als Zahlen anerkannt. Es hat freilich nicht an Versuchen gefehlt, diese Beschränkung zu beseitigen. Aber keiner derselben hat sich allgemeine Beachtung und Anerkennung erringen können, bis Gauss (in den Gött. gel. Anz. 1831. Stück 64) die Reihe der rein imaginären (der lateralen) Zahlen rechtwinklig durch den Nullpunkt der reellen Zahlenreihe legte und damit das Zahlengebiet auf zwei Dimensionen, auf eine Zahlenebene, ausdehnte. Hiernach musste auch die Theorie der Functionen umgestaltet werden, da nun die Variablen nicht nur die reelle Zahlenlinie durchlaufen, sondern irgendwie in der Ebene der complexen Zahlen sich bewegen können. Namentlich mussten die elliptischen Functionen, von Gauss, Jacobi und Abel in ihrem wesentlichen Charakter, der doppelten Periodicität erkannt, auf eine allgemeine Theorie der Functionen von complexen Variablen hinleiten. Die ersten Arbeiten auf diesem Gebiete und namentlich die Untersuchung von Integralen zwischen complexen Grenzen verdanken wir Cauchy. Nach ihm hat Puiseux eine systematische Darstellung der Theorie der algebraischen Functionen gegeben, die auch durch Hermann Fischer (Halle 1861) eine ziemlich unglückliche deutsche Uebersetzung gefunden hat. Vor allen ausgezeichnet aber sind die Arbeiten von Riemann durch die Originalität und Tiefsinnigkeit der Methode wie durch die grossartige Allgemeinheit der gewonnenen Resultate. Mit diesen Arbeiten kann die von Cauchy's Nachfolgern in Frankreich ausgebildete Methode den Vergleich in keiner Weise

aushalten. Gleichwohl ist es die letztere, die rasch eine Verbreitung in weiteren Kreisen gefunden hat. Es ist auch zu natürlich, dass das Unvollkommnere dem Vollkommneren vorangehe. Zudem verstehen es die Franzosen auch auf den abstractesten Gebieten der Mathematik aus ihren Entdeckungen in eleganter Weise kleine Münze zu machen. Das Lehrbuch von Briot und Bouquet über die doppelt-periodischen Functionen hat sich mit Recht auch bei uns einen grossen Kreis von Freunden erworben. Es gibt in leicht verständlicher, präciser und eleganter Sprache zunächst die Theorie der Functionen complexer Variabeln im Allgemeinen und darauf die Anwendung auf die doppelt-periodischen, insbesondere die elliptischen Functionen.

Ich citire das Buch von Briot und Bouquet hier nicht, um es den Arbeiten Riemann's gegenüberzustellen. Die »Grundlagen für eine allg. Theorie der Functionen einer veränderlichen complexen *) Grösse« (Inaug. Dissert. Göttingen 1851) und die »Theorie der Abelschen Functionen« (Crelles Journal Bd 54) sind keine Lehrbücher. Sie geben auf wenigen Bogen die reichste Fülle neuer Entdeckungen. Die knappe Sprache und der Reichthum des Inhalts erschweren das Studium sehr und machen es dem Anfänger fast ganz unzugänglich. Daher ist es keineswegs unverdientlich, den reichen Zuwachs, den die Wissenschaft durch Riemanns Arbeiten gewonnen, durch ein gutes Lehrbuch gewissermassen populär zu machen. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind aber nicht zu gering anzuschlagen, und es fehlt in der

*) So hätte auch Durège auf dem Titel seines Buches schreiben sollen, nicht complexen veränderlichen Grösse.

That nicht an verunglückten Versuchen. Ist in den Original-Abhandlungen jedes Wort, jede Wendung aufs reiflichste erwogen, so muss der Bearbeiter sich dadurch zu gleicher Sorgfalt aufgefordert fühlen. Und je höher der wissenschaftliche Gewinn, um so bedeutender sind natürlich die Schwierigkeiten einer leicht verständlichen und doch durchaus strengen und präcisen Darstellung.

Der Verf. des vorliegenden Buches, der sich bei einem grössern mathematischen Publicum bereits durch seine elementare Darstellung der elliptischen Functionen auf das vortheilhafteste eingeführt hat, stellt sich hier die eben bezeichnete Aufgabe. Die Arbeiten Riemanns, soweit sie die allg. Theorie der Functionen einer complexen Variabeln betreffen, erscheinen hier in einer für weitere Kreise bestimmten Darstellung, und eine nähere Betrachtung des Buches zeigt, dass der Versuch als ein glücklicher bezeichnet werden muss. Man erkennt auf jeder Seite, dass der Verf. mit Liebe in den Geist der Riemannschen Arbeiten eingedrungen ist, und dass er es verstanden hat, diesen Geist möglichst frei von fremder Beimischung in eleganter und leicht fasslicher Sprache wiederzugeben. Man könnte allerdings geneigt sein zu fragen, warum bei einer systematischen Verarbeitung des Gegenstandes nicht auch die Leistungen Cauchys mit herangezogen sind. Doch soll daraus dem Buche kein Vorwurf gemacht werden. Was für einen Einblick in den historischen Entwicklungsgang dadurch verloren geht, ist ein Gewinn für die einheitliche und abgerundete Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes der Theorie.

Die Einleitung beginnt mit einem historischen Ueberblick über die allmähliche Entwicklung der

Lehre von den imaginären Zahlen. Es wird hervorgehoben, dass jede Erweiterung des Zahlengebietes auch erweiterte Definitionen der verschiedenen Rechnungsarten verlangt, und dass bei der neuen Feststellung der Definitionen zwar völlige Willkür herrscht, aus Zweckmässigkeitsgründen aber diejenigen erweiterten Definitionen wirklich anzunehmen sind, welche am einfachsten und ungezwungensten die früheren engeren in sich enthalten.

Der erste Abschnitt handelt über die von Gauss herrührende geometrische Darstellung der imaginären (und complexen) Zahlen in der Zahlenebene, so wie von der erweiterten Definition und der Ausführung der vier Grundoperationen. Nach Erläuterung der geometrischen Auffassung der Veränderlichkeit einer Grösse als einer Bewegung in der Zahlenebene (§ 3) geht der 2te Abschnitt zu den Functionen einer complexen Variabeln über. Zunächst wird der Begriff der Function erweitert und unabhängig gemacht von der Existenz eines mathematischen Ausdrucks, vermöge dessen der Werth der Function aus dem Werthe der Variabeln sich berechnen lässt (§ 4). Dann wird die complexe Grösse w als Function der complexen Grösse z defnirt, wenn

die partielle Diff. Gl. $i \frac{dw}{dx} = \frac{dw}{dy}$ erfüllt ist, und

aus dieser Gl. der Diff. Quotient $\frac{dw}{dz}$ als unab-

hängig von der Richtung der Verschiebung nachgewiesen (§§ 5 u. 6). Die geometrische Bedeutung der Diff. Gl., die in den kleinsten Theilen ähnliche Abbildung, schliesst sich im § 7 daran.

Der 3te Abschnitt, von den »mehrdeutigen« *) Functionen, ist besonders wichtig. Er gibt die Entwicklung des Grundgedankens der Riemannschen Methode, wodurch sich diese so wesentlich von dem Verfahren Cauchys und seiner Nachfolger unterscheidet, des ebenso schönen als fruchtbaren Gedankens, eine Fläche herzustellen, innerhalb welcher die mehrwerthige Function von z eine einwerthige Function des Ortes ist. Ueber die z -Ebene wird eine Fläche T ausgebreitet, die für jede Stelle der z -Ebene aus so viel über einander liegenden Blättern besteht, als die Function für das entsprechende z Werthe besitzt. Die Blätter hängen in einzelnen Punkten, den Verzweigungspunkten, zusammen und es sind in einem solchen Punkte so viel Functionswerthe einander gleich, als Blätter in ihm Zusammenhang besitzen. Der Verf. hat auf die Bearbeitung dieses Abschnittes besondere Mühe verwandt. Er erläutert zuerst das Wesen der Verzweigungspunkte an Beispielen. Er zeigt, dass in einem Verzweigungspunkte zwei oder mehrere Functionswerthe einander gleich (oder auch $= \infty$) werden, dass aber nicht umgekehrt **) aus diesem Gleichwerden mit Nothwendigkeit auf einen Verzweigungspunkt zu schliessen sei (§ 8). Dies führt (§ 9) zu den Sätzen: Wenn die Variable z in der sie repräsentirenden Ebene eine geschlossene Curve durchläuft, die keinen der Punkte umschliesst, für welche mehrere Functionswerthe einander gleich (oder $= \infty$) werden, so nimmt jeder der einzelnen

*) Warum nicht, wie bei Riemann, mehrwerthig?

**) Demgemäss muss es S. 39 Abs. 1 nicht heissen: Eine ähnliche Verzweigung findet statt, sondern correcter: kann stattfinden.

Functionswerthe zu Ende des Umlaufs seinen Anfangswerth wieder an. Wenn die Variable in einer geschlossenen Curve um einen, und nur einen, der eben bezeichneten Punkte herumläuft, so kann jeder der einzelnen Functionswerthe zu Ende des Umlaufs seinen Anfangswerth wieder annehmen. Dann ist der fragliche Punkt kein Verzweigungspunkt. Vielmehr heisst er nur dann ein Verzweigungspunkt, wenn ein Functionswerth zu Ende dieses Umlaufs in einen andern als den Anfangswerth übergeht. Ein Umlauf um mehrere Verzweigungspunkte kann durch einen Umlauf um jeden einzelnen ersetzt werden. Diese Sätze werden dann (§ 10) durch Beispiele erläutert. Im § 11 geht der Verf. über zu der wirklichen Untersuchung der Verzweigungspunkte in der Riemannschen n -blätterigen Fläche. Die allgemeine Betrachtung kommt dabei etwas knapp weg, und wenn auch die Sache selbst aus den Beispielen genügend erläutert wird, so tritt doch der Uebelstand ein, dass die Frage, welchen Einfluss ein Umlauf um mehrere Verzweigungspunkte ausübt, und ob die dabei eintretenden cyklischen Vertauschungen aus dem Wesen der einzelnen Verzweigungspunkte sich herleiten lassen, unnöthig breit und doch nicht hinreichend klar behandelt wird (§ 12). Die hier erst auftretende allgemeine Auseinandersetzung über cyklische Vertauschung gehört schon in die Untersuchung des einzelnen Verzweigungspunktes. Der natürliche Gang wäre, im Anschluss an die Unterscheidungen des § 9 und die dort ausgesprochene Definition, folgender gewesen: Man suche alle Werthe von z , für welche zwei oder mehr Functionswerthe einander gleich (oder $= \infty$) werden. Man schlage um einen derselben $z = a$ einen Kreis, der alle andern fraglichen Punkte

ausschliesst. Zu einem Punkte $z = z_0$ innerhalb des Kreises mögen die Functionswerthe $w_1, w_2, \dots w_n$ gehören. Man lege in der z -Ebene durch z_0 eine geschlossene Linie, die ganz innerhalb des Kreises liegt, und den Punkt $z = a$, ohne ihn zu treffen, einmal umläuft. Macht dann die Variable z von z_0 aus einen Umlauf durch diese Linie, so erscheint zu Ende desselben die Gesammtheit der Werthe $w_1, w_2, \dots w_n$ wieder wie zu Anfang. Aber ein einzelner dieser Werthe, etwa w_1 , kann zu Ende des Umlaufs entweder wieder in seinen Anfangswerth w_1 , oder aber in einen der andern $w_2, w_3 \dots w_n$ übergehen. Schreibt man also unter jeden der Anfangswerthe

$$w_1 \quad w_2 \quad w_3 \quad \dots \quad w_n$$

denjenigen Endwerth, in den er übergeht, wenn die Variable in der z -Ebene die geschlossene Curve von z_0 bis z_0 einmal durchläuft, nämlich:

$$w_{\alpha_1}, \quad w_{\alpha_2}, \quad w_{\alpha_3}, \quad \dots \quad w_{\alpha_n},$$

so sind die Indices $\alpha_1, \alpha_2, \alpha_3, \dots \alpha_n$ nichts anderes als die Zahlen $1, 2, \dots n$ in irgend welcher Permutationsform. Diese lässt sich aus der ersten durch cyklische Permutationen herstellen. Danach zerfallen die Werthe $w_1, w_2, \dots w_n$ in Gruppen von Werthen, die sich unter einander cyklisch vertauschen. Enthält eine Gruppe nur einen Werth, so hat das entsprechende Blatt der Fläche T für $z = a$ keinen Verzweigungspunkt, sondern verläuft für sich getrennt. Jeder Gruppe von mehr als einem Werthe entspricht für $z = a$ ein Verzweigungspunkt, der eben so vielen Blättern gemeinschaftlich angehört, als Werthe in der Gruppe sind, und gerade denjenigen Blättern, in denen diese Werthe verlaufen. — War dann noch die Natur

der Fläche in der Nähe eines Verzweigungspunktes beleuchtet, so erledigte sich die Frage, über die cyklischen Vertauschungen, die beim Umlauf um mehrere, über verschiedenen Stellen der z -Ebene liegende, Verzweigungspunkte auftreten (§ 12), von selbst aus dem letzten Satze des § 9.

— Ueber die Kunstausdrücke, welche der Verf. bei dieser Gelegenheit gebraucht, erlaube ich mir noch einige Bemerkungen. Im § 12 am Ende wird eine Linie scheinbar geschlossen genannt, wenn ihr Anfangs- und Endpunkt in verschiedenen Blättern der Fläche T über demselben Punkte der z -Ebene liegen. Ich würde eine solche Linie, wie jede andere, deren Anfangs- und Endpunkt nicht zusammenfallen, eine nicht geschlossene nennen. Eine scheinbar geschlossene Linie kann in Wirklichkeit ebenso gut eine geschlossene wie eine nicht geschlossene sein. Der Schein entscheidet darüber eben gar nichts. Die in der z -Ebene liegende Projection einer solchen Linie, wie sie hier in Frage steht, ist geschlossen. Der projicirende Cylinder schneidet die n blättrige Fläche T in n Curven, die entweder geschlossen (in dem nämlichen Blatt verlaufend) oder nicht geschlossen (Schraubenlinien mit einem Umgang) sind. Man braucht aber die Unterscheidung des Verf. von wirklich und scheinbar geschlossenen Linien nicht, wenn man die z -Ebene und die n darüber ausgebreitete Fläche T streng auseinander hält. Betrachtet man die Variable z für sich, so bewegt sie sich in der z -Ebene und durchläuft eine geschlossene Curve, wenn sie zu ihrem Anfangswerthe zurückkehrt. Betrachtet man die Variable z und ihre n werthige Function w , so bewegt sich das Werthenpaar (z, w) in der Fläche T und es braucht die durchlau-

fene Linie nicht geschlossen zu sein, wenn auch z seinen Anfangswerth wieder annimmt. Noch bedenklicher ist der Ausdruck Verzweigungsschnitt für die Linie, in welcher das letzte Blatt der um einen Verzweigungspunkt liegenden Schraubenfläche sich durch die andern hindurch in das erste fortsetzt. Von einem Schnitt kann hier nicht die Rede sein, da längs der fraglichen Linie keine Trennung stattfindet. Einen Schnitt kann man nicht ohne Sprung passieren. Soll man aber hier von einem beliebigen Punkte eines beliebigen Blattes aus in vorgeschriebener Richtung über die fragliche Linie gehen, so geschieht dies durch ein stetiges Fortgleiten, ohne Sprung, und zwar nur auf eine einzige ganz bestimmte Weise (§ 13). Es kann freilich die Entstehung der Fläche T in folgender, auch von dem Verf. angegebenen Weise gedacht werden. Gelangt man bei einem Umlauf um den Verzweigungspunkt $z = a$, in welchem p Blätter zusammenhängen, aus dem Blatt 1 in 2, aus 2 in 3, u. s. f., aus $p - 1$ in p und aus p in 1 (oder findet unter den Functionswerthen $w_1, w_2, \dots w_p$ cyklische Vertauschung statt), so denke man sich zunächst die p Blätter völlig getrennt und zerschneide jedes derselben in einer von dem (herzustellenden) Verzweigungspunkte bis ins Unendliche*) gezogenen sich selbst nicht schneidenden Linie, die so verläuft, dass alle diese Schnitte in der z -Ebene eine gemeinsame Projection besitzen. Hierauf setze man wieder zusammen

*) Dass man diese Linie statt ins Unendliche auch nach einem andern Verzweigungspunkte ziehen kann, in welchem dieselben Blätter in derselben Reihenfolge zusammenhängen, kommt hier nicht in Betracht.

das Blatt	1	rechts vom Schnitt	mit 2 links vom Schnitt
" "	2	" "	" mit 3 links vom Schnitt
" "	3	" "	" mit 4 links vom Schnitt
		etc.	
" "	$(p-1)$	" "	" mit p links vom Schnitt
" "	p	" "	" mit 1 links vom Schnitt

Erst wenn man dies vollständig ausgeführt hat, ist für $z = a$ der $(p-1)$ fache Verzweigungspunkt fertig geworden. Und umgekehrt, sobald der Verzweigungspunkt fertig vorliegt, sind jene Linien keine Schnitte mehr. Der Ausdruck Verzweigungs-Schnitt ist also eine *contradictio in adjecto*. Er wird von Riemann nirgends gebraucht, findet sich vielmehr zuerst bei Prym in der übrigens sehr correcten Abhandlung: *Theoria nova functionum ultraellipticarum*.

Nach den allgemeinen Erörterungen über Verzweigungspunkte wird (§ 13) gezeigt, dass ein $(n-1)$ facher Verzweigungspunkt ersetzt werden kann durch $n-1$ einfache. Im § 14 betrachtet der Vf. Verzweigungen, die für $z = \infty$ stattfinden, und erläutert die Vorstellung der im Unendlichen geschlossenen Fläche T . Endlich zeigt der § 15, dass wenn w eine n werthige Function von z und ihr Verlauf durch die n blätterige Fläche T dargestellt ist, jede rationale Function von z und w in derselben Fläche T eine einwerthige Function des Ortes sein muss.

Der 4te Abschnitt definiert das Integral zwischen complexen Grenzen und untersucht die durch geschlossene Linien erstreckten Integrale.

In klarer und einfacher Weise werden namentlich die um Unstetigkeitspunkte erstreckten Integrale behandelt, sei es, dass die Unstetigkeit in einem einfachen, sei es, dass sie in einem Verzweigungspunkte stattfindet.

Im 5ten Abschnitt gelangt der Verf. von der Functionalgleichung $f(z \cdot u) = f(z) + f(u)$ aus zum Logarithmus und zu dessen Umkehrung, der Exponentialfunction. Dabei werden die Begriffe des Querschnittes und des Periodicitätsmoduls vorläufig erörtert.

Der 6te Abschnitt gibt die Entwicklung von Taylors Lehrsatz für Functionen complexer Variabeln, der dann zum Beweise des Satzes dient: Soll eine Function, die in einer endlichen Linie gegeben ist, innerhalb eines diese Linie in sich enthaltenden Flächegebietes endlich und stetig sein, so kann sie auf ein anstossendes Flächegebiet, das mit dem gegebenen längs einer endlichen Linie zusammenhängt, nur auf eine Weise stetig fortgesetzt werden. Zum Schluss folgt die Entwicklung der Function aus ihren gegebenen Unstetigkeiten.

Im 7ten Abschnitt discutirt der Verf. das Null- und Unendlichwerden in den verschiedenen Ordnungen, für einfache wie für Verzweigungspunkte. Für die letzteren weicht er von Riemann ab, der die Function in einem $(m-1)$ fachen Verzweigungspunkte $z = a$ in erster Ordnung 0 oder ∞ nennt, wenn $(z-a)^{-\frac{1}{m}} f(z)$ und resp. $(z-a)^{+\frac{1}{m}} f(z)$ endlich und verschieden von 0 ist. Der Verf. bezeichnet dies als ein 0 oder ∞ in der Ordnung $\frac{1}{m}$. Es liegt zu dieser Abweichung kein Grund vor, vielmehr

verdient die Riemannsche Ausdrucksweise den Vorzug. Die Hauptresultate des Abschnittes sind die Sätze über das Begrenzungsintegral $\int d \log \varphi(z)$ und der Beweis, dass eine Function, die für jedes z n Werthe besitzt und in einer endlichen Anzahl (m) von Punkten ∞ in erster Ordnung wird, die Wurzel einer algebraischen

Gl. $F(w, z) = 0$ ist.

Der 8. Abschnitt vervollständigt die Untersuchung über Integrale zwischen complexen Grenzen. Der 9. Abschnitt behandelt den Zusammenhang der Flächen und gibt namentlich den Satz, dass jede mehrfach zusammenhängende Fläche stets durch dieselbe Anzahl von Querschnitten in eine einfach zusammenhängende zerlegt wird. Der Beweis ist derselbe, den Riemann (Crelle's Journal Bd 54: Lehrsätze aus der Analysis situs) gegeben hat, und wird durch Beispiele genügend erläutert. Der Verf. scheint es absichtlich zu ignoriren, dass auch die Betrachtung der Periodicitätsmoduln (Abschn. 10, § 50) einen vollständigen Beweis des Satzes liefert. Uebrigens hätte auch wohl der sehr hübsche Beweis in Riemanns Doctordissertation (Art. 6) Erwähnung verdient.

Im 10. Abschnitt werden die Periodicitätsmoduln erörtert und als Beispiele der Logarithmus, der Arcus Tangens, der Arcus Sinus und das elliptische Integral, jede dieser Functionen mit ihrer inversen periodischen Function, durchgenommen.

Der 11. Abschnitt wendet das Dirichletsche Princip der Bestimmung einer Function aus Grenzbedingungen darauf an, in der n blätterigen durch Querschnitte einfach zusammenhängend gemachten Fläche eine überall stetige Func-

tion des Ortes zu bestimmen, deren reeller Theil in der Begrenzung gegeben und die der partiellen Diff.-Gl. $i \frac{dw}{dx} = \frac{dw}{dy}$ genügt. Daran schliesst sich die von Riemann gegebene Erweiterung des Principis auf die Bestimmung einer Function aus Grenz- und Unstetigkeitsbedingungen.

Hierauf gestützt gibt der 13. Abschnitt die Relation zwischen der Anzahl der Querschnitte, durch welche eine n blättrige geschlossene Fläche T in eine einfach zusammenhängende zerlegt wird, und der Anzahl der einfachen Verzweigungspunkte.

Damit schliesst das Buch, allerdings ziemlich abgebrochen. Da (§ 41) der Satz gegeben ist, dass eine in der n blättrigen Fläche T verzweigte Function w von z , die in m Punkten ∞ in erster Ordnung wird, mit z durch eine Gl.

$F(w, z) = 0$ verbunden ist, so hätte wenigstens noch zum Schluss die Aufgabe behandelt sein können, aus dieser Gl. die Verzweigung der Fläche T herzuleiten. Dies hätte zugleich noch eine wünschenswerthe Illustration zu den Untersuchungen des 3. Abschnittes gegeben.

Die im Vorstehenden gegebene Analyse des Buches wird das schon ausgesprochene günstige Urtheil rechtfertigen. Es ist (von wenigen Stellen abgesehen) correct. Die Darstellung ist gewandt und angemessen. Das Buch kann als eine Vorschule für das Studium der Originalarbeiten durchaus empfohlen werden.

Hattendorff.

Ibn-el-Athiri chronicon quod Perfectissimum inscribitur. Volumen decimum annos h.

451—527 continens ad fidem codicum Parisinorum edidit Carolus Johannes Tornberg. Publico Sumtu. Lugduni Batavorum, E. J. Brill, 1864. *Auch mit Arabischem Titel.* 485 S. Oct.

Durch das Erscheinen dieses Bandes ist die Reihe der Theile VIII—XII dieses wichtigen Werkes geschlossen. Wir haben darin eine Geschichte der islâmischen Welt vom Ende des dritten bis nach dem ersten Viertel des siebten Jahrhunderts der Hidschra (907—1231 n. Ch. G.), weit vollständiger und genauer, als irgend eine bis dahin bekannte, durch welche ein Theil der früher herausgegebenen Arabischen Geschichtswerke so gut wie überflüssig gemacht wird, während sich mit Sicherheit sagen lässt, dass die vorliegenden Annalen niemals antiquiert werden können. Denn, wollte man auch von den, namentlich gegen den Schluss hin ausführlichen, Partien des Werkes absehen, welche nicht nach schriftlichen Quellen, sondern nach den eignen Erlebnissen und Erkundigungen Ibn-Al-athîr's geschrieben sind, so könnten diese fünf Bände doch nur dann von jenem Schicksal betroffen werden, wenn sich sämtliche Quellenschriften, aus denen er seine Chronik zusammenstellte, wieder auffinden und veröffentlichen liessen. Und auch in diesem Fall, dessen völlige Unmöglichkeit jedem Sachverständigen einleuchten muss, würde diese übersichtliche und doch gründliche Darstellung immer noch ihren Werth behalten. Alle Freunde der islâmischen Geschichte und Litteratur müssen daher dem Hrn Herausgeber, so wie denen, welche ihn durch Gewährung der nöthigen Geldmittel so wie sonst unterstützten, in hohem Grade dankbar sein.

Nach einer kurzen Bemerkung auf dem Um-

schlage ist auch der siebte Band schon unter der Presse. Wir billigen es durchaus, dass Tornberg mit der Herausgabe der noch fehlenden Bände von hinten anfängt; denn je weiter die geschilderte Zeit von der eignen des Verfs absteht, desto geringeren Werth müssen die betreffenden Abschnitte seiner Geschichte haben. Der Mangel an Kritik wird bei der Geschichte der beiden ersten, religiös und politisch so tief bewegten, Jahrhunderte des Islâm's und gar der noch ältern Zeit einen sehr schädlichen Einfluss auf die Darstellung haben, und da es für diese Zeit weit bessere, zum Theil schon herausgegebene, Quellen giebt, so würden wir den ersten Theilen der grossen Universalhistorie schwerlich grosse Bedeutung für die Geschichtsforschung zuerkennen dürfen. Und übersichtliche Darstellungen der Geschichte der ersten Jahrhunderte haben wir ja auch sonst schon und haben in den betreffenden Abschnitten von Almas'ûdi's goldenen Wiesen demnächst noch eine besonders gute zu erwarten. Aus diesen Gründen würden wir es nicht eben bedauern, wenn die ersten Bände von Ibn-Al-athîr ungedruckt blieben. Es mag einem mit dem Zustand der Arabischen Literatur nicht näher Bekannten auffallen, dass wir es für gleichgültig halten können, ob der Anfang eines Werks herausgegeben wird, dessen spätere Theile wir für ausserordentlich wichtig erklären; aber wer bedenkt, wie viele der allerwichtigsten arabischen Werke noch ungedruckt sind, wie geringe Geldmittel zur Publicierung solcher Werke vorhanden sind, und wie viel schon durch Herausgabe von arabischen Büchern geringen oder gar keinen Werthes gefehlt ist, der wird uns Recht geben. Jetzt wäre es vor Allem an der Zeit, Alles zu sammeln und her-

auszugeben, was sich noch von dem grossen Geschichtswerke Attabarî's auffinden liesse! Dazu wäre freilich eine Vereinigung mehrerer tüchtiger Gelehrten zu wünschen.

Im vorliegenden Theil des Ibn-Al-athîr sehen wir das Seldschukische Reich auf seiner höchsten Höhe und in seinem Verfall, der dieselben Symptome zeigt, wie der Verfall ähnlicher islâmischer Reiche. Für uns Europäer hat die Schilderung der Kämpfe mit den Kreuzfahrern ein besonderes Interesse. Es ist gewiss nicht zufällig, dass die Eroberung Palästina's durch die Franken in die Zeit fällt, wo das Seldschukenreich nach dem fast gleichzeitigen Tode des Melikschâh und seines grossen Wezir's Nizâm-almulk urplötzlich zu sinken begann. Wäre die Kraft Vorderasiens noch in einer festen Hand concentrirt gewesen, so hätten sich die Fremden schwerlich in Syrien festsetzen können. So aber kam es nicht zu einem Aufgebot der ganzen Macht des Reiches gegen die Franken, da dieses in sich gespalten war. Das grauenvolle Blutbad, welches die frommen Brüder bei der Einnahme von Jerusalem zu Ehren des Gottes der Liebe und des Gekreuzigten angerichtet hatten, erschütterte zwar alle Bekenner des Islâm's auf's Tiefste, aber ein grosses Gegenunternehmen ward nicht ausgeführt. Vergebens sucht ein Dichter in kräftigen Versen alle edlen und niedrigen Gefühle und Leidenschaften der Muslime aufzuregen, um einen gewaltigen Rachezug gegen die Christen zu veranlassen *): die Bekämpfung derselben blieb fast ganz den kleinen, mehr oder

*) S. 192 f. Merkwürdig ist es, dass der Dichter die Kreuzfahrer noch nicht »Franken«, sondern mit dem Namen der von Alters her bekannten christlichen Feinde „Râm“ (Römæer, Byzantiner) nennt.

weniger unabhängigen, Emiren der benachbarten Länder und dem geschwächten Fâtimidenreiche in Aegypten überlassen. Es war ein kleiner Krieg, bei dem auf Seiten der muslimischen, meist aus Türken bestehenden, Heere die Beutegier oft mehr wirkte, als der Glaubenseifer, wie es denn auch ihre Führer zum Theil nicht verschmähten, sich unter Umständen mit den Kreuzfahrern zu vereinigen. Uebrigens ergibt sich auch aus unserm Buche die schon bekannte Thatsache, dass die Kreuzzüge Europa, welches eine unnatürliche Eroberung krampfhaft festhalten wollte, weit weniger aufregten, als die islâmischen Länder, von denen doch im Grunde nur ein kleiner Theil in die Hände der Feinde gerathen war.

Eigenthümlich zeigt sich in diesem Theile Ibn Al-athîr's das unheimliche Treiben der Ismaeliten (Bâtiniten, Assassinen), welche alle diejenigen als Todfeinde ansahen, die nicht ihre ausschweifenden Ansichten von der Heiligkeit der Imâme u. s. w. theilten, und daher von ihren sich von Chorâsân bis zum Libanon hinziehenden Felsennestern aus Tod und Verderben unter Muslime und Franken trugen. Dafür wurden sie natürlich allgemein als Feinde des menschlichen Geschlechts angesehen und behandelt. Uebrigens mag es gar oft vorgekommen sein, dass der Name der Ismaeliten herhalten musste, um einen sonstigen Meuchelmord zu verdecken, wie wir bei unserm Schriftsteller davon einige Beispiele finden.

Auch die Drusen werden hier schon genannt und zwar in ihren jetzigen Sitzen neben den Nussairiern (S. 461 ganz unten im Jahre 523 = 1129 n. Ch. G.).

Die Behandlung des Textes ist bei diesem

Bände ungefähr dieselbe wie bei dem zuletzt herausgegebenen, vielleicht noch etwas sorgfältiger. Starke grammatikalische Fehler kommen zwar immer noch hie und da vor, aber doch lange nicht so häufig, wie in den zuerst gedruckten Bänden. Ein aufmerksamer Leser wird auch sonst noch manche Gelegenheit haben, Verbesserungen anzubringen; doch lässt sich kaum eugnen, dass der neunte und zehnte Band unsers Ibn Al-athir wenigstens keinen schlechteren Text darbieten, als die Mehrzahl der sonst herausgegebenen Arabischen Werke.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Erinnerungen aus den Freiheitskriegen von Friedrich Heller von Hellwald, k. k. österreichischen Feldmarschalllieutenant. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferd. von Hellwald. Stuttgart, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung 1864. 168 S. in Octav.

Von dem Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift ist es, obgleich er sich nicht genannt, schon seit längerer Zeit kein Geheimniss, dass er der Herausgeber der wichtigen Denkschriften des Feldmarschall Grafen Radetzky war und dass von ihm auch die Biographie dieses Helden geschrieben ist. Wenn nun letztere auch gerade nicht als eine bedeutende wissenschaftliche Leistung angesehen werden kann, so ist doch vom österreichischen Standpunkte kaum etwas Besseres über einen der hervorragenden Männer des Freiheitskrieges erschienen. Rechnet man dazu nun noch den sehr wichtigen Umstand, dass Heller von Hellwald langjähriger Adjutant Radetzky's war, so wird es sicher sehr begreiflich sein, dass

in obigen »Erinnerungen« ein nicht unwesentlicher Beitrag für die Geschichte der denkwürdigen Jahre 1813 und 1814 vermuthet wurde. Doch wird bereits eine auch nur ganz oberflächliche Durchsicht eine gewisse Enttäuschung herbeiführen müssen.

Wer den Titel und das Vorwort des Buches gelesen, wird erwarten, es seien in demselben persönliche Erlebnisse erzählt: allein kein Wort ist von solchen anzufinden. Stünde es nicht auf dem Titel, würde wahrlich Niemand vermuthen, dass hier ein Mitstreiter jener gewaltigen Zeit zu uns spricht. Der ganze Inhalt des Schriftchens theilt sich vielmehr in zwei Massen: urkundliches Material und Betrachtungen über die grossen politischen und militärischen Ereignisse auch über die hervorragenden Persönlichkeiten der Freiheitskriege. Letztere sind aus lauter bekannten Werken mühselig zusammengesucht: sie haben gar keinen Werth, zeigen höchstens, dass der Verf. selbst nach einem deutlichen Bilde suchte. Es kommen hier sogar zahllose Fehler der gröbsten Art vor, z. B. »die Schriften, welche zum Zweck hatten, das Nationalgefühl der Deutschen zu beleben, flossen zumeist aus der Feder eines Stein (!), Arndt und Nesselrode (!!)«; Gneisenau ist wieder »einer der Vorsteher des Tugendbundes«; die *Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état* rühren wieder von Hardenberg her, sind wenigstens »nach seinen Papieren« geschrieben, u. s. w.

Wichtiger sind die in dem Buche mitgetheilten Documente, obwohl auch ihr Werth beim ersten Augenschein leicht überschätzt werden kann. Die erste Reihe von Briefen allerdings, S. 35—68, die wahrscheinlich dem Nachlass von Langenau entnommen sind, scheinen mir fast

sämmtlich ungedruckt zu sein. Sie beziehen sich alle auf die sächsischen Angelegenheiten bis zum definitiven Bruch König Friedrich Augusts mit den Verbündeten. Es sind Briefe von Thielmann, Langenau, Aster, Manteuffel, Le Cocq, Zezschwitz und Schleinitz, die, verbunden mit den Memoiren Senffts, den Documenten in der Biographie Thielmanns von Holtzendorff, auch in den Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmanns (Zezschwitz), und in den Werken Asters, nunmehr ein sehr deutliches und vollständiges Bild von jener überklugen Politik geben, welche durch ihre Ueberschätzung der politischen Selbständigkeit, Sachsen zum Fall und zur Theilung brachte. Die Briefe auf S. 65 ff. sind bereits bei Holtzendorff, der auf S. 68 ist schon in der Beilage Nr. 202 der A. A. Z. vom J. 1858 gedruckt worden. Alsdann finden sich für die Zeit vom Anschluss Oestreichs an die Verbündeten bis zum Rheinübergang manche interessante, bisher nicht bekannte Schriftstücke von östreichischen, preussischen, russischen, sächsischen und bairischen Staatsmännern und Officieren. Von grosser Wichtigkeit sind dieselben allerdings nicht, allein sie geben doch dankenswerthe Beiträge, wäre es auch nur, um die Richtigkeit der bisherigen Auffassung von der Art der Kriegsführung und der Stimmung in den massgebenden Kreisen, wie wesentlich dadurch geschieht, zu bestätigen.

Ein Uebelstand macht sich jedoch für die Benutzung all jener Schriftstücke geltend. Die Brauchbarkeit der Publication historischer Urkunden hängt doch hauptsächlich davon ab, ob eine richtige und genaue Wiedergabe letzterer angenommen werden kann. Leider steigen nun aber gerade in dieser Beziehung einige Beden-

ken bei den Veröffentlichungen Hellwalds auf. An tendenziöse Entstellungen freilich ist sicher nicht zu denken. Dazu war die offenbar milde und gerechte Natur des Verstorbenen wohl nicht befähigt. Allein der bereits von der Oestreichischen Militärzeitschrift gerügte unkritische Abdruck der Schwarzenbergischen Briefe, muss billig auch gegen die Zuverlässigkeit der übrigen Mittheilungen Bedenken wach rufen. Die Briefe Schwarzenbergs an seine Gemahlin während des Feldzuges, von der Schlacht bei Leipzig an, sind neuerdings, wie Ref. in Nr. 17 des vorigen Jahrganges dieser Anzeigen bereits besprochen, von dem alten Major von Thielen in seinen »Erinnerungen« veröffentlicht worden. Bei Hellwald sind sie von neuem aufgenommen. Allein einmal fehlen mehrere gerade der allerinteressantesten Briefe, wie z. B. der vor der Schlacht bei Leipzig, ganz und gar, sodann aber, und dies ist der Hauptmangel, sind die mitgetheilten nur sehr mangelhaft abgedruckt. Oft fehlt Anfang oder Schluss, oft sind, ohne es anzumerken, ganze Sätze ausgelassen, oft ist das Datum falsch, z. B. S. 132, wo anstatt 13. Januar der 12. zu lesen ist, und noch viel häufiger ist aus verschiedenen Briefen ein neuer gemacht. Dieses ist z. B. der Fall auf S. 128 ff., wo Briefe vom 23. December bis zum 1. Januar zusammen gezogen sind: und zwar ohne solches anzudeuten, wohl aber mit Weglassung gar nicht unwesentlicher Sätze. Auf S. 132 findet sich ein bei Thielen fehlender Satz: »Ich vertraue auf die Hülfe des Himmels«), wodurch es wahrscheinlich wird, dass dem Verf. die Briefe nicht erst durch Thielens Werk bekannt geworden. Dass sich häufig gerade da, wo auch letzterer seine Polemik anknüpft, Bemerkungen gegen die nichtöst-

reichischen Schriftsteller finden, spricht freilich für das Gegentheil. Sei dem übrigens auch, wie ihm wolle: wer die Briefe Schwarzenbergs verwenden will, kann nur die Ausgabe von Thielen, nicht die vorliegende von Hellwald benutzen.

Ueber die historische Auffassung der Zeit in dem Werk brauche ich hier nichts zu sagen. Der Verf. bemüht sich allerdings aufrichtig und eifrig, eine tendenziöse Verherrlichung der österreichischen Staatsmänner und Feldherrn, namentlich Metternichs, zu vermeiden, er ist auch kein schroffer österreichischer Particularist, vielmehr ein guter deutscher Patriot: dass er hierdurch aber zu einer vorurtheilsfreien Meinung gekommen, lässt sich nicht behaupten, und wenn die Oestreichische Militär-Zeitung und in milderer Weise auch ein Recensent in der Augsburg. Allg. Zeitung meinen, seine Ausführungen widerlegten die Untersuchungen von s. g. preussischen Schriftstellern, vor allem von Bernhardi, so darf man mit Recht den Ernst solcher Behauptungen bezweifeln. Der eigentlich schriftstellerische Theil dieser Erinnerungen wäre vielmehr besser ungedruckt geblieben.

R. Usinger.

Mémoires du marquis de Beauvais-Nangis et Journal du Procès du marquis de la Boulaye, publiés pour la première fois pour la Société de l'histoire de France par M. M. Mommerqué et A. H. Taillandier. Paris, Jules Renouard, 1862. XXII u. 376 S. in Oct.

Die Bereicherung, welche die Geschichte durch diese nach dem autographen Manuscripte abgedruckten Memoiren erhält, ist von allen Seiten

betrachtet, eine höchst unerhebliche. Die Erzählung geht fast nie über die engsten Grenzen kleiner persönlicher Beziehungen hinaus, kein freier Blick über das weite Gebiet eines vorzugsweise interessanten Theils der französischen Geschichte, statt dessen Hof- und Camarillaberichte, die im Ton der wichtigsten Staatsactionen vorgetragen und mit breiten, hansbackenen Nutzenanwendungen verbrämt werden. Die Klagen des Vfs über getäuschte Erwartungen und Hintansetzungen in der königlichen Gunst reissen nicht ab, Aemter, Pfründen und Gnadengehalte, um die er wirbt, fallen Andern zu; er kommt immer zu spät wie »Unstern dieser gute Junge«, bereut hinterher den eigenen Mangel an entschlossenem Handeln und fällt aus Verdruss regelmässig in Krankheiten, von denen ihn dann ein energisches purger, saigner et baigner befreiet. Freilich mag der Schreiber an eine Veröffentlichung der Memoiren nie gedacht haben, die immerhin für seine Kinder ein liebevolles Andenken an den Vater abgeben.

Der Vf. — er gehört der schon in der ersten Hälfte des 12. Jh. hervortretenden Familie Brichanteau an, die sich später nach ihren Besitzungen Beauvais-Nangis benannte — beginnt mit der Lebensbeschreibung seines Vaters Antoine, der an der Schlacht bei Moncontour Theil nahm, dann den zum Könige von Polen erkorenen Herzog von Anjou nach Warschau begleitete, den Kriegszügen Heinrichs III. und des ersten Königs aus dem Hause Bourbon beiwohnte, wegen treuer Dienste sein Besitzthum Nangis zum Marquisat erhoben sah und 1617 starb. Der einzige Gegenstand von allgemeinem Interesse, dem man in den weit-schichtigen Niederzeichnungen begegnet, gehört diesem Abschnitt der Memoiren an und betrifft den Mord des Herzogs von Guise (1588), hin-

sichtlich dessen hier einige sonst nicht bekannte Details mitgetheilt werden. Wendet sich der Vf. hiernach zu der Erzählung seiner eigenen Erlebnisse, so beginnt er mit der ehrlichen Aeusserung: »Après vous avoir représenté la fortune d'un des plus galands hommes de France, quy a beaucoup mérité et espéré, je vous représenteray celle d'un homme qui n'a jamays eu charge, ny espérance d'en avoir, et quy, s'il a quelque marque d'honneur, c'est plus tost par hazard que par bonne conduite« und fährt dann höchst naiv fort: »Je ne vous diray point mon nom, car vous le savez.« Der 1582 geborene Nicolas de Beauvais-Nangis wurde als 13jähr. Knabe auf das Collège de Navarre in Paris geschickt, wo, um seine Worte beizubehalten, »je n'estudiai pas assez pour sçavoir beaucoup, mays j'en sçavois assez pour n'estre pas tenu pour ignorant.« Später, fügt er hinzu, habe er kein wissenschaftliches Buch wieder zur Hand genommen, aber sich immer gern mit der Historie beschäftigt, »laquelle je tiens la plus nécessaire de toutes les connaissances, pourveu que l'on s'en sçache bien servir, et qu'on la sçache bien appliquer.« Das sei, bemerkt der Herausgeber in einer vielleicht nicht absichtlich beissenden Anmerkung, ein scharfsinniger Ausspruch, der sich aber in der Erfahrung nicht bewähre, denn »l'histoire n'éclaire guère que ceux qui, n'étant plus dans la sphère d'activité, vivent à l'écart, et se contentent de juger les événements.«

Aus der bescheidenen, untergeordneten Stellung am Hofe als capitaine des toiles de chasses du roi trat der Vf. nicht heraus, und man wird es verstehen, wenn un grand degoust de la court et un desespoir de la fortune in ihm aufsteigt. Er sucht Erheiterung in Reisen nach Italien u. England, nimmt für kurze Zeit (1605) unter Spinola an den

Kämpfen in den Niederlanden Theil und hält sich nach dem Tode Heinrichs IV., den er wahrlich ohne Grund der Kargheit beschuldigt, zu dem jungen Könige, während der Hof sich in die Parteilungen der Prinzen und der Königin-Muttertheilt. Auch die nun folgenden Mittheilungen können, namentlich wenn man die Darstellungen eines de Thou ihnen zur Seite hält, nur als flach und werthlos bezeichnet werden. Der Entschluss, den Hof zu verlassen, regt sich bei jeder neuerdings erlittenen Zurücksetzung und wird ebenso oft wieder aufgegeben. Ein stetes Ringen mit der Misere des Lebens, mit Schulden, Kränkungen, Täuschungen, die statt eines muthigen »Trotz unterm Hut« nur eine morose Stimmung hervorrufen. So schliesst der Vf. mit dem J. 1637 den 2. Abschnitt seiner Memoiren mit der Mahnung an seine Kinder ab, aus seinen Geständnissen zu lernen, wie man sich vor solchen Verirrungen, denen er sich hingeeben, zu hüten habe. Sein Fehler sei, dass er alle Erwartungen auf den Hof gesetzt habe, während doch Heinrich IV. für ihn zu bejahrt, Ludwig XIII. dagegen zu jung gewesen sei, als dass er zu einem von beiden in ein nahes Verhältniss hätte treten können; deshalb habe seine Lage stets von Günstlingen abgehangen, deren Protection zu gewinnen leider seiner Natur zuwider gewesen sei. — Später nimmt der Vf. seine Niederzeichnungen noch einmal wieder auf. Sie gelten dem J. 1641 u. schliessen sich, ihrem Inhalte nach in jeder Beziehung den früheren an. Ungleich belehrender ist das angehängte Journal du procès du marquis de la Boulaye, zu dessen Erörterung u. Verständniss der Herausgeber hin u. wieder die bezüglichen Stellen aus den Memoiren des Cardinal Retz eingeschaltet hat. Die Thatfachen, um welche es sich hier handelt, führen den Leser in das Jahr 1650, die tollste Zeit der Fronde hinein u. stellen die Umtriebe eines Retz u. Broussel, den damaligen Standpunkt von Mazarin u. der Königin-Mutter, die Parteilbewegung der Prinzen und das Verfahren der höchsten Gerichtsbehörde in eine helle Beleuchtung.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

18. Januar 1865.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau von G. H. Pertz. Erster Band 1760 bis 1810. Mit einem Kupfer und einer Karte. Berlin bei Georg Reimer 1864. XX u. 696 S. in Octav.

Dieses Werk schliesst sich zunächst an »das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein«. Es heisst darüber in der Vorrede: In dem Kreise der Helden, an deren Spitze König Friedrich Wilhelm III. die Rettung seines Landes aus tiefster Noth, die Veredlung und Erhebung seines todesmuthigen Volks zu höchster Anstrengung, zu Preussens, Deutschlands, Europas Befreiung aus schmählicher Knechtschaft vollführt hat, erheben sich in gleicher Linie mit ihrem Vorkämpfer, dem Minister vom Stein, die grossen Gestalten des Generals Scharnhorst, des Fürsten Blücher und des Feldmarschalls Grafen Gneisenau. In höchster Ehre, in unbegrenzter Hingebung für König und Vaterland einander gleich, haben sie für deren Grösse jeder in seinem Berufe neidlos nebeneinander gekämpft, und mit

ihren Genossen die höchsten Siegespreise errungen. Das Bild dieser Hoheit, welchem ich in dem »Leben des Ministers vom Stein« einen Ausdruck zu geben versucht hatte, veranlasste die Hinterbliebenen des Feldmarschalls mir in Beziehung auf ihren Vater eine gleiche Aufgabe anzuvertrauen. Als mir der seitdem verschiedne älteste Sohn, Major Graf August von Gneisenau, im Namen der Familie diesen Wunsch vortrug, erwiderte ich sogleich, dass meiner Ueberzeugung nach diese grosse und lohnende Aufgabe doch natürlicher einem Soldaten, und Niemandem zuversichtlicher als seinem Schwager, dem General der Infanterie, Wilhelm von Scharnhorst, anvertraut werden könne, welcher dazu durch seine persönliche Vertrautheit mit dem Feldmarschall und durch alle bei einer solchen Aufgabe in Frage kommenden Eigenschaften vor jedem andern geeignet sei. Diesen Einwurf widerlegte Graf Gneisenau durch die Bemerkung, der General fühle sich nicht mehr kräftig genug für eine solche Aufgabe, und hege mit ihm den lebhaften Wunsch, dass ich mich derselben unterziehen wolle. — Steins Leben, welches sich in demselben Kreise bewege, seine Auffassung und Ausführung, gewähre ihnen die Ueberzeugung, dass ich dem Werke gewachsen, und ausserdem als Nichtmilitair in der Lage sei, frei von aller Parteirücksicht einzig meiner Ueberzeugung zu folgen. Als dann auch der Einwand, dass ich damals noch mit den letzten Theilen von Steins Leben beschäftigt, vor deren Beendigung keine ähnliche Arbeit unternehmen könne, nicht als Hinderniss betrachtet ward, Gneisenau's ganze Erscheinung aber von jeher meine lebhafteste Theilnahme in Anspruch genommen hatte, so entschloss ich mich, dem mir ungesucht entgegen-

getragenen Vertrauen zu entsprechen, und übernahm demnächst die für diesen Zweck bereits gebildete Sammlung.«

Verfasser bemerkt sodann, wie er neben Durcharbeitung dieser umfangreichen und höchst gehaltvollen durch Graf August von Gneisenau und die übrigen Geschwister geordneten und ergänzten Sammlung vorzüglich eigenhändiger Schriften und Briefe des Feldmarschalls, auch seinerseits eine bedeutende Vervollständigung des Stoffs für seine Aufgabe erreicht habe, sowohl aus den durch die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des jetzt regierenden Königs Majestät eröffneten Archiven der Ministerien, als aus werthvollsten Mittheilungen der überlebenden Freunde und Waffengefährten des Feldmarschalls oder deren Erben und sonstigen mündlichen und schriftlichen Beiträgen. Durch deren Zurathehaltung und Benutzung aller in dem ganzen Umfange der eigenhändigen Schriften des Feldmarschalls vorkommenden Nachrichten, so wie seiner von glaubwürdigen Zeugen aufgefassten mündlichen Aeusserungen darf man hoffen an die Stelle der sagenhaften Geschichten, welche bisher über seine Kindheit und Jugend umgingen, die Wahrheit gesetzt zu haben, wie denn auch späterhin seine schriftlichen Aufzeichnungen ein richtiges Urtheil über ihn in den verschiedensten Lagen zulassen.

Aus dem Kirchenbuche steht es fest, dass der spätere Held am 27. October 1760 zu Schilda bei Torgau geboren und dort protestantisch getauft und erzogen worden; in dem Orte zeigt man noch jetzt das Haus und Zimmer, worin er das Tageslicht erblickt hat. Die ersten 57 Jahre seines reichen wechselvollen Lebens umfasst das Erste Buch S. 1—296 und zwar im Ersten Abschnitte Kindheit und erste Jugend,

Erziehung, Universitätsleben in Erfurt, Oestreichischer Dienst und Anspachscher Kriegsdienst in Amerika, Leben in Bayreuth, Empfang von Friedrich dem Grossen und Eintritt in preussischen Dienst S. 1—29. Zweiter Abschnitt. Der Preussische Dienst im Gefolge des Königs, in den Füsiliren zu Löwenberg, im Polnischen Feldzuge bis 1795. S. 30—49. Dritter Abschnitt. Hauptmann, Familienvater und Landwirth zu Jauer bis 1806. S. 50—110. Vierter Abschnitt. Der französische Krieg bis zur Weichsel 1806 October bis December nebst der Denkschrift über den Krieg von 1806. S. 111—137. Fünfter Abschnitt. Major. Bildung der Reserve-Bataillone, Abmarsch nach Danzig December 1806 bis Ende März 1807. S. 138—171. Sechster Abschnitt. Die Vertheidigung von Colberg 1807. 29. April bis Anfang Julius S. 172—266. Siebenter Abschnitt. Die nächsten Folgen Julius und August 1807. Oberstlieutenant S. 267—296.

Zweites Buch 1807—1810. S. 297—615. Erster Abschnitt. Miel 1807 August bis 16. Januar 1808. Die Neubildung des Heeres. Untersuchungs-Commission. S. 299—335. Zweiter Abschnitt. Neubildung des Heeres. Fortsetzung 1808 Januar bis November S. 336—396. Chef des Ingenieur-Corps. Dritter Abschnitt. Preussische Reichsstände S. 397—419. Dieser Abschnitt enthält aus jetzt zum erstenmal zugänglich gewordenen Papieren die in Steins Leben noch vermissten authentischen Urtheile Steins, Schön's, Gneisenau's über diesen Gegenstand. Vierter Abschnitt. Die politischen Verhältnisse im Jahre 1808 bis zu Steins Falle S. 420—451. Fünfter Abschnitt. Kriegsbereitschaft ohne Handlung 1808 December bis 1809 März S. 452—483. Sechster Abschnitt. Reise nach Schlesien 1809.

19. März bis 24. Mai Oberst. S. 484—496. Siebenter Abschnitt. Königsberg 1809 Mai 24. bis Julius 18. S. 497—524. Gneisenau's Abschied aus dem Militärdienst. Achter Abschnitt. Königsberg 1809 Julius bis December S. 525 — 557. Neunter Abschnitt. Gneisenau's Reise nach England, Schweden, Russland und Rückkehr nach Preussen. Julius 1809—1810. S. 558—623. Hierin unter anderm Gneisenau's Unterredungen mit dem Prinzen von Wales über die Preussische Politik von 1799 bis 1806 und die Besetzung von Hannover.

Hierauf folgen

Anmerkungen S. 623—634.

Beilagen S. 635 — 696. Gedichte von Gneisenau's Hand S. 637—652, und merkwürdige Actenstücke, unter andern Scharnhorsts Bericht über die Schlacht von Auerstädt S. 652—667. Gneisenau's Bericht über Bildung einer leichten Infanterie S. 667—671. Schill an Gneisenau 1807. Jun. 21. S. 677. Gneisenau's Entwürfe über veränderte Strafen der Officiere, über Abschaffung der Leibesstrafen, über das Avancement der Nichtadligen zu Officierstellen, über Bildung der Ersatzbataillone. Gneisenau und Blücher an Graf Götzen, Götzen an Graf Finkenstein in Wien S. 681—696.

Der Kupferstich von Sagert enthält des Feldmarschalls Bildniss nach dem bekannten Oelgemälde von Krüger; der Steindruck, den Plan von Colberg und dessen Umgebung, zur Erläuterung der Vertheidigung.

Berlin.

G. H. P.

Journal of the discovery of the source of the Nile by John Hanning Speke, Captain H. M. Indian Army. With map, portraits and numerous illustrations chiefly from drawings by Captain Grant. Edinburgh and London 1863.

Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch von J. H. Speke. Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte Deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. 2 Theile. Leipzig 1864.

Eine Reihe von interessanten, französischen, englischen, deutschen und egyptischen Forschungsreisen, die mit der nicht sehr weit gehenden Expedition des Hrn Linant im Jahre 1827 begann, hatten noch vor dem Jahre 1860 unsere Kenntniss des Weissen oder eigentlichen Nils von Norden her südwärts bis zum 5ten Grade nördlicher Breite hinaufgeführt. Hier lag ein in dem besagten Jahre bereits längst auch durch eine österreichische Missions-Stiftung wohl bekannter Ort am Weissen Nil, Namens Gondokoro (auch Gondakoro geschrieben) unter 4° 54' N. B.

Von einigen Expeditionen von Elfenbeinhändlern, namentlich aber von dem sehr glücklichen Reisenden Miani, einem Venetianer, erzählte man, dass sie noch etwas weiter hinauf, der genannte Miani nämlich bis 3° 34' N. B. gekommen seien, und den Fluss auch da noch immer mächtig und wasserreich gefunden hätten.

Bis zu demselben Jahre hatte eine Reihe anderer fast noch interessanterer und seit 1850 durch deutsche Missionäre begonnener Unterneh-

mungen von der Küste von Zanzibar (oder Zanguebar) aus in der Richtung von Osten her das Innere von Africa unter dem 5. Grade südlicher Breite westwärts bis zum Meridian des Nils eröffnet. Die deutschen Reisenden Krapf, Rebmann, Erhardt, von der Decken und andere waren in dieser Richtung weit vorgedrungen, hatten hohe schneebedeckte Berge, unter andern den über 20,000 Fuss hohen Kilimandjaro und den ebenfalls sehr hohen Schneeberg Kenia entdeckt, und noch weiter als sie in den Jahren 1857—1859 auf seiner ersten und zweiten Reise der englische Capitän Speke selbst, in Begleitung oder vielmehr unter dem Befehle seines Freundes, des durch mehrere kühne Reisen bekannten Capt. Burton.

Diese beiden letzteren erreichten im Jahre 1858 den grossen Tanganyika-See, der im Südwesten der Nil-Quellen einem andern Wasser-System angehört. Und in demselben Jahre entdeckte Speke den grossen See Victoria Nyanza oder Ukerewe bei seinem oberen oder südlichen Ende. Nach den bei weit gereisten Arabern eingezogenen Erkundigungen »wurde es diesem Reisenden schon damals wahrscheinlich, dass dem besagten See, den der Aequator im Norden streift, der Hauptstrom des Nils entflösse.« Doch war er damals, wo sein Begleiter und Chef Burton in Kazé krank lag und die Mittel beider Reisenden erschöpft waren, nicht mehr im Stande, den See weiter zu bereisen, um den factischen Beweis jener Vermuthung zu führen, und kehrte einstweilen zur Küste und von da nach England zurück, in der Absicht, sich abermals für eine fernere Verfolgung seiner Entdeckungen vorzubereiten. Ein Bild des Terrains seiner bisherigen Entdeckungen und Aufnahmen, die er in seinen

beiden ersten afrikanischen Reisen gemacht hatte, wurde unseren Karten von Africa einverleibt, und es zeigte sich, dass zwischen dem von ihm erreichten nördlichsten Punkte, dem obersten Ende des Nyanza-Sees, und dem genannten Orte Gondokoro, dem südlichsten bekannten Punkte der Expeditionen, die dem Nil aufwärts gefolgt waren, eine bisher von unseren Reisenden noch nicht berührte terra incognita von circa 130 deutschen Meilen im Durchmesser bleibe.

Es kam nun darauf an, auch durch dieses dunkle Stück Africa's noch die Augen, den Beobachtungs-Geist und die mathematischen Instrumente eines gebildeten Europäers zu führen, um den Lauf, die Windungen und Verbindungen des Nils innerhalb desselben nachzuweisen.

Capt. Speke erbot sich abermals zu dem Unternehmen. Er verlangte, dass die Königl. Geographische Gesellschaft von London, die einflussreiche Beförderin seiner Unternehmungen, der er seine bisherigen Resultate und seine ferneren Pläne vorlegte, ihm durch ihre Fürsprache bei der Regierung eine Bewilligung von 5000 Pfund Sterling verschaffe. Mit einer solchen Summe versehen glaubte er sich drei Jahre lang im Innern des Landes aufhalten, den grossen Nyanza-See in allen Richtungen besehen, seine sämtlichen Zuflüsse erforschen, die Wasserscheiden untersuchen, seine Verbindung mit dem Nil factisch nachweisen und umfangreiche Sammlungen in allen Zweigen der Naturgeschichte machen zu können.

Man fand indess die verlangte Summe zu gross, bewilligte nur 2500 Pfund Sterling, und ernannte auch Speke erst nach einer Zögerung von 9 Monaten zum Anführer der neuen Expedition. Doch gewährte ihm das indische Depar-

tement der Regierung noch ausserdem 50 Artillerie-Carabiner mit Bajonnet-Degen, 20,000 Kugeln Munition, stellte so viele Mess-Instrumente, wie er verlangte, desgleichen goldene Uhren und andere reiche Kostbarkeiten zu Geschenken an die günstig gesinnten Araber und Neger-Fürsten des Innern zu seiner Disposition, gesellte ihm auch einen Jugendfreund und Jagdgenossen in Indien, den Capitain Grant, einen geschickten Zeichner und Botaniker, als Gefährten bei. Zugleich auch kam er mit Hrn Petherick, einem Elfenbeinhändler, der viele Jahre auf dem oberen Nil zugebracht hatte, überein, dass dieser, den Nil hinaufsegelnd, trachten sollte, ihm von dem wie gesagt bekannten Gondokoro aus entgegenzukommen, um ihm mit seinen Böten und Leuten im Fall der Noth möglichst Beistand zu leisten. Auch dieser Elfenbeinhändler wurde von der geographischen Gesellschaft und der Regierung mit Geld unterstützt, führte aber später die von ihm übernommene Rolle nicht so energisch durch wie die beiden indischen Militairs Speke und Grant, die sieg- und ruhmreich aus ihrem Unternehmen hervorgingen.

Nachdem Speke auf die besagte Weise ausgerüstet sich zu der Ostküste Afrikas bei Zanzibar zurückbegeben hatte, zog er mit seinem Gefährten Grant von da am 1. Oct. 1860 westwärts ins Innere aus, an der Spitze eines Corps von nicht ganz 100 bewaffneten Schützen (Rifflern), Dolmetschern, Trägern, Dienern, Köchen, Trompetern etc. und mit einer kleinen Karawane von Ziegen, Eseln und Mauleseln, welche letztere wie die »Träger« mit mannichfaltigen Waaren und Geschenken für die Gewalthaber der Reiche des Innern bepackt waren.

Die Leute dieser kleinen Armee waren gröss-

tentheils Neger aus der Umgegend von Zanzibar, kleinerentheils Hottentotten vom Cap, welche letzteren sich aber bald als ganz unnütze Begleiter erwiesen. Nur ein arabischer Scheikh mit seinen Dienern befand sich dabei, ausser den beiden genannten Officieren selbst kein Weisser oder Europäer. Viele dieser Leute kamen im Verlaufe der Reise ums Leben oder desertierten oder mussten wegen Krankheit und aus anderen Ursachen entlassen und zurückgeschickt werden. Die dadurch entstandenen Lücken in seinem Corps suchte Speke unterwegs durch Engagierung Anderer zu ersetzen. Nur eine kleine Anzahl »getreuer Kinder« hielt mit ihm bis zur Rückkehr nach Egypten aus.

Unter den zu Geschenken mitgenommenen Waaren befanden sich goldgestickte Gewebe, viele Arten von farbigen Zeugen, darunter eine grosse Quantität »Merikani«, eines amerikanischen in Afrika sehr beliebten Baumwollenstoffs, desgleichen nicht weniger als 36 Lasten rother, weisser und blauer Perlen, und 13 Lasten Messing- und Kupferdraths, eines bei den Bewohnern des Innern zur Anfertigung von Armspangen, Ringen und anderen Schmucksachen sehr beliebten und oft die Stelle des Geldes vertretenden Products.

Obwohl er auf einer ihm schon von seinen früheren Expeditionen her bekannten Route reiste, waren doch in Folge innerer Zwistigkeiten und Kriege unter den Stämmen des Innern und in Folge einer eingetretenen Dürre und Hungersnoth die Schwierigkeiten des Weiterkommens so gross, dass er erst nach 4 Monaten (gegen Ende Januar 1861) den etwa 100 deutsche Meilen von Zanzibar westwärts entfernten Ort Kazé erreichte, in welchem Speke schon im Jahre 1858 bei sei-

ner Entdeckungs-Reise zum Tanganyika-See anwesend gewesen war.

Kazé (auch Kazeh geschrieben) ist die Hauptstadt des Negerstaats Unyamuezi und liegt in einer Entfernung von etwa 35 deutschen Meilen direct südlich von der Südspitze des Nyanza-Sees *), bis zu welchem sich das besagte Königreich hinauf erstreckt.

Unyamuezi, zu deutsch »das Land des Mondes«, ist ungefähr so gross wie England, und ist früher noch weit grösser gewesen, eines der bedeutendsten Reiche Afrika's. Es ist in Europa vor Speke nie etwas über dieses Reich berichtet worden. Doch war es wahrscheinlich schon vor Christi Geburt den Hindus bekannt, die von der Ostküste Afrikas aus vermuthlich mit seinen Bewohnern Handel trieben und vielleicht zuerst den Namen »Mond-Männer«, »Mond-Gebirge« berühmt machten. Die Mond-Männer oder Bewohner von Unyamuezi sind die grössten Kaufleute in Afrika und als Lastträger und Commissionäre entschlissen sie sich zu einer Reise an die Küste (von Zanzibar) mit derselben Leichtigkeit, mit welcher unsere Landleute sich zum Besuche eines Jahrmarktes entschlissen. Sie bebauen den Boden, weben Zeuge auf Webstühlen von ihrer Erfindung, verstehen Eisen zu schmelzen und geschickt zu schmieden, sogar »das Kupfer zierlich in Eisen einzulegen« (eine Art Niello?) und scheinen dies seit unvordenklichen Zeiten gethan zu haben. Sogar in diesem so südlichen Staate (die Hauptstadt Kazé liegt 3 Grad südlich vom Aequator) fand Speke überall viele Leute aus dem Norden »Abyssinischer Abkunft«.

*) Speke hat dem Namen einen kleinen königlichen Zusatz gegeben, der wohl bald wegfallen wird. Er nennt ihn „Victoria-Nyanza.“

verstreut. Auch regierten in Uzinza, einem den Mondmännern benachbarten Königreiche, zwei Abkömmlinge der abyssinischen (oder Gallas?) Race als Häuptlinge.

Von Kazé aus war Speke auf seinen früheren Reisen (1858) einmal direct westwärts zum grossen Tanganyika-See, und ein andermal direct nördlich zur Südspitze des noch grösseren Nyanza gegangen. Der erst genannte See bot für seinen jetzigen Hauptzweck, die Erforschung des Nils, kein Interesse dar, da Speke schon erkannt hatte, dass er seine Gewässer aus Norden empfangt und nach Süden entlasse. Er ging daher diesmal in nordwestlicher Richtung, d. h. in der Diagonale zwischen seinen früheren Routen vor, um zu sehen, wie weit der grosse See sich westwärts ausdehne, und ob er dort oder an seinem nördlichen Ufer einen Fluss (den Nil) entlasse. Auf der Ostseite konnte er seinen See deswegen nicht umgehen und erforschen, weil hier Alles mit völlig wilden, räuberischen und unter sich beständig kriegenden kleinen Stämmen der grossen Nation der Massais erfüllt ist (die auch den deutschen Reisenden, Baron von der Decken, bei seiner Ersteigung des Kilimandjaro zurückgetrieben hatten), während ihn die Kunde von grösseren und mehr oder weniger halbcivilisierten Staaten und Völkern im Nordwesten des Sees dahin lockte. Nach dreimonatlichem Aufenthalte in Kazé und Ueberwindung vieler Schwierigkeiten reiste er Anfangs Juni 1861 dahin ab.

Das schon genannte Uzinza war das nächste bedeutende Reich und darauf folgte ihm ähnlich ein anderes, Usui genannt, und dann ein bedeutenderes, Karagué, und endlich das grösste und wichtigste von allen, Uganda, an der Nordwest-

ecke und längs der Nordküste des grossen Wasserdreiecks des Nyanza. Unter allerlei Widerwärtigkeiten, unter unwichtigen, theils feindlichen, theils friedlichen Verhandlungen mit den Eingebornen, zuweilen auf Rhinoceros und Elephanten, von denen überall grosse Heerden vorhanden waren, Jagd machend, durchzogen Speke und Grant, zuweilen von einander getrennt, dann wieder vereinigt, während des Sommers 1861 die beiden erstgenannten Länder Uzinza und Usui und kamen im November im Königreiche Karagué an, an dessen südlicher Grenze sie in einem entzückend schönen Thale den ersten kleinen Fluss den Lohugati erblickten, der ostwärts dem Nyanza-See zufluss, und der also gewissermassen als eine der südlichsten Nil-Quellen betrachtet werden konnte. Alle früher passierten Gewässer strömten süd- und westwärts dem Tanganyika zu.

Das Reich Karagué wird von einem sehr freundlich gesinnten und intelligenten Könige Namens Rumanika beherrscht, der ein Verlangen hatte, die weissen Männer, von denen der Ruf schon rings um den ganzen See erschollen war, bei sich zu sehen, sie gastlich aufnahm, ein Paar Monate (Nov. 1861 bis Jan. 1862) bei sich beherbergte und bewirthete und dann mit Begleitung und Empfehlung zu seinem Nachbarkönig von Uganda entliess.

Es giebt in diesem Königreiche Karagué reizende Thäler, liebliche Gegenden, und schön angebaute Striche, auf denen Palmen, Bananen, mehrere Sorten Erbsen, Kaffee, Reis und andere Nährpflanzen erzeugt werden. Die Bewohner halten ihre Gärten gut in Ordnung und bauen ihre Hütten geräumig und zweckmässig, mit besonderen Schlafräumen und reinlichen Empfangs-

Zimmern für Gäste. Vor jeder Niederlassung ist ein Gehöfte oder eine Lichtung, und die Gärten und Aecker sind geschirmt und eingefriedigt.

Das für die Geographie und in Hinsicht auf den Zweck der Spekeschen Expedition wichtigste Object in diesem Königreich Karagué ist aber der Fluss Kitangulé. Er entspringt aus einem ganz kleinen See (bei Speke »Lake Akanyaro« genannt) in dem Mond-Gebirge (»Mountains of the Moon«). Der Kitangulé ist von seiner Quelle bis zu seiner Mündung in den Nyanza-See, das allgemeine Reservoir der südlichsten Nil-Quellen, beinahe 50 deutsche Meilen lang, also viel länger als der Graubündner Rhein oberhalb des Boden-Sees. In seinen unteren Partien erscheint er als ein »nobler Strom« von 300 Fuss Breite und grosser Tiefe. Er bewegt sich mit gleichmässiger Geschwindigkeit dahin und auf seinen weit gestreckten Ufer-Marschen weiden die zahlreichen Heerden von tausend und aber tausend Rindern des Königs Rumanika von Karagué. Speke entdeckte keinen mächtigeren Zufluss des Nyanza, und es schien ihm auch wahrscheinlich, beinahe gewiss, dass es keinen grösseren gebe, dass mithin der oft genannte Kitangulé als der eigentliche obere Haupt-Quellen-Strom des Nils gelten müsse. Nahe bei seiner Quelle im Süden hat die Natur, — wie bei der Mündung des Nils im Norden der Mensch, — hohe Pyramiden aufgerichtet, namentlich den ziemlich steilen und pyramidenförmigen Kegel des Berges Msumbiro, der sein weither geschautes Haupt über 10,000 Fuss hoch erheben soll. Die Quelle selbst, die er unter den 3° S. B. verlegt, erreichte Speke nicht. In demselben Gebirge, in welchem dieser Nil-Zweig

entspringt, in dem Mond-Gebirge, haben nach Speke's Meinung auch die beiden grössten Flüsse Süd-Afrika's, der Congo und der Zambézé, ihre entlegensten Quellen. Der genannte Bergriese Msumbiro mit seiner Umgegend wäre darnach die merkwürdigste Wasserscheide in ganz Afrika.

Ebenso gut, günstig und geordnet fand Speke die Zustände in dem benachbarten Königreiche Uganda, welches sich um die Nordwestecke und fast längs der Nordküste des ganzen Nyanzasees hinzieht und vom Aequator durchschnitten wird.

Mtésa, der König dieses Landes, »ein gut aussehender, hübsch gewachsener grosser junger Mann, elegant und geschmackvoll gekleidet«, mit Perlen, Hals- und Armspangen, Leopardenfellen und goldgestickten Tüchern geschmückt, nahm die Reisenden huldvoll auf, und behielt sie fast ein halbes Jahr lang, — freilich nicht ohne freundlichen Zwang — an seinem Hofe, während welcher Zeit sie mit ihrer Begleitung auf Landeskosten verpflegt wurden und sich Alles auf verschiedenen, jedoch nicht sehr weit gehenden Excursionen, Jagden, Pickenick-Partien, und einer Fahrt auf dem See, beschauen durften. Im Uebrigen aber ist auch dieser Mtésa ein Despot nach afrikanischer Weise. Die Sitte seines Hofes verlangt es unter anderem, dass jeden Tag wenigstens ein Mensch in seiner Residenz hingerichtet werde, damit seine Regierung glücklich sei. Einmal liess er, um eine ihm geschenkte Flinte zu probiren, einen Menschen damit erschliessen. Zu einer allgemeinen Ermordung und Vertilgung seiner Brüder, die dem ihnen von den Gesetzen ihres Vaterlandes bestimmten Schicksale geduldig entgegensah, bereitete er sich gerade bei Spekes Anwesenheit vor.

Wie Rumanika von Karagué den obersten

Nil-Zufluss beherrscht, so rühmt sich Mtésa von Uganda des Umstandes, dass bei ihm der Nil selber aus dem grossen See hervorbricht und seinen Weg nach Egypten beginnt. Er war von dem weiten Lauf seines Flusses nach Norden und von dem Handels-Verkehr der Völker an seinen untern Partien unterrichtet. Er hatte auch, wie er sagte, gelegentlich Waaren von dort erhalten, und längst den Wunsch gehegt, einen Handelsweg nach Gondokoro zu eröffnen. Allein die nördlichen barbarischen und feindseligen Stämme zwischen seinem See und Gondokoro hatten ihm bisher die Strasse versperrt. Die Gewässer des Sees Nyanza brechen nach Speke's Bericht (wunderbar und bei Seen selten genug!) an mehreren (etwa 3) Stellen in ebenso vielen Armen, die sich später wieder vereinigen, nach Norden hervor. Die Residenz des Königs von Uganda liegt gerade in der Mitte zwischen diesen Armen, in dem von ihnen gebildeten Delta, hart am See. Einer dieser Arme und zwar der östlichste, stellt sich nach Speke jedoch als der mächtigste und Hauptfluss-Stamm, »als der eigentliche Weisse Nil« dar. Er setzt mit einem Sprunge (einem Katarakte) aus dem See hervor, ungefähr mit derselben Mächtigkeit, wie sie jener obere See-Zufluss, der Kitangulé, zeigte.

Speke erreichte diesen merkwürdigen Fleck, nachdem ihn sein so disant lebenswürdiger königlicher Wirth endlich entlassen hatte (die Schilderung der Abschieds-Scene von ihm und seinem Hofe ist eine der ansprechendsten Piècen in Spekes Buch) am Ende Juli 1862. Er nannte die Wasserfälle dem Earl von Ripon, dem Präsidenten der Geographischen Gesellschaft von London zu Ehren »the Riponfalls« und in seinem Berichte schildert er den Punkt von anmu-

thiger und malerischer Scenerie, von reichem culturfähigem Lande umgeben, und von einem willigen, civilisirbaren, schon halb civilisirten, für Christenthum und Fortschritt geeigneten Volk umwohnt, mit einem Worte als einen ganz reizenden und für eine Niederlassung äusserst geeigneten Fleck. Spätere Zeiten werden hier vielleicht eine bedeutende Colonie entstehen sehen.

Der »Nil« floss unterhalb der Riponfalls als ein mächtiger breiter Strom abwärts und Speke schiffte sich mit den Seinen auf einer Anzahl Böte ein, um die schöne See-Gegend zu verlassen, und, wie er hoffte, nun ungehindert zunächst zu dem Nachbar-Lande Unyoro und dann den ganzen Nil bis nach Egypten hinabzuschiffen.

In Bezug auf Orographie und Geologie der Umgegend des Nyanza ist zu bemerken, dass sie ein colossales und hoch erhabenes Plateau bildet, welches nahe beim See selbst seine grösste Höhe zu haben scheint. Der Spiegel des Nyanza ist 3500 Fuss über dem Meere, und die Residenzen der genannten Könige liegen zum Theil noch höher, Rumanika's Pallast z. B. 4660 Fuss hoch. Aus Osten von Zanzibar her erhebt man sich in einer Entfernung von 60 deutschen Meilen von dem See zu diesem Plateau ziemlich plötzlich. Man bleibt dann fortwährend auf einer Boden-Erhöhung von durchschnittlich 3000 Fuss Höhe. Nach Norden hin mit dem Laufe des Nils dacht sich das Plateau allmählicher ab. Bei Gondokoro (in einer Entfernung von 80 deutschen Meilen vom See) ist man nur noch nicht viel mehr als 1000 Fuss über dem Meere. Einzelne Gipfel des beinahe immer welligen oder hügligen Plateaus steigen zu 6 und 7000 Fuss auf, und einige, wie, nach dem was ich sagte,

die Pyramide Msumbiro bei der Nil- oder Kitangulé-Quelle sogar zu 10000 Fuss. Gewiss haben die genannten Länder und Königreiche diesem Umstande auch ihr trotz der Lage unter dem Aequator mildes Klima (Speke und Grant fanden eine mittlere jährliche Temperatur von 68° Fahrenheit und 178 Regentage im Jahre), ihre mannichfaltigen Producte, ihre grosse Anbaufähigkeit und die Halb-Cultur ihrer Völker zu verdanken. Vielleicht war einst diese ihre Cultur, jedesfalls ihre Macht noch grösser. Denn Speke berichtet, dass in alten Zeiten alle die genannten kleinen Reiche Uganda, Karagué, Uzinza etc. rings um die West- und Nordküste des Sees herum in einem einzigen grossen Königreiche »Kittara« vereint gewesen seien. Ich mag noch bemerken, dass jene für die See-Gegend beobachtete grosse Anzahl von Regentagen nach Speke ziemlich gleichmässig über das ganze Jahr vertheilt war, dass also diese See-Gegend nicht die Ursache des regelmässigen Anschwellens des Nils sein kann. Die Zone, in welcher sich eine entschieden gesonderte Regenzeit im Gegensatze zu einer trockenen Periode zeigt, findet man erst weiter nördlich von Unyoro, unterhalb der grossen Katarakten-Reihe in den Niederungen.

Speke's Absicht, den ganzen »von ihm nun entdeckten Hauptstrom des Nils« in Böten hinabzufahren, wurde bald durch das feindliche Benehmen der Vasallen des nächsten Fürsten, des Königs Kamrasi von Unyoro, vereitelt. Dieselben setzten sich ihm mit den Waffen entgegen und zwangen ihn zur Umkehr. Und zu verdenken war es den armen Leuten kaum. Denn das Gerücht hatte ihnen berichtet, die Weissen kämen ihr Land zu erobern und seien noch dazu

unbarmherzige Menschen-Fresser. Am Hofe des Königs Kamrasi selbst war man etwas verständiger, lieh den Empfehlungen der Nachbarn Mésa und Rumanika ein günstiges Ohr, begriff die Vortheile der von den Engländern vorgeschlagenen Handels-Verbindungen längs des Nils und erlaubte ihnen endlich auf einem Landwege, die Krümmungen des Nils und seine aufgeregten Anwohner vermeidend, heranzukommen.

Das Königreich Unyoro, das sich besonders auf der Westseite des Nils weit ins Innere erstreckt, ist, obwohl vom See Nyanza ausgeschlossen, doch noch von derselben Race wie die Küsten des Sees selber bewohnt, einer Race, die Speke den Wahuma-Stamm nennt und als den Gallas verwandt bezeichnet. Doch sind die Unterthanen Kamrasis oder die Unyoro-Leute schon etwas weniger civilisiert, bauen ihre Felder nicht so gut und bekleiden sich nicht so reichlich. Je weiter man den Nil von dem grossen See-Plateau hinabkommt, desto mehr gehen die Leute nackt, vermuthlich zum Theil in Folge der grösseren Wärme des Klimas. Auch hört jenseits Unyoro die »Wahuma-Race«, die Speke mit Recht lieb gewonnen hatte, auf, und mit ihr die süd-afrikanische Sprachen-Familie, in deren Gebiet sich die Reisenden von Kazé, ja fast von Zanzibar her bewegt hatten. Wie die Bewohner sich von nun an roher zeigten, so waren auch die Sprachen und Dialekte bunter und Verständigung schwieriger. Der Nil, von dem bezeichneten Plateau herabfallend, bildet hier bis Gondokoro abwärts eine Reihe von Katarakten und Strom-Schnellen, die ausserordentlich bedeutend sein müssen, da Speke auf der kurzen Strecke zwischen Unyoro, wo er den Nil verliess, und Madi, wo er ihn wieder erreichte, d. h. zwei

Oertern, die in gerader Linie nur 25 deutsche Meilen von einander liegen, einen Niveau-Unterschied von 1000 Fuss fand. Dieser Umstand, verbunden mit der Rohheit der Bewohner (grosser Hippopotamus-Jäger), mag es zum Theil wohl bewirkt haben, dass er in dieser Gegend so lange unbekannt geblieben ist, und dass man zu den oberen Seen nicht hinaufdringen konnte.

Der König Kamrasi von Unyoro hielt die Reisenden wieder zwei Monate (Sept. und Oct. 1862) bei sich auf, mit ihnen verhandelnd, conversirend und Geschenke austauschend. Endlich, nachdem er sich hinlänglich am Anblick weisser Leute gesättigt hatte, gab auch er ihnen die Erlaubniss und Mittel zur Weiterreise und drückte sogar den Wunsch aus, sie möchten einige seiner schwarzen Unterthanen mitnehmen, um sie in England zu unterrichten. In Unyoro selbst und auf der ganzen Strecke von den Katarakten am See (Ripon-Fälle) her ist der Nil, ein breiter, mächtiger, zuweilen seeartiger Strom, in hohem Grade schiffbar, und Speke und die Seinen gingen in einem sehr grossen Boot (»an immense canoe«) stromabwärts. Doch auch diesmal nur eine kurze Strecke weit. Es war schwierig, von Station zu Station neue Böte und Ruderer zu beschaffen, und da man bei den »Karama-Fällen« (einer Stromschnelle unter dem 2° N. B.) jene Reihe von Katarakten erreicht hatte, bei welchen der Nil zugleich mit einem Umwege sich weit nach Westen krümmt, so zog Speke es vor, direct zu Lande durch die Wüste weiter nach Norden zu gehen. Einwohner, d. h. Plagegeister, gab es am Flusse selbst weit mehr, und den Fluss meidend, entging man ihren Plackereien, ihrer Gastfreundschaft und ihren oft mit etwas Zwang verbundenen Einladungen.

Nach einem Marsche von acht Tagen erreichte man Madi, ein neues Land, wo der Nil wieder nach Osten und dann in seine nördliche Richtung zurückkehrt. Madi ist ausserdem auch noch dadurch ein in geographischer Hinsicht interessanter Nil-Punkt, weil daselbst mehrere Seiten-Gewässer sich hinzuziehen. Erstlich empfängt hier der Nil aus Südwesten den Ausfluss des grossen Luta-Nzige-Sees, dessen Natur noch nicht erforscht ist. Und zweitens mündet hier aus Südosten der vielleicht über 100 deutsche Meilen lange »Asua-Fluss« ein, der ebenfalls der Ausfluss eines Sees (des Baringo-Sees) sein soll, von unsern Reisenden aber ebenfalls nur nach Hörensagen auf ihrer Karte eingetragen werden konnte.

An der Gränze dieses Landes Madi, noch vor dem Eintritt in dasselbe, bekamen auch die Reisenden zu ihrer unsäglichen Freude Türken in egyptischer Uniform zu sehen, von denen sie mit eben so grossem Jubel gleichsam wie Landsleute empfangen wurden. Es waren Elfenbeinhändler im Dienste eines von der egyptischen Regierung geförderten Elfenbeinhändlers, Namens De Bono. Diese sogenannten »Türken in egyptischer Uniform« waren alle ziemlich schwarz und zeigten sich auch als mit eingeborenen Negerinnen verheirathet von ganz schwarzen Kindern umgeben. Sie waren auf Befehl ihres Paschas und De Bonos so weit (wohl 250 deutsche Meilen) über die Südgrenze ihres Vaterlandes Egypten hinaus vorgedrungen. In Begleitung des Türken oder Egypters Mohomed und seiner egyptischen Officiere und Soldaten, die auf Eseln und Kühen beritten waren, und mit vielen Hunderten von Negern, welche die Türken, überall Gewaltthat ühend, zum Elfenbeinschleppen

zwangen, erreichten denn Speke und Grant endlich nach einem abermaligen Aufenthalte und Marsche von 6 Wochen die Station Gondokoro unter dem 5.^o n. B.

An diesem wie gesagt bereits bekannten Orte dünkten sie sich fast schon wie in Europa angekommen. Sie trafen hier ein österreichisches Missionshaus, das von Dr. Knoblercher dort gegründet war, viele Schiffe, und einen englischen Landsmann und Freund, Namens Baker, und bald auch europäische Damen, die kühne Holländerin, Baronin von der Capellen, mit ihren beiden Begleiterinnen. Hr Baker war ihnen statt des säumigen Petherick, der, seine Handelszwecke verfolgend, noch weiter im Norden weilte und keine Schiffe, wie er es versprochen hatte, für seine Landsleute in Bereitschaft hielt, mit mehreren Böten und einer für eine lange Reise auf eigne Kosten völlig ausgerüsteten, mit Waaren, Pferden, Kameelen etc. versehenen Expedition entgegengekommen, in der Absicht, »wenn sie etwa am Aequator irgendwo in der Klemme sitzen sollten«, sie zu retten.

Speke und Grant betrachteten nun ihre Mission als vollendet, ihre Aufgabe gelöst. — Baker gab ihnen Böte, um den Nil nach Chartum in Nubien und weiter hinunter zu fahren. Baker aber übernahm es seinerseits, einige durch seine heimkehrenden Freunde noch nicht gelöste geographische Probleme, namentlich die Beschaffenheit des genannten Luta-Nzige-Sees und die Art seiner Verbindung mit dem Nil zu erforschen, und blieb, von seinen heimkehrenden Freunden Abschied nehmend, im Lande zurück.

Spekes und Grants Reise von Gondokoro den Nil hinab durch die Länder der Gallas, durch Ober- und Unter-Nubien, Ober- und Un-

ter-Egypten bis Kairo und Alexandrien bot noch ungewöhnliche Abenteuer und Scenen in Menge dar, mit deren Beschreibung einen Band auszufüllen es unter andern Umständen wohl der Mühe werth gewesen wäre. Speke unterlässt dies aber in seinem uns vorliegenden Werke, welches die Schilderung seiner Erlebnisse und Entdeckungen nur bis Gondokoro giebt, und aus dem Referent den Hauptinhalt in Kürze darzustellen versucht hat.

Es war dies für den Referenten (so unvollkommen er seine Aufgabe hier gelöst haben mag) keine ganz leichte Aufgabe. Denn das Buch des Hrn Speke ist leider keine sehr sorgfältige Be- und Verarbeitung seiner Erfahrungen und Anschauungen. Vielmehr ist es nur ein rasch bereiteter Abdruck seines Tagebuchs. Es giebt die Erlebnisse und Reise-Eindrücke Tag für Tag, wie sie sich darbieten, sehr brockenweise und sehr gemischt, Bedeutsames und Unbedeutendes ohne grosse Auswahl neben einander. Es ist daher schwer, in diesem Walde die Bäume zu erkennen. Auch ist die Art der Erzählung und Darstellung weder sehr schwungvoll, noch sehr ernsthaft. Es herrscht darin ein gewisser leichter Ton und es verräth sich darin eine nicht sehr tief gehende Bildung. Speke erzählt die Ereignisse seiner grossartigen Unternehmung ungefähr in derselben hastigen und beinahe spasshaften Weise, und in demselben Stil, in welchem ein englischer Reporter eine alltägliche Jagd- oder Pickenick-Partie darstellen würde. Sein Buch wird daher, wie ich fürchte, die Gelehrten oder die Belehrung Suchenden nicht sehr anziehen, obgleich dieselben natürlich vieles Brauchbare und sehr Beachtenswerthe darin finden können und auch darin, als in einem in

seiner Art einzig dastehenden Berichte allein suchen müssen. Auch den nach Unterhaltung strebenden Leser wird das Buch wohl nicht sehr anziehen, weil es dazu auch wieder die »personal adventures« nicht humoristisch, geistvoll und geschmackvoll genug schildert. Es wird für wenige eine Lieblingslectüre werden, ein Schicksal, welches es mit so vielen anderen afrikanischen Reiseberichten theilen wird.

Nur ganz selten ein Mal versucht es der Verfasser die Resultate, zu denen er gelangt ist, in überschaulichen Gemälden oder Abhandlungen zusammen zu fassen. So fügt er z. B. ein Mal ein Capitel ein, das er »Geschichte der Wahuma Stämme« nennt, in welchem er eine »Theorie der Ethnologie Ost-Afrikas« und überhaupt eine »Theorie der Unterjochung höherer durch niedrigere Stämme« so wie eine Geschichte des alten grossen Königreichs Kittara zu geben verspricht, das also seinem Titel nach anlockend genug erscheint. Diese »Geschichte« und »Theorie« fängt zwar mit einer grossartigen und auch wohl nicht sehr unwahrscheinlichen Hypothese an, nämlich der, dass von Abyssinien an durch die Länder der Gallas bis zu den grossen Seen und den südlichsten Quellen des Nils allen Völkern und Staaten ein gemeinsamer und zwar, wie Herr Speke sich ausdrückt, ein halb-Sem-Hamitischer (Semi-Shem-Hamitic) Ursprung zu geben sei, d. h. dass von Asien her Semiten (Araber) in Abyssinien eingedrungen seien, dort mit den schwarzen Eingebornen sich mischend eine höhere Staaten gründende Race erzeugt hätten, und dass dann auch diese höhere Race von Abyssinien aus die »Nilquellen« und den See Nyanza erreicht und unter den schwarzen Eingebornen die grossen Reiche von Kittara, Uganda, etc.

gestiftet habe. Ueberall sei, sagt Speke, bis weit über den Aequator hinaus, Asien als der Vater, Afrika als die Mutter anzusehen. Noch jetzt, obgleich 'die schwarze Mutter' wohl ganz die Ueberhand gewonnen hat, zeigen die Vornehmen und Fürsten-Familien am See in ihren Race-Eigenthümlichkeiten einen merklichen Unterschied von denen ihrer Unterthanen und behaupten, ihr altes »Vaterland« liege im Norden. Ja manche sagten, sie stammten von »Europäern« ab, unter welchem Namen sie indess wohl mit den eigentlichen Europäern auch Türken, Araber, Aegypter zusammenfassten.

Diese Hypothese, sage ich, ist grossartig und mag im Munde eines so erfahrenen Reisenden wohl Gewicht haben, die andern historischen Notizen, Mythen, Traditionen, die darauf als eigentliche »Geschichte« und »Theorie« folgen, scheinen so brühwarm aus dem Munde der Neger genommen zu sein, und bilden ein so buntes unzusammenhängendes Gemisch, dass man kaum einen historischen Faden darin findet.

In seiner »Einleitung« hat der Verfasser mehrere allgemeine Capitel, in denen er die »Fauna,« die »Flora,« das »Klima,« die »Geographie,« Afrikas in kurzen knappen Bildern darstellen will. Das »Geography« überschriebene Kapitel lautet so: »der Continent von Afrika ist einer umgestülpten Schüssel ähnlich (something like a dish upside-down), da man ein hohes und flaches Plateau in der Mitte hat mit einer noch höhern Kette von Bergen als Einfassung. Nach aussen hin fällt es von diesem Rande plötzlich zu dem flachen Landstreifen ab, welcher längs der Seeküste hinläuft. Eine Schüssel jedoch ist gewöhnlich in ihrer Gestaltung einförmig. Das ist Afrika nicht. So zum Beispiel finden wir in

seinem Centrum eine hohe Gruppe von Bergen, welche das obere Ende des Tanganyika - Sees umgeben, hauptsächlich aus thonigem Sandstein bestehn, und die ich für die Lunae Montes des Ptolemaeus und die Soma Giri der alten Hindus halte. Ferner senkt sich das Land auf der nördlichen Seite statt mit einem plötzlich abbrechenden Rande im Gegentheil vom Aequator her allmählich nach dem mittelländischen Meere ab, und auf der allgemeinen Oberfläche des innern Plateaus giebt es mit Wasser angefüllte Bassins (Seen), aus denen, wenn Regen sie überfüllt, sich Flüsse bilden, die, die einfassende Bergwand durchschneidend, ihren Weg zum Meere finden.

Diess ist Alles, was der Verfasser in seiner Einleitung über die »Geographie Afrika's« giebt, und in ähnlichen »Sketches« fasst er die Gemälde anderer grosser Phänomene zusammen. Afrika ist nun zwar seiner Einförmigkeit wegen berühmt. Aber der Verf. scheint in solchen Darstellungen diese Einförmigkeit des colossalen Welttheils doch ein wenig zu buchstäblich zu nehmen.

Auch ein besonderes wissenschaftliches Lieblingsfach, in welchem er als Kenner und als Autorität gelten könnte, scheint Herr Speke nicht gehabt zu haben, wobei wir jedoch die geodätischen und astronomischen Messungen und die Bestimmungen der geographischen Positionen und der Landhöhen ausnehmen könnten. Denn in diesem Fache war Herr Speke allerdings als Ingenieur vorbereitet und auch vorzugsweise erfolgreich thätig. Sein Begleiter und gewissermassen sein Pylades, Capt. Grant, ein Mann von anscheinend mehr wissenschaftlichem Geiste, machte die klimatischen und Temperatur-Be-

obachtungen und sammelte unterwegs das ganze Nil-Thal hinab 750 Specimens von einheimischen Pflanzen, von denen 80 nach Europa gebrachte Arten ganz neu waren.

Wird das englische Original meiner Meinung nach vermuthlich wenig Leser finden, so hat die deutsche Uebersetzung sich diess geradezu unmöglich gemacht. Dieselbe ist leider nur ein in aller Eile zusammengestoppeltes Fabrikat, die das englische Original so ungeschickt, so übergetreu oder vielmehr so nachlässig und träge Wort für Wort wiedergiebt, dass daraus eine eben so fremdartige als widerliche deutsch-englische Ausdrucksweise und Wortfügung entsteht, und dass man um diesen Jargon zu verstehen beinahe überall das englische Original zu Rathe ziehen muss. Ich enthalte mich, dieses hier näher zu beweisen, weil man das Buch auf jeder beliebigen Seite aufschlagen kann, um zu erkennen, dass kaum eine einzige gesunde und gute deutsche Zeile in demselben enthalten ist. Ein Buch, das wie gesagt in so vieler Beziehung so einzig dasteht, hätte man dem deutschen Publikum doch jedesfalls in einer geniessbaren und verständlichen Uebersetzung übergeben sollen. Einigermassen entschädigt den Käufer der Umstand dafür, dass wenigstens die von Capt. Grant entworfenen Bilder, Ansichten und Portraits und auch die Karten genau dieselben in der Uebersetzung wie in dem Original sind. Der Herausgeber verschaffte sich wahrscheinlich die Platten des Originals aus England.

Wir brechen indess mit diesen kritischen Bemerkungen ab, die bloss das vorliegende Buch des Herrn Speke, nicht seine ganze grosse und vielgerühmte Unternehmung und That betreffen.

Es giebt zwar Leute, welche wie z. B. Caesar die Feder und das Schwert oder den Wanderstab gleich geschickt gebraucht haben. Es giebt auch Africanische Entdecker, die äusserst kühn und unternehmungslustig in fremde wilde Länder hineingereist sind, und dabei uns zugleich äusserst fleissig ausgearbeitete, treue, genaue, gelehrte und in jeder Hinsicht befriedigende Reiseberichte geliefert haben, wie z. B. unsere trefflichen und unübertrefflichen Burckhardts und Niebuhrs. Aber im Ganzen thut man doch wohl gut, um nicht hart und ungerecht zu werden, beide Qualifikationen von einander zu unterscheiden, da es viel häufiger ist, dass Männer der That nicht auch gute Schriftsteller und sinnige Gelehrte sind. Es reicht hin, dass Achilles und Hector den trojanischen Krieg durchgeführt haben, und man soll sie nicht deshalb verachten, dass sie keine so schöne Iliade darauf componiren konnten, wie der blinde Homer. Wahrscheinlich war gerade ein solcher Charakter, ein so kecker, muthiger, hübscher, junger britischer Officier, wie Hr Speke, — *tenax propositi vir*, — der überall sein Leben einsetzend unverdrossen vorging, der sich weder vor Löwen und Rhinoceros, noch vor den blutigen afrikanischen Tyrannen scheute, der die wilden Büffel, Krokodile und Nilpferde wie ein alter Nil-Anwohner überlistete und erlegte, der mit den Negerprincessinnen lustig sang und tanzte, der dreist zu drohen wagte, auch wenn ihn keine hinlängliche Macht stützte, der seine oft muthlosen, zuweilen meuterischen Begleiter in guter Disciplin zu erhalten und zu massregeln verstand, der vielfach die Vorthelle, welche ihm die guten Vorurtheile der Afrikaner zu Gunsten der Weissen darboten, diplomatisch klug zu

nützen wusste, und z. B. europäische Brechmittel und dergleichen als Wunder-Medicin und Panacéen vertheilte, ich sage wahrscheinlich war ein solcher Charakter gerade der Mann dazu, um den Anwohnern der »Nilquellen« zu imponiren, durch alle Gefahren glücklich durchzuschlüpfen und uns das uralte Dunkel, das diese Gegenden deckte, zu enthüllen.

Als Entdecker, die ein grosses geographisches Räthsel, welches so lange die Menschheit beschäftigte, lösten oder zu seiner Lösung einen Riesenschritt thaten, werden die Namen der beiden Briten, — trotz ihres nicht in jeder Hinsicht befriedigenden Buchs — wohl für immer genannt und hoch gerühmt werden, und neben ihnen in zweiter Linie freilich auch die vielen Deutschen und Anderen, die ihnen vorarbeiteten und mit deren Hülfe jene die Palme errangen. Um in dieser Hinsicht den Glanz ihres Triumphes und das Lob, das auch unserm ganzen Zeitalter dafür gebührt, hinreichend zu würdigen, müsste man die Geschichte aller der vergeblichen Unternehmungen, die zu demselben Zweck, zu welchem die beiden brittischen Officiere auszogen, in den frühern Jahrhunderten von Privaten und Regierungen, von Kaisern und Königen veranstaltet wurden, eine Revue passieren lassen. Ist doch die Frage von den Nilquellen so alt wie die Geschichte der Menschheit. Uralte Kulturvölker, Staaten und Könige blühten an den mittleren und unteren Partien des Nils, der sie nährte und gross machte, ohne dass sie etwas von dem Ursprung des wichtigen Flusses und von den eigentlichen Grundlagen und Quellen ihrer Macht in Erfahrung bringen konnten. Sesostriis und andere einheimische Potentaten sollen sich bemüht haben, bis zu den Nilquellen

vorzudringen, thaten es aber ohne Erfolg. Cambyses der Perser, Alexander der Griechen, und die römischen Imperatoren, wenn sie in Egypten ankamen, fragten alsbald darnach, wer aus den Nilquellen tränke, und sandten Reisende und Truppen dahin hinauf, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Caesar soll erklärt haben, es reize ihn nichts so sehr, als zu wissen, wo der Nil sein dunkles Haupt berge, und wenn er gewiss wäre, dass er dies durch eine Reise den Fluss hinauf erführe, so möchte er gern, Rom mit allen seinen Partei-Streitigkeiten und seinem lockenden Kaiser-Throne im Rücken lassend, eine solche Reise unternehmen.

— — Nihil est, quod noscere malim,
Quam fluvii causas per saecula tanta latentis

Ignotumque caput: spes sit mihi certa videndi

Niliacos fontes, bellum civile relinquam.
lässt Lucan ihn zum egyptischen Oberpriester des Nils Achoreus sagen.

Nach ihm beschäftigte sich auch der Tyrann Nero wieder mit derselben Frage und sandte zwei römische Centurionen mit Mannschaften den Nil hinauf, um die Nil-Quellen zu erforschen. Aber auch ihm gelang nichts Gewisses und die Römer gaben es endlich auf und beruhigten sich mit dem Sprichwort »caput Nili quaerere«, um die Unmöglichkeit dieser und dann auch jeder anderen schwierigen oder unausführbaren Unternehmung anzudeuten.

Wie viele Leute glaubten den Stein der Weisen gefunden zu haben, so konnte es wohl nicht fehlen, dass auch manche sich den Ruhm der Entdeckung der Nil-Quellen zuschrieben. Es haben in verschiedenen Jahrhunderten mehrere be-

rühmte Reisende für Nil-Quellen-Entdecker golt, immer jedoch nur für eine Zeitlang, weil sich nachher das Ungenügende ihrer vorgeblichen Enthüllungen herausstellte. Beispiele davon aus der Neuzeit sind (unter andern aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts) der portugiesische Missionär Peter Paëz, der im Jahre 1618 die Nil-Quellen erreicht haben sollte, und aus der Mitte des 18. Jahrhunderts der berühmte englische Reisende James Bruce, der sich selbst für den Haupt-Nil-Quellen-Entdecker hielt und ausgab. Er unternahm in den Jahren 1768—1773 eine Reise in Abyssinien mit der erklärten Absicht, die Nil-Quellen zu erforschen. Er glaubte sie am 5ten November 1770 gefunden zu haben und sagt in seinem Reiseberichte, »man könne sich leichter vorstellen als beschreiben, was in diesem Augenblick in seiner Seele vorgegangen sei, als er sich an derjenigen Stelle befunden habe, welche seit 3000 Jahren das Genie, den Fleiss und die Speculation alter und neuer Köpfe vereitelt habe.« Wenn man die Karte anblickt, die Bruce von seinen Nilquellen entworfen, so erkennt man leicht, dass er nichts sah als die Quellen des sogenannten blauen Nils, der ein verhältnissmässig sehr kleiner Nebenfluss des sogenannten weissen oder eigentlichen und grossen Nils ist,, und dessen Quellen von den diesen letzteren noch hunderte von Meilen entfernt sind. Eben dasselbe lässt sich von den sogenannten Nil-Quellen jenes portugiesischen Missionärs »Paëz« und anderer bemerken. Zu den Quellen des blauen Nils und der anderen abyssinischen Nebenflüsse des grossen Nil, die auch den Alten schon unter den Namen Astaboras und Astapus hinreichend bekannt waren, zu gelangen war leichter, weil in jenem nicht so

entlegenen Berglande von temperiertem Klima civilisierte, seit dem 4ten Jahrhundert sogar christliche Königreiche bestanden. Der grosse weisse Nil, in heisser Gegend fliessend, von Barbaren umwohnt, so schwierig zu erforschen, wurde von diesen Reisenden ignoriert. Bruce stellt ihn auf seiner Karte als ein kümmerliches Anhängsel seines blauen Nils dar und giebt beiden ihre Quellen unter dem 10° n. B., was für den eigentlichen Nil etwa 200 deutsche Meilen zu weit nördlich war.

Ebenso interessant, wie die Geschichte der vergeblichen Bestrebungen zur Erforschung der Nil-Quellen, wäre wohl eine Untersuchung über diejenigen, welche schon dasselbe wussten, was Speke und Grant uns jetzt wieder offenbart haben, nämlich dass es unter dem Aequator grosse Seen gäbe, denen die südlichsten Nil - Quellen zufliessen. Dass es zu verschiedenen Zeiten solche Leute gegeben hat, ist aus vielen Umständen mehr als wahrscheinlich. Ich mag in dieser Beziehung hier nur Einiges anführen.

Unter den Berichten aus dem Alterthume ist in dieser Hinsicht der merkwürdigste der, welchen jene beiden Centurionen des Nero nach Rom zurückbrachten, deren Erzählungen der Philosoph Seneca selbst mit anhörte. Ihm zufolge sagten sie aus, sie seien vom Könige von Aethiopien (Abyssinien?) mit Hülfe versehen und von ihm den benachbarten Königen empfohlen (ebenso wie auch Speke von König zu König empfohlen wurde) weit eingedrungen, und noch zu jenseits liegenden Regionen gekommen (*ad ulteriora pervenimus*) und da hätten sie grosse Seen (immensas paludes) gefunden, deren Ende die Landeskinder nicht gekannt hätten, auch zu kennen niemand hoffen

könnte (quarum exitum nec incolae noverant, nec sperare quisquam potest) *). »Dort«, so fuhren die Berichterstatter, die Seneca anhörte, fort, »sahen wir zwei Felsen, über welche die ungeheure Wassermasse des Flusses herabfiel« **). Das »dort« geht offenbar auf den grossen See. Und dann könnte man wohl geneigt sein zu glauben, dass hier die »Riponfalls« des Speke gleich unterhalb des Sees Nyanza gemeint seien. An die Seen in Abyssinien, den Tzana etc., aus denen der blaue Nil seine Quellen bezieht, kann man nicht denken, da sie sehr klein sind und da man ihre Ufer und Enden von allen Seiten her erblickt.

Später hat man, vermuthlich weil man sich nicht denken konnte, dass es unter dem Aequator so grosse Wasser-Magazine gäbe, diese Berichte der Leute des Nero ganz besonders unglaublich gefunden. Namentlich macht sich auch der Engländer Bruce über sie sehr lustig und hält die Centurionen für grosse Lügner, weil, wie er sagt, es notorisch sei, dass es im ganzen Nil-Thale keine so grosse Seen gäbe. Und doch stellt sich nun durch Speke heraus, dass gerade sie, die am meisten Verworfenen, in Rom das Beste über den Nil gesagt zu haben scheinen. Man muss es sehr bedauern, dass man ihre Reise nur aus einer so kurzen und nur gelegentlichen Erwähnung des Seneca kennt.

Auch Strabo, der bald nach Augustus lebte und reiste, leitet den Nil aus grossen Seen her. Nachdem er den Nil bis Chartum, bis zur Ein-

*) Seneca Nat. Quaest. Lib. VI. Cap. VIII.

**) „Ibi, inquit, vidimus duas petras, ex quibus ingens vis fluminis excidebat.“

mündung des blauen Nils beschrieben hat, sagt er: Der Astapus (so nennt er den weissen Nil) fliesse aus Seen im Süden und bilde eigentlich den geradlinigen Hauptkörper des Nils, der von dem Sommerregen aufschwelle *).

Dass auch die alten Hindus, die in alter Zeit nach der östlichen Küste Afrikas handelten und von da ins Innere drangen, von grossen Wasser-Magazinen bei den Nil-Quellen Kunde hatten, und dass sie den Nil oder doch seinen südlichsten Hauptarm aus diesen Seen ableiteten, ist ziemlich gewiss. Capt. Speke selbst theilt eine aus den Puranas genommene Karte mit, auf welcher südlich vom Aequator ein grosser See, »der Götter-See« genannt, verzeichnet ist und von dessen nördlichem Ende der Nil hinabgeht **).

Wenn, wie Speke sagt, die Könige am Nyanza-See im Jahre 1862 recht gut wussten, dass das Wasser aus ihrem See weit nach Norden flosse, und mit dem Verkehr und Handel, den fremde Völker da unten im Norden trieben, bekannt waren, so ist es höchst wahrscheinlich, dass früher ihre Vorgänger, als zur Zeit der alten egyptischen Könige, oder der Römer, oder der Araber noch weit ausserordentlichere Dinge am unteren Nil passierten, ebenso gut oder noch viel besser damit bekannt waren, und daher musste denn auch wohl jeder, der den See, wie Capt. Speke von Osten her (von Zanzibar) erreichte ebenfalls durch sie damit bekannt werden. Arabische Kaufleute und Elfenbeinhändler fand Speke überall um seinen See herum, und vermuthlich ist dieser arabische Handel von der

*) Siehe Strabo Lib. XVII im Anfange.

**) Eine Abhandlung darüber soll nach Speke in den Asiatic Researches Vol. III. 1801 stehen.

Küste her schon sehr alt, ja war früher zur Zeit des Zeniths der arabischen Macht wohl noch viel blühender. Dass die weit reisenden Araber daher von Zanzibar aus den See kannten, ist wohl ohne Zweifel, und eben daher auch, dass sie mit dem Ausfluss und der Richtung des Nils bekannt wurden. Bei alten arabischen Geographen finden wir daher ebenfalls manche richtige Angaben über die grossen Nil-Seen und ihre Zu- und Abflüsse. So auf einer einem arabischen Werke entnommenen Karte, die im Jahre 883 gemacht sein soll, und von der Lelewel in seinem bekannten Kartenwerke eine Kopie mittheilt. Auf ihr entspringt der Nil aus einem See, der den Namen Kura Kavar trägt und den der Aequator durchstreicht. Desgleichen ist auch unzweifelhaft, dass die grossen Seen im Süden des Aequators und der aus ihnen hervortretende Nil schon auf mehreren geographischen Bildern europäischer Kartenzeichner abgebildet stehen. Sir Robert Murchinson spricht in einem seiner Berichte an die Londoner geographische Gesellschaft über Speke von einer in Rom befindlichen handschriftlichen Welt-Karte, von welcher General Jochmus ihm eine Kopie mitgetheilt habe, und auf welcher die Nil-Quellen aus zwei grossen Seen im Süden des Aequators abgeleitet seien *). Refer. kann hinzusetzen, dass er ein ähnliches Bild auf mehreren handschriftlichen alten Karten gesehen hat, auf keiner aber besser und deutlicher als auf einer, welche er im britischen Museum entdeckte, wo sie dem berühmten Werke von Marino Sanuto »Secreta fidelium crucis« beigelegt war, die er kopierte

*) Siehe darüber Petermann Mittheilungen, Jahrgang 1863, S. 232.

und die dann in einem genauen Facsimile in der berliner geographischen Zeitschrift publiciert wurde.

Auf dieser Karte, die noch um ein Jahrhundert älter ist, als die von Sir Robert Murchinson erwähnte (sie datirt aus dem Jahre 1489 und ist in Lissabon gezeichnet) ist der Lauf des Nils in Egypten und die Südgrenze dieses Landes sehr deutlich zu erkennen. Weiter oben sind die beiden grossen Bogen und Ausgreifungen, welche der Nil in Nubien nach Osten und nach Westen macht, sehr naturgetreu auf ihr angegeben, so wie auch die sogenannte Insel Meroë oberhalb dieser Bogen, desgleichen das gebirgige Land Abyssinien und sein blauer Nil mit seinem See Tzana. Der Nil selbst im Westen geht noch weit nach Süden hinauf, und dann kommen in der Gegend des Aequators zwei grosse Seen, »paludes Nili« genannt, die man allenfalls auch, da sie so nahe bei einander sind, für einen nehmen kann. Aus ihnen tritt der Nil in mehreren Armen heraus, was, wie gesagt, auch Capitain Speke behauptet. Die beiden Seen sind auf besagter Karte als die grössten Binnengewässer Afrikas dargestellt und unvergleichlich viel grösser als der Tzana in Abyssinien. Aus dem Süden fliessen ihnen noch mehrere kleine Quellenflüsse zu von dem Mondgebirge (»Montes Lunae«), — aus Unyamuezi dem Lande der Mond-Leute des Capt. Speke. — Dies scheint ein vor 400 Jahren angefertigtes in der That sehr schönes und richtiges Bild des gesammten Nil von seinen südlichsten Reservoirs bis zur Mündung zu sein. Vielleicht schöpfte der Kartenzeichner seine Kunde aus arabischen Quellen, oder aus uns unbekannten portugiesischen Berichten. Aus der Phantasie scheint er jedesfalls etwas

so gut Zutreffendes nicht geschöpft haben zu können.

Wie weit unterrichtet die Portugiesen überhaupt im 15. und 16. Jahrhundert über Afrika und über die Nil-Seen waren, beweist auch die Aeusserung des portugiesischen Historikers De Baoros, welcher zufolge Dr. Beke (in seinem Essay über die Quellen des Nils) irgendwo sagt, dass im Innern von Afrika ein See sei, aus welchem der Nil sowohl als auch der Congo und der Zambezi ihre Quellen hätten.

Es versteht sich, dass man über die Geschichte der mit den wahren Verhältnissen der Nil-Quellen Vertrauten noch viel mehr, ein grosses Werk, schreiben könnte, und es ist auch bereits Manches darüber geschrieben. Aber schon aus dem Wenigen, was ich hier vorbringen konnte, geht zur Genüge hervor, dass Capt. Speke offenbar die durch seine Reise erlangte Kunde und einen Theil seiner Lorbeeren mit mehreren andern Männern vor ihm theilen muss. Er hat dabei denn aber jedesfalls das Haupt-Verdienst, dass er diese Kunde so zu sagen an die grosse Glocke gehängt hat, dass er im Stande war, den ganzen Zusammenhang zu erweisen und durch umständliche Berichte allen Gebildeten klar zu machen. Er hat Ausserordentliches geleistet. Vieles bleibt in der Sache freilich auch noch nach ihm zu thun übrig. Die Stücke des Nils und die Küste des Sees, welche er nicht sah, müssen nun noch bereist und aufgenommen werden. Der grosse sogenannte See Luta Nzige im Westen und der grosse Nil-Arm, von Speke »Asua-River« genannt, so wie ebenfalls die andern von ihm genannten aber nicht erforschten »Nebenflüsse« des Nils, der Giraffen-Fluss, der Sobat und vor allen der sehr bedeutsam er-

scheinende Bar-Gazal sind noch zu erforschen. Desgleichen ist es noch nicht sicher, ob der genannte Kitangulé wirklich der grösste Zufluss des Nyanza-Sees und als der eigentliche oberste Nil zu betrachten ist, oder ob es im Osten vielleicht von den Schneebergen Kenia und Kili-mandjaro her wohl noch grössere Flüsse giebt. Alle diese Flussthäler müssen noch bis zu ihrer Quelle verfolgt, in ihrer Länge und ganzen Bedeutsamkeit bemessen werden, bevor wir uns ganz klar über die Frage werden, welches der eigentliche Haupt-Nil und seine Quelle sei. Endlich müssen auch noch des Capitäns Speke Angaben von vielen andern Reisenden, die ihm vielleicht folgen werden, bestätigt, berichtigt und vervollständigt werden.

Dies Alles wird wohl sicher bald der Spekeschen Expedition folgen, und schon jetzt sind Viele unterwegs seinen Spuren nachzugehen und seine Resultate auszubeuten: Speke's Freund Baker, die oben genannten holländischen Damen und Andere, — auch der Pascha von Egypten, auch eine jüngst in Egypten gestiftete grosse Handels-Compagnie, die mit Handels-Unternehmungen, Dampfschiffen, Eisenbahn-Plänen und Telegraphenlinien zu dem obersten Nil und den Seen hinarbeiten.

Bremen.

J. G. Kohl.

Kritische Lese verbesserter Lesarten und Erklärungen zum Talmud, von Fürchtegott Lebrecht. Berlin 1864, W. J. Peiser. X u. 54 S. in Octav.

Wie es trotz der Tausende von Talmudjüngern in Europa noch immer mit der wissenschaftlichen Erkenntniss und nützlichen Anwendung des Talmud's unter uns stehe, kann man auch daran schätzen, dass noch Niemand eine irgend erträgliche Ausgabe desselben der heutigen Welt vorgelegt hat, sondern immer nur die vor 300 Jahren erschienenen Drucke mit allen ihren theilweise sogar ganz lächerlichen Mängeln wiederholt werden. Wir haben daran längst ein Zeichen der Zeit erkannt, wie es denn jetzt mit der etwas schwerer zu betreibenden Wissenschaft unter den Anhängern des Talmud's wirklich stehe. Der Verf. der obigen kleinen Schrift theilt nun hier einige neue Vermuthungen über Lesarten und Erklärungen Talmudischer Stellen mit welche uns manches Richtigere zu enthalten scheinen und den Beweis geben wie tief er die erwähnten Mängel fühlt. Wichtiger aber ist dass er diese kleine Schrift zugleich als Ankündigung einer von ihm vorbereiteten neuen Ausgabe des Talmud's veröffentlicht, welche endlich einmal mit genauer Benutzung aller heute zugänglichen Hülfsmittel ein reineres Wortgefüge geben oder wenigstens auf Massorethische Weise am Rande andeuten soll. Er will dabei nicht den Raschi und die übrigen weit-schweifigen Zuthaten mit abdrucken lassen, sondern den Talmud zum erstenmale rein für sich geben: wir billigen aus vielen Gründen auch dies, und wünschen, dass die Ausführung so guten Vorsätzen entspreche, auch nicht zu lange auf sich warten lasse. Vor zu gewagten und unklaren Vermuthungen möchten wir jedoch den gelehrten Herausgeber warnen: wie er z. B. hier S. 23f. den Ort מִכָּה wo Mikha's Götzenbild nach den Talmudischen Meinungen noch immer stehe man-

nichfach verbessern will ohne zu bemerken dass die ganze Vorstellung worauf diese Meinungen beruhen gar keinen geschichtlichen Grund haben kann. Der *Thränenort* oder nach anderer Meinung der *Gareb* (Jer. 31, 39), wo nach jenen täppischen Meinungen dies Götzenbild noch immer stehe, sind doch gewiss nur Oerter in Jerusalem, und sollen auf die Zeiten der heidnischen und christlichen Herrschaft über Jerusalem anspielen; diese zwei Oerter sind nur nach dieser oder jener ungeschichtlichen Voraussetzung gewählt.

H. E.

Einige Andeutungen zur Erklärung des Hebräischen Wortes *אב* (*ab*) von Johannes Nowotny, Doctor der Theologie, Pastor zu Spreewitz. Hoyerswerda bei W. Erbe 1864. VIII u. 84 S. in Octav.

Da der Vf. in der Vorrede bemerkt er habe Jahrzehende lang über manches Sprachräthsel ernstlichst nachgedacht, so erwarteten wir in diesen Blättern wenigstens einiges für die Sprachwissenschaft Nützliche verzeichnet zu finden. Allein der Verf. hat unsre Hoffnung getäuscht. Er will in einer Wurzel wie *kab* oder *ab* die allerverschiedensten Bedeutungen entdecken, bleibt aber immer den Beweis dafür schuldig. Und während er aufs bunteste alle Sprachen herbeizieht, weiss er sie im einzelnen nicht zu verstehen, wechselt Türkisch mit Persisch u.s.w. Als geborner Slave zeigt er für die Slavischen Sprachen eine besondere Vorliebe, gibt aber auch aus deren Kreise nichts Zusammenhängendes und Lehrreiches.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

25. Januar 1865.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Achter Band. Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von Reinhold Pauli. Erster Theil. Von der Schlacht bei Waterloo bis zum Tode Georgs IV. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1864. VIII u. 555 S. in Octav.

Nachdem in der Herausgabe der »Staatengeschichte der neuesten Zeit« seit dem Erscheinen von Rochaus französischer und Reuchlins italienischer Geschichte ein vorübergehender Stillstand eingetreten war, hat das Unternehmen neuerdings in Springers österreichischer, in Bernhardis russischer und zuletzt in Paulis englischer Geschichte Fortsetzungen erhalten, welche für die vorausgegangene Unterbrechung reichlich entschädigen, die an der Spitze des Ganzen stehenden Arbeiten von Rochau und Reuchlin an Werth unbedingt übertreffen. Gewiss sind auch die letzteren stofflich überaus schätzbar; Reuchlin insbesondere verfügte über einen Stoff, der mehrfach erst durch ihn selber beigebracht und

zugänglich gemacht ist und so seinem Buche in manchen Punkten auch durch den Reiz der Neuheit zu Statten kommt. In dieser günstigen Lage befindet sich Pauli nicht; ihm haben nach seiner ausdrücklichen Versicherung (S. VI) keine vorher unbekannten Quellen zu Gebote gestanden. Aber höher steht Pauli, wie auch schon Bernhardi, durch die Art den Stoff zu behandeln, durch die wissenschaftliche Grundlage, auf welcher das Werk ruht.

Keine Wissenschaft hat der Natur der Sache nach mehr als die historische zu leiden unter dem Treiben des Dilettantismus; von den verschiedensten Seiten her und zu den verschiedensten Zwecken macht man sich mit ihr zu schaffen, die verschiedensten Interessen begegnen sich hier und suchen Nahrung. In unseren Tagen sind es unstreitig vorwiegend die politischen Interessen, welche auf diese Weise die Geschichte in ihren Dienst zu ziehen, sie für ihre Zwecke und Bestrebungen auszubeuten suchen; kaum irgend ein Gebiet der Geschichte aber, sieht man leicht, ist der Gefahr solchen Missbrauchs mehr ausgesetzt, als das, welchem der Gegenstand des vorstehenden Werkes entnommen ist. Es kann daher nicht hoch genug angeschlagen werden, dass er mit dem Gegenstande so vertrauter Gelehrter wie Pauli sich der Bearbeitung desselben bei Zeiten unterzogen, und dadurch, so weit überhaupt möglich, jener Gefahr vom Standpunkte der strengen Wissenschaft aus einen Riegel vorgeschoben, oder doch wenigstens spätern Bearbeitungen Bahn und Richtung vorgezeichnet hat. Dieser Bedeutung des Buches entspricht auch durchweg die Form, welche der Verf. für seine Darstellung gewählt hat; sie ist berechnet für weitere Kreise als den der Fachgenossen, fesse

durch die belebte, farbenreiche, nur in dem Gebrauche von Bildern hin und wieder vielleicht in verschwenderische Sprache; eine Form, welche den wissenschaftlichen Grundcharakter des Buches keineswegs beeinträchtigt, sondern im Gegentheile der allgemeineren Verbreitung einer wissenschaftlichen Auffassung des Gegenstandes nur Vorschub leisten kann.

Die Schwierigkeit des Unternehmens leuchtet ein. Schon die Beschaffenheit der Quellen steht hemmend im Wege. Es versteht sich von selbst, dass für die Geschichte eines unserer Gegenwart noch so nahe liegenden Zeitraums, wie die Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, die Quellen noch sehr Vieles zu wünschen übrig lassen; es ist unrichtig, zu schliessen, weil es unmöglich sei, auch nur die Geschichte der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit befriedigend und erschöpfend darzustellen, sei es vollends nicht möglich, zu einer genügenden historischen Darstellung der älteren Zeiten zu gelangen. In gewissem Sinne freilich sind die Quellen für die Geschichte der jüngsten Vergangenheit zahlreicher und umfassender als für die ältere Geschichte; sie sind zahlreicher, weil sie noch völlig ungesichtet, bunt durchmischt sind mit einem Wüste unbedeutenden, wenn nicht gänzlich unbrauchbaren Stoffes, der mit der Zeit sich selbst verliert, durch sein Vorhandensein nur die Uebersicht und die Benützung der werthvollen Quellen erschwert; aber auch zahlreicher sind sie nur in beschränktem Masse, nur einzelne Gattungen von Quellen fliessen reichlicher, andere desto dürftiger. Durch diese Ungleichartigkeit des zur Verfügung stehenden Quellenmaterials wird auch die Darstellung der neuesten Geschichte Englands wesent-

lich erschwert. Weit umfangreicher und vollständiger als früher sind die Papiere und Verhandlungen des Parlamentes, welche letzteren noch bis zu Ende des 18. Jahrhunderts in sehr mangelhafter und unbeglaubigter Gestalt aufgezeichnet wurden; dann die Erzeugnisse der Presse, namentlich der politischen Tagesliteratur, die nur freilich nicht alle eine ebenso reiche Fundgrube sind, wie die 1802 gestiftete Edinburgh Review, und die 1809, um dieser das Gegengewicht zu halten, von den Tories ins Leben gerufene Quarterly Review, zwei Zeitschriften, welche auf den Gang der öffentlichen Verhältnisse bald den grössten Einfluss erlangten. Dagegen lässt sich von den Quellen anderer Art nicht dasselbe rühmen. Die Zahl der Denkwürdigkeiten und Briefschaften mag allenfalls nicht zurückbleiben hinter der aus den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts; schon was bis jetzt veröffentlicht ist, gewährt die wichtigste Ausbeute; dennoch kann auf diesem Gebiete eine grössere Vollständigkeit, die Ausfüllung mancher sehr fühlbarer Lücken erst von einer späteren Zeit, durch fortgesetzte Veröffentlichungen aus den Familienarchiven erwartet werden. Ein wirklich empfindlicher Mangel aber ist der an urkundlichem Material; denn sind auch vereinzelte Documente in den privaten Aufzeichnungen dieses oder jenes Staatsmannes aufbewahrt, so ist dieses doch weitaus keine Entschädigung für das Dunkel, welches noch immer über den Schätzen der Archive schwebt, und es unmöglich macht, die auswärtigen Beziehungen, die diplomatischen Vorgänge mit der wünschenswerthen Genauigkeit darzustellen, oder gar die innersten Motive der leitenden Persönlichkeiten aufzudecken. Die Sitte der sofortigen Veröffentlichung diplomatischer

Actenstücke ist ja erst von allerneuestem Datum, erstreckt sich überdem selbstverständlich nur auf einen Theil des diplomatischen Materials; für die ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts fehlt auch diese Hilfsquelle, wie denn z. B. der Wortlaut des ersten Pariser Friedens noch heute ein Geheimniss ist.

Bei diesem Zustande der Quellen erklärt es der Verf. mit Recht von vorn herein noch nicht für möglich, die Epoche der englischen Geschichte, welcher sein Buch gewidmet ist, des Gegenstandes würdig darstellen zu können, zumal da auch die literarischen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, an Zahl und Werth gleich dürftig sind, oder doch, wie die Werke von May und Gneist, nur mit einem einzelnen Zweige des öffentlichen Lebens sich beschäftigen. Aber was auf Grund der zugänglichen Quellen und der vorhandenen Vorarbeiten geleistet werden konnte, ist durch den Verf. geleistet, wobei ihm ausserdem die persönliche Anschauung und mündliche Mittheilungen vielfach zu Hülfe kamen. Es wäre ein müssiges Unterfangen, die Benutzung des Stoffes durch den Verf., die Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Genauigkeit seiner Angaben noch besonders prüfen zu wollen; keiner ist so wie er auf diesem Gebiete zu Hause; nur darum kann es sich handeln, seine Auffassung des von ihm behandelten Abschnitts der englischen Geschichte ins Auge zu fassen, zu sehen, welche Stellung und Bedeutung sich für die vorliegende Periode aus der ersten umfassenden, vom unbefangenen wissenschaftlichen Standpunkte aus unternommenen Darstellung derselben ergibt. Im Einzelnen mag der zu hoffende spätere Zuwachs neuen Quellenstoffs über manche Punkte berichtigende, ergänzende Aufklärungen zu Tage för-

dern; die Auffassung der Entwicklung im Ganzen wird aber dadurch voraussichtlich kaum berührt.

Der Verf. bezeichnet selbst seinen Standpunkt zum Voraus dahin, dass es darauf ankomme, »nicht lediglich zu bewundern und zu staunen, sondern auch abzuwägen und zu unterscheiden.« Es gab eine Zeit, da als das Muster einer parlamentarischen Verfassung die französischen Einrichtungen gepriesen wurden; nachdem man dann von diesem Irrthum zurückgekommen, nahm das englische Vorbild die Stelle des französischen ein, und erst neuerdings fängt man allgemeiner an, auch hier eine nüchternere Anschauung aufkommen zu lassen. Einer solchen leistet das vorliegende Buch wesentlichen Vorschub. Die Periode, von der es handelt, gehört freilich auch zu den unerquicklichsten der neueren englischen Geschichte, und kann auch auf die blinden Verehrer nicht anders als abkühlend wirken; aber diese unerfreulichen Zustände beruhten keineswegs bloss auf vorübergehenden, mehr oder weniger zufälligen, ausnahmsweise unglücklichen Ursachen, sondern standen im engsten Zusammenhange mit der ganzen vorausgegangenen Entwicklung. Der Verf. gibt der ganzen Periode, die er im vorliegenden ersten Bande behandelt, die Aufschrift: »Stillstand oder Bewegung?«; und in der That war der Staat an einem sehr verhängnissvollen Wendepunkte seiner Entwicklung angelangt. Die Einleitung, vorzüglich das zweite Kapitel derselben, enthaltend einen Rückblick auf die Regierung Georgs III., ist bestimmt, den Verlauf der Dinge, welcher zu einem solchen Ergebniss geführt, nach den wichtigsten leitenden Gesichtspunkten kurz zusammenzufassen. Es würde von dem Hauptgegenstande zu

weit abgeführt haben, hätte der Verf. noch weiter ausholen wollen; nur darf man nicht glauben, weil er den Rückblick erst mit Georg III. beginnt, der »Stillstand« nach den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 sei lediglich die Folge von Georgs III. Regierung, veranlasst gewesen durch die Missgriffe des Königs, durch seine Versuche die von ihm vorgefundene Ordnung der Dinge wieder umzustossen. Die Zustände, welche Georg III. vorfand, waren eben auch der Art, dass ihnen ein Ende gemacht werden musste, und nicht, dass er diesen Entschluss fasste, sondern nur die Art wie er ihn zur Ausführung brachte, die neue Ordnung, die er an die Stelle der alten setzen wollte, griff hemmend und störend in das öffentliche Leben ein. Die Entwicklung unter Georg I. und II. war in ihrer Art eben so wenig eine normale gewesen, wie die unter Georg III. Das parlamentarische Regiment, wie es unter den beiden ersten Georgen sich ausgebildet hatte, war wol ein Ausbau der Verfassung, aber ein einseitiger und keineswegs gleichbedeutend mit einem verfassungsmässigen Regiment; Wilhelm III. ist von dem Boden der Grundsätze der Revolution von 1688 nicht abgegangen, hat dem englischen Volke eines seiner wichtigsten Verfassungsgesetze, die act of settlement, aus eigenem Antriebe verliehen, ja recht eigentlich aufzwingen müssen; aber nie und nimmer hätte er ein parlamentarisches Regiment zur Geltung kommen lassen, von einem solchen kann während seiner Regierung nicht die Rede sein. Auch unter Anna kam man noch nicht so weit; und man wäre vielleicht auch unter Georg I. und II. noch nicht so weit gekommen, wenn diese nicht durch die gesetzwidrigen Anschläge gegen die hannover-

sche Erbfolge, in welchen nicht bloss vor, sondern auch geraume Zeit nach der Thronbesteigung der neuen Dynastie das politische Treiben der Tories beinahe aufging, den Whigs in die Arme getrieben worden und in vollständige Abhängigkeit von ihnen gerathen wären. Das parlamentarische Regiment, von dem man zu dieser Zeit spricht, war nichts anderes als das Parteilregiment der Whigs; das Gleichgewicht der Gewalten war verschoben, und zwar zu Ungunsten des Königthums, aber nicht zu Gunsten des Parlaments, sondern in Wahrheit nur zu Gunsten der Whigs, die über das Parlament wie über ein willenloses Werkzeug verfügten, und am Ende wohl den Widerstand des Königs, nicht aber den des Landes zum Schweigen zu bringen wussten. Georg II. hätte sich den Herzog von Newcastle, dessen Politik das Land an den Rand des Verderbens gebracht hatte, trotzdem gerne als leitenden Minister gefallen lassen, hatte sich also mit der Herrschaft der Whigaristokratie ausgesöhnt; aber dennoch ist es unläugbar, dass dieselbe zwar nicht rechtlich aber thatsächlich die Stellung des Königthums beeinträchtigte, zum Schaden von König und Land sich zwischen beide stellte. Da das englische Volk wie Ein Mann sich für die Berufung Pitts ans Staatsrunder erhob, weil ohne ihn die Sache Englands verloren sei, wurde der König durch die im Parlamente herrschende Whigaristokratie in seinem Widerstande gegen Pitt unterstützt; und nicht dass Pitt schliesslich doch berufen wurde, war die Wirkung des parlamentarischen Regiments, sondern dass er seinen langjährigen Gegner Newcastle neben sich im Ministerium dulden musste, weil er ohne ihn auf das Parlament sich nicht hätte verlassen können. Das engli-

sche Volk hatte der Whigaristokratie, dem damaligen parlamentarischen Regimente zuerst offen den Krieg erklärt, indem es Pitt, den entschiedenen Gegner dieser Aristokratie, auf den Schild hob; was Wunder, wenn bald darauf die Krone, auf welcher der Druck ebenso sehr wie auf dem Volke lastete, dem Beispiele des letztern folgte. Damit begann Georg III. seine Regierung, und hätte er sich begnügt der Herrschaft der Whigoligarchie ein Ende zu machen, so hätte er das ganze Volk hinter sich gehabt, und die Verfassung wieder zu einer Wahrheit gemacht.

Das Auftreten Georgs III. war also keineswegs bloss ein Erzeugniss seiner Willkür, sondern durch die Verhältnisse selbst hervorgerufen, und kann nicht als ein einfacher Rückschritt, als eine blosse den Fortschritt hemmende Episode angesehen werden. Mit Recht stellt auch der Verf. diesen Gesichtspunkt an die Spitze des Rückblicks auf die Regierung Georgs III. Aber zu wenig Gewicht legt er doch auf die Nothwendigkeit, dem Unfuge der Whigoligarchie zu steuern; man muss sich erinnern, wie der grösste englische Staatsmann der Zeit, der grösste den England je besessen, wie Pitt eben die Bekämpfung der Whigoligarchie zu einer seiner wichtigsten Lebensaufgaben gemacht, wie er um der Durchführung dieses Zweckes willen auch der Zurücksetzungen und Kränkungen, die ihm vom König widerfahren, vergessen konnte und der Krone immer wieder bereitwillig seinen Arm lieh zur Niederwerfung jener Oligarchie; daraus erhellt wie verderblich ihr Treiben war, dadurch wird es begreiflich, dass die Erbitterung des Königs gegen sie keine Grenze kannte, und dass man auch er in seinen Schritten über das rechte

Mass hinausging. Heftige Kämpfe hätten nicht ausbleiben können, auch wenn der König sich darauf beschränkt hätte, lediglich die schädliche Uebermacht der Whigoligarchie zu brechen; aber indem Georg so weit ging, das persönliche Regiment des Königs nach alter Stuartscher Weise herstellen zu wollen, und zu diesem Behufe das Kabinet als blosses Werkzeug zur Ausführung seiner eignen Gedanken und Absichten zu gebrauchen, gerieth er in Conflict mit dem Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit, der nun einmal verfassungsmässig festgestellt war, also in Conflict mit der Verfassung selber, und gab dadurch den parlamentarischen Kämpfen eine ganz andere Wendung. Von der wirksamsten Waffe gegen die Whigoligarchie, der Parlamentsreform wollte er nichts wissen; aber da er schon auf seinen eignen Wegen zum Ziele gekommen zu sein meinte, erlitt plötzlich sein ganzes politisches System eine jähe Niederlage durch den unglücklichen Ausgang des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, durch den Sturz des Ministeriums North, die Berufung der Whigs unter Shelburne an die Regierung, endlich gar durch die erzwungene Einsetzung des Ministeriums Portland, die berühmte Coalition zwischen Fox und North. Diese Coalition bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt, indem sie in überraschender Weise einen Umschwung zu Gunsten des Königs und der Verfassung zugleich herbeiführte.

Dieser im Gefolge der Coalition vollzogene Umschwung war so tiefgreifend, dass es zu wünschen gewesen wäre, der Verf. hätte die Bedeutung derselben noch schärfer hervorgehoben. Die Hitze des Kampfes, die Gefahr, in welcher die Verfassung schwebte, kann das Verfahren

von Fox nicht entschuldigen. Durch die Coalition mit North lieferte er eben den schlagenden Beweis, dass er und seine Partei, die Whigoligarchie, den Kampf für die Verfassung nicht um der Verfassung selbst willen, sondern im Interesse ihrer Parteiherrschaft führten; selbst durch das Bündniss mit dem »grossen Staatsverbrecher, mit dem man unter vier Augen nicht sicher, mit dem es infam sei, gemeinsam zu handeln«, wie er noch kein volles Jahr vorher North zu nennen geliebt hatte, schien Fox der Sturz der unabhängigen Whigs, der Besitz der Macht für ihn selbst nicht zu theuer erkaufte. Das schlimmste aber dabei war, dass in unerhörter Weise dem Könige Gewalt angethan, dass das anerkannte Recht der Krone auf freie Wahl der Minister von den vorgeblichen Vertheidigern der Verfassung selber aufs frivolste angetastet war. Das hatte noch gefehlt, um der Whigaristokratie vollends den Todesstoss zu versetzen. Der Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Königs war vollständig, und es ist bekannt wie erfolgreich Georg ihn benutzte. Er entledigte sich des Ministeriums Portland mit Hülfe eines dem Ministerium ungünstigen Oberhausbeschlusses, den er durch sein eigenes mit der Verfassung nicht in Einklang zu bringendes Dazwischentreten herbeigeführt hatte, ohne aber dadurch in den Augen des Volkes seiner Sache zu schaden, weil der Unwille über die Coalition alle anderen Rücksichten überwog; er berief dem Hohnen, dem Aerger und dem Widerspruche des Fox ergebenden Unterhauses zum Trotze unter dem Jubel des Landes den jüngeren Pitt an die Spitze der Regierung. Man weiss, wie an Pitts Festigkeit die Kraft seiner Gegner rasch sich brach, und das zuversichtliche Auftreten von

Fox und seiner Partei mit einer vernichtenden Niederlage derselben endigte. Aber die Sprengung der Whigoligarchie, ihre definitive Beseitigung aus dem Besitze der höchsten Gewalt war nicht das einzige Ergebniss von Pitts Auftreten; es war noch weit mehr dadurch gewonnen. Wie konnte der König, der so manche Beschwerden über die Verfassung, namentlich über die Verantwortlichkeit der Minister hatte, diesen glänzenden Sieg der Krone über die selbstsüchtigen Bestrebungen einer Partei, welche sich die Verfassungspartei nannte, wenn er wollte gegen die Verfassung auszubeuten versuchen! Da war es von der grössten Wichtigkeit, dass Georg in die Hände Pitts die Benutzung des Sieges legte; Pitts Berufung bürgte dafür, dass der Sieg benutzt werden sollte im Sinne der Verfassung. Und so beginnt eine neue Epoche, in welcher die Verfassung wieder eine Wahrheit ward, zwischen König, Parlament und Volk, wie noch nie unter Georg III., Eintracht und Frieden herrschte; es regierte keine Partei mehr, sondern ein Minister, der über den Parteien stand, ohne doch in irgend etwas seine Vergangenheit zu verleugnen; keinen einzigen von den politischen Grundsätzen, die er vom Vater überkommen, liess er fahren, wie auch der Verf. betont; »alle ehrlichen, über dem Parteitreiben erhabenen Whigs mussten ihn noch entschieden zu den Ihrigen zählen«; »in einer Reihe grosser Fragen übernahm er die Führung im Geiste der besten Männer der Partei, die ihm vorhergegangen« (S. 63). Das politische Leben war auf die Bahn einer normalen Entwicklung hinübergeführt.

Will man wissen, worin der Stillstand seinen Grund und Anfang hat, welchen der Verf. als die Signatur der Zeit nach den Friedens-

schlüssen aufstellt, so muss man zurückgehen auf diese erste Periode der Verwaltung Pitts; darin hat der »Stillstand« seinen Grund, dass Pitt durch die allgemeinen europäischen Verhältnisse sich genöthigt sah, auf der Bahn, in die er die politische Entwicklung seines Landes gelenkt, vorläufig selbst wieder stille zu stehen. Es ist im Grunde von untergeordneter Bedeutung, dass Pitt ein streng parlamentarisches Regiment führte; das hatten seit Walpole alle Minister gethan, auch Lord North mit seinen Majoritäten im Ober- und Unterhaus nicht ausgenommen; bei der Verkommenheit und Unselbstständigkeit des Parlaments, das sich am Ende zu allem benutzen liess, war das noch kein Beweis für die Verfassungstreue des Ministers. Pitt lieferte für seine Verfassungstreue einen vollgültigeren Beweis, indem er durch eine Parlamentsreform das Parlament zu säubern und zu heben, seiner Gesunkenheit und Unselbstständigkeit ein Ende zu machen bemüht war. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass von allen Fragen, welche Pitt in Angriff nahm, schon damals die Parlamentsreform die wichtigste war, hebt Pitts Anstrengungen hervor, um die Sache in Fluss zu bringen; allein da war es eben ein Theil der Whigs selber, darunter Männer wie Burke, welcher den Minister im Stiche liess und seine Absichten vereitelte; und es ist nicht mehr als billig, wenn der Verf. gegenüber den Anfeindungen, welche Pitt später erfuhr; weil er die Sache fallen liess, ihm das Zeugnisse ausstellt, dass er »unstreitig eher als die Whigs die Bewegung auf ebenem Wege zu ihrem Ziele geführt hätte, wäre die französische Revolution nicht rückwirkend dazwischengetreten« (S. 65). Unter den Einwirkungen der französischen Revolution be-

ginnt eine neue Stockung in der politischen Entwicklung; das Geleise, in welches Pitt dieselbe gebracht, wurde verlassen und Jahrzehnte lang nicht wieder aufgefunden. Oder genauer, es wurde überhaupt nicht wieder aufgefunden, sondern auf neuen Bahnen und mit neuen Kräften die Entwicklung später zum Ziele geführt, weit umfassender und tiefgreifender, als geschehen sein würde, wäre gleich der erste Anlauf geglückt.

Die Einwirkungen der französischen Revolution auf die politischen Zustände Englands waren unleugbar zunächst und vorwiegend schädlich und verderblich. Selbst Pitts Staatskunst getraute es sich nicht, auf dem bisherigen Wege einer massvollen und ruhigen Reformthätigkeit fortzuschreiten, ohne England der Gefahr des Eindringens der revolutionären französischen Grundsätze auszusetzen; aber weil Pitt unter solchen Umständen alle Reformthätigkeit einstellte, vielmehr durch die strengsten Repressivmassregeln alle revolutionären Regungen niederzuhalten suchte, ihn einen Abtrünnigen von seinen alten Grundsätzen zu schelten, ist ein eben so oft gehörter als ungerechtfertigter Vorwurf. Der Verf. tritt diesem unbilligen Urtheil mit Entschiedenheit entgegen. »Der Vorwurf, dass er seine politische Ueberzeugung geändert, trifft Pitt entweder gar nicht, oder gemeinsam mit der überwiegenden Mehrheit seiner Landsleute. Er, der einflussreichste Politiker des Tages, bebte vor dem donnernden Tritte der furchtbaren Erschütterung so gut wie der König, der Adel und die Masse der Bevölkerung Englands, die an Besitz, Ueberlieferung und Glauben festhielt« (S. 74). »Von den liberalen Grundsätzen der Jugend hat er keinen dahingegeben, und nur die

blinde Parteileidenschaft hat je nach der Steigerung der Gegensätze ihn als Urheber eines England zu Grunde richtenden Krieges gebrandmarkt, oder als Vertheidiger der parlamentarischen Missbräuche, des Confessionsdruckes, des Schutzzolles hoch gepriesen« (S. 99). Auch die Vorwürfe gegen seine Kriegspolitik als solche, freilich nicht gegen seine unstreitig an grossen Mängeln leidende Art der Kriegführung, sollten billig verstummen, seitdem der heftigste Gegner derselben, Fox, sobald er selbst Minister geworden, auf seinem Sterbebette gleichsam als letztes Vermächtniss seinen politischen Freunden die kräftige Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich ans Herz gelegt hatte. Und eigentlich war es mit den Fragen der inneren Politik ebenso; auch die Parlamentsreform liessen die Whigs, die alte Opposition gegen Pitt, vollständig auf sich beruhen, als sie nach Pitts Tode selbst ans Ruder kamen. Da drängt sich allerdings, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, die Frage auf, »ob denn das Parteiregiment, an welches man sich lange Zeiten hindurch krampfhaft fest zu klammern suchte, den stets obsiegenden monarchischen Bestrebungen sowohl, wie den Einflüssen eines Alles umgestaltenden Zeitalters gegenüber überhaupt noch haltbar war« (S. 103). Es kann gar nicht geleugnet werden, dass »einzig und allein Parteieinfluss der Preis war, um den man rang, um den bei länger dauerndem Erfolge die Lösung so mancher brennenden Frage ins Unbestimmte hinausgeschoben, so viele hohe politische Kräfte zur Unthätigkeit oder zur Theilnahme an principiellern Widerstande gegen die wichtigsten Interessen des Landes verdammt wurden« (S. 103). Mochte das System auf der andern Seite auch seine Vortheile haben, war

auch das Parteiregiment, wie der Vf. mit Grund geltend macht, »nun einmal da, und auf unvertilgbare Resultate der Geschichte ebenso fest begründet, wie die Nothwendigkeit, dass die Krone bei aller Vorliebe für ihre Prärogative nur durch Parteieinfluss regieren konnte«, so stand doch eine andere Thatsache ebenso fest, die Thatsache, wie sich der Verf. in einem andern Zusammenhange ausdrückt, »dass seit dem Anfange des Jahrhunderts der alte Glaube an die Trefflichkeit des Parteiregiments unterging. Das Volk in immer weiteren Kreisen fasste einen Ekel dagegen, als es die Verfechter grosser ungelöster Probleme in erster Linie nicht mehr um diese, sondern stets fruchtlos um den Besitz der Macht ringen gesehen hatte« (S. 127). Und diese Thatsache wirkte für die nächste Zukunft entscheidend.

Man irrt schwerlich, wenn man für den »Stillstand«, welcher das öffentliche Leben beherrschte, neben dem Einflusse der französischen Revolution eine Hauptursache findet in einem Rückschlage gegen das Parteiunwesen seit länger als einem halben Jahrhundert. Das Volk hatte dasselbe satt bekommen, gewährte den Whigs, an denen der Vorwurf dieses Treibens vorzugsweise haftete, keinen Rückhalt, sah der Auflösung der alten Whigpartei gleichgültig zu und liess ohne nachhaltigen Widerstand die Tories im Besitze der Gewalt sich befestigen. Bei den Tories aber gehörte Stillstand wenigstens in Betreff der Fragen, auf deren Erledigung die Opposition seit Jahren gedrungen hatte, gewissermassen zum Parteiprogramm, und so lange der Krieg fort dauerte, hatte ein solches Verfahren auch kaum etwas Auffallendes. Der Stillstand, der nach den Friedensschlüssen aufs

schwerste empfunden wurde, machte sich vorher weniger fühlbar, theils weil die Aufmerksamkeit, die Kräfte des Volkes noch durch den Krieg angespannt waren, theils weil er doch noch nicht so vollständig eingetreten war. Wenn es auch von der Parlamentsreform bereits ganz stille geworden war, so wurde dafür über die Katholikenemancipation im Parlamente lebhaft verhandelt, die durch die Union Irlands mit Grossbritannien als weitere brennende Frage in das politische Leben hereingeworfen worden war, und auch unter den Tories entschiedene Fürsprecher fand. Aber die definitive Entscheidung für eine Politik des Stillstandes fiel, als der Prinz von Wales zur Regentschaft kam und rasch seinen Uebertritt aus den Reihen der Whigs auf die Seite der Tories bewerkstelligte. Die Zusammensetzung des Ministeriums Liverpool, wie es im Jahre 1812 aus langen Kabinettskrisen hervorging, bedeutete den vollständigsten Sieg der Politik des Stillstandes; die bedeutendsten Persönlichkeiten der Torypartei selbst, Canning und Wellesley, waren erst ausgeschieden worden, weil sie wenigstens an der Katholikenemancipation festhielten, weil sie eben durch ihre Ueberlegenheit den Parteigenossen selbst zur Last fielen; lauter Mittelmässigkeiten blieben im Ministerium zurück, und diese Mittelmässigkeit ihrer Naturen war das hauptsächlichste Band, welches die Minister an einander kettete (S. 124); es war das Ministerium Liverpool-Castlereagh-Eldon-Sidmouth, das während der Periode des Stillstandes die Zügel der Regierung führte.

Es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, welcher auf die Politik dieser Regierung bestimmend einwirkte, die Art, wie sich die Beziehungen zum Festlande, die auswärtige Politik

bei den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 gestaltete. Der Verf. hat die Darstellung dieser Verhältnisse gleich an die Spitze seiner Einleitung gestellt, ein Verfahren, das durchweg dem Plane der Arbeit entspricht. Die »Staatsgeschichte der neuesten Zeit« hat auszugehen von den Zuständen, wie sie die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 geschaffen; so lange der Kampf gegen das bonapartistische Kaiserthum dauert, tritt bei den Mächten allen, tritt namentlich bei England billigerweise seine Stellung als Mitglied der europäischen Staatenfamilie in den Vordergrund; seine besonderen Verhältnisse kommen erst in zweiter Linie in Betracht; auch bei den Friedensschlüssen, bei der Neuordnung der Zustände Europas ist dasselbe der Fall; als Einer der Verbündeten, der Bezwiner Napoleons nimmt England daran Theil; erst nachdem diese Neuordnung vollendet, wird England, freilich ohne sich auf sich selbst zurückzuziehen, doch mehr sich selber zurückgegeben, fällt das Hauptgewicht wieder auf seine Stellung als Einzelstaat. Ohne Zweifel von diesem Gesichtspunkte geleitet, beginnt der Verf. damit, den Antheil Englands an dem Friedenswerke zu schildern; aber das Ergebniss der Schilderung ist nicht der Art, dass dadurch die gegen Englands Haltung gerichteten Anklagen gemildert würden. Erscheint Castlereagh in einem minder ungünstigen Lichte, so fällt dafür um so mehr Wellington zur Last, der namentlich das franzosenfreundliche Auftreten Englands verschuldet hat, und dafür von den Franzosen selbst belohnt wurde durch das Zeugniß, dass er französischer als die Franzosen selbst sei (S. 34), der aber so wenig wie Castlereagh im Stande war, bei den Berathungen England die erste tonangebende Stimme zu

sichern, dem immer weiter um sich greifenden Einflusse Russlands das Gegengewicht zu halten. Hat auch Wellington durch seine Weigerung, der heiligen Allianz beizutreten, um Grossbritannien und Europa sich verdient gemacht (S. 56), so war England eben doch grade dadurch isolirt und diese Isolirung eine Niederlage seiner Politik; ein eigenes politisches System hatte es dem der heiligen Allianz doch nicht entgegensetzen; es ging, nur verschämter, mit ihr Hand in Hand.

Für die inneren Verhältnisse war diese Richtung der auswärtigen Politik von grosser Wichtigkeit. Zwar wurden jene nicht durch diese bestimmt, im Gegentheil war die letztere natürlich abhängig von den erstern, wie der Vf. ausdrücklich bemerkt (S. 56); England hätte bei den Friedensverhandlungen eine ganz andere Rolle gespielt, hätten statt der Tories die Whigs am Ruder gesessen, oder hätte unter den Tories Canning statt Castlereaghs die auswärtige Politik geleitet. Aber die nahen Beziehungen, in welchen England zu den festländischen Staaten stand, die Gemeinschaft, die es mit ihrer Politik gemacht hatte, band ihm die Hände, und machte es ihm schwerer, selbst wenn die Regierung gewollt, auch nur in der innern Politik eine Richtung einzuschlagen, welche mit den von den festländischen Regierungen angewandten Grundsätzen nicht im Einklange stand. Auch die auswärtige Politik befand sich in einer Bahn, welche den Stillstand in den inneren Verhältnissen nur noch befördern, nur noch vollständiger machen konnte.

Alles in Allem genommen springt es in die Augen, dass der unerfreuliche Anblick, welchen England nach Herstellung des allgemeinen Frie-

dens darbietet, nicht in äusseren mehr oder weniger zufälligen Veranlassungen seinen Grund hat, sondern dass die Wurzeln des Uebels früher und tiefer liegen. Man war weiter als je davon entfernt, die durch den Ausbruch der Revolution unterbrochene Reformthätigkeit wieder aufzunehmen; und doch hatten die Schäden, die es schon damals zu heilen galt, in der Zwischenzeit nur noch überhand genommen, und bedrohten durch ihre Fortdauer den Staat, die Gesellschaft mit der grössten Gefahr. So hat der Verf. in den beiden ersten Kapiteln »Noth und Druck der ersten Friedensjahre«, »die Dynastie, das System in Gefahr«, eine Zeit politischen und socialen Elends zu schildern, dessen letzter Grund darin liegt, dass die alten politischen und gesellschaftlichen Zustände sich vollständig überlebt haben, und das nur noch gesteigert wird, indem die Regierung die Symptome desselben lediglich als Ausbrüche politischer Unzufriedenheit, als strafbare Störungen der bestehenden Ordnung auffasst und ahndet. Es ist keine Uebertreibung, wenn der Verf. es gradezu ausspricht, nachdem die Revolution in Frankreich zu Ende, sei eine solche nachträglich in England im Anzuge gewesen (S. 128); aber ungeachtet der Umtriebe der von französischen Anschauungen erfüllten Radikalen, ungeachtet Cobbetts Weekly Political Register (S. 168 f.), waren es doch weniger die »kosmopolitischen Resultate der Revolution«, welche in England den Geist des Umsturzes nährten, als vielmehr die unerträgliche materielle Noth und der Druck, welche auf den niederen Klassen lasteten und dieselben bis zur Verzweiflung trieben. Statt den veränderten volkswirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, klammerte sich die

Regierung an die alten Grundsätze fest; statt den hungernden Massen zu wohlfeilem Brod zu verhelfen, opferte sie durch hohe Kornzölle die Arbeiterbevölkerung dem Interesse des Grundbesitzes. Wiederholt und ausführlich verweilt der Verf. bei diesen Verhältnissen; wäre das Parlament in Wahrheit die Vertretung des Landes gewesen, die es seit einem Jahrhunderte wenigstens nicht mehr war (S. 510), so hätte es sich der Sache angenommen; so aber hatte es nicht den geringsten Einfluss auf die Regierung; die Bemühungen von Männern wie Romilly und Brougham, wenn sie auch nicht ganz tauben Ohren predigten, waren auf Verbesserungen gerichtet, die jedenfalls nicht unmittelbar, erst nach Verlauf einiger Zeit sich fühlbar machen konnten. Wohl hatten, da das Parlament seine Schuldigkeit nicht erfüllte, die radikalen Demagogen die Führung der Massen in die Hand genommen und die gefährlichste Agitation wachgerufen; allein in den Kreisen der Gesellschaft, von welchen ein Umschwung zum Besseren zunächst hätte ausgehen müssen, herrschte fortwährend eine klägliche Stagnation; da sorgte das Staatsoberhaupt selbst dafür, dass Leben und Bewegung zurückkehrte.

Es ist richtig, dass durch kein anderes Ereigniss als durch den Process gegen die Königin die Erschütterung hervorgerufen wurde, deren es bedurft hatte, um einer neuen bessern Zeit die Thüre aufzuthun (S. 264). Langsam ging freilich der Umschwung vor sich, aber es war wenigstens einmal Bresche gelegt in das alte System, wie der König und die Regierung selbst anerkannten, indem sie Wellesley nach Irland schickten, Peel und sogar die stark den Whigs zuneigenden Grenvilles an sich zogen.

Und auch das Parlament raffte sich wieder zu selbständigeren Lebensäusserungen auf (S. 253 ff.). Wie bekannt vollzog sich der Umschwung zuerst in der auswärtigen Politik. Dabei ist es billig zu erinnern, dass noch Castlereagh selber den Umschwung einleitete (S. 272), wie denn bei unbefangener Betrachtung das Bild seines Wirkens, und vollends seiner Persönlichkeit ungleich weniger dunkel sich darstellt, als der Partheihass es gemalt hat (S. 290 f.); um gar nicht zu reden von seinen unbestrittenen grossen Verdiensten um das Land während seiner früheren politischen Thätigkeit in Irland. Und durch die Anerkennung seiner aufrichtigen Anstrengungen, in der auswärtigen Politik wieder gesunderen Grundsätzen zum Siege zu verhelfen, geschieht dem Ruhme seines Nachfolgers Canning, welcher diese Grundsätze allerdings mit grösserem Geschick und grösserer Entschiedenheit zur Geltung brachte, als von Castlereagh zu erwarten gewesen wäre, durchaus kein Eintrag. Es bleibt Cannings Verdienst, durch die Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten, durch seine Haltung in der portugiesischen und griechischen Frage der Abhängigkeit der englischen Politik von der der Festlandsstaaten ein Ende gemacht, wenigstens in der auswärtigen Politik die »Bewegung« an Stelle des »Stillstands« gesetzt zu haben.

Seitdem war auch in der inneren Politik der Grundsatz des absoluten Stillstands unmöglich geworden, wenn es auch Canning nicht beschieden war, hier ebenso den entscheidenden Umschwung herbeizuführen wie in der auswärtigen Politik. Zuerst machten sich unter dem Einflusse und im Zusammenhang mit Cannings Politik auf dem volkswirtschaftlichen und han-

delspolitischen Gebiete Fortschritte geltend, so lebhaft auch der Widerstand war, dem Huskissons Massregeln begegneten. Aber noch grössere Schwierigkeiten stellten sich der Katholikenemancipation in den Weg, deren Durchführung der Prüfstein war, ob es auch im Innern mit dem Stillstande dauernd ein Ende haben sollte. Die Darstellung der überaus schwierigen Lage zwischen den Parteien, in welcher sich Canning in Folge seiner auswärtigen Politik und seiner Sympathie für die Katholikenemancipation auf der einen, und seiner torystischen Vergangenheit auf der anderen Seite befand, gehört zu den interessantesten Partien des vorliegenden Buches. Der Sache der Emancipation kann übrigens Cannings nothgedrungene Zurückhaltung in dieser Frage nicht wohl geschadet haben; die Gegner, welche stark genug waren, ihn selber aufzureiben, wären auch noch stark genug gewesen die Emancipation zu vereiteln. Und nicht 2 Jahre vergingen nach Cannings Tode, so wurde von den Gegnern selber die Emancipation durchgeführt. Die Thatfachen sind bekannt und von dem Verf. erschöpfend erzählt, das Ineinandergreifen der so verschiedenen und verschlungenen Interessen und Motive aufs lebendigste und anschaulichste dargestellt; der ganze Hergang ist eine im parlamentarischen Staate überaus merkwürdige Erscheinung. Da grade die bedeutendsten Tories selber, Wellesley, Canning, Castlereagh der Emancipation günstig waren, und die exclusive Mehrheit der Partei ihre Unterstützung im Kabinet nicht mehr länger entbehren konnte, hatte man sich geraume Zeit dadurch geholfen, dass man die Emancipation als eine für die Kabinettsmitglieder offene Frage behandelte, ein Verfahren, das schon deshalb vom Uebel war, weil

es thatsächlich zwar bereits ein Zugeständniss, aber ein widerwilliges enthielt, und das, obgleich es nicht ohne Vorgang war, zu den Grundsätzen des parlamentarischen Regiments doch keineswegs stimmte. Noch ungewöhnlicher aber war das Verfahren bei der schliesslichen Durchführung der Angelegenheit, der Umstand, dass Wellington und Peel, vor kurzem noch die entschiedensten Gegner, die Sache zum Ziele führten. Das freilich wird Niemand leugnen wollen, dass das gewichtigste Hinderniss, der Widerstand des Königs, von Niemand eher als eben von diesen beiden Staatsmännern überwunden werden konnte; aber, fragt man, war die Handlungsweise der beiden parlamentarisch? Darauf gibt es nur Eine Antwort, nämlich die weitere Frage, ob ihre Handlungsweise dem Lande zum Heile gereichte, und darauf wieder ist nur eine einzige Antwort möglich, dass dadurch England vor dem Verluste Irlands, vor den grössten Gefahren bewahrt wurde. Auch der Verf. steht nicht an, der Haltung Peels, dem ein weit grösseres Verdienst um das Ergebniss als Wellington zukommt, dem sittlichen Muthe, womit er die Parteifesseln brach, sobald sie ihn hinderten nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung für das Wohl des Landes zu wirken, die höchste Anerkennung zu zollen, und ihn, sofern es sich um das Verdienst handelt, den Geist der Revolution durch den der Reform gebannt zu haben, auf Eine Linie mit Canning zu stellen (S. 480). Und es ist wahr, die beiden Staatsmänner, welche sich während des im vorliegenden Bande behandelten Zeitraums die grössten Verdienste um England erworben haben, sind Canning und Peel; und es ist ebenso wahr und für den politischen Charakter der Periode be-

zeichnend, dass beide keine strengen Parteimänner waren, sondern die Parteifesseln abschütteln mussten, um die für das Wohl des Landes unerlässlichen Schritte zu thun.

Die Alternative, ob Stillstand oder Bewegung, war zu Gunsten der Bewegung entschieden. Jetzt kam die Reihe an die Parlamentsreform, die aber, so lange Georg IV. lebte, noch sehr geringe Aussichten hatte. Nur die kräftigere Wiederanregung der Angelegenheit fällt noch unter die Regierung Georgs IV., in den Bereich des vorliegenden Bandes. Der Verf. legt fortgesetzt grosses Gewicht auf die Umgestaltung der socialen Verhältnisse, welche mehr als alles andere die Reform unvermeidlich machten, auf die ungeheure Zunahme der Industrie, welche gebieterisch eine active Theilnahme am Staatsleben forderte; ausserdem aber schreibt er auch den von Frankreich ausgegangenen revolutionären Grundsätzen, dem Treiben der Radikalen und Demagogen einen grossen Einfluss auf die Förderung der Reform zu. Er geht in diesem Punkte jedenfalls weiter als der Engländer May, und, sieht man genauer zu, doch nicht mit Unrecht. Denn sind auch die masslosen Forderungen der Radikalen nicht durchgedrungen, haben sie auch durch ihr ungestümes Dazwischentreten die alten bewährten Vorkämpfer der Reform, die gemässigten Whigs scheu gemacht und veranlasst ihrerseits die Sache ruhen zu lassen; ist es auch unbestreitbar wahr, dass ihr Programm nicht auf dem Boden der Verfassung stand: so haben sie dafür durch ihre Thätigkeit gegen die bestehende Ordnung diese immer mehr untergraben, und so mittelbar der Herstellung einer neuen Ordnung vorgearbeitet. Aber noch mehr. Wohl sind die demokratischen Grundsätze bei der Par-

lamentsreform von 1832 nicht zur Anerkennung gekommen, aber es ist ihnen die Möglichkeit verschafft, sich mit weit grösserem Erfolge als vorher geltend zu machen, und es hat sich gezeigt wie schnell und umfassend ihnen das gelungen ist. Es ist im Grunde richtig, wenn May die Reform von 1832 als einen Sieg der Verfassung über die Demokratie betrachtet; so stellte sie unmittelbar sich dar; aber sie war noch mehr, und mit weiterem Blicke bezeichnet unser Verf. schon die Lage der Dinge im Jahre 1830 so: »Die bisherige geschlossene Staatsform, die für den neu emporkommenden Mittelstand, für die Arbeitermassen keinen Raum hat ... weicht leise aus den Fugen, die hier und da wohl verstopft und geflickt werden, aber immer weiter klaffen, bis eine umfassende Ausbesserung als unerlässlich betrachtet wird. Dass diese sich wesentlich in der Richtung des volkswirtschaftlichen Fortschrittes vollzieht, der um den hohen Preis eines theilweisen Bruches mit einer grossen Vergangenheit, mit der harmonischen Gestaltung des bisherigen Staatswesens erkaufte werden muss, liegt in der Natur der unser Jahrhundert treibenden Kräfte« (S. 528).

Sigurd Abel.

Die Lieder in den historischen Büchern des Alten Testaments neu übersetzt und erläutert. Für gebildete Verehrer der Heiligen Schrift. Von D. Karl Heinrich Sack, Königlich Preussischem Ober-Konsistorialrath und Professor a. D. Barmen. W. Langewiesche's Verlagsbuchhandlung 1864. XVI u. 167 S. in 8.

Das Buch Ezechiels. Uebersetzt und erklärt von Dr. Th. Kliefoth, Oberkirchenrath. Erste Abtheilung. Kap. 1 — 39. Rostock, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung. 1864. 400 S. in Octav.

Ob der Verf. des ersten dieser beiden Bücher bloss für eine einzelne Art von Lesern arbeiten wollte, wie er sogleich an der Stirne seines Buches bemerkt, ist für die Sache welche er hier behandelt um so gleichgültiger da er doch zugleich für Gelehrte schreiben will, rein gelehrte Erörterungen in Menge vorbringt, ausnahmsweise auch sich der Hebräischen Buchstaben bedient. Solche beschränkende Bemerkungen in der Aufschrift von Büchern haben selten einen guten Grund, und tragen bei Büchern welche wie dieses doch offenbar genug nur für Gelehrte ihre nächste Bestimmung haben von vorne an etwas Schillerndes und Unsicheres vor sich her. Der wirkliche Inhalt solcher Bücher gibt sich dann leicht auch als an einer gleichen Ungewissheit leidend kund; und so gerne wir von dem vorliegenden anders urtheilen möchten, ist es uns doch nach seiner genaueren Betrachtung nicht möglich.

Denn wer möchte nicht zur Freude geneigt sein sehend wie ein bekannter Gelehrter der schon vor vierzig bis funfzig Jahren seine öffentliche Laufbahn mit solchen Biblischen Arbeiten begann und seitdem in einem längeren Leben sich (so viel der Unterz. weiss) um die Kirche manche Verdienste erwarb, noch in seinem Alter den Zustand der fortschreitenden Wissenschaft theilnehmend verfolgt und ihre Fortschritte selbst zu fördern oder sie wenigstens vor drohenden Abwegen zu schützen sucht? Allein die Mei-

nung als ob unsere neuere Wissenschaft in Deutschland dem Ansehen und dem Segen der Bibel zu viel schaden könne, steht noch immer zu gespensterhaft vor den Augen des Vfs; und noch immer will er alle die sich irgendwie um die Bibel und ihre Religion näher bekümmern zu einseitig in zwei grosse feindliche Lager abtheilen welche so wie er sie sich denkt nirgends sind. In das eine Lager will er nämlich alle zusammen zwingen welche nach seiner Meinung behaupten »dass alle israelitische Geschichte und Lehre Gesetz und Prophetie nur gerade so aus dem natürlichen Volksgeiste hervorgegangen sei wie das Griechen- und Römerthum aus dem Genius dieser Völker«; in das andere welches man sich danach leicht denken kann wirft er mit solchen wie Oehler Auberlen u. s. w. sich selbst. Nun mögen einige schlechte Schriftsteller unserer Zeit zu einem solchen Gedanken den Anlass gegeben haben, Leute welche weil das Wort *National* seit siebenzig bis achtzig Jahren von Paris aus noch immer so verführerisch durch die Welt zieht, in aller Eile auch eine »poetische (auch prophetische und sonstige) National-literatur der Hebräer« in dicken Büchern der Welt vorzulegen hatten und, wie sich dann von selbst versteht, alles nur von der »Nation« abzuleiten wussten. Der besseren Wissenschaft ist das alles vollkommen fremd geblieben: sie sucht nichts als die Wahrheit auch bei und in der Bibel, und fragt dann (wie es ihre Pflicht ist) noch etwas weiter ob diese Wahrheit auch noch für unsre Zeiten genüge; wie sie aber diese Frage beantworte kann jedermann leicht wissen. Wenn nun der Verf. diese bessere Wissenschaft mit jener leichtsinnigen in eine Verdammniss wirft, so muss er das sichtbar noch aus einer ganz

anderen Ursache thun, und diese kann man auch aus seiner neuesten Schrift hinreichend erkennen.

Es sind nämlich durchaus nur die jetzt gänzlich unhaltbar gewordenen unklaren und unsicheren Ansichten über die Bibel und insbesondere auch über die hier erklärten Lieder des Alten Testaments welche der Vf. aufrecht erhalten und den »gebildeten Verehrern der h. Schrift« neu empfehlen will. Nur zu diesem Zwecke fasst er sein Werk, und sucht zu dessen Gunsten alle Gründe zusammen, wenig sorgsam ob er auch Scheingründe erfasse oder nicht. So soll der Segen Jakob's Gen. c. 49 ganz so wie er jetzt in seinen Buchstaben dasteht und ohne alle weitere Unterscheidung von dem Erzvater wörtlich gesprochen, das grosse Lied im Deuteronomium c. 32 bloss weil es einmal hier in dieses Buch aufgenommen ist gerade so von Mose im strengen geschichtlichen Sinne niedergeschrieben sein. Gingen nun solche Ansichten bei dem Verf. aus einem gründlichen Verständnisse der Stücke hervor, so liessen sich seine Gründe wie er sie zu ihrer Unterstützung anführt wenigstens hören: allein er versteht weder die Sprache noch die dichterische Kunst der Lieder; und schon seine deutsche Uebersetzung gibt diese so wieder dass man unwillkürlich fragen muss ob denn die Hebräischen Dichter wirklich nur auf einer so äusserst niedrigen Stufe standen dass sie kaum verständlich zu reden wussten. Unsre heutige Wissenschaft hat das alles unvergleichlich nicht nur zuverlässiger sondern auch schöner und erhebender wiedererkannt; und wer heute irgend hinter ihr nicht zurückgeblieben ist, der wird leicht finden wie wunderbar herrlich und verklärt die Bibel sowohl in diesen kleineren

als in ihren grössten und wichtigsten Stücken aus ihrer Erforschung hervorgegangen ist. Aber während der Verf. diese bessere Wissenschaft kaum an ihren Säumen etwas kennt und festhält, überschätzt er die unbedeutenden Schriftsteller unserer Zeit und macht sich viel mit Widerlegungen zu thun die kaum irgend einen Nutzen haben. Vorzüglich ist es auch Bunsen's bekanntlich unvollendetes Bibelwerk gegen welches er sich wendet.

Bei diesen Umständen ist es wohl nicht nöthig näher in die Meinungen des Vfs einzugehen. Man nehme nur das éine dass er alle Worte von 2 Sam. 23, 1 für eine blossе Ueberschrift der »Letzten Worte David's« halten will, und man wird begreifen dass eine solche Behandlung der Bibel anstatt uns grössere Gewissheit zu bringen nur alles in Zweifel setzt und uns sogar die ächtesten Worte eines Königs wie David zugleich mit der besten Kunst seiner Dichtung raubt. Aber wir möchten in der That lieber annehmen dass der Vf. fast unbewusst in einer Art von Selbstwiderspruch befangen sei der ihm doch zuletzt nur zur Ehre gereichen würde. Denn nach S. XI und anderen zerstreuten Stellen gibt er selbst zu es komme bei der Schätzung des wesentlichen Inhaltes und Werthes der Bibel gar nicht dárauf an ob das eine oder das andere Stück und Buch dem Verfasser angehöre dessen Namen es trägt, und ob es in diese oder in jene Zeit des Alterthumes falle: wenn das so ist, warum streitet er überhaupt noch gegen die bessere Wissenschaft? Es gibt liebenswürdige Selbstwidersprüche: wir zählen am liebsten dieses ganze Buch dazu, und hoffen der Vf. habe christliche Selbstverläugnung genug dasselbe zu thun.

— Sehr verschieden steht es wenigstens mit

dem zweiten der oben bemerkten Bücher, schon weil sein Verfasser ganz andre Ansprüche erhebt als der im Ganzen doch sehr milde und zart gesinnte Dr. Sack. Dr. Kliefoth ist den Lesern dieser Blätter gewiss schon sonst bekannt; sie wissen aber auch aus dem Jahrg. 1862 S. 881 ff. *) mit welchem Erfolge er sich neuerdings in die Erklärung des Alten Testaments geworfen hat. Wir haben hier nun eine Art Fortsetzung jenes Werkes von ihm: waren es dort die Räthsel des B. Zakharja welche er in ganz neuer Weise lösen wollte, so geht er hier nun zu dem B. Hezeziel's über, welches seiner Entstehung und Zusammensetzung nach von jenem zwar sehr verschieden ist (denn es ist wirklich ganz wie es jetzt im A. T. steht von der Hand des Propheten), aber ihm doch ähnliche Räthsel einzuschliessen scheint die er sich rühmt endlich gelöst zu haben. Wir können uns indess hier ziemlich kurz fassen. Denn eine mit Recht so zu nennende Erklärung des B. Hezeziel's gibt der Vf. hier nicht: er lässt sich zwar zerstreut auch auf die Erklärung Hebräischer Worte ein, zeigt sich dabei aber als ein Mann der kaum die dürftigsten Sprachkenntnisse besitzt. So will er die Worte über Nabukodrossor's Eroberung von Tyrus 29, 20 só fassen als sagte Jahve »Für seine Arbeit die er daran gethan hat, will ich ihm Aegypten geben: denn sie haben's mir gethan«: allein diese Fassung und Uebersetzung ist gänzlich gegen den Sinn der Worte. Das Nennwort מְלָכָה ist niemals so viel als *Arbeit*, ebenso wenig wie sein Thatwort מָלַךְ je unser *arbeiten* bedeutet: das Hebräische hat für diesen

*) Wir bemerken nur gelegentlich dass dort S. 884 Z. 24 für 1—14 zu lesen ist 7—14.

Begriff bestimmtere Wörter. Der Vf. verwechselt ferner hier עָבַד mit עָשָׂה indem er beide ebenso farblos als unrichtig durch *thun* wiedergibt, obwohl der Sinn jenes aus v. 17 f. klar genug einleuchtet und dieses weil hier vom Lohne die Rede ist *erwerben* bedeuten muss; und eben so muss das עָשָׂה deshalb den Lohn bezeichnen für welchen man dient. Aber ein einzelnes nacktes Wort wie עָשָׂה kann auch nicht entfernt bedeuten *für seine Arbeit*. Und dies sind nur einige der unaufhebbaren Schwierigkeiten in der Sprache auf welche der Vf. stösst ohne sie auch nur einmal zu bemerken. Meint er die Kenntniss des Hebräischen liege noch heute in ihren Windeln und man könne mit diesem Kinde alles beliebige machen?

Aber eine seiner Hauptbemühungen ist zu zeigen dass das B. Hezeziel's nach lauter heiligen Zahlen die sich sogar auf das mannigfaltigste und bunteste begegnen sollen verfasst sei. Denn er findet nun einmal sein Vergnügen und eine Bestätigung vorgefasster Meinungen darin solche heilige Zahlen überall in der Bibel aufzuspüren, als hätten nicht etwa einzelne spätere Schriftsteller durchgängig oder die älteren sparsam und am rechten Orte solche Zahlen angewandt, sondern als gehörten sie zum Wesen der Bibel oder gar des Christenthumes selbst. Man spielt wohl zu Zeiten gerne mit den heiligen Aeusserlichkeiten, und es ist bekannt wie eine vor kurzem noch überall so mächtige kirchliche Richtung heute sie überschätzt: warum sie nicht auch überall in die Bibel hineintragen? ist das nicht der Tiefsinn der Bibel? und ist es nicht ein staunenswerther Scharfsinn ihn aufzufinden? So suchte der Vf. unter anderem schon das jetzt sogenannte B. Zakharja in die heilige Siebenzahl

zu bringen und auch durch dies ganz neue glänzende Mittel gegen alle Zweifel unserer Zeit felsenfest zu beweisen dass das Buch so wie es jetzt erscheint eine ursprüngliche Einheit von Zakharja's eignem Geiste aus habe: wir sahen jedoch an dem oben bemerkten Orte mit welchem Erfolge dieser Versuch angestellt wurde. Im B. Heseqiel's will er nun beweisen dass von den drei grossen Abschnitten in die es zerfällt sein erster gerade 4 mal 7, sein zweiter 2 mal 7, sein dritter einfach 7, das ganze Buch also 7 mal 7 besondere Abschnitte habe von denen jeder mit den Worten »Es kam Jahve's Wort zu mir« beginne. Eine solche Künstlichkeit wäre freilich bei diesem Buche schon an sich höchst auffallend. Denn da der Prophet seine einzelnen Stücke in verschiedenen Zeiten nach einander niederschrieb ehe er sie im jetzigen Buche vereinigt herausgab (was Dr. Kl. gegen die deutlichsten Beweise ja gegen die Worte Hezeqiel's selbst läugnet), so würde hier entweder der blosse Zufall walten von welchem viel zu reden nicht der Mühe werth ist, oder Hezeqiel wäre einer seltsamen Absichtlichkeit gefolgt ohne uns auch nur einen Wink über sie zu geben. Aber in der That hält diese Ansicht keine Versuchung aus. In c. 1 — 24 findet sich jene Redensart nicht 28, sondern 29mal: der Räthsel-erfinder und Löser lässt hier 1, 3 willkürlich aus. Im zweiten grossen Abschnitte c. 25—32 wiederholt sie sich nur 13mal; Dr. K. will deshalb auch das Stück 33, 1—20 noch zu diesem Abschnitte ziehen und gibt sich ungemein viel Mühe dafür Gründe aller Art beizubringen; allein keiner von diesen kann seinen Zweck erreichen, weil die Gottesworte über sieben Heiden-völker (diese Siebenzahl hat Hezeqiel allerdings

absichtlich gewählt) so deutlich als möglich allein den zweiten Hauptabschnitt füllen sollen und damit das Wort über Israel 33, 1—20 nicht einmal so wie bei Jeremja c. 25 mit c. 46—49 im Sinne verbunden ist. Der dritte Hauptabschnitt hat deshalb bei Dr. Kl. nur 6mal jene Redensart: er will deshalb das ganze lange Stück c. 40—48 auch ohne sie hieher ziehen, und bedenkt nicht dass er damit seinen eignen Grundsatz zerstört. Denn kann man auch andre Stücke die nicht so anfangen einrechnen, so wird die Zahl aller Stücke weit grösser. Wirklich könnte man dem Verf. rathen sein Kunststück só zu verbessern dass er sagte die Redensart kehre ohne Rücksicht auf die drei grossen Abschnitte des ganzen B. Hezeziel's doch gerade (wenn ich recht zähle) 49mal wieder und dies könne doch nicht zufällig sein: allein bedenkt man dass die Stücke ohne Unterschied im Sinne überall auch ganz anders beginnen und jene Redensart selbst nur wo sie zufällig am leichtesten sich gibt angewandt ist, so wird man sich dennoch hüten auf sie irgend etwas zu bauen und dem Propheten eine völlig sinnlose Künstlichkeit zuzuschreiben die man nur willkürlich selbst schafft. — Jedoch nicht genug damit so will der Vf. weiter zeigen das Buch zerfalle mit allen jenen 7 mal 7 und den anderen Stücken auch in 3 mal 7 Abschnitte, indem der erste Hauptabschnitt 8, der zweite 5, der dritte 8 kleinere enthalte: es reicht indess zum Urtheilen darüber hin dass er hier um die ersehnten 3 mal 7 zu sehen alles noch weit willkürlicher abtheilt und sogar die paar Worte 33, 21 f. für einen besondern Abschnitt halten will, obgleich sie so deutlich als möglich nur eine Einleitung zu v. 22—33 sind. Und zugleich dient dieser Fall noch zur Widerlegung auch der er-

sten Annahme von 7 mal 7 Stücken, da jene Redensart deren Stellung alles bestimmen soll hier nicht im Anfange des Stückes steht.

Von allen diesen Künsten bleibt also nichts. Wenn der Vf. aber schon das Aeussere bei Hezeqiel's Buche so unrichtig versteht und an der Schwelle seiner Sprache ebenso wie der wirklichen Kunst seiner Zusammensetzung stolpert, was sollen wir erwarten wo die Reihe an die Lösung der wirklichen Schwierigkeiten dieses grossen Buches oder auch nur an seine erhabenen Gedanken und prachtvollen Bilder kommt? Dieses prophetische Buch macht uns zwar insofern weniger Schwierigkeiten als es sich wirklich fast durchaus so wie Hezeqiel es verfasste und veröffentlichte unverändert erhalten hat: aber desto schwieriger ist uns manches in den Worten und Beschreibungen eines Propheten welcher in einem fremden Lande und unter den Bedürfnissen einer ganz neuen Zeit und Lage seines Volkes schrieb. Wie Dr. K. hier den Erklärer mache, wollen wir lieber an dieser Stelle übergehen, zumal man es sich aus seinen übrigen Schriften leicht von selbst denken kann.

H. E.

Formulario ou guia medica que contém a descripção dos medicamentos, suas doses, as molestias em que elles se empregão, as aguas mineraes mais usadas, o breve tratamento das molestias, a escolha das melhores formulas etc. por Pedro Luiz Napoleão Chernoviz, Doctor em med. etc. Sexta edição, augmentada pelo autor, e acompanhada de 121 figuras intercaladas no texto, que representam as plantas medicinaes. Pariz, em casa do autor. 1864. 819 S. 8.

Die erste Auflage von Chernoviz Formular erschien 1841 in Rio Janeiro, wo der Verf. Jahre lang als praktischer Arzt thätig gewesen ist. Ihr folgte ebendasselbst 1846 die zweite, 1852 die dritte, 1856 die vierte und 1860 in Paris die fünfte. Wir haben es somit mit einem Werke zu thun, das den Stürmen der Zeit getrotzt hat und welches durch die wiederholten Auflagen, ähnlich wie bei uns das nur um eine Auflage im Rückstande befindliche Handbuch der speciellen Arzneiverordnungslehre von Posner und Simon, wenn nicht seinen Werth, so doch mindestens seine Brauchbarkeit und Beliebtheit bei einem zahlreichen Publicum erweist. In der vorliegenden 6. Auflage sucht Chernoviz den neuesten Standpunkt der französischen Medicin, namentlich in Hinsicht auf Arzneiverordnungslehre, mit der im Ganzen und Grossen nur einen groben Empirismus darstellenden Heilkunde der portugiesischen und brasilianischen Aerzte zu verbinden. Bekanntlich haben die meisten romanischen Völkerschaften das Recht verloren, von einer nationalen Medicin zu reden, weil sie sich an Frankreich oder richtiger gesagt an Paris anschmiegen, das den Centralpunkt für die Mode überhaupt und für die Mode in der Medicin insbesondere darstellt. Ob dies in Brasilien nicht schon vor Chernoviz geschehen oder ob er der erste Importeur Pariser Weisheit für Rio Janeiro und Umgegend ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Ist letzteres der Fall, so ist mit seinem Buche unstreitig ein grosser Fortschritt verknüpft, wenn wir auch nicht verkennen können, dass die Pariser Therapie und Arzneiverordnungslehre im gegenwärtigen Momente an recht vielen und argen Mängeln leidet. Sie ist, weil sie den Ton angeben will, sehr einseitig und zieht es

vor, die vielen Fortschritte, welche aus Entdeckungen jenseits des Rheins und des Canals resultiren, Jahre lang unbenutzt zu lassen und erst dann zu verwerthen, wenn ein französischer Gelehrte sie als seine Entdeckung vor die Academie des sciences getragen hat. Ausserdem hat sich die Arzneimittellehre Frankreichs zu viel in unnützen Formelkram verflacht. Nimmt man z. B. Bouchardat's *Annuaire de Thérapeutique* zur Hand, so findet man neben den pharmakodynamischen Thatsachen ganze Seiten neuer Recepte, vorzugsweise Purgirpillen betreffend, die mindestens unnöthig sind, welche aber irgend ein französischer Arzt benutzt, um seinen Namen daran zu hängen und sich im Darmschleime seiner Mitmenschen unsterblich zu machen. Uebrigens müssen wir, um gerecht zu sein, betonen, dass der Wust von Recepten, durch welchen sich bei uns namentlich ältere Handbücher der Arzneiverordnungslehre charakterisiren, auch in Deutschland neuerdings leider noch nicht ganz verschwunden ist. Das vortreffliche neueste »compendiöse Handwörterbuch der speciellen Arzneiverordnungslehre« von Prof. Falck in Marburg rügt mit Recht, dass die Herren Posner und Simon in ihrem oben genannten Werke mehr eine Eselsbrücke für angehende Aesculape, als ein zum Studium geeignetes und durch sein Studium wahrhaft nützliches Buch geliefert haben. Um aber auf Chernoviz zurückzukommen, so scheint ihm der französische Formelkram wahrhaft imponirt zu haben und er importirt daher seinen Landsleuten nicht allein Purganzen und Tisanen nach der Vorschrift ihrer grossen Erfinder, sondern auch Pomaden, Haaröle, Kölnisch Wasser und Zahnpulver. Uebrigens wird er sein Publicum wol kennen und mag deshalb ein Vorwurf aus

seinem Verfahren nicht abgeleitet werden können.

Was uns in Chernoviz Buche am meisten interessirt, sind die in Rio Janeiro gebräuchlichen Brasilianischen Arzneipflanzen, über welche uns Vf. in demselben Mittheilung macht. Wir sind zwar nicht der Ansicht, dass jede Empfehlung einer neuen Arzneipflanze eine Bereicherung des Arzneischatzes ist. Im Gegentheile, wir halten es mit der Commission zur Ausarbeitung der preussischen Pharmacopoe, dass man besser thut, auszumerzen als zu recipiren, dass man eine Menge unnützen Ballast hinausthun muss, ehe man den Arzneischatz wirklich als einen Schatz betrachten darf. Wir stimmen auch den Bestrebungen bei, welche auf eine *Materia medica* der reinen Pflanzenstoffe hinarbeiten, wie eine solche auf Grundlage der vorhandenen Beobachtungen von W. Reil bereits 1858 versucht ist, und wozu schon 1855 von New York aus durch die Verfasser der *Positive medical agents* der Anstoss gegeben wurde. Nicht als ob wir es für möglich hielten oder gar im Auge hätten, alle Infuse und Decocte von Pflanzentheilen, Tincturen und Pillen wegzudecretiren; aber wir huldigen der Ueberzeugung, dass es ein grosser Vorthail für die Therapie ist, mit Stoffen zu thun zu haben, welche eine bestimmte chemische Zusammensetzung besitzen, und deshalb keine Schwankungen ihrer Wirksamkeit erleiden können, vorausgesetzt dass sie nicht einer chemischen Alteration durch äussre Einflüsse, wie z. B. das *Coin*, unterworfen sind. Von solchen Stoffen kann man, nachdem sie experimentellen Prüfungen unterzogen und als in einer bestimmten Richtung wirksam befunden sind, mit vollem Vertrauen Gebrauch machen, nicht aber von den die wirk-

samen Stoffe in durchaus unregelmässigen Mengen enthaltenden Pflanzentheilen und deren Extracten u. s. w. Nur von dieser Voraussetzung ausgehend und in Erwägung, dass die unter der tropischen Sonne allein gedeihenden Gewächse uns reine Pflanzenstoffe von der grössten Wirksamkeit (Strychnin, Brucin, Chinin, Cinchonin u. a.) geliefert haben, bezeichnen wir Chernoviz' Angaben über die erwähnten Medicinalpflanzen Brasiliens als ein wichtiges Förderungsmittel der Therapeutik. Es sind etwa 50, übrigens zum grössten Theile schon von Martius gekannt und botanisch bestimmt, auch, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, in der höchst fleissigen Synopsis plantarum diaphoricarum von Rosenthal erwähnt. Mehrere sind Wurmmittel, die vielleicht ebenso gut in Anwendung gezogen zu werden verdienen, wie die abyssinischen, andre Drastica, wie *Trianosperma ficifolia* Mart. u. s. w.

Nächst diesen Arzneipflanzen nehmen unser Interesse die Mittheilungen über die Mineralwässer Brasiliens in Anspruch, welche bei uns, so viel uns bekannt, nur sehr ungenügend gekannt werden. Als wichtigster Sauerling Brasiliens ist die *Agua Virtuosa da Campanha*, auch *Agua Santa* genannt, aus der Provinz Minas Geraes bezeichnet; ausserdem existiren in der Provinz von Pernambuco noch einige Sauerlinge in Pajehu de Flores. Als alkalische Thermen werden erwähnt die *Aguas thermaes de Caldas Novas* (Provinz Goyaz), welche 1842 von Dr. Faivre untersucht und stickstoffhaltig befunden sind. Ihre Temperatur schwankt zwischen 34—40° C. Sie geniessen bei den Brasilianern grossen Ruf wider Aussatz, jedoch nach Faivre mit Unrecht. An Stahlquellen ist Brasilien reich; die hauptsächlichsten eisenhaltigen Wasser sind: *Agua de Matacavallas* (Rio Janeiro), nach einer Analyse von Dr. Antonio Maria de Miranda a Castro in 4 Pfund 2,23 Gr. kohlensaures Eisen und 0,85 Gr. Kohlensäure enthaltend; *Agua de Andarahy* (Municipium v. R. Janeiro), nach einer Analyse desselben Herrn in 4 Pf. 1,85 Gr. kohlens. Eisen und 0,70 Gr. Kohlens. enthaltend, *Agua das Lorangeiras* (ebendasselbst), noch eisenärmer, *Agua da rua de Silva Manoel* (Rio Janeiro) und *Agua da Lagôa de Rodrigo de Freitas* (Municipium v. Rio Janeiro), so wie viele andre in der Provinz Rio Janeiro, Minas Geraes und Pernambuco. Von Salzsoolen Brasiliens werden drei namhaft angeführt, von Sipo, Mosquete und Itapicuru. Schwefelquellen scheinen in der Nähe

von Rio Janeiro nicht zu existiren. Unter den Mineralwässern Europas sind von Chernoviz besonders die portugiesischen hervorgehoben, welche ebenfalls bei uns wenig gekannt sind.

Was die Anordnung des Stoffes in dem vorliegenden Werke anlangt, so zerfällt es in folgende Abschnitte: 1. Betrachtungen über Receptirkunst. 2. Beschreibung der pharmaceutischen Arzneiformen, die in alphabetischer Ordnung abgehandelt werden. 3. Notizen über Aräometer. 4. Vergleichende Tabelle der Thermometer von Fahrenheit, Réaumur und Celsius. 5. Vergleichungstabelle für Grammgewicht und das in Brasilien und Portugal noch gebräuchliche Unzengewicht. 6. Der eigentliche Formulario, in welchem alle in der Medicin gebräuchlichen Substanzen in alphabetischer Reihenfolge erörtert werden. Chernoviz gibt bei jedem Medicamente die Synonyme an, den französischen und lateinischen Namen desselben, die naturhistorischen und sonstigen Eigenschaften, die Krankheiten, bei welchen es zur Anwendung kommt, die Dosis, die Angabe der Stoffe, mit welchen es nicht verbunden werden darf, endlich die beste Form für das Mittel. In dieser Abtheilung finden sich auch die Mittheilungen über Brasiliens und Portugals Mineralwässer, sowie die 121 Abbildungen von Arzneipflanzen in saubern Holzschnitten, welche auf dem Titel erwähnt werden; letztere betreffen meist europäische Gewächse und sind daher für Chernoviz's Leser in Brasilien wichtiger als für uns. 7. Classification der Arzneimittel, wobei die neuern französischen Autoren und Giacomini berücksichtigt und die einzelnen Classen seltsamer Weise wiederum in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden. 8. Verschiedene Recepte, über die wir uns schon oben ausgesprochen. 9. Kurzes alphabetisches Verzeichniss der Krankheiten, bei welchen die einzelnen Medicamente in Anwendung gezogen werden. Dieser letzte Abschnitt ist in pathologischer Hinsicht recht dürftig, aber er ist für uns insofern der wichtigste im ganzen Buche, als er uns den tiefsten Einblick in die Geheimnisse der brasilianischen Medicin gestattet, in welcher Glauben und Vertrauen eine grössere Rolle spielen als das Wissen.

Theod. Husemann.

Berichtigung. In der Anzeige des Ibn-el-Athir, hg. von Tornberg S. 72, Z. 13 lies mehr für weniger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

1. Februar 1865.

Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung. Von C. Weizsäcker. Gotha, Verlag von Rudolf Besser, 1864. XVI u. 580 S. in Octav.

Der geschichtliche Christus. Drei Reden in Rücksicht auf die neuesten Werke und mit literarischen Beigaben von Theodor Keim, Doctor der Phil. u. der Theol., ord. Prof. der Th. an der Universität Zürich. Zweite vielfach umgearbeitete Auflage. Zürich, Druck u. Verlag von Orell Füssli u. Comp. 1865. 146 S. in Oct.

Die Evangelienkritik und das Lebensbild Christi nach der Schrift. Zwei Vorträge — von Lic. Dr. Otto Zöckler a. o. Prof. der Theol. zu Giessen. Darmstadt, Fr. Würtzische Buchhandlung. 1865. 68 S. in Octav.

Die Geschichte Jesu nach Matthäus als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet. Ein nachgelassenes Werk von Thomas Wizenmann, zum ersten Male 1789 mit einer Vorrede her-

ausgegeben von Johann Friedrich Kleuker, zum zweiten Male mit einer Einleitung und dem Meisten und Bedeutendsten aus Wizenmann's Nachlasse von Dr. C. A. Auberlen a. o. Prof. der Theol. in Basel. Basel, Bahnmaier's Verlag, 1864. XXX u. 511 S. in Octav.

Bei dem jetzt so ungemein hoch gehenden Strome von Schriften über die Evangelien und ihren Inhalt stellen wir hier vier besondere zusammen die uns ein klares Bild von den höchst verschiedenen Antrieben geben können welche diesen Strom in Bewegung setzen. Nichts konnte für die höhere Anregung und Bildung unsrer Tage Glücklicheres kommen als dieser ganz neue immer mächtiger werdende und immer allgemeiner sich ausbreitende Trieb den Grund und den Werth aller Evangelischen Geschichte völlig zu erforschen und eine ebenso sichere als fruchtbare Erkenntniss über sie zu gewinnen welche man zu besitzen meinte aber in der That längst nicht mehr besass. Auch ist dieser Trieb heute in keiner Weise mehr zu hemmen: man wird ihn entweder weise leiten müssen, oder es werden sich ihm allerlei wilde verwüstende Wasser beimischen die ihn zuerst trüben und verwirren dann aber auch vor der Zeit völlig ersticken können, so dass für lange Zeit nichts als eine neue weite wüste Leere übrig bleibt.

Für jetzt bringt uns jener Strom noch immer einige dem reineren Triebe dieser ganzen Bewegung entflossene Schriften: und wir können die erste der hier zusammengestellten mit vollem Rechte dahin rechnen. Diese Schrift ist zugleich eine ausführlicher die Gegenstände erörternde und genauer in die schwierigen Fragen eingehende, obgleich sie nicht den ganzen Um-

fang aller der Fragen in ihren Kreis zieht um welche sich eine vollständige Geschichte Christus' drehen muss. Indem der Verf. mit Ruhe mit Scharfsinn und mit vorzüglicher Sachkenntniss seine Untersuchungen verfolgt, vermeidet er meist mit Glück die einseitigen und verkehrten Ansichten welche in unseren Zeiten auf fast allen Feldern welche den Lesern hier gute Früchte neuer Erkenntniss verhießen so üppig emporwucherten, und reicht solchen Lesern welche auf diesen Feldern noch gute Augen sich bewahrt haben manche eigne treffende Beobachtung und gesunde Erkenntniss. Es versteht sich danach von selbst dass der Verf. sich von den Verirrungen der Tübinger Schule sehr fern hält, während er doch den Rechten der Wissenschaft nichts vergibt und auch über die heute noch etwas schwerer anzugreifenden Fragen meist ebenso frei von früheren Vorurtheilen als klar und gerecht urtheilt. Die Stellen in welchen der Verf. uns dem ganzen ebenso grossen als schwierigen Gegenstande nicht völlig genügt zu haben scheint, fallen nicht auf das Herz und die anderen edlen Theile desselben, sondern mehr nur auf einzelne seiner nach aussen liegenden Glieder: allein es ist nicht zu läugnen dass eine in diesen einreissende Schwäche langsamer oder schneller auch auf jene zurückwirken kann. Wir heben daher bei der in unsern Tagen doppelten Wichtigkeit der Sache und bei den im Allgemeinen hohen Vorzügen dieses neuen Werkes Einiges der Art hervor.

Die drei ersten Evangelien können sowohl ihrer Entstehung als dem wahren Werthe ihres Inhaltes nach nur durch die genaueste Wiedererkenntniss ihrer Urbestandtheile und die sorgfältigste Sonderung dieser richtig angewandt wer-

den: dies ist heute hinreichend eingesehen, und das meiste was dahin gehört ist auch bereits so sicher wiedererkannt dass man künftig ganz vergeblich versuchen wird sich dagegen zu sperren. Der Verf. erkennt nun auch zwei der bedeutendsten Ergebnisse der neueren Untersuchungen vollkommen an, indem er das frühe Alter und die volle Ursprünglichkeit eines Evangeliums von Markus zugibt und davon eine Spruchsammlung (oder, wie er sie zum Begriffe der *λόγια* weniger passend nennt, eine Redensammlung) als das ursprüngliche ächte Werk des Matthäus sorgfältig unterscheidet. Mit dieser Doppelerkenntniss ist schon viel gewonnen: es ist nur zu wünschen dass man künftig in genauerer wissenschaftlicher Rede die jetzt erhaltenen Umarbeitungen dieser zwei ursprünglichen Evangelien nirgends mit ihnen selbst vermische und z. B. nicht Alles was sich im jetzigen Matthäusevangelium findet einfach auf Matthäus zurückführe. Allein indem unser Verf. die höchst mannichfachen Stufen durch welche hindurch unsre jetzigen drei ersten Evangelien erst wurden was sie sind nicht noch weiter bis ins Einzelne verfolgt, bleibt so Manches bei ihm doch zuletzt schwankender und ungewisser als es heute zu bleiben braucht. Nehmen wir z. B. das jetzige Markusevangelium: dieses ist, wie sich bei näherer Erforschung ergibt, durch drei wohl zu unterscheidende Stufen gegangen ehe es die Gestalt empfing in welcher es im Kanon verewigt wurde. Wie das ursprüngliche Markusevangelium war, kann man aus seiner heutigen Gestalt und aus einer steten Vergleichung mit den beiden anderen aus unsrer Dreiheit noch sicher und vollkommen genug einsehen, ja man kann es danach fast ganz so wiederherstellen wie es

ginst war. Später aber (wiewohl in der Wirklichkeit ziemlich bald) muss dieses Werk mit der Spruchsammlung und einem noch älteren Evangelium so verarbeitet sein wie wir es jetzt im Wesentlichen besitzen; bis endlich ein wiederum späterer Evangelist es zwar noch mit einigen Zusätzen vermehrte aber weit mehr verkürzte, wahrscheinlich weil er es mit dem jetzigen Matthäusevangelium zusammen herausgab und sich nun die vielen Doppelstellen lästig machten. Nur wenn man diese zwei Wandlungen welche das ursprüngliche Markusevangelium erfahren hat deutlich erkennt und festhält, verschwinden eine Menge Unsicherheiten und Zweifel. Man kann dann unter anderm nicht bezweifeln dass das Markusevangelium in seiner zweiten Bearbeitung welche Lukas ebenso wie schon früher der letzte Bearbeiter des Matthäusevangeliums in anderer Weise benutzte, auch die sogenannte Bergpredigt enthielt welche es bei seiner uns erhaltenen letzten Umbildung verlor. Dasselbe jedoch beweist sich von einer andern Seite her auch dadurch dass Christus die Zwölfe nicht bloss um sie auszuwählen zu sich auf den bekannten Berg bestellt haben kann, wie es jetzt Marc. 3, 13—19 heisst; die Worte v. 14 f. sollen aber bloss den Namen *Apostel* für die ersten Leser dieses Evangeliums (welche Römer waren) erklären. Es gilt eben jetzt dass wir uns in den Sinn der jetzigen wie der diesen schon vorausgegangenen Evangelien ganz versenken und nichts irgendwie Ungehöriges in ein uns erhaltenes Stück hineinlegen aber Alles was in ihnen wirklich liegt auch vollkommen erschöpfen. Aber auch dass das Markusevangelium schon vor der Spruchsammlung geschrieben und wie der VI. es immer behandelt und nennt, geradezu das

»älteste Evangelium« gewesen sei, ist unbeweisbar, und nach anderen Spuren zu schliessen ist gar unmöglich. Nicht als wenn die Spruchsammlung viel früher geschrieben wäre: die beiden Werke konnten fast gleichzeitig verfasst werden; aber wenn sie in sehr verschiedenen Ländern veröffentlicht wurden, so konnte eine längere Zeit vergehen bevor sie sich begegneten und näher mit einander verglichen wurden. Das älteste Evangelium war aber, so viel wir jetzt wahrnehmen können, keins dieser beiden, sondern eine sehr kleine Schrift deren Ueberbleibsel sich jetzt allerdings am schwersten wieder erkennen lassen.

Die Frage nach dem Ursprunge und der geschichtlichen Bedeutung des Johannesevangelium ist jedoch heute ebenso wichtig wie die nach den drei ersten Evangelien: und es ist dabei ein sehr gutes Zeichen dass der Vf. ihr allein einen ebenso grossen Raum widmet als jenen ersten. Wir können auch mit hoher Befriedigung melden dass er den so rücksichtslosen und so ungerechten Behauptungen gegenüber unter welchen dieses Evangelium in der neuesten Zeit zu leiden hat, eine rühmlichste Selbständigkeit im Untersuchen und Urtheilen bewährt. Man hat dieses Evangelium bis tief in das zweite Jahrhundert herabdrücken wollen: unser Verleger zeigt aus guten Gründen dass es noch in das Ende des ersten gehören muss. Man hat ihm allen geschichtlichen Werth nehmen wollen, und hat dadurch erst am meisten alle unsre sichere Einsicht in Christus' Geschichte schwer verwirrt. Der Verf. zeigt an vielen und wichtigen Fällen dass es vielmehr von einem unersetzlichen ächten Werthe für diese Geschichte ist und nicht entfernt das Misstrauen verdient womit man

seine Geschichtlichkeit zuerst verdächtigen dann
 zu widerlegen wollte. Man hat hundertfach auf das
 Unerwünschteste beweisen wollen dass es vom Apo-
 stel Johannes nicht ausgegangen sein könne:
 unser Verf. zeigt die Nichtigkeit der meisten
 Gründe worauf man solche Zweifel bauen wollte.
 Dennoch kann man bedauern dass der Verf. an
 einzelnen Stellen den Gründen der Zweifler et-
 was zu viel nachgibt: so schwer ist es heute im
 steigenden Gewirre des Kampfes die volle Be-
 sonnenheit zu behaupten! Gibt man nämlich
 mit dem Vf. zu dies Evangelium sei zwar sei-
 nen wesentlichen Inhalte nach aus den Erinne-
 rungen des Apostels Johannes und aus seiner
 Ephesischen Umgebung hervorgegangen, es sei
 aber erst nach seinem Tode von einem Apostel-
 schüler nach freierer Auffassung und nicht ohne
 eine gewisse Künstlichkeit und Ungeradheit nie-
 dergeschrieben, so will ich nicht sagen dass man
 dadurch den Ansichten und Zwecken der Tübin-
 ger Schule sich wieder zu sehr nähern würde;
 denn wäre es wahr, so dürfte man dies nicht
 scheuen. Aber man thut dann sowohl dem
 Evangelium als dem Apostel ein Unrecht an:
 und dies ist's was man zu scheuen hat. In der
 That aber will das Evangelium vielmehr noch
 vor dem Tode des Apostels geschrieben sein,
 und ist dieses auch: man sucht vergeblich einen
 Grund um das Gegentheil davon zu beweisen.
 Dass es allerlei Allegorisches einmische, ist ebenso
 unrichtig: vielmehr ist nächst Christus selbst
 Niemand von aller Allegorie freier als der Apo-
 stel sowohl im Evangelium als in den Briefen;
 und wir wundern uns dass der Verf. S. 387 in
 den an das Samarische Weib gerichteten Wor-
 ten Joh. 4, 18 eine Allegorie finden will. Sagt
 Christus diesem Weibe sie habe fünf Männer

gehabt und der Mann den sie jetzt habe nicht der ihrige: so stand es wohl den alten Allegoristen gut an darin eine Anspielung auf die fünf verschiedenen Städte zu finden aus denen das neue zuerst rein heidnische Samaria einst bevölkert wurde, als ob die Götter jener Städte (die übrigens nach 2 Kön. 17, 24. 29-31 wie leicht an sich klar ist mehr als fünf waren) die 5 falschen Männer der Samaritanischen Gemeinde gewesen wären; und dass in unsern Tagen Hengstenberg diese scheinbare Geistesrichthigkeit wieder auffrischt, ist ebenso wenig auffallend wie dass die Tübinger Schule um darin eine Waffe gegen die Geschichtlichkeit des Evangeliums aufzulesen derselben Künstlichkeit huldigt: ist doch dieses nicht der einzige Fall wo Männer wie Hengstenberg der Tübinger Schule und diese jenem in die Hände arbeiten. Allein wie man in ernstlicher Wissenschaft solche Behauptungen aufstellen und vertheidigen könne, ist unerkklärlich: ist doch jenes Samaritanische Weib im Sinne des Evangeliums weder das Sinnbild der Samaritanischen Gemeinde (Kirche), noch liesse sich von dieser sagen sie habe wohl ehemals fünf Götter gehabt jetzt aber habe sie so gut wie keinen (was auch im v. 22 gar nicht liegt), und am wenigsten könnte jemand angeben wie dies Alles denn in den Zusammenhang jenes ganzen Gesprächs passe. Beruft man sich aber jetzt immer auf die Worte in Josephus Alterth. 9: 14, 3, so können auch diese hier nichts beweisen, da sie nichts enthalten als was Josephus nach seiner wenig genauen Betrachtung in den Worten 1 Kön. 17, 29 zu finden meinte und was unsere Stelle ganz ferne liegt. Und so wird es nie gelingen den Inhalt des Johannesevangeliums zu verflüchtigen, eines Evangeliums dessen voll-

Aechtheit schon dadurch feststeht dass die drei Briefe welche man sich ebenso umsonst dem Apostel abzustreiten bemüht nur von demselben Schriftsteller verfasst sein können.

— Sieht man jedoch von solchen kleineren Mängeln ab, so hat Dr. Weizsäcker's Werk unlängbar gerade für den heutigen Zustand der Evangelienforschung sehr grosse Verdienste. Wir bedauern nicht ganz dasselbe von der zweiten der oben zusammengefassten Schriften sagen zu können. Man kann sich ja nur freuen dass Dr. Keim nicht in das Lager jener Gelehrten übergegangen ist welche wie vor jeder wahren Geschichte so auch vor der höchsten und einzigsten welche die Erde bis jetzt kennt ein heimliches Grauen haben und die trotz dieser ihrer Unfähigkeit noch vor kurzer Zeit überall als die fähigsten und besten galten. Allein auf der anderen Seite hat die Tübinger Schule die Geister welche sich ihr mehr oder weniger ergaben so gründlich um das beste Licht und Leben gebracht dass die übeln Folgen davon noch immer fühlbar genug sind. Dr. Keim ist in Tübingen erst zu einer Zeit gebildet wo das Ansehen dieser Schule nicht durch verkehrte sondern durch die richtigsten und daher auch wirksamsten Mittel tief erschüttert wurde; auch will er ihr nicht urtheilslos folgen: dennoch aber hat er noch zu viel von ihren grundlosen Ansichten, Einiges auch von ihren schriftstellerischen Sitten beibehalten. So gilt ihm denn vor Allem das vierte Evangelium als nicht bloss nicht vom Apostel verfasst sondern auch als ein ganz ungeschichtliches Werk; es ist vor seinen Augen einmal verurtheilt, und damit ist's genug! S. 37 macht er von diesem ihm einmal als unantastbar feststehenden Grundsatz eine Anwendung und meint die Taufe wel-

che nach Joh. 4, 1 die Jünger Christus' schon bei seinem Leben ebenso wie der Täufer und dessen Jünger verrichteten, sei nach Matth. 28, 19 vielmehr erst im letzten Augenblicke seines Weilens auf der Erde von Christus eingesetzt. Wäre dies so, dann würde freilich schon dadurch allein alles geschichtliche Ansehen des Johannesevangeliums dahin schwinden müssen. Allein unser Vf. übersieht hier das Wesentlichste: das Neue und Wichtige welches Matth. 28, 19 als die neue Pflicht der Apostel anbefohlen wird, ist etwas ganz anderes als das blosse Taufen; und wer nur den Ursprung und Sinn des erhabenen Christuswortes am Schlusse der Spruchsammlung richtig versteht, der wird auf einen solchen Irrthum als solle hier die christliche Taufe als solche erst eingeführt werden gar nicht verfallen. Mit derselben Starrheit hält denn der Verf. einem andern Irrthume jener Schule folgend auch den unbedingten Vorzug fest welchen unter den drei ersten Evangelien nur das nach Matthäus benannte namentlich dem Markusevangelium gegenüber haben soll, als ob wir nichts irgend Zuverlässiges über Christus heute wissen könnten was nicht in diesem eines Evangelium zu finden ist. Allein was er S. 81 nur ganz beiläufig zur Unterstützung dieser einseitigen Ansicht vorbringt, verdient kaum eine ernstlichere Rücksicht, da er es hier nicht einmal deutlich erörtert. Was aber die allgemeinen Ansichten des Verfs über die Geschichte Christus' selbst betrifft, so leiden sie an Unklarheit und Ungleichmässigkeit besonders dadurch dass er das was in ihr von vorne an rein geistigen Ursprunges und Sinnes ist und was eben deshalb wenn man es sinnlich auffasst nur zu mehr oder weniger schädlichen Vorstellungen füh-

ren kann, von dem ganz anders gearteten geschichtlichen Stoffe nicht scharf genug scheidet. Wohl sucht auch was in der Erfahrung ursprünglich rein geistig war sich der Vorstellung und Erinnerung in klarster leiblicher Gestalt zu veranschaulichen und so sich desto fester zu erhalten: aber hundertfacher Irrthum entsteht sofort wenn man diese zarten geistigen Gestalten zu grob festhalten und so Sterbliches und Unsterbliches vermischen will. Was dagegen sinnliche Thatsachen betrifft, so möchte der Verf. die neue Ansicht aufstellen der Täufer sei erst am Schlusse des Jahres 34 hingerichtet und Christus' Kreuzigung falle nicht früher als ins Frühjahr 35 n. Ch., womit er die andre Ansicht verbindet unsre gemeine Zeitrechnung nach der Geburt Christus' sei um 8 Jahre zu spät. Jene neue Ansicht über die Ereignisse der Jahre 34 und 35 bauet er jedoch nur auf eine Vermuthung über den Krieg zwischen dem Nabatäischen Könige Aretas und dem Vierfürsten Antipas welche uns keinen Grund zu haben scheint. Er meint nämlich aus der Erzählung in Josephus' Archäologie 18: 5, 1. 2 folgern zu können die Festung Machärus welche an der südlichen Grenze der Länder des Vierfürsten lag und in welcher der Täufer enthauptet wurde sei erst im Anfange des im J. 36 beendigten Krieges von ihm erobert, und habe früher den Nabatäern gehört. Die Stadt war aber vielmehr stets Hasmonäisch - Judäisch, und wir wissen nicht dass sie bis zur Zerstörung Jerusalems jemals den Nabatäern unterworfen war. Auch Josephus deutet nirgends an diese als südliche Grenzfestung so wichtige Stadt sei Nabatäisch gewesen: und das Missverständniss welches bei ihm an jener Stelle § 1 durch das einzige Wört-

chen τὸν hinter *Μαχαροῦντα* entstehen könnte, hebt sich vollends wenn man dafür *σφατῆρον* liest, was der Zusammenhang der Rede deutlich fordert. Wir brauchen daher nicht einmal die übrigen Gründe zu erörtern welche der Annahme einer so späten Hinrichtung des Täufers widerstreben.

— So laufen bei diesem Verf. manche und zwar auch wesentlichere Fragen betreffende Irrthümer mit unter: immer jedoch ist bei ihm eine Liebe zur geschichtlichen Wahrheit und zur Wissenschaft selbst sichtbar welche ihnen ihren schlimmsten Stachel nimmt und für die Zukunft einen erfreulichen Fortschritt hoffen lässt. Wie ganz anders aber steht es mit den Antrieben welchen der Vf. der dritten Schrift offen genug folgt! Dieser vermag in allen unseren neueren wissenschaftlichen Bemühungen um sichere Erkenntniss der Evangelien und der ganzen hinter diesen stehenden grossen Geschichte nichts als »Angriffe auf die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Evangelien« zu finden: man kann also leicht denken was seine Absicht bei dieser Schrift sei. Aber er drückt den Sinn und Geist worin er Alles betrachtet und behandelt auch sehr klar mit dem Satze aus, der Christus der Bibel müsse mit dem der Kirche eins und dasselbe sein und bleiben, so dass nämlich jeder welcher diesen habe auch schon jenen vollkommen genug besitze. Wir haben bei dem Vf. also nur die Vergötterung der Kirche vor uns, wesentlich dieselbe welche die Päpstliche Kirche lehrt; aber der Verf. scheint nicht zu bedenken wie weit er sich mit solchen Grundsätzen schon von allen den Grundlagen nicht nur der Evangelischen Kirche sondern auch der Wahrheit selbst entfernt habe. Da er sich jedoch bei seiner Be-

handlung der Dinge auf eine heute in Deutschland noch immer sehr ausgebreitete und begünstigte kirchlich-politische Richtung stützt, so nimmt er es mit dem Beweise für seine Worte und Reden ziemlich leicht, und gibt sich nicht einmal die Mühe die besten und gründlichsten Arbeiten der heutigen Wissenschaft sich zuvor geistig anzueignen und nach ihrem wahren Wesen zu verstehen. Es gibt heute unter uns so viele Schriftsteller auch über diese Gegenstände welche die innerhalb der Evangelischen Kirche unserer Länder errungene Freiheit auf das gefährlichste missbrauchen, sei es mit mehr oder mit weniger Absichtlichkeit: einige von diesen wählt unser Verf. sich heraus um an deren Gedanken und Worte seine eignen anzuknüpfen und so als »Apologet« der christlichen Wahrheit zu erscheinen. Als ob diese solcher Apologeten bedürfte und ohne sie zu verschwinden drohete!

Vor solchen heutigen Vertheidigern der guten Sache flüchtet man sich lieber zu den älteren, welche die Dinge selbst über welche sie reden und schreiben wollten doch wenigstens nicht so leicht nahmen als diese jüngsten Zeitredner. Einer dieser älteren und jetzt fast schon völlig verschollenen wird uns in dem letzten der oben genannten Bücher vorgeführt, und jedenfalls verdient dieses heute aufs neue eine besondere Beachtung. Der Unterz. gesteht dass, als ihm das vor zwei Jahren erschienene grössere Werk des Fhn v. d. Goltz über Thomas Wizenmann in die Hände fiel und er darin ein sehr anziehendes Bild von dem Leben und Streben dieses im J. 1787 zu früh verbliebenen Schriftstellers fand, er ein etwas lebhafteres Verlangen fühlte seine Schriften und besonders die »Geschichte Jesu nach Matthäus« genauer kennen zu lernen; und

dasselbe Verlangen haben seitdem wohl nicht wenige unsrer Zeitgenossen verspürt. Die vorliegende Veröffentlichung kommt nun solchem Wunsche aufs befriedigendste entgegen: man liest hier bis S. 281 den Wiederabdruck jener heute völlig verschollenen Schrift über das Matthäusevangelium, und findet daran eine Menge anderer kleinerer Schriften Wizenmann's angeschlossenen welche theils im vorigen Jahrhunderte erschienen und heute völlig unbekannt geworden, theils noch gar nicht gedruckt waren. Wizenmann wurde früh von dem besseren Geiste ergriffen welcher sich vor jetzt achtzig Jahren in den Schriften Kant's Herder's und anderer vielgelesener Schriftsteller jener Tage regte; er kam dann mit dem bekannten Düsseldorfer Philosophen F. H. Jacobi in sehr vertraute Berührung, und wurde von diesem viel geliebt und viel bewundert. Auch lässt sich nicht verkennen dass aus ihm vielleicht ein bedeutender Schriftsteller geworden wäre, der manche Einseitigkeit von Kant und anderen damaligen Philosophen früh hätte glücklich beseitigen können, und besonders die Bemühungen Herder's erfolgreich weiterzuführen wohl der geeignetste Mann gewesen wäre. In ihm ist viel reines und klares Denken, viel Bestreben Alles tiefer und genügender zu erforschen, viel anziehender Aufrichtigkeit und Wahrheit. Allein als er nach den Erfahrungen eines fast zu früh zerriebenen Lebens und viel zerspaltenen und gedrückten Geistes mit 27 Jahren starb, war er doch für die schwierigen Aufgaben mit deren Lösung er rang bei weitem noch nicht genug reif geworden, wie er (wenn man einzelne Aeusserungen von ihm wohl beachtet) auch selbst hell genug fühlte. Nimmt man hinzu dass es ihm da alle seine Arbeiten

sich vorzüglich nur um die Bibel dreheten, doch gänzlich an allen den schwieriger zu erwerbenden Vorkenntnissen fehlte und er schon deshalb über die Bibel und alles zu ihr Gehörende mehr träumte als forschte, so kann es nicht auffallen dass in allen seinen Schriften wie sie hier gesammelt leicht überblickt werden können, kaum ein einziger Gedanke auftaucht welcher unsrer heutigen Wissenschaft viel zu nützen vermöchte. Auch sein übrigens nicht vollendetes Hauptwerk, das über Matthäus, bezeugt zwar in hohem Masse die Selbständigkeit und Innigkeit seines geistigen Arbeitens, ist aber höchst einseitig angelegt und durchgeführt, und kann uns heute nicht wahrhaft nützen. Ein wahres Vergnügen aber bleibt es dennoch einem solchen Geiste aus jener Zeit zu begegnen nachdem sein Andenken im heutigen Geschlechte völlig untergegangen war; und Alle welche ein solches höheres Vergnügen zu schätzen wissen, werden den Männern welche sich heute um die gründliche Erneuerung des Andenkens an Wizenmann verdient machten, sich zu freudigem Danke verpflichtet fühlen.

Was sollen wir dagegen von Dr. Auberlen sagen, dem Zeitgenossen und Geistesfreunde des oben erwähnten Dr. Zöckler, wenn wir auf die Zusätze seines eignen Geistes sehen womit er hier diesen wiedererweckten Jüngling des vorigen Jahrhunderts begleitet? Ihm gilt dieser schwächlich zarte feinbesaitete tiefnachdenksame milde Wizenmann einer vergangenen gährenden Zeit als ein Sturmbock den er gegen das beste Bestreben und die sichersten Ergebnisse unsrer heutigen Wissenschaft vorschieben will, und als ein guter frommer Name an dessen so ganz neu wiedererweckten Ruf er seine sonst schon genug bekannten Verdächtigungen dieser Wissenschaft

mit neuem lauten Klange anhängen kann. Aber während man meinen sollte er werde doch nun diesen von ihm so hoch emporgehobenen Mann wirklich tief verehren und Alles an ihm liebend betrachten, hat er sogleich wieder so Vielerlei und so Gewichtiges an ihm auszusetzen dass man kaum begreift warum er ihn denn so vor aller Leute Augen emporhebe. Allein alles das was er an ihm am meisten tadelt, ist (wie sich leicht näher beweisen liesse) vielmehr gerade das beste an ihm, weil es bei ihm dem tiefsten Durchdenken und Erforschen der schwierigsten und für uns noch heute lehrreichsten Gegenstände entsprungen ist, sollte auch die vollste Wahrheit damit nicht immer schon ganz genügend getroffen sein. Also lobt denn der heutige Herausgeber an diesem zu früh verblichenen herrlichen Jünglinge nur das Schwächere und Trübere, und will uns dieses zum Annehmen empfehlen. Hier sehe denn jeder Mann unserer Zeit selbst zu was er sich empfohlen sein lassen wolle.

H. E.

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte von Dr. Lorenz Diefenbach, correspondirendem Mitgliede der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde zu Leyden, Ehrenmitgliede der Berliner Gesellschaft für Deutsche Sprache, Mitgliede des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1864. XII u. 746 S. in Octav.

Der Verfasser des anzuzeigenden Werkes hat sich auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und des praktischen Lebens einen höchst ehrenwerthen Namen erworben. Charakter, Geist und Reichthum an Kenntnissen weisen ihm unter den Männern, welche sich an den praktischen, wissenschaftlichen und überhaupt geistigen Bewegungen unsrer Zeit betheiligt haben, eine hervorragende Stellung ein. Auf wissenschaftlichem Gebiet haben seine Arbeiten im Felde der indogermanischen Sprachen überhaupt, so wie insbesondere in dem der celtischen, germanischen und romanischen nicht wenig zur Förderung einer tieferen Einsicht in deren Entwicklung beigetragen. Die Sprache eines Volkes ist nun aber der treueste Spiegel seines ganzen Lebens überhaupt, so wie speciell seiner Bildung, und so liegt es nah, dass derjenige, welcher sich eindringend mit vielen Sprachen beschäftigt hat, seinen Blick immer mehr erweitert und von den einzelnen Erscheinungen derselben sich bis zur Erkenntniss des in ihnen waltenden und ausgeprägten Geistes erhebt. Alsdann jedoch bedarf es in der That auch noch mancher andrer Studien, welche von ebenso wesentlicher, bisweilen noch wesentlicherer Bedeutung für die Erkenntniss der Natur, des Charakters, der Entwicklungsgeschichte und der Bildung der Völker sind, und es lässt sich nicht verkennen, dass sie in ihrer Selbstständigkeit einen solchen Umfang gewonnen haben, dass jede allein genügt die geistige Kraft eines Mannes in Anspruch zu nehmen und vollständig zu beschäftigen. Von der physischen Gestaltung der Völker sind ihr ursprünglicher Charakter, ihre Anlagen zwar wohl nicht im strengsten Sinne des Wortes abhängig, aber doch wenigstens stark beeinflusst; die in dieser Bezie-

hung hervortretenden Verschiedenheiten typisch hinzustellen oder gar sich der Beziehungen zwischen ihnen und den verschiedenen geistigen Richtungen der Völker einigermassen bewusst zu werden, ist eine Aufgabe, deren Lösung schon an und für sich ausserordentlich schwierig, durch die seit vielen Jahrtausenden eingetretene Mischung der Völker noch mehr erschwert ist. Die physische Beschaffenheit der Urheimat bestimmter Völker, die ihrer späteren Sitze, die Natur und der Charakter der angränzenden oder überhaupt der Völker, mit denen sie in Berührung kommen, die äussere und innere Geschichte derselben, speciell die Entwicklung der im Menschen liegenden Triebe bis zu systematischen Organismen (Sprache, Sitte, Recht, Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft), die genaue Scheidung des darin hervortretenden ureigenen und des aus der Fremde überkommenen, dieses und andres, z. B. Geschichte der Wissenschaft überhaupt und der einzelnen Wissenschaften, der Kunst und der Künste, dessen weitere Ausführung hier zu weit führen würde, sind alles so wesentliche Momente für die tiefere Erkenntniss der Völker und der Bildungsgeschichte, dass für jeden, welcher sich diese zur Aufgabe stellt, ein eindringliches Studium derselben unumgänglich nothwendig wird.

Allein so umfassend und schwierig auch die Völkerkunde und Bildungsgeschichte durch die Menge der Disciplinen wird, deren man zur Gewinnung derselben nicht entbehren kann, so dass man fast wagen dürfte zu behaupten, dass es eine Aufgabe sei, deren einigermassen befriedigende Behandlung die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteige, so lässt sich doch nicht verkennen, dass derjenige, welcher sich eindringend

mit der Sprache beschäftigt hat, wenigstens vor vielen andern, welche von andern Wissenschaften herkommen, sich dieser Aufgabe unterziehen wollten, manches voraus hat. Vorweg ist, wie schon bemerkt, die Sprache der treueste Spiegel der Volksseele, sie ist der Inhalt alles dessen, was sich ein Volk zum Bewusstsein gebracht hat, sie giebt, richtig befragt, auch in den meisten Fällen entscheidende Antwort über die Art, sowie den Weg, auf welchem es sich die Objecte seiner Erkenntniss zum Bewusstsein gebracht hat, über die ihm eigenthümliche Form des Empfindens, Vorstellens und Denkens, Antworten, welche grade für die Kunde völkerlicher Besonderheit von der allergrössten Wichtigkeit sind; man kann demnach sagen, dass der, welcher sich vorzugsweise mit der Sprache beschäftigt hat, durch diese seine specielle Beschäftigung dem Centralpunkt der Völkerkunde wenn auch nicht am nächsten, doch sehr nahe steht. Er ist aber ausserdem durch seine besondre Wissenschaft genöthigt, sich wenigstens mit einem nicht unbeträchtlichen Theil derjenigen Disciplinen bekannt zu machen, die auch für die Völkerkunde und Bildungsgeschichte von Wichtigkeit sind. Wo er die Frage über die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen zu erwägen hat, muss er sich mit dem physischen und geistigen Unterschied der Völker ebenso sorgsam bekannt zu machen suchen, wie der Ethnolog; um die Anwendung und den Gebrauch der Sprache zu begreifen, mit der Literaturgeschichte; um den Inhalt derselben, mit den Objecten sprachlicher Darstellung. Man kann demnach nicht mit Unrecht behaupten, dass der Glossolog auf dem besten Weg ist, ein Ethnolog und Culturhistoriker zu werden und bei hinlänglichem Muth

und Ausdauer kaum verfehlen kann dies Ziel zu erreichen. Man wird zwar andererseits nicht umhin können, einzuwenden, dass es einem einzelnen Menschen nicht möglich sei, auf allen diesen Gebieten eine Selbstständigkeit zu gewinnen, sie in demselben Grade sich anzueignen, zu beherrschen, wie der, welcher sie zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, aber dieser Einwand trifft jeden andern eben so sehr. Die Ethnologie sowohl als die Bildungsgeschichte setzen einen Complex von Kenntnissen voraus, den wohl Niemand in vollständiger Selbstständigkeit wird zu beherrschen vermögen. Aber wenn man nicht selten selbst in beschränkteren Wissenschaften genöthigt ist, Hülfe in einer Wissenschaft zu suchen, die man nicht zu beherrschen vermag, so wird dies bei Disciplinen, in denen jeder Theil eine Lebensaufgabe bilden kann, kaum einer Entschuldigung bedürfen.

Ein Rigorist könnte zwar das Gesetz aufstellen wollen, dass man nur über Gegenstände schreiben solle, die man mit vollständiger Selbstständigkeit sich angeeignet habe und zu beherrschen vermöge — ein Gesetz, welches auch nach des Referenten Ansicht wenigstens für Forschungen seine fast unbeschränkte Geltung haben sollte — allein damit würde man gradezu eine Fülle von Werken unmöglich machen, von denen es für den Fortgang der Wissenschaften äusserst erspriesslich ist, dass sie überhaupt erscheinen, wenn auch, in Folge des Umfangs ihres Gegenstandes, in noch sehr unvollendeter Form. Wenn jedem, welcher nicht Chinesisch versteht, nicht Malayisch, Aethiopisch oder überhaupt nicht alle die Sprachen, in denen je ein Buch geschrieben ist, untersagt sein sollte, eine Literaturgeschichte zu schreiben, weil er über

das, was von den Chinesen, Malayen, Aethiopen geleistet ist, nicht selbstständig zu urtheilen vermöge, sondern sich an das von andern darüber Mitgetheilte halten müsse, dann würden wir wohl in alle Ewigkeit auf eine Literaturgeschichte zu warten haben. Jeder würde sein Lebelang in den Vorbereitungen zu einem Werke stecken bleiben und fast die ganze Literatur würde sich auf Monographien beschränken.

Auch das vorliegende Werk lässt nicht selten erkennen, dass der Hr Verf. auf den vielen Gebieten, die er berührt, nicht gleich heimisch ist; in der Literaturgeschichte ist er wesentlich von Wachler, in der Geschichte der Musik von Schläuter, Ambros und Nohl (vgl. S. 660, 665, 666), abhängig. Dennoch freuen wir uns, dass er sich dadurch nicht hat abhalten lassen, das was er für eine Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte von Wichtigkeit hielt, zu veröffentlichen. Es lässt sich trotz aller Mängel nicht verkennen, dass der geehrte Verf. auch diejenigen Gegenstände, welche seinen bisherigen wissenschaftlichen Publicationen ferner liegen, im Wesentlichen vollständig verarbeitet, sich in den Hauptzügen angeeignet, sie in das Bereich seiner eignen Weltanschauung gezogen, sie davon durchdrungen und ihnen das Siegel seiner besonderen Individualität aufgedrückt hat.

Dagegen kann ich nicht bergen, dass es mir fast scheint, als ob es dienlicher gewesen wäre, die Volkskunde und die Bildungsgeschichte von einander zu trennen und jedes besonders zu behandeln. Ich erkenne zwar keinesweges, dass beide in einander übergehen und dass das die Menschheit trennende Moment, welches in der Verschiedenheit der Völker liegt, in der Bildungsgeschichte der Menschheit immer mehr zu-

rücktritt, gewissermassen stufenweise abnehmend in der Kunst, der Industrie und anderem, bis es in der höchsten Entwicklung der Menschheit, der Wissenschaft, wenn auch nicht fast völlig aufgehoben, doch von der allgemeineren Richtung weit überragt wird. Allein die bestimmten Richtungen sind divergirend, gradezu entgegengesetzt. Bei der Völkerkunde wird, so viel mir scheint, die Erkenntniss der Differenz der Völker, die Richtung auf die Hervorhebung derselben, ihr Einfluss auf die verschiedene Gestaltung der menschlichen Schöpfungen, wie Sitte, Recht, Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft in ihrer völkerlichen Besonderheit das wesentliche sein, mit einem Wort die Besonderung der Menschheit nach Völkern der eigentliche Kern, das Centrum der Aufgabe bilden. Sie geht also gewissermassen vom allgemeinen Begriff der Menschheit aus und steigt von da herab zur Erkenntniss ihrer Besonderungen. Umgekehrt ist der Weg der Bildungsgeschichte. Sie setzt die völkerlichen Besonderungen als etwas gegebenes voraus und weist nach, wie theils durch das allen diesen Besonderungen zu Grunde liegende allgemein menschliche, theils durch historische Vermittlungen, gewissermassen in einem dialektischen Process, die völkerlichen Differenzen sich in den grossen geistigen Schöpfungen — Sitte, Recht, Staat, Religion, Industrie, Kunst, Wissenschaft — immer mehr ausgleichen und einer sich immer mehr verallgemeinernden und umfassenden menschheitlichen Bildung Raum geben. Dass beide Gebiete sich sehr nahe stehen, verkenne ich keinesweges; allein sie scheiden sich doch auch dadurch, dass die Völkerkunde zwar die Voraussetzung der Bildungsgeschichte bildet, nicht aber umgekehrt. Die Völkerkunde kann

wenigstens unabhängig davon bearbeitet werden und ist so umfassend, dass sie schon darum eine besondere Behandlung verdient. Meine vielleicht ganz specielle Neigung, die Zweige des Wissens nach den in ihnen sich kund gebenden besonderen oder gar divergirenden Richtungen so sehr als möglich zu trennen — denn eine vollständige Trennung ist, wie ich gern anerkenne, fast durchweg unmöglich, da fast alle mehr oder weniger zusammenhängen und in einander übergreifen — kann ich zwar Niemandem aufdrängen, allein ich kann nicht bergen, dass mir scheint, als ob die Völkerkunde überhaupt und speciell in diesem Buche, durch eine Trennung von der Bildungsgeschichte, in manchen Beziehungen gewonnen haben würde. So scheint mir dasjenige was S. 202—209 unter der Ueberschrift »Psychologie« über den geistigen Charakter der Völker gesagt wird — so geistvoll und belehrend es auch ist —, doch im Verhältniss zu dem was von S. 108—202 über den physiologischen mitgetheilt ist, doch ziemlich dürftig und ungenügend. Genau genommen, wird dieses für die Völkerkunde allerwesentlichste Moment in der That kaum berührt. Es ist zwar wie der Hr Verf. S. 207 mit Recht bemerkt und auch Ref. gern zugiebt, sehr schwierig, allein eben darum werden Beiträge zur näheren Bestimmung der verschiednen Volksnaturen von so geistvollen und tiefblickenden Männern, wie der Verf. ist, um so dienlicher sein. Es ist dies grade ein Feld, auf welchem von der zusammentragenden, wenn auch noch so emsigen, Arbeit verhältnissmässig wenig, wenigstens nichts Befriedigendes zu erwarten ist. Es bedarf hier einer besonderen Anlage, einer Intuition, der Fähigkeit, in die Seele eines Volkes schauen zu kön-

nen, den Kern desselben zu erfassen und das ganze Leben, alle Schöpfungen des Volkes als seine Ausstrahlungen zu begreifen — eine Gabe, die mit der dichterischen Charakterisirung so wesentlich identisch ist, dass ich grade auf diesem Gebiete von dem Hrn Verf., der auch im Zweige des Romans sich einen ehrenwerthen Namen erworben hat, manches weiterführende Wort erwartet hätte. Ich bin überzeugt, dass wenn der Hr Verf. diesem Moment eine schärfere Betrachtung zugewendet hätte, wir seinem geistvollen Blicke vieles verdankt haben würden, was milder scharfe Augen nicht zu sehen und wohl nur ein Darsteller von solchem Geist in die passenden Worte zu kleiden vermocht hätte. Es führt mich dieser Mangel auch zu einer andern Seite des Werkes, wo ich einen ähnlichen zu erblicken glaube. Wenn ich weit entfernt bin, diese Mängel an dem Werke des mir befreundeten und von mir so hoch geachteten Vfs zu verbergen, sie vielmehr geflissentlich hervorhebe, so bitte ich den Hrn Verf. sowohl als den Leser darin nicht eine Sucht zu makeln erblicken zu wollen. Eben die hohe Bedeutung einer solchen Arbeit, und die grossen Geistesgaben des Hrn Vfs bestimmen mich, dasjenige offen auszusprechen, was ich grade von ihm behandelt zu sehen gewünscht hätte, oder noch behandelt zu sehen wünsche. Denn ich gebe mich der Hoffnung hin, dass dieser Versuch, welcher so sehr an der Zeit ist, nicht vorübergehen werde, ohne eine Aufmerksamkeit zu erregen, die ihm eine neue Ausgabe sichern und damit die Möglichkeit geben wird, die Seiten zu ergänzen, welche etwas lückenhafter geblieben sind, als sich von einem solchen Manne erwarten liess.

Ich kann nämlich nicht verbergen, dass ich in meinem Werke, welches Völkerkunde und Bildungsgeschichte verbindet, also seine Einheit in dem Heraushausen der allgemein menschlichen Bildung aus den besondern völkerlichen Bildungsphasen findet, gewünscht und auch erwartet habe, diese Verbindung beider Wissenszweige deutlicher hervortreten zu sehen. Der Hr Vf. hat auch dafür manches, insofern als er die Stämme der verschiedenen Völker zur Gesamtentwicklung sondert, ja er geht auch so weit, dass bei Individuen, welche im Bildungskreise ihres ihnen ursprünglich fremden Volkes wirken, ihre ursprünglich verschiedene Nationalität nicht anzugeben. Ich will — beiläufig gesagt — die letztere nicht tadeln, obgleich ich nicht umhin kann, zu bemerken, dass es die Aufmerksamkeit auf eine Besonderheit zieht, welche weit entfernt das Verhältniss des nationalen Elements der Bildungsgeschichte zu beleuchten, es ohne nähere Erklärung vielmehr verdunkelt, den Gesichtspunkt verschiebt und einer schiefen Auffassung desselben Thür und Thor öffnet. Individuen, welche die Zeit ihrer receptiven und schaffenden Entwicklung in einem bestimmt ausgeprägten Bildungskreise durchgemacht haben, gehen, vielleicht ausnahmslos, auf jeden Fall mit sehr wenigen Ausnahmen, in diesem Bildungskreise auf; der Charakter ihrer ursprünglichen Nation hat auf ihre Bildung sehr geringen, so gut wie gar keinen Einfluss mehr. Die grossen organischen Menschencomplexe müssen massenhaft vereinigt sein, wenn ein ihnen angehöriges Glied einen bedeutenderen Einfluss auf den Gang ihrer Entwicklung von ihnen empfangen soll. Ist sich ein bildungsfähiges, entwicklungsbedürftiges und sich wirklich geistig entwickelndes

Glied ab, tritt es in ein andres Volk über, nimmt es seine Sprache, diesen einzigsten und wahrhaften Körper eines Volksgeistes an, so gehören alle seine Entwicklungstriebe dem Verband an, dem es sich angeschlossen hat; nur, wenn es in engerem Verband mit seiner ursprünglichen Nation bleibt, kann der Einfluss des Bildungskreises, in welchem es lebt, gehemmt werden und eine mehr oder weniger zwitterhafte Bildung desselben veranlassen. Anders ist es mit denjenigen Individuen einer ursprünglich fremden Nationalität, denen Bildungsfähigkeit und Bildungstrieb mangelt, oder die schon ehe sie ihren Aufenthalt unter einer fremden Nationalität nahmen, im Wesentlichen ihre Bildung vollendet hatten. Diese werden im Allgemeinen auf der Stufe beharren, auf welcher sie standen, als sie ihren angeborenen Bildungskreis verliessen; ihr Verhältniss zu diesem und ihrer neuen Umgebung wird sich im Wesentlichen in dem Grad kundgeben, in welchem sie sich die Sprache ihrer Umgebung angeeignet haben. Bei den jetzt in Europa herrschenden Verhältnissen, welche alle Arten von Communicationen so sehr erleichtern, können sie jedoch auch mitten unter der fremden Nationalität ihre eigne weiter entwickeln, sich von der fremden ganz abschliessen, Deutsche in England, Engländer in Deutschland u. s. w. nicht bloss bleiben, sondern sich auch wesentlich im Geiste ihrer angeborenen Nationalität weiter entwickeln. Von Männern dagegen, wie z. B. Chamisso, ist die Angabe, dass sie einer fremden Nationalität angehörten, dass er ein geborner Franzose war, fast nur Sache der Curiosität; er ist so ganz und gar Deutscher, dass jeder Accent, welchen man auf seine fremde Abstammung legt, den zwar denkenden,

aber nicht richtig denkenden Leser über den Charakter nationaler Bildung irre machen kann. Hat ein aus der Fremde stammendes Individuum, welches ganz in den Bildungskreis der neuen Nationalität eingetreten ist, dennoch etwas fremdartiges, so mag dies zwar in der That seinen letzten Grund in der ursprünglich fremden Nationalität, in dem angeerbten Blut haben; allein zu der neuen Nationalität und deren Gewalt steht dies in keinem anderen Verhältnisse als besondre Familieneigenthümlichkeiten, welche in den ihr stammhaft angehörigen Individuen hervortreten und nicht selten in letzter Instanz ebenfalls auf ursprünglich verschiedner Nationalität, z. B. Einwanderung beruhen. So sind auch selbst in den aus einer fremden Nationalität unter den oben angegebenen Bedingungen in eine andre übergegangnen Individuen Züge, welche der Nation angehören, der sie entstammen, wesentlich nicht wie nationale, sondern wie Familienzüge anzusehen. Mag man jedoch hierüber streiten — wie ich denn keinesweges verkenne, dass das was ich in einzelnen Individuen dieser Art unter die Rubrik Familieneigenthümlichkeit bringen würde, mit Rücksicht auf seine Entstehung auch als nationale bezeichnet werden kann — so wird man doch auf jeden Fall darüber einig sein, dass in einer Bildungsgeschichte, welche gewissermassen die Volkskunde als Grundlage hat, die Charakteristik des Volksgeistes und der Art wie sich seine Bildung aus ihm erhebt eine hervorragende Stelle einzunehmen verdient. Und hier, will ich nicht in Abrede stellen, hätte ich von dem geistvollen Hrn Verf. mehr erwartet als in seinem Werke geschehn ist. So sehr die Völker sich in den allgemeinen Resultaten der Bildung nähern, so mäch-

tig treten sie doch auch auf diesem die Menschheit einigenden Gebiet wieder auseinander. Ja, je tiefer die Entwicklungen auf diesem Gebiete sind, desto mehr scheiden sie sich, und die Scheidung beruht auf dem immer gewaltiger, vollendeter sich in ihnen ausprägenden Volksgeist. So sehr sich z. B. in unsrer Zeit die drei auf dem Gebiete des Geistes thätigsten Völker, Franzosen, Engländer und Deutsche, in den allgemeinen Resultaten der Bildung einander nähern, so treten sie doch in den Principien, welche die Entwicklung derselben beherrschen, weit auseinander. Wird man auch gern zugeben müssen, dass jede allgemeine Charakterisirung *cum grano salis* zu nehmen ist, dass sie nicht alle Individuen unter sich begreift und dass eine Nation, wie sie Individuen umfasst, die sich in ihrem physischen Bau andern Nationen nähern, so auch solche, deren geistige Anlagen und Richtungen verbindende und in eine fremde Nationalität übergreifende Ringe bilden, so lässt sich doch nicht verkennen, dass — abgesehen von andern mehr auf nationeller Differenz begründeten Bildungskreisen, wie Sitte, Recht, Kunst — selbst in der Wissenschaft sowohl Anfang als Mitte und Ende völkerlich scharf auseinandergehn. Man kann, ohne zu viel zu sagen, behaupten, dass die Betreibung der Wissenschaft bloss um ihrer selbst willen im grossen Ganzen entschieden eine Eigenthümlichkeit der Deutschen ist, dass in England auch auf diesem Gebiet das Nützlichkeitsprincip wenigstens wesentlich vorherrscht, in Frankreich dagegen das Streben nach Genuss — natürlich einem geistigen — dem niemand, eben so wenig wie dem Nützlichkeitsprincip, eine schöne wenn gleich einseitige Berechtigung absprechen wird. Aus

dieser Differenz des wissenschaftlichen Triebes folgt sogleich eine sehr wesentliche Verschiedenheit in der wissenschaftlichen Richtung. Dem Deutschen genügt es den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit herausgestellt zu haben, der Engländer ist nicht eher befriedigt als bis er ihn brauchbar gemacht hat, der Franzose will ihn gefällig, geniessbar; will man es bildlich ausdrücken, so kann man sagen, der Deutsche holt das Metall aus den Schachten, der Engländer münzt es aus, der Franzose verarbeitet es zu Werken des Schmucks und der Zierrath. So scheidet sich denn auch nach diesen Principien die Darstellung. Der Deutsche lässt den Gegenstand sich selbst aussprechen, er wagt es nicht irgend einem seiner Elemente eine hervorragendere Stellung einzuräumen, als es durch sich selbst zu beanspruchen vermag, der Engländer hebt die Seiten besonders hervor, von welchen aus er ihm von besonderem Nutzen zu sein scheint, der Franzose die, durch welche er zu dem höchsten geistigen Genuss verarbeitet werden kann. Hier tritt der Deutsche in einen Gegensatz zu beiden Völkern, der wesentlich darauf beruht, dass die wissenschaftliche Entwicklung der Engländer — wie sie, dem Ursprung des englischen Volkes gemäss, zwischen deutschem und romanischem Geist in der Mitte ruht — bis jetzt mehr unter dem Einfluss des romanischen als des germanischen gestanden hat. Der deutsche Geist hat sich nie von dem Gedanken befreien wollen und wird sich — so lang er ein ächt deutscher bleibt — nie davon befreien, dass alle geistigen Entwicklungen auf einem dunkeln undurchdringlichen Hintergrunde ruhen, dass ein Streben, welches um Klarheit zu gewinnen, diesen dunkeln Hin-

tergrund verkennen oder gar aufopfern wollte, ein falsches, ein der Wahrheit — dem letzten Princip der Wissenschaft — gradezu widersprechendes sei. Diesen dunkeln Hintergrund übersieht er weder in Sachen noch Personen und charakterisirt bis in die untersten Volksschichten hinab — ein Zeichen, dass diese Anschauung den ganzen Volksgeist durchdringt — das Bedeutende seiner Art durch die auf den ersten Anblick sonderbare und, so viel mir bekannt, bei keinem Volke wiederkehrende Wendung »es ist etwas hinter ihm« oder »dahinter«; er erkennt damit die äussere Erscheinung als etwas zur Ergründung des Gegenstandes nicht genügendes, er spricht es aus, dass dessen eigentliches Princip in einem Hintergrunde ruht. Der Engländer und Franzose weiss bei seiner wissenschaftlichen Darstellung nichts von diesem dunkeln Hintergrunde, oder will nichts davon wissen. Er sucht den Gegenstand derselben ganz davon abzulösen, eine Gruppe gewissermassen zu bilden, um welche man von allen Seiten herumgehen kann, die er ins hellste Licht zu rücken vermag, der er durch Benutzung von farbigen Stoffen diejenige Farbe zu verleihen vermag, die ihm die angemessenste oder schönste zu sein scheint. Der Deutsche wagt ihn nicht von diesem Hintergrunde abzulösen. Wenn ihm seine Arbeit noch so sehr gelingt, wenn er die Theile seines Gegenstandes noch so lebendig hervortreten zu lassen vermag, es werden stets nur — wenn auch noch so erhaben gearbeitete und abgerundete — Reliefs daraus, die, wenn auch in einzelnen Theilen abgelöst, doch im Ganzen mit dem Hintergrund verbunden bleiben, auf dem sie ruhen. Er kann es nicht über sich gewinnen, sie von ihrer ursprünglichen Stelle in einen künstlich er-

hellten Saal zu rücken. Wer sie genauer betrachten will, muss ihn zu der Stelle begleiten, wo ihre Natur sie hingestellt hat, einer Stelle, die nicht selten durch den Hintergrund, der sie abschliesst, noch verdunkelt ist, die durch die mit Mühe geöffneten Zugänge vielleicht kaum ein mattes Licht empfängt. Sie von diesem Hintergrund gewaltsam loszureissen, von dieser ihrer naturgemässen Stelle zu entfernen, um sie in ein helleres Licht zu bringen, scheint ihm eine Entheiligung; solch Streben nach Klarheit eine Aufopferung der Wahrheit.

Doch so viel im Allgemeinen. Fügen wir nur noch eine Uebersicht des Inhalts hinzu, damit der Leser die Fülle des ihm in diesem Werk gebotenen zu übersehen vermöge.

Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erste die Volkskunde behandelt (S. 1—357), die zweite (S. 358 bis zu Ende) die geistige Volksthätigkeit oder Bildungsgeschichte in engerem Sinn. Der ersten Abtheilung ist eine sehr inhaltsreiche und werthvolle Einleitung vorausgeschickt »Die Völker nach ihrer Entstehung, Abgrenzung und Wechselbeziehung«. Dann wird das Volksthum in seinen Einzelheiten, z. B. nach Sprache, Volksnatur, Geschichte, Sitte, Religion, Rechtsbrauch und äusserer Volksthätigkeit besprochen. Daran schliesst sich die Bildungsgeschichte mit der verknüpfenden Nebenbezeichnung Geistige Volksthätigkeit. Die Rubriken, in welchen sie abgehandelt ist, sind Sprache und Schrift, Redekunst, Dichtkunst, Wissenschaften, Tonkunst und bildende Künste.

Alle diese Rubriken sind sehr reich, vielleicht in manchen Beziehungen zu reich ausgestattet, insbesondere scheint mir eine zu grosse Fülle von Namen aufgenommen zu sein. Ich

glaube, dass der Hr Verf. hier mehr hätte sich-
ten sollen. Sonderbarer Weise fehlt (S. 587)
unter den Mathematikern der allergrösste, Gauss.

Wir scheiden von dem Buche dankbar für
viele genussreiche Stunden, und wünschen, dass
der Herr Verf. bald Gelegenheit erhalten möge,
dasselbe von neuem umzuarbeiten und dem er-
strebten Ziele immer mehr entgegenzuführen.
Wenn gleich es auch schon in dieser Gestalt
sehr nutzbringend wirken wird, ist es doch so
angelegt, dass jede neue Bearbeitung seinen
Werth sicherlich erhöhen wird.

Th. Benfey.

Beiträge zum Preussischen Kirchenrechte von
Aemilius Ludwig Richter. Aus dessen
Nachlass herausgegeben von Dr. Paul Hin-
schius, Professor der Rechte zu Halle. Ver-
lag von Bernhard Tauchnitz. Leipzig 1865. VI
u. 81 S. in Octav.

Diese wenigen Blätter, die jetzt der Pietät
eines der Schüler des Verewigten die Heraus-
gabe verdanken, bilden den literarischen Nach-
lass eines Mannes, der, wie kein Anderer wäh-
rend des letzten Vierteljahrhunderts die Wissen-
schaft des Kirchenrechts als Lehrer und Schrift-
steller gefördert hat. Von dem Geiste und der
Methode der historischen Juristenschule durch-
drungen, namentlich den Impulsen folgend, die
Karl Friedrich Eichhorn für die Bearbei-
tung dieser Wissenschaft gegeben hatte, zu-
gleich von einer tiefen Ueberzeugung von der

Bedeutung der protestantischen Kirche für unser nationales Gesamtleben erfüllt, seine theoretischen Arbeiten durch reiche praktische Erfahrungen fördernd, die ihm in den verschiedensten amtlichen Stellungen wurden, endlich seine ganze geistige Kraft auf die Behandlung dieser einen Disciplin beschränkend, so ist es ihm zu Theil geworden, die erste Stelle unter den Bearbeitern des Kirchenrechts einzunehmen, und durch Entdeckung und Bearbeitung von Quellen, durch Einzelforschungen und zusammenfassende Darstellung seinen Namen für immer mit der von ihm bearbeiteten Wissenschaft zu verbinden.

Es war bekannt, dass Richter bald nach Vollendung der fünften Auflage seines Lehrbuchs, welches seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt wurde, einer neuen grossen Arbeit sich zugewandt hatte, welche die Darstellung des Rechts der evangelischen Kirche Preussens umfassen sollte. Man musste um so mehr dem Erscheinen eines solchen Werks mit grossen Erwartungen entgegensehn, als es sich einerseits um eine Landeskirche handelte, die eine vorzugsweise reiche kirchenrechtliche Entwicklung aufzuweisen hat, auf deren Zustände auch schon in den Systemen des gemeinen protestantischen Kirchenrechts vorzugsweise verwiesen werden muss, und als andererseits eine solche Beschränkung auf einen ganz bestimmt begrenzten, abgeschlossenen Rechtskreis, eine tiefere Durchdringung des gegebenen positiven Materials herbeiführen musste, als bei den gemeinrechtlichen Darstellungen, die an einer gewissen Unbestimmtheit fast mit Nothwendigkeit leiden.

Es sollte Richter nicht bestimmt sein, dieses

Werk zu vollenden, ja die wiederholten körperlichen Leiden der letzten Jahre, namentlich länger andauerndes Augenübel haben es geschuldet, dass trotz der grossen Vorliebe trotz des regen Eifers, den der Verstorbene gerade für die Förderung dieses wissenschaftlichen Unternehmens hegte, nur ein verhältnissmässig sehr kleiner Theil zum Abschluss gebracht und dass an die vollendeten Stücke nicht letzte Hand gelegt werden konnte. Inde wird man gewiss mit dem Herrn Herausgeber darin übereinstimmen, dass den vielen Freunden des Verstorbenen diese Arbeiten, gerade sie die letzten, mit grosser Liebe von ihm übernommenen waren, schon aus persönlichem Interesse eine willkommene Gabe sind, dass aber diese Fragmente auch insofern eine Bedeutung haben, als sich aus ihnen die Stellung Richters zu manchen noch heute wichtigen Fragen klarer als aus seinen andern Schriften nehmen lässt, und dass schliesslich auch im Interesse der Kirchenrechtswissenschaft eine Veröffentlichung geboten war.

Ich will mich lediglich darauf beschränken den Inhalt der vier verschiedenen Abhandlungen, welche hier mitgetheilt sind, anzugeben. Die erste handelt von den Rechtsquellen preussischen Kirchenrechts; und zwar zunächst von den allgemeinen Grundlagen der Rechtspflege in der evangelischen Kirche, namentlich von der Bedeutung der Bibel und der Bekenntnisse; es folgt dann eine Aufzählung und Beschreibung der in den östlichen und in westlichen Provinzen der Monarchie in Betracht kommenden Kirchenordnungen, sowie ein Hinweis auf die an die Kirchenordnungen anlehnen-

Rechtsentwicklung; sodann eine kurze Erörterung über die Bedeutung des *corpus juris canonici* und des gemeinen Kirchenrechts; endlich eine ziemlich ausführliche Darstellung der kirchenrechtlichen Bedeutung des allgemeinen Landrechts, namentlich auch des Verhältnisses desselben zu den Provinzialrechten und zum Gewohnheitsrecht. Die zweite Abhandlung hat die confessionellen Verhältnisse und die Union zum Gegenstande; sie ist wesentlich geschichtlich gehalten, fasst jedoch die Resultate der Entwicklung in elf Sätzen zusammen, die den Charakter der bestehenden Union angeben. Die dritte Abhandlung giebt eine Uebersicht über die Entwicklung der Kirchenverfassung in Preussen; dieselbe zerfällt für die sechs östlichen Provinzen in drei Perioden, bis zum siebzehnten Jahrhundert, bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, vom Anfange dieses Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Bei den Grundzügen der Gemeindeordnung für die östl. Provinzen v. J. 1850 angelangt, bricht das Manuscript mitten im Satze ab; die Entwicklung der Kirchenverfassung in den westlichen Provinzen ist vollständig. Endlich die vierte Abhandlung bezieht sich auf die kirchlichen Behörden, die Superintendenten, Generalsuperintendenten, die Consistorien, die Provinzialregierungen, den Evangelischen Oberkirchenrath und das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Erwähnen wollen wir nur noch, dass mehrfach Mittheilungen aus ungedruckten Actenstücken gemacht werden.

Was die Thätigkeit des Herrn Herausgebers betrifft, so rührt die Anordnung des Stoffs von ihm selbst her, da die einzelnen Bogen des Manuscripts und die dazu gehörigen, die Anmer-

kungen enthaltenden Blätter sich bunt d einander gewürfelt, ohne jede Numerirung Nachlasse vorfanden. Ebenso hat derselbe Ueberschriften zu den einzelnen Abschnitten, che durchgängig fehlten, ergänzt. In der l stellung dagegen ist nichts geändert und ni hinzugesetzt, »es galt hier den noch in letzten Tagen seines Lebens von dem Vere ten geäusserten Wunsch zu ehren, dass A was man aus seinem Nachlasse publiciren wü intact bleiben solle.« Nur die nothwendig Quellenangaben und literarischen Nachweisur sind hinzugefügt und solche Zusätze äusser kenntlich gemacht.

Ernst Meier.

Choix de pièces inédites relatives au rè de Charles VI. Publiées pour la société de stoire de France par L. Douët d'Arcq. me II. Paris, chez Jules Renouard. 1864. S. in Octav.

Referent hat bereits bei der Anzeige des sten Theils des oben genannten Werks *) merkt, dass derselbe sich fast ausschliess über die politischen Verhältnisse während Regierung Karls VI. verbreite, der zweite da gen der Beleuchtung der inneren Zustände gehören werde. Die bei jener Gelegenheit l gewordene Klage, dass der reichhaltige Stoff

*) Jahrgang 1864, S. 1618.

Sichtung und die Vertheilung desselben der Ordnung entbehre, darf nur in erstgenannter Beziehung bei dem vorliegenden Theile wiederholt werden, während eben hier der Mangel sprachlicher Erläuterungen um so empfindlicher hervortritt, als die Mittheilungen den verschiedensten Landschaften Frankreichs angehören und sonach alle Dialecte in ihm vertreten sind. Hieran möge die nahe liegende Bemerkung sich knüpfen, dass das gebotene Material, weil gerichtlichen Acten entnommen, immer nur die eine Seite des bürgerlichen Lebens beleuchtet, so dass, wenn man auf Grund derselben ein Gesamtbild französischer Zustände für jene Zeit entwerfen wollte, dieses einen Abgrund der Verworfenheit zeigen würde, der kaum eine Aussicht auf sittliche Entwicklung zuliesse.

Um den Werth der 150 unter bestimmte Rubriken gebrachten Pièces zu bezeichnen, welche dieser zweite Band enthält, wird eine kurze, übersichtliche Inhaltsangabe genügen.

Die erste Abtheilung bezieht sich auf den Clerus und enthüllt, neben zahlreichen Belegen von der Zuchtlosigkeit und Verwilderung der Priesterschaft, den unter geistlichen Corporationen vorwaltenden Hader. Entführungen von Ordensschwestern gehören so wenig zu den Seltenheiten, wie Klosterbrüder, die sich an ihren Abt vergreifen. Blutige Raufereien der Schüler der Universität Orléans beruhen meist auf der scharfen Sonderung in Landsmannschaften, oder der vermeintlichen Beeinträchtigung hergebrachter Vorrechte.

Dann folgt die Noblesse und wenn wir hier wiederholt der Erlaubniss zur Befestigung adliger Höfe begegnen, so wird die Annahme, dass

eben so oft auch ohne Einwilligung des besten Lehenherrn die curia in ein castrum missimum verwandelt wurde, keine gewöhnliche sein. An Absagebriefen von Rittern und Knechten an Städte ist kein Mangel; Fehden gegen Städte vorzugsweise die Veranlassung zum Einschreiten des Königs ab; die Beweise für eine massenhafte Erbitterung, die im Landvolke gegen den Feudalherrn herrschte, häufen sich. Gnadenacte wegen Verbrechen übten Todschlags, wegen Friedbruchs, Räubereien oder Entführung adliger Frauen.

Die dritte Rubrik, »Guerre« überschrieben, führt das Söldnerwesen jener Zeit an uns heran, jene Banden zuchtloser Armagnacken, wenn der Staat sie nicht verwandte, die den Krieg auf eigene Hand sich nährten; vor ihnen flüchteten sich die Landbewohner in die Wälder, gaben ihre Hütten preis, bargen sich in Schluchten und Höhlen, oder nahmen blutige Rache an zusammengelaufenen Rotten von Landsknechten, die ihre Dörfer geplündert, ihre Frauen geschändet hatten. - Dafür fanden sie mitunter die Unterstützung königlicher Soldknechte. Sie zogen gegen Spione und Ueberläufer. Die folgenden Abschnitte »Paysans« und »Craux et métiers«, anbelangend, so giebt der Verfasser manche interessante Belege für die Zustände der Unfreiheit und der zahlreichen Abstufungen derselben, welche sich auch in Frankreich ausstellen, während die Mittheilungen über die Verhältnisse der Handwerker und städtischen Zunftgenossen überaus karg ausfallen.

Der an Reichhaltigkeit bei weitem überlappende Abschnitt führt die Ueberschrift »Crimes et délits«. Es sind zum grösseren Theile Verurtheilungen vom Spruche des Prévôt entworfen.

an die höhere Instanz (das Parlament) oder unmittelbar an den König, und es ergibt sich aus ihnen, dass die Angeschuldeten gewöhnlich Monate lang in Haft lebten, bevor sie zum Verhör gezogen wurden und dass die Folter fast überall behufs Beschleunigung des Geständnisses Anwendung fand. Bei geringfügigen Vergehen wurde der richterliche Spruch häufig wegen bereits erlittener schwerer Tortur durch einen königlichen Gnadenact für aufgehoben erklärt. Meutereien in Städten und die durch unerträglichen Steuerdruck hervorgerufenen Aufstände auf dem flachen Lande unterlagen der härtesten Züchtigung, während ein im Affect begangener Todschatz selten schärfer als mit halbjähriger Haft bei Wasser und Brod bestraft wurde. Fluchreden, Gotteslästerungen werden nach Umständen mit auferlegter Betfahrt oder dem Darbringen von Altarkerzen gesühnt; ist ein Selbstmord unter mildernden Umständen erfolgt, so erlässt der König wohl die herkömmliche Einziehung des Vermögens. Die Ermordung eines Mannes, welcher Gewalt an Frauen geübt hat, namentlich des auf frischer That erappten Ehebrechers durch den betreffenden Ehemann, giebt jedesmal Gelegenheit zur Verkündigung königlicher Gnade. Ein Finanzbeamter, der des Unterschleifs oder der Fälschung von Rechnungen überführt ist, wird, wenn er bis dahin einen unbescholtenen Wandel geführt hat und überdies im Stande ist, den Schaden zu ersetzen, der Strafe entzogen, zuweilen mit dem Zusatze, dass sein guter Name durch das Geschehene nicht geschmälert sein solle. An Falschmünzern wird durchschnittlich das Urtheil »d'estre bouilly« vollzo-

gen; doch begegnen wir hier auch dem König, dass der König das Todesurtheil eines Schmieds, der in Folge der Kriegslasten ruhmlos und nach seiner sämmtlichen Habe durch Pfändung oder auf dem Wege der Zwangsversteigerung verlustig gegangen war und, um das arme Leben von Frau und Kindern zu fristen, einige Groschen geprägt hatte, in mehrmaligen Kerker bei Wasser und Brod verurtheilt. Ein Wildschütz, der im Walde der Königin gejagt und sich verbindlich gemacht hatte, einem Händler 100 Kaninchen (*connins*) für 100 Livres zu beschaffen, wird von der Königin »parqu'elle ne vouloit sa personne estre perdue, griefment traictiée ou malmenée« zu einer Gefängnisbusse begnadet, welche den Predigermönchen von Tours zufließen soll.

Nächst Raub und Diebstahl — wegen häufiger Entwendungen, zu denen die höchste Noth getrieben hat, wird die Strafe gern erlassen — nimmt die Aufzählung von an Frauen begangenen Schandthaten, Unzucht der Waffenträger an heiliger Stätte, unnatürlicher Wollust, Liebestränken, welche von Juden verkauft etc., den meisten Raum ein.

Den Schluss bilden »Comptes et inventaires« zwei in den Jahren 1418 und 1420 aufgenommenen, über 120 Seiten sich verbreitenden Verzeichnisse der *joyaux de la couronne*, welche in verschiedenen königlichen Schlössern verwahrt wurden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

8. Februar 1865.

Daniel the Prophet. Nine lectures delivered in the divinity school of the University of Oxford, with copious notes. By the Rev. E. B. Pusey, D. D. Regius professor of Hebrew, and Canon of Christ Church. John Henry and James Parker, Oxford etc. 1864. XL u. 628 S. in Octav.

Wie es sich mit den neun Oxforder Vorlesungen verhalte welche den ganzen Inhalt dieses sehr eng gedruckten und ungemein vielerlei enthaltenden grossen Buches gebildet haben sollen, kann den Lesern desselben ziemlich gleichgültig sein. Von dem lebendigen Hauche welcher freie Vorträge zu tragen pflegt, findet man in ihm nichts: es gibt fast durchaus nur die gelehrte Büchersprache wieder, nur dass die fortlaufende Rede von einer Menge von Anmerkungen und einigen Anhängen unterbrochen ist. Sein Verfasser selbst ist auch in Deutschland bekannt genug: und wir beurtheilten erst neulich in dem Jahrgange 1862 S. 323 ff. 1681 ff. sein ähnlich ungemein gross angelegtes Werk

über die Kleinen Propheten. Ob jenes V vollendet sei wissen wir zur Stunde nicht: gegenwärtige aber über das B. Daniel wel nicht einmal eine fortlaufende Erklärung selben sondern nur das was man jetzt eine leitung in das Buch nennt zu geben besti ist, schliesst wohl das ausführlichste aber von dem Gegenstande abschweifendste in was jemals über diesen geschrieben ist.

Nun weiss jeder Sachkenner, dass es dem B. Daniel innerhalb der Entwicklung neueren Wissenschaft ebenso gegangen ist mit allen andern Büchern der Bibel. Sol diese Wissenschaft ihre Kräfte selbständiger suchte, wurden eine Menge theils halb richt theils auch ganz verkehrter ja leichtsinn und unwürdiger neuer Ansichten über es au stellt; und das lag bei ihm um so näher einzelne Stücke von ihm besonders wegen ganz eigenthümlichen Kunst der Darstellung che in ihm herrscht für unsre späten Ze sehr schwer verständlich geworden waren. lein die bessere Wissenschaft liess sich u uns dadurch nicht abschrecken ihre Bahn verfolgen: so ist das Verständniss des Bu nach allen Seiten hin schon bis heute im sicherer geworden, und auch hier hat sich währt dass der ächte Werth eines Biblisc Buches durch sein allseitiges richtiges Verstän niss nur gewinnt. Es ist erkannt dass Buch von dem alten weisen Daniel weder geschrieben ist noch im groben unkünstlerisc Sinne geschrieben sein will, dennoch aber wohl in sich selbst als für die Entwicklung wahren Religion in einer ihrer gefahrvollsten ten vom höchsten Werthe bleibt. Dieses Er niss hat sich unter uns längst fest genug g

det, und vergeblich wird man künftig an ihm noch viel rütteln können. Allein wie der bejahrte Oxforder D. Pusey nun fast sein ganzes Leben mit dem Anklagen und Verdächtigen auch der besseren Deutschen Wissenschaft hingebracht hat, so ist er auch gegen jenes Ergebniss unserer wissenschaftlichen Bemühungen um das B. Daniel aufs heftigste erzürnt; und sichtbar genug ist dieser sein Zorn in der jüngsten Zeit um so glühender entbrannt je mehr er nun auch dichte um sich in England und am meisten in der Englischen Staatskirche selbst ja auf der Universität Oxford die ihm verhassten Ansichten emporkommen sieht. Er veröffentlicht also nun dies grosse Buch um die zu widerlegen welche er für seine Gegner hält: und wohl könnte man die ungemeine Mühe und Arbeit bewundern welche er sich deshalb gibt, wenn nur sein Werk selbst wie er es hier nicht ohne Anmassungen aller Art veröffentlicht aus einem lautern Geiste geflossen wäre und wirklich das bewiese was es mit einem so ungeheuern Wortaufwande beweisen will.

Allein schon der eben erwähnte heftige Zorn auf die Deutsche Wissenschaft und deren Ausbreitung von welchem der Verf. sich durch das ganze Werk hindurch leiten lässt, muss gegen ihn zeugen. Was haben doch solche Feindschaften und bittere Stimmungen welche, sobald sie laut werden wollen, nur zu leicht auch in Ueberhebungen und Anmassungen schlimmer Art überfliessen, mit der Wissenschaft in ihrer Ruhe und mit der Sammlung zu thun deren sie um ihre schweren Aufgaben glücklich zu lösen bedarf? und wie regen sie sich gerade bei der Bibel doppelt unheilvoll! Der Verf. nennt alles was er hier bestreiten will beständig nur Un-

glauben und Längnung des Christenthumes er weiss die Deutsche Wissenschaft nur als »die Schule der Revolution« zu bezeichnen. Da es sich nun näher um das B. Daniel handelt, so liegt ihm auch der Name »die Schule des Porphyrios« stets zur Hand, als wären solche Christenfeinde wie der bekannte Porphyrios. Umsonst ist für ihn in diesen Gel. Anz. 1859 S. 270 f. darauf aufmerksam gemacht worden, dass bereits vor diesem Philosophen des untergegangenen Heidenthumes der berühmte Kirchenvater Hippolytos im B. Daniel Anspielungen auf die Geschichte der Ptolemäer und Seleukiden fand. Er hat diese Stelle in den Gel. Anz. geleugnet und hält dennoch die durchaus grundlose Ansicht fest unsre heutige christliche Wissenschaft sei erst durch den Heiden Porphyrios ins Leben gerufen und wolle nichts anderes als was die Christenfeinde wollten. In dieser tödlichen Verachtung aller unserer auch der gewissenhaftesten und christlichsten Wissenschaft ist er einmal alt geworden, als ob die Vorurtheile der Jugend sich durch ihr Erstarren und Verstocken im Alter bessern könnten. Aber wenn er sich zum voraus so starr und steif gegen die genauere Untersuchung sich ergebenden Kenntnisse eingenommen ist, so wundern wir uns über sein Verfahren im Einzelnen nicht. Er wählt sich am liebsten nur die von der neueren Wissenschaft unserer Tage längst verworfenen Schriftsteller um diese weitläufig zu zerlegen: und wirklich ist bloss dadurch sein Werk so ungeheuer angeschwollen; die Ansichten der tieferen Forscher berücksichtigt er wenig, sucht sie nicht einmal vollständig zu verstehen und bekümmert sich nicht darum sie genügend zu begreifen und richtig darzustellen. Ein

liebtes Mittel die welche er für seine Gegner hält zu widerlegen ist ihm nur den wirklichen oder scheinbaren Widerstreit zwischen ihnen spot- tend hervorzuheben, während ihm das Wichtige worin sie übereinstimmen für nichts gilt. Aber anstatt in ihre Ansichten näher einzugehen, verdammt er sie sämmtlich zum voraus als rein nur aus »Unglauben« und anderen solchen Antrieben geflossen. Wie zur gerechten Strafe dafür bleibt ihm denn auch fast alles und jedes irgend Schwierige worüber er richten will selbst ganz fremd und unverständlich dastehen; und sieht man auf die Frucht dieser ungeheuer langen Arbeit, so ist sie für unser Verständniss des Buches wo es etwas dunkeler ist sehr unfruchtbar. Hat er doch nach S. 214 den Grundsatz für die Männer des »Glaubens« komme es überhaupt in der Bibel nicht auf den einzelnen Sinn der Worte und Stellen in ihr an, und es sei ganz gleichgültig ob sie im Verständnisse derselben übereinstimmten oder nicht: das sagt und danach handelt der heutige Regius professor des Hebräischen in Oxford! Man könnte also diese wie alle seine Schriften über die Bibel völlig unbeachtet vorübergehen lassen, da ihm gerade seinen Grundsätzen zufolge ein genaueres Verständniss und demnach auch eine erspriessliche Anwendung der H. Schrift doch nicht am Herzen liegt und seiner Seele tiefstes Bestreben ganz anderswohin geht. Nur weil dieses Riesenbuch welches ganz abgesehen von seiner schillernden Sprache schon durch seinen gewaltigen Leib die Augen der Unerfahrenen blenden könnte, von der einen Seite dem Verf. durch unsre eigne Wissenschaft wie abgenöthigt ist, von der andern als ein letzter Versuch seiner Art gelten kann, scheint es uns nützlich

seine Ansichten und sein Verfahren unsern
 sern etwas näher vorzulegen. Wir halten
 dabei an das Wesentliche und noch heute
 ganz Unwichtige, so dass wir hoffen kö-
 auch für die Wissenschaft selbst hier ein
 Nützliche zu bemerken.

Man muss jedoch beim Ueberblicke kurz-
 gen der Verf. habe weder den Kern noch
 Aeussere und die Geschichte des B. Daniel
 griffen. Um jenes zu beweisen gehen wir
 sogleich von dem tiefsten und am schwer-
 lösbaren Räthsel des Buches aus, der We-
 gung über die Siebenzig Wochen c. 9. D
 Stück ist wirklich Weissagung, und Dr. P
 geht das grösste Unrecht wenn er unsrer
 senschaft bald offen bald versteckt vorwirft
 wolle weder in diesem noch in den andern
 cken des Buches ächte Weissagung anerken-
 Vielmehr wirft sie, um nicht alles zu verw-
 und den ächten Sinn des Verfassers des Da-
 buches nicht zu verfehlen, nur die Frage
 wo die wirkliche Weissagung d. i. die von
 wirklichen Zeit des Verfassers ausgehende
 ginne und was sie enthalte. Bei Pusey ver-
 es sich nach seinen um solche genauere Fr-
 gänzlich unbekümmerten Voraussetzungen
 selbst dass er in den Zahlenbestimmungen
 ses Stückes 9, 24—27 den geschichtlichen
 stus sogar nach dem Jahre seiner Erschei-
 geweissagt finden will, obgleich ihn zu sol-
 Voraussetzung nicht einmal irgend eine S
 des NTs befugt, da die Anspielungen des
 auf einzelne Bilder des B. Daniel so allge-
 und so frei sind dass niemand daraus eine
 fugniss oder gar eine Verpflichtung das
 der geschichtlichen Erscheinung Christus' in
 geweissagt zu finden ableiten kann und ehe-

gerade Gegentheil davon aus dem NT. sich beweisen lässt; denn wenn die letzten viertelhalb Jahre von den siebenzig Jahrwochen in der Apokalypse und sonst in ihm noch als Zukunft betrachtet werden, so können die Zahlen im B. Daniel schon deswegen gar nicht auf die geschichtliche Erscheinung Christus' bezogen werden, was gerade der gläubigste Christ am bestimmtesten einsehen sollte. Allein Dr. P. ist gegen alle solche Wahrheiten unempfindlich: weil er aber zugeben muss dass 7 mal 70 oder 490 Jahre von etwa 600 oder von 586 n. Ch. an gerechnet zu den Jahren der Erscheinung Christus' nicht stimmen, so kehrt er zu der Auskunft einiger früheren Ausleger zurück man müsse bei den Worten Dan. 9, 25 nicht an das Jahr 586 n. Ch. welches doch der Prophet mit Jeremja selbst als seiner Quelle klar genug meinte, sondern an das Jahr der Rückkehr Ezra's aus dem Osten 459 v. Ch. denken. Da dieses aber den Worten des Danielbuches schnurstracks zuwiderläuft, so ist nicht nöthig die übrigen Irrthümer nach welchen dieser neueste Gelehrte das Verständniss seiner Worte sich willkürlich aufbaut weiter zu widerlegen. Die richtige Ansicht über die ganze Stelle ist jetzt nicht mehr zweifelhaft; und was er gegen diese nur durch jenen Grundirrtum wie gezwungen vorbringt, hat keine Bedeutung. Allerdings sind die Worte 9, 24—27 sehr schwer: hat man sich aber einmal durch gute Gründe überzeugt dass der prophetische Verfasser einer genauen Zeitrechnung für die von ihm genau unterschiedenen drei Zeiträume der zu seiner Zeit schon wirklichen Vergangenheit folgt, so erkennt man sicher genug dass die Berechnung dieser Zeiträume wie sie hier mit genug klaren Worten vorgezeichnet ist vollkommen zutrifft.

sobald man annimmt dass in dem jetzigen Gefüge entweder hinter שבוֹעַ אַחֵר und vor הַשְּׁבוּעַ v. 27 oder vielmehr hinter v. 28 ein paar Worte wie שְׁבַעִים נִקְצָר לַשָּׁבָע »doch um 70 Jahrwochen ist es des Sabbats wegen verkürzt« oder bloss מִיָּזֶן לַשָּׁבָע ausgefallen sind. Die leichte Möglichkeit des Ausfallens gerade dieser Worte ergibt sich aus den Buchstaben. Nur so lange man nicht konnte der prophetische Zeitberechner und der Danielbuches habe sich mit unbestimmteren Zahlen begnügt, war bei der Erklärung dieser Worte ein etwas freierer Spielraum gegeben. Das Beispiel des B. Henókh und der übrigen verwandten Bücher zeigt aber wie genau solche künstliche Rechnungen sein können; und das genaue Zutreffen kann doch den Reiz solcher Räthselberechnungen schaffen und ihre Lösung sichern.

Indessen ist dieser tiefste Kern dem Daniel vorzüglich nur deshalb eingefügt um den ersten Leser auch über die Zeit von welcher seine reine Weissagung gelten solle nicht irgend einem Zweifel zu lassen. Dem letzten Zweck nach kommen alle seine übrigen vier Weissagungsstücke c. 2. 7. 8. 10 — 12 denselben Inhalt zurück: und die Kunst in denselben ist nur die dass auch abgesehen von der Zeitrechnung die Zeitumstände in welche sie eintreffen sollte stufenweise immer bestimmter und wenigstens für den aufmerksamen Leser greifbarer angedeutet werden. Also werden auch die vier heidnischen Weltreiche welche nach dem Danielbuche seit der Zerstörung des alten Reiches Israel's die Weltherrschaft einer Reihe folgend behaupten c. 2 u. 7 in noch genauer bezeichnet: aber dass es sich hier üb-

vorzüglich nur um das griechische Weltreich Alexanders und seiner Nachfolger handle, zeigt sich schon vom zweiten Stücke c. 7 an stufenweise immer deutlicher; und alle die drei letzten Stücke schliessen die Andeutung der wirklichen Vergangenheit und Gegenwart mit dem hell genug durchleuchtenden Bilde des damals noch lebenden hier nur dem Namen nach nicht zu bezeichnenden Antiochos Epiphanes. Beginnt nun die wirkliche Zukunft des Danielbuches nach der klaren Zeichnung aller seiner vier Weissungsstücke mit den letzten Jahren dieses damals noch mächtig herrschenden Königs, und stimmt damit auch die in ihm so wie die Zeit und die Kunst es erlaubte deutlich genug ausgedrückte Zeitrechnung überein, so ist schon damit der Beweis über das nothwendig anzunehmende Zeitalter dieses Buches gegeben. Dr. P. aber muss sich diesem Beweise gegenüber rein abweisend und läugnend verhalten: dies ist zwar nur so möglich dass man den einfachen sichern Sinn des Buches umkehrt; allein wir begreifen wie er auch dazu bereit sein kann. Er meint nämlich das vierte der Weltreiche Daniel's müsse das Römische sein, welches man sich dann weiter noch heute fortdauernd zu denken liebt: und anscheinend hat er darin wenigstens für das wirkliche alte Römische Reich ein Recht. Denn nachdem die Römer über hundert Jahre nach dem um 168 v. Ch. verfassten Danielbuche als Oberherren der Judäer an die Stelle der Griechischen Herrschaft getreten waren und bald sich unter ihnen gründlich verfestigt gemacht hatten, ist es nicht auffallend dass man Worte des Danielbuches welche es ihrem allgemeinen Sinne nach leicht zuliessen auf sie bezog; und war das von dem Buche ge-

weissagte Messianische Alter noch nicht ers
 nen, so musste es eben mit allen seinen Zei
 und Merkmalen ferner erwartet werden.
 war eine ganz einfache und unwillkürliche
 wendung von einzelnen abgerissenen Worten
 nun schon heilig gewordenen Buches: nie
 dem fiel es aber dabei ein eine genaue wi
 schaftliche Erklärung des ganzen Inhaltes
 Buches nach dieser in der drängenden Ge
 wart sich unwillkürlich darbietenden blossen
 wendung einzelner Worte von ihm geben
 wollen. Setzt dagegen jetzt Dr. P. voraus
 müsse nach dieser damals hie und da einrei
 den Anwendung einzelner Worte des Buche
 les in ihm erklären und den ursprünglichen
 seines Verfassers danach bestimmen, so gel
 damit weit über alles hinaus was das Röm
 Zeitalter selbst mit Einschluss des NTs w
 thut durch die Ausführung seines willkürli
 Unternehmens dem Sinne und Geiste des
 fassers des Buches und diesem selbst ein
 recht an welches bei einem Gelehrten
 grösser sein kann, und vermag folgerichtig
 nur allerlei völlig grundlose und untreffende
 sichten über den wirklichen Inhalt des B
 aufzustellen. Ja die Verkehrtheit seines Ve
 rens muss sich hier fast auf den ganzen I
 des Buches ausdehnen, weil er sein schlage
 Herz verkennt und wegen seiner eignen g
 gen Entfremdung von ihm es in seinem i
 den heiligen Eifer lieber zerstören möchte.
 zerstört so z. B. den ganzen Sinn eines gro
 Haupttheiles des Buches und zugleich seine
 lage und Kunst indem er, um das Röm
 Reich in dem vierten Daniel's zu finden,
 zugibt dass die Schilderung in dem Stücke
 nicht bis zum Römischen Reiche herabre

wohl aber in den übrigen; dass Antiochos Epiphanes zwar 8, 23—25 gemeint sei, nicht aber in den ganz entsprechenden Stellen. Ueber die so ausführlichen und (hätte der prophetische Verfasser nicht der Kunst zufolge die verdeckte Schilderung der Vergangenheit wählen müssen) fast ganz geschichtlich gehaltenen Gemälde der Ptolemäer und Seleukiden c. 11 redet Dr. P. in seinem so überaus langen Buche fast gar nicht, als ob er der wirklichen Geschichte wie sie zur Zeit der Abfassung des Buches war ins Angesicht zu sehen eine Scheu hätte: wohl aber behauptet er diese Schilderung springe am Ende plötzlich auf den Antichrist noch unsrer eignen Zeit über, weil der Gewalthaber hier wie c. 7. 9 noch ganz anders übermüthig geschildert werde als Ant. Epiphanes 8, 23—25. Aber »der Fürst der Fürsten« dem dieser nach 8, 25 widersteht, ist ja selbst Gott: und niemand kann läugnen dass schon danach der 8, 23—25 beschriebene Antichrist (wenn man ihn so nennen will) derselbe ist welcher sonst im Danielbuche gezeichnet wird. Doch es wäre unnütz alle die grundlosen Ansichten Pusey's zu widerlegen welche den Sinn und Zweck des Buches selbst betreffen. Sie sind am untreffendsten gerade da wo er (wie in dem eben angegebenen Falle) etwas Neues von sich selbst aus aufstellen will.

Beachten wir nur weiter wie er auch das Aeußere des Danielbuches beurtheilt und richtet! Wer die erste Hälfte dieses Buches c. 1—6 (man zertheilt es jedoch am richtigsten in drei Theile, c. 1 f., c. 3—6 u. c. 7—12) unbefangen in sich aufnimmt, wird nicht entfernt daran denken diese Stücke unmittelbar von Daniel's eigner Aufzeichnung abzuleiten: so völlig wie über einen Mann des Alterthumes wird über

ihn sogar unter grossen Lobeserhebungen a
 Art in einfacher Erzählung geredet. Erst
 den Worten 7, 2 an geht die Darstellung
 einem leichten Anlasse in die lebendigere Erz
 lung vermittelt des *Ich* über: wer aber die
 genthümliche Art von Schriften kennt in d
 Reihe sich dieses Buch seiner Kunst und
 nem Zwecke ebenso wie seinem Zeitalter r
 stellt, der begreift um so leichter dass di
 Wechsel eben nur zu der schriftstellerisc
 Farbe und Kunst aller solcher Schriften geb
 Ja schon weil das Buch trotz einiger kle
 Unebenheiten in der Erzählung (wie 1, 21.
 1) unstreitig von demselben Verfasser ist, k
 seine zweite Hälfte nur so wie die erste auf
 Namen Daniel's zurückgehen; und sein wi
 cher Verfasser hat bei seinem Entwerfen si
 nicht gemeint dass solche wohlgesinnte L
 wie er sie sich wünschte die Kunst seines V
 kes so schwer missverstehen und es im gro
 Sinne unmittelbar von Daniel's Hand able
 würden. Es gibt schriftstellerische Sitten
 Künste welche aus den besondern Bedürfni
 gewisser Zeiten sich hervorbilden: wir ha
 aber jetzt das Hebräische Schriftthum in a
 seinen Ausbildungen und Wandelungen genu
 cher wiedererkannt um einzusehen sowohl
 wie hohe herrliche Kunst in ihm herrschte
 wie sehr diese nach den Zeiten wechselte.
 soll man also sagen wenn Dr. P. dies alles
 gleich man es heute unschwer erkennen k
 gänzlich verkennt und missachtet? Dass Da
 mit so grossen fortlaufenden Lobeserhebur
 habe von sich selbst reden können, will er d
 Fälle wie Joh. 19, 35. Apoc. 21, 14 erhär
 allein wer das Johannesevangelium und die
 kalypse versteht, begreift dass diese Stellen

lig unähnlich sind. Man muss hier vielmehr das B. Jona vergleichen: wie dieses nicht von dem alten Propheten Jona geschrieben sein will, ebenso wenig will das B. Daniel so grob verstanden werden. Aber Dr. P. hat sich überhaupt von allem Schriftthume des Volkes Israel's gar keine klare Vorstellung gebildet, diese sich auch nicht bilden können weil sein Auge für alles was seiner ungeschichtlichen Voraussetzung widerstrebt verschlossen ist. Sein einziger Gedanke ist »Gott hat mir befohlen zu glauben das B. Daniel welches in der Bibel steht sei von Daniel selbst geschrieben«, während er weder beweisen kann dass Gott ihm oder irgend einem andern Christen dies befohlen habe, noch bedenkt dass Gott ihm ganz sicher befehle wie über alle Geschichte so insbesondere über die der wahren Religion mit allem was dazu gehört sich und Andre nicht absichtlich zu täuschen, sei es auch unter welchem irgend denkbaren Vorwande.

Darum kann er denn ferner auch nicht die ächte Farbe und das Verhältniss der beiden Sprachen verstehen welche im B. Daniel zusammenstehen und wobei allerdings uns heute beim oberflächlichen Anblicke manches sehr dunkel ist, zumal wir vom Aramäischen um welches es sich hier besonders handelt aus so frühen Zeiten nur wenige Urkunden besitzen. Er will hier beweisen das B. Daniel müsse auch deshalb schon im sechsten Jahrhunderte vor Chr. geschrieben sein weil seine Aramäische Sprache der im B. Ezra gleich, dagegen von der der ältesten Targüme sehr abweichend sei. Gerade auf diesen Beweis legt er sehr viel Gewicht, bringt von allen Seiten Stoffe herbei ihn zu begründen, und füllt damit einen grossen Theil

seines Werkes aus. Allein er täuscht sich an
hier überall. Dass das Aramäische des Dan
buches dem des Ezrabuches vollkommen e
spreche ist unrichtig: wir brauchen hier
(um anderes zu übergehen) an die entscheide
Thatsache zu erinnern dass in jenes ber
Griechische Wörter eingedrungen waren, welch
vor den Zeiten Alexanders und der Seleuki
eine Unmöglichkeit ist. Wir haben jedoch f
alles was hieher gehört schon auf eine ähn
che Veranlassung in den Gel. Anz. 1861 S. 10
ff. so ausführlich erörtert dass es überflüss
wäre jetzt darauf zurückzukommen, zumal
Verf. jene Erörterung nicht beachtet hat.
fällt hier vielmehr S. 28 ff. so weit hinter
unsre heutigen Sprachkenntnisse zurück dass
läugnet das Wort *συμφωνία* habe im Seleuk
schen Zeitalter auch ein besonderes Musikwe
zeug bedeutet und dass er dieses Wort na
der abweichenden Lesart *סִמְפֹּנְיָה* gar wieder
dem Semitischen ableiten will, wobei er sich
einige ganz unbedeutende Deutsche Schriftstel
neuester Zeit beruft; er hätte dann wenigst
zeigen sollen dass das Wort auch in dieser
ner kürzeren Aussprache wie sie sich in eini
Handschriften findet eine Semitische Bildung
Ableitung habe. Von der anderen Seite ist
Aramäische der Targûme allerdings von g
anderer, vorzüglich von reinerer Sprachfar
allein wie alt auch die ältesten derselben sei
hat Dr. P. hier keineswegs nach genaueren F
schungen erörtert; und gingen sie wie man d
annehmen muss zuerst von den östlichen o
babylonischen Judäern aus, obgleich später a
sogenannte Jerusalemische hinzukamen, so
klärt sich der Abstand der Aramäischen Spra
farbe in ihnen auf eine ganz andre Art wel

sicher die einzig richtige ist. Denn dieser Abstand ist allen geschichtlichen Zeugnissen zufolge nicht sowohl ein zeitlicher als ein örtlicher. In Palästina bildete sich seit den Zeiten des neuen Samariens und neuen Jerusalem's das hier heimisch werdende Aramäische in einer eigenthümlichen Gestalt aus: es blieb hier zum Theil in der älteren Gestalt fester stehen welche es zur Zeit seiner Verpflanzung hatte, wie man in der Sprachgeschichte oft ähnliche Erscheinungen findet; theils nahm es manche mehr Hebräische Farben an. Wir sehen dies klar am Samaritanischen: und da die Aramäische Sprache des Danielbuches sich diesem stark zuneigt, so liegt ja darin nur ein neuer Beweis für die Wahrheit dass dieses Buch nicht im Osten und damit etwa von Daniel selbst sondern im Westen geschrieben ist. Aber auf dasselbe führt auch der Wechsel des Hebräischen mit dem Aramäischen welchen das Buch in einer so seltsamen Weise zeigt. Betrachtet man diesen näher, so kann sein Grund nur darin liegen dass der Verfasser des Buches in einem Lande und einer Zeit schrieb wo beide Sprachen ziemlich leicht neben einander, das Aramäische aber doch als Schriftsprache noch leichter verstanden wurde, so dass das Buch wohl lieber ganz Aramäisch geschrieben wäre wenn sein Verfasser es nicht vorgezogen hätte seines höheren prophetischen Inhaltes und Zweckes wegen das Hebräische wenigstens vorne und am Ende zu gebrauchen und vorzüglich seine rein prophetischen Stücke lieber Hebräisch einzukleiden, wie von c. 8 an geschieht. Aehnlich verhält es sich auch mit dem Wechsel beider Sprachen bei dem Chroniker in dem jetzt sogenannten B. Ezra. Ein solches Nebeneinanderbestehen beider Sprachen weist

uns eben auf Palästina hin, so wie die sprachlichen Verhältnisse in diesem noch im J. vor Ch. waren: denn eine neue Wendung brachten bald darauf die Makkabäischen Kriege hervor, indem sie das Neuhebräische zur Schriftsprache erhoben, wodurch denn auch das Aramäische als Palästinische Schriftsprache zurückgedrängt wurde bis es aus neuen Umständen dennoch wieder sehr überhandnahm. Daniel selbst aber würde zu seiner Zeit eine Sprache entweder rein Aramäisch oder wie Hezeziel Hebräisch abgefasst haben.

Aber auch die älteste Geschichte unsres Danielbuches und dessen was wir sonst von Daniel wissen kann Pusey aus der einfachen Uebersetzung heraus weil sie seiner starren Voraussetzung widerspricht nicht richtig verstehen, sondern nur sich sie nach ihr gewaltsam umzudeuten beabsichtigen. Vergeblich strengt er alles an um Beweise zu entfliehen dass der weise Daniel strengeren geschichtlichen Wahrheit nach schon in der Assyrischen Verbannung gelebt haben muss: er bedenkt nicht einmal dass wenn dieses läugnet, dadurch nur die Anmassung der Unglauben derer gefördert wird welche unsern Tagen gerne alle wahre Geschichte flüchtigen und den Daniel zu einem rein unschichtlichen Wesen machen. — Was aber wichtigste Zeugniß über die älteste Geschichte des Danielbuches betrifft, so strengt er ebenso vergeblich an einen Grund zu finden warum es nicht in den ächten alten Kanon Prophetischen Bücher des ATs sondern nur in den dritten und letzten Haupttheil desselben aufgenommen sei. Er wiederholt hier nämlich bei aller Weitschweifigkeit womit er dieses handelt im Wesentlichen nur die Meinung H

stenberg's das Buch sei in den Prophetenkanon nicht aufgenommen, weil Daniel kein öffentliches Amt als Prophet Israel's bekleidet habe: diese Meinung ist längst widerlegt. Zum Glück ward das Prophetenthum in Israel nie an ein öffentliches Amt gebunden, was heute nur solche behaupten die keine klare Vorstellung von seinem Wesen und seiner Freiheit haben. Soll aber die Aufhebung des öffentlichen Wirkens der Propheten in der Verbannung hier eine Bedeutung haben, so dürfte auch Hezeqiel's Buch nicht unter den Propheten des AT's seinen Platz behaupten. Aber bei den Propheten Israel's war ja überall nur das Kommen des rechten Gotteswortes in welcher Gestalt auch von Bedeutung: und in dieser einzigen Hauptsache gilt der Daniel unsres Buches als ein ächter voller Prophet. Auf Pusey's Wege lässt sich also nie verstehen warum dieses Buch nicht von Anfang an, wie es nachher in den LXX unbedenklich geschah, in die Reihe der Prophetenbücher AT's aufgenommen wurde. Nur wenn das Buch wirklich erst so spät entstand wie es allen übereinstimmenden Merkmalen nach entstand, erklärt sich die Stellung welche es im Hebräischen Kanon behalten hat.

Wir haben jedoch hier nicht Raum alle die Irrthümer und schiefen Urtheile des Verfs zu berühren: auch wird man unter uns wohl der Ansicht sein dass dies kaum nöthig sei. Wir heben daher zum Schlusse nur noch eins hervor. Der Verf. leidet nicht bloss bei dem Buche Daniel sondern auch bei allen anderen in der Englischen Bibel enthaltenen an derselben steifen Abhängigkeit vom Buchstaben, einer Grundvoraussetzung über die Heiligkeit des Biblischen Buchstabens zufolge welche selbst von vorne an ohne Grund ist und in der That nur auf eini-

gen durchgreifenden Missverständnissen so der Bibel selbst als des Christenthumes und der Geschichte beruhet. Sogar das B. Qoh ist ihm (im Widerspruche mit Hengstenberg, Keil und andern neuesten Gelehrten seiner Art) sicher von Salomo selbst geschrieben und die Bücher welche man heute nach Esra und Nehemja benennt sind ihm ganz so wie sie haben von Esra und Nehemja verfasst. Man kann alles von diesem Sinne und Geiste in ihm in dem jetzt von ihm veröffentlichten grossen Buche nachlesen, wenn man es nur noch von Bedeutung hält. Allein bei der Nehemja kommt ihm dabei einmal nach S. 3 der darin erwähnte Hohepriester Jaddua in die Quere: dieser lebte, wie wir aus andern Quellen sicher wissen, als Hohepriester noch Alexander's Zeit, kann also unmöglich unter Nehemja schon Hohepriester gewesen sein, und doch im B. Neh. 12, 22 vgl. mit v. 11 als solcher erwähnt. Hier kommt also wie tau mal sonst die Grundvoraussetzung unsres in schwere Verlegenheit: allein rasch entschlossen will er die Erwähnung Jaddua's aus dem B. Nehemja herausschaffen und führt sie als eine blossе sogenannte Glosse zurück. Auskunft ist zwar hier nicht bloss willkürlich sondern auch ganz unmöglich; der Name Jaddua hier sogar zweimal in verschiedenem Zusammenhange, und niemand der das B. Nehemja im Zusammenhange versteht kann behaupten wir hätten hier eine nicht zu ihm gehörende sogenannte Glosse. Aber wenn der Verf. einmal an dieser Stelle sich solcher Freiheit bedient und die Biblischen Buchstaben hier wankend macht, will, wie kann er mit irgend einer Folgerichtigkeit unsre heutige Wissenschaft anklagen?

die dieselbe Freiheit welche diese übt nur leider am unrechten Orte an sich reisst, was will noch mit diesem ganzen langen Buche und seinen übrigen Schriften gleichen Geistes?

So endigt er mit einem Selbstwiderspruche welcher nicht schlimmer sein kann. Denn schon seit durch sein seit so vielen Jahrzehenden hartnäckigst fortgesetztes Verfahren ein allen Augen sichtbarer grosser weiter Schaden geschehen, zunächst und am empfindlichsten in England und überall wo dieses heute herrscht, dann aber auch sonst in weiten Kreisen. Noch in vorigem Jahre (1864) hat er als öffentlicher Anhänger jeder auch der besseren Biblischen Wissenschaft auf seiner eignen Universität Unruhen Aergerniss und Zerstörung genug gestiftet; und noch jetzt rühmt er nach S. 393 seinen einstigen Universitätsgenossen und gleichgesinnten Mitstreiter *Newman* (obgleich dieser längst offen in das Päpstliche Lager übergegangen ist und die Englische Kirche mit allen übrigen Protestantischen für Satanisch hält), als *one of the most powerful intellects of the day* (was in der That entweder blosser Einbildung von ihm oder niedrige Schmeichelei ist), und lobt von ihm über alles den Spruch *there is but one choice, Infallibility or Infidelity* (was im Munde *Newman's* ganz richtig ist, weil er bei dieser Wahl unter jener das Päpstliche, unter dieser alles nicht-päpstliche Wesen versteht). Demnach ist er noch heute trotz aller Erfahrungen der letzten Jahrzehende vollkommen ebenso wie *Newman* gesinnt, und bleibt dennoch aus irgend welchen Antrieben innerhalb der Evangelischen Kirche mit ihren Ehren und Pfründen stehen. Diese ist auch von genug starken Grundlagen um solche schroffe Gesensätze wie ihn und Bischof Co-

lenso innerhalb ihrer Grenzen zu ertragen die Englische Herrschaft hat in unsern genug Einsicht und Kraft bewährt um diesen beiden (wie sie jetzt sind) unvergleichlichen Gegensätze zu nahe zu treten und mit blossen weltlichen Arme da eine Entscheidung herbeizuführen wo nur die christliche Wissenschaft und neben dieser die Wissenschaft in heiliger Weise etwas entscheiden kann. Allein diese Gegensätze sind vor allem durch die so unbrochene und durch manche Englische Missionen sogar sehr begünstigte lange Wirksamkeit unsres Verf. dort längst scharf genug gegen einander gekehrt; und das gegenwärtige Buch wie nur dazu geschrieben sie noch schwerer verschärfen und die Vorurtheile gegen die Wissenschaft noch ärger zu spannen. Schade dass dort auch das grosse Volk immer unheimlich in diese Gegensätze hineingezogen, während sey's alter und neuer Busenfreund Newman die Fortschritten seiner Päpstlichen Kirche verfolgen zuschauen kann. Unter diesen Umständen kann denn wohl desto offener gesagt werden dass P. die Wissenschaft als deren Ankläger einzusetzen jetzt alles trüben will weder jemals früher stand noch sie heute versteht und überurtheilen durchaus unfähig ist. Möge sich England bald Besseres bilden! Anfänge sind zwar schon jetzt gemacht, aber ohne gründlichste Anstrengung wird aus ihnen Heilsames entspringen.

H.

Die Pathologie und Therapie der Nervenkrankheiten casuistisch dargestellt von Dr.

und Rosenstein. Berlin, Verlag von Aug. Schwald 1863. 478 S. in Octav.

Die vorliegende Monographie der Nierenkrankheiten kann allerdings keinen Anspruch auf besondere Originalität machen, sie bringt keine wesentlich neuen Resultate eigener Forschung, allein sie giebt eine recht klare und eingehende Darstellung der Nierenpathologie nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, die, wenn sie auch zumeist den Untersuchungen Anderer folgt, doch durchaus von einem selbständigen, auf eigener Beobachtung beruhenden Urtheil zeugt, wie auch die zahlreichen, zum grossen Theil dem Verf. angehörigen Krankengeschichten beweisen, welche derselben überall zu Grunde liegen; und darf deshalb keineswegs als eine bloss compilatorische Arbeit angesehen werden. Der vorliegende Band umfasst die anatomisch nachweisbaren Structurerkrankungen der Nieren, während die Besprechung der mehr functionellen Störungen und einzelner wichtiger auch in Krankheiten der übrigen Harnorgane vorkommender Symptome einem weiteren Bande vorbehalten bleiben. Da es sich bei dem Werke weniger um neue Thatsachen als um die Auffassung und Verarbeitung des vorhandenen Materials handelt, so wird es zur Charakterisirung desselben genügen nur die Darstellung welche dieselbe von den gewöhnlich als Morbus Brightii bezeichneten Affectionen giebt, etwas näher hervorzuheben, eben weil sie die Forschung während der letzten Jahre vorzugsweise beschäftigt und deshalb seit den letzten monographischen Bearbeitungen der Nierenkrankheiten die grösste Umgestaltung erfahren, ja zum Theil erst ihre eigentliche Begründung erhalten haben.

Es kann jetzt wohl als ausgemacht betrachtet werden, dass unter dieser Bezeichnung verschiedene Krankheitszustände begriffen sind, die Darstellung derselben als einer Krankheitseinheit in dem Sinne, wie sie Frerichs und Reinhard durchzuführen gesucht hatten, gegeben werden muss, allein es zeigen sich auch jetzt noch nicht geringe Schwierigkeiten, die einzelnen Vorgänge, um die es sich handelt, mit aller Schärfe von einander zu trennen und als anatomisch und klinisch gleichstimmte charakterisirbare Affectionen hinstellen. Es ist hier, wie der Verf. mit Recht bemerkt, die anatomisch-histologische Form der klinischen Beobachtung vorangeeilt, wobei durch die schönen Untersuchungen von Meckel und namentlich von Virchow und seinen Schülern die Veränderungen des eigentlichen Lungenparenchyms, des interstitiellen Bindegewebes und des Gefässapparats als anatomisch differenzirte Krankheitsformen kennen gelernt, allein es ist zweifelhaft es auch gewiss ist, dass diese Verschiedenheiten für den weiteren Verlauf und die ganze Bedeutung des Processes von größtem Belang sein werden, so ist es doch bis jetzt noch nicht gelungen für sie auch klinische Merkmale aufzufinden, welche die Unterscheidung derselben auch während des Lebens ermöglichen und eine gesonderte Besprechung derselben um so schwieriger als die verschiedenen Gruppen, die meist gleichzeitig afficirt sind und der eigentliche Ausgangspunkt des Leidens nach unserer gegenwärtigen Kenntniss kaum je mit Sicherheit zu bestimmen ist. Es ist deshalb ein strict anatomischer Standpunkt in der Eintheilung praktisch durchaus durchzuführen, es erscheint vielmehr dem Verf. noch immer am gerathensten, die

führungsmässigen klinischen Unterschied zwischen leichten und schweren Parenchymkrankungen der Niere, welcher sowohl in der Natur der Krankheitsprocesse, als in der Dignität der befallenen Gewebe begründet sein kann, als Eintheilungsprincip für diese Zustände hauptsächlich zu benutzen. Von diesem Gesichtspunkte aus stellt er aus dem früheren Morbus Brightii vier Krankheitsgruppen auf, die wenn die Unterbringung der einzelnen Fälle unter sie auch mitunter zweifelhaft erscheinen kann, doch in der Natur begründet sind.

Die erste Gruppe bildet die einfache Stauungshyperämie der Niere, die durch veränderte Circulationsverhältnisse im Gesamtorganismus, namentlich durch chronische Herz- und Lungenkrankheiten bedingt ist und nicht, wie Verf. früher annahm, als erstes Stadium der diffusen Nephritis, sondern als ein in sich abgeschlossener Zustand betrachtet werden muss, der nie zu tieferen Degenerationen und Atrophie des Organs führt, und deshalb auch nie die weiteren Folgezustände dieser nach sich zieht. Die Veränderungen, welche das secernirende Epithel der Harncanälchen auch hier mit der Zeit erleidet, sollen auf einfachen Ernährungsstörungen desselben in Folge der andauernden Stauung des Bluts in den Capillaren beruhen, nur möchte es schwer sein, die histologischen Differenzen zwischen ihnen und den Veränderungen bei der catarrhalischen Nephritis des Verfs bestimmt zu charakterisiren. Er schliesst sich damit ganz der Anschauung von Traube an, dem er auch in der Darstellung wesentlich folgt. Die Klappenkrankheiten des Herzens will er namentlich auch deshalb nicht als ätiologisches Moment für die degenerativen Formen der Nierenerkrankun-

gen gelten lassen, weil dieselben sonst vielfacher zusammen angetroffen werden müsste, es wirklich der Fall ist und jedenfalls die Anfänge der diffusen Nephritis viel öfter beobachtet werden würden. Diejenigen Fälle, in denen er selbst Atrophie der Nieren und Klappenkrankheiten des Herzens verbunden fand und die früher als Grundlage für den Zusammenhang zwischen beiden betrachtete, glaubt er jetzt hin deuten zu müssen, dass beide Affectionen wahrscheinlich Coeffecte derselben Ursache, nämlich des Rheumatismus acutus waren.

Zu der Stauungshyperämie rechnet Verf. die Albuminurie der Schwangeren, welche, seit Frerichs und Litzmann die Ecclampsie gravid. als urämische Erscheinung gedeutet haben, als wirklicher Morb. Br. angesehen zu werden pflegt, während dem Verf. schon die Leichtigkeit, mit der dieselbe bald nach der Entbindung sich von selbst verliert, durchaus gegen diese Annahme zu sprechen scheint. Er vertritt deshalb auch die Entstehung der Ecclampsie als urämischer Intoxication entschieden in Abrede und führt dafür an, dass die Albuminurie selten erst während des Geburtsactes auftritt und in manchen Fällen von Ecclampsie überhaupt nicht beobachtet wird. Am plausibelsten erscheint ihm zur Erklärung dieser Erscheinung die Traube'sche Ansicht, wonach in Folge des Gebäractes durch die heftigen Contractionen des Uterus, der Bauchmuskeln und der ganzen Perimusculatur ein abnorm hoher Druck im Blutsystem geschaffen werde, welcher bei der vorhandenen Circulationsstörung im Abdomen zur Verdünnung des Blutserums durch seine Ausscheidung auf die kleinsten Arterien zu Oedem und secundärer Anämie des Gehirns führe, w

bei der grossen Reflexerregbarkeit der Schwangeren, namentlich der Erstgebärenden, dann die Convulsionen hervorrufe. Gerade in den Fällen, wo Verf. wirklichen Morb. Br. bei Schwangeren beobachtete, sah er nie Ecclampsie eintreten, die Kranken aber fast immer einer Metritis oder Peritonitis unterliegen.

Die zweite Gruppe bezeichnet Verf. als catarrhalische Nephritis, sie entspricht der desquamativen Nephritis der Englischen Autoren und umfasst jene Formen, bei denen die entzündlichen Ernährungsstörungen sich auf die Epithelien der geraden Harncanälchen beschränken, mehr oberflächlicher Art, den catarrhalischen Vorgängen auf den Schleimhäuten analog und meist von leichter Bedeutung sind. Die primären Formen sind meist durch Erkältung bedingt und verlaufen unter dem Bild eines catarrhalisch-rheumatischen Fiebers, so dass sie bei nicht genauer Beachtung des Harns häufig übersehen werden. Häufiger ist die secundäre Entstehung durch Weiterverbreitung des catarrhalischen Processes von der Schleimhaut der übrigen Harnwege. Auch die Einwirkung der reizenden Diuretica soll primär immer die Blasen-schleimhaut betreffen und die Nierenaffection erst durch Fortschreiten des Catarrhs auf das Nierenbecken und die geraden Harncanälchen entstehen. Die Albuminurie beim Typhus hat nach dem Verf. nur die Bedeutung dieses einfachen catarrhalischen Processes und bedingt keineswegs die übele Prognose, die ihr z. B. Vogel zuschreibt.

Hieran reihen sich die Veränderungen, welche die Nieren im Verlauf der Cholera erleiden, doch sind die Verhältnisse hier complicirter, indem zu der catarrhalischen Reizung die Folgen

Untersuchungen von Schottin u. A. noch keineswegs widerlegt, auch sind ja die neueren, Schmidts Leitung von Petroff angestellten Versuche derselben wieder günstig, indem sie die Flüchtigkeit, mit der die Erscheinungen bei Injectionen von kohlensaurem Ammoniak im Blut vorübergehen und die man als Einwirkung der Betheiligung desselben bei der Urämie hauptsächlich hervorgehoben hat, durch den Nachweis erklären, dass dasselbe von den gesunden Nieren sehr rasch wieder aus dem Körper entfernt wird und im Uebrigen ein gewisses Verhältniss zwischen der Menge des injicirten Ammoniaks und der Aehnlichkeit der durch dasselbe geschaffenen Symptome mit den urämischen Erscheinungen statiren. Der Nachweis des kohlensauren Ammoniaks ist allerdings im Blute der Bright'schen Nieren noch keineswegs durch eine auf wissenschaftliche Genauigkeit Anspruch machende Methode gemacht und ebenso wenig festgestellt, ob und welcher Antheil die verschiedenen anderen excrementellen Bestandtheile des Harns an der Entstehung der urämischen Zufälle haben mögen. Verf. meint selbst, dass die Unschädlichkeit der Anhäufung auch von unzersetztem Harnstoff im Blute durch die Injectionsversuche keineswegs völlig erwiesen werde, da derselbe bei Integrität der Nieren rasch durch diese entfernt werde und dass die Zustände bei Morb. Br., wo eine dauernde Accumulation und damit die Möglichkeit einer tiefer greifenden Einwirkung desselben auf die Gewebe stattfindet damit nicht verglichen werden könne. Es bliebe demnach die weitere Betheiligung dieser verschiedenen mechanischen und chemischen Momente an dem Zustandekommen der urämischen Erscheinungen noch durch weitere Untersuchungen aufzuklären.

Die Retinitis der Brightiker ist hauptsächlich nach Liebreich, die mikroskopischen Veränderungen der Retina nach H. Müller und C. Reigiger geschildert. Unter den Complicationen sind ferner namentlich die Entzündung der serösen Häute und parenchymatösen Organe, die Nervenkrankheiten des Herzens, die Veränderungen der Milz und Leber in ihrer Beziehung zum Morb. Br. ausführlich besprochen.

Am auch der vom Verf. empfohlenen Behandlung im Kurzen zu gedenken, sei erst, dass er das Hauptgewicht auf die Erzielung einer ausgiebigen Diaphorese legt und zu diesem Zweck namentlich warme Bäder mit nachfolgender Einwickelung in nasse Leintücher und warme Decken, in chronischen Fällen vorzüglich auch die von Liebermeister empfohlenen Bäder, wo die Temperatur während des Bades von 37° bis 42° C. gesteigert wird, wirkte. Von den Drasticis giebt er den Colicis den Vorzug, von den Diureticis sah er eben Digitalis und Squilla namentlich von Verbindung von Cremor Tartari und Niter oft gute Erfolge. Wo wegen grosser Spannung der Haut über den Oedemen Scarificationen nothwendig erscheinen, empfiehlt er lieber kleine und lange Einschnitte in weiter Entfernung von einander zu machen und diese durch Auskratzen und Auswaschen mit Chlorwasser rein zu halten. Gegen die urämischen Zufälle fand er die Spannung im Aortensystem zu mässigen, noch immer den Aderlass, und wo dieser contraindicirt schien, Blutegel an den Kopf und Hals in den Nacken am wirksamsten. Bei chronischem Verlaufe hält er die Adstringentien contraindicirt, über das Tannin hat er selbst keine Erfahrungen, von der Gallussäure in 5gränzigen

Dosen 4 bis 5mal täglich sah er nie Erf
bessere dagegen vom Plumb. acet. zu gr.
bis 3mal täglich. Salpetersäure sowohl als
hydrojodicum fand er stets unwirksam. U
gens bezweifelt er die vollständige Heilung
chronischen Fälle überhaupt, er sah wenig
auch nach zeitweisem Verschwinden des E
sses aus dem Harn, dasselbe nach einiger
stets wiederkehren, ein Ereigniss, das imme
cher zu erwarten ist, so lange das spec. C
des Harns niedrig bleibt.

Die vierte Gruppe bildet die amylo
Entartung der Nieren, doch ist das Ver
niss, in welchem die Erkrankung der Gefässe
den fast immer gleichzeitig vorhandenen Ve
derungen des Stromas sowohl als der Epith
steht, welche die Erscheinungen während
Lebens zumeist bedingen, noch immer zw
haft. Verf. erklärt sich eher gegen die Tra
sche Annahme, dass die Fettentartung der
thelien als eine in Folge der mangelnden
zufuhr regressive Metamorphose aufzufassen
deshalb direct von der amyloiden Entartung
Gefässe abhängig sei und glaubt namentlich
Rücksicht auf diejenigen Fälle, in denen oft
ringe Ausbreitung der amyloiden Degener
mit weit verbreiteter Fettentartung der Ep
lien verbunden ist und umgekehrt, oder
solche, wo Milz und Leber amyloid, die N
aber nur parenchymatös verändert gefunden
den, die Erkrankung der Gefässe mehr als C
plication des parenchymatösen Processes au
sen zu müssen. Unter den von Verf. zu
mengestellten Fällen kam die am. Degen. 4
bei Tuberculosis pulm., 29mal bei Knochen
rungen, 15mal bei Syphilis, 3mal bei Carci
2mal bei Psoasabscess, 2mal bei Pyelitis

ronephrose, 1mal bei Leberabscess und chronischem Alcoholismus vor. Diese ätiologischen Verhältnisse sind auch das wesentliche Moment für die Diagnose, die sonst nur wenig Anhaltspunkte zur Unterscheidung vom eigentlichen b. Br. bietet. Verf. hebt als solche noch hervor, dass sich bei am. Deg. auch ohne Klapkrankheiten der Harnfarbstoff neben erhöhtem spec. Gewicht meist sehr vermehrt zeigt, urämische Zufälle selten sind, und dass bei der meist gleichzeitigen amyloiden Entartung der Milz und Leber diese Organe häufig verkrüppelt gefunden werden, denn unter 79 Fällen zeigten sich 48mal gleichzeitig Milz, Leber und Nieren, 20mal Milz und Nieren, 4mal Leber und Nieren und nur 5mal die Nieren allein erkrankt.

Die durch entzündliche Processe bedingte Degeneration der Niere reihen sich diejenigen Zustände, wo eine abnorme Fettentwicklung ohne solche stattfindet, und die der unter den Namen Fettniere zusammengefasst sind. Es sind darunter aber sehr verschiedene Verhältnisse begriffen; einmal eine wirkliche Fettinfiltration der Epithelien, wie sie bisweilen bei fettreicher Nahrung, häufiger in Folge des allgemeinen Schwundes des Fettgewebes bei fortschreitenden Krankheiten vorkommt. Eine acute Fettniere der Art wurde neben der gleichen Veränderung der Leber mehrfach bei Phosphorvergiftungen beobachtet. Verf. selbst fand bei einem solchen Fall die gewundenen Canälchen der Rinde mit fettigem Epithel gefüllt, einige Interlobuli aber beträchtlich injicirt, mit Extraktstoffen innerhalb der Malpighischen Kapseln. Ein Rückbildungsprocess erscheint die Fettinfiltration bei seniler Atrophie, wohin vielleicht

auch die Fälle zu rechnen sind, wo bei Atrophie der Leber die Epithelien der Niere ohne sonstige Zeichen entzündlicher Ernährungsstörungen fettig zerfallen. Endlich kommen auch Fälle vor, wo das Fett die Nieren umgibt und das Fett-Zellgewebe eine bedeutende Massenzunahme erfährt und allmählig das Nierengewebe drängt.

Es folgt dann die Darstellung der verschiedenen entzündlichen Affectionen der Niere, der einfachen circumscripten Nephritis, welche in suppurative und metastatische Form getheilt werden, der Pyelitis und Pyelo-Nephritis, an welche sich die auch durch andere Ursachen bedingte Hydronephrose anschliesst, dann der Pseudonephritis.

Von Neubildungen sind die Cystenbildung, die Tuberculose, das Carcinom ausführlicher betrachtet, dann die verschiedenen Niederschläge und Concretionen in der Niere. Von den Parasiten hat nur der Echinococcus ein klinisches Interesse, die übrigen sind nur kurz erwähnt und einige Unrichtigkeiten in Betreff derselben nachgewiesen. Es folgen sodann einige Bemerkungen über die wirkliche Hypertrophie der Niere und die anomalen Lagen der Niere. Namentlich die bewegliche Niere. Den Schluss bilden die Krankheiten der Nierengefässe, Arterien und Venen.

Beschreibung und Eintheilung der Meteoriten auf Grund der Sammlung im mineralogischen Museum zu Berlin. Von Gustav Rose. Mit 4 Kupfertafeln. Berlin in Commission bei F. Dümmler. 1864. (Aus den Abhandlungen der K. Akademie der Wiss. zu Berlin, 1863). 161 Seiten in Quart.

Diese Arbeit ist unstreitig die wichtigste, die bis jetzt über die mineralogische und chemische Constitution der Meteoriten erschienen ist. Sie besteht nicht bloss aus einer sehr neuen und lehrreichen Beschreibung der Meteoriten des Berliner Museums, sondern enthält auch einen auf genaue Untersuchungen geleiteten neuen Versuch einer rationellen Classification dieser Körper, ausgehend von der sehr richtigen Ansicht, dass dieselben, so verschieden sie auch in ihrer Zusammensetzung von den tellurischen Gebirgsarten sind, doch, aus einer Menge von bestimmten Mineralien, mit denen sie vergleichbar als kosmische Gebirgsarten betrachtet seien, auf welche nach den sie constituirenden Mineralspecies dieselben strenge Grundsätze in Anwendung gebracht werden können, wie auf jene. Nach kurzer Angabe der allmäligen Entstehung der Berliner Sammlung von der ein systematisches Verzeichniss beigefügt ist und die jetzt 181 Localitäten zählt, nach Erwähnung der Classificationsversuche von Partsch, Shepard und v. Reichenbach, gibt der Verf. eine Uebersicht des ihm vorgeschlagenen Systems. Zunächst werden, nach bisheriger Weise, die Meteoriten in Eisen- und Stein-Meteoriten ein.

Die Eisen-Meteoriten zerfallen in Nickeleisen (Meteoreisen) von dem, nach inneren Structur, wieder 5 Unterarten unterschieden werden. Hierzu gehören die meteorischen Nickeleisen, z. B. Toluca, Braunau, Seelitz etc. 2. Pallasit, Meteoriten mit porphyrisch eingewachsenen Olivinkrystallen, z. B. Nizhnjarsk, Atakama, Rittersgrün. 3. Mesosiderit, Gemenge von Meteoriten, Magnetkies, Augit. Sierra di Chaco, Hainholz.

Von den Steinmeteoriten werden 7 Arten unterschieden, nämlich

1. Chondrit, wozu bei weitem die meisten Meteorsteine gehören. Sie bestehen, z. B. die von Erzleben, Ensisheim, Mezö-Madaras, Bremervörde, Mauerkirchen, aus einer grauschwarzen, theils sehr festen, theils zerkümmerten Grundmasse, in der mehr oder weniger häufig kleine Kugeln neben anderen Gemengtheilen, wie Olivin, Nickeleisen, Schwefelkies, Chromeisenerz, liegen. Die Grundmasse besteht aus einem innigen Gemenge von durch Salzsäure zersetzbaren und von dadurch nicht zersetzten Silicaten. In den ersteren sind die fast allein Magnesia und Eisenoxydul, in den letzteren ebenfalls diese beiden mit kleinen Mengen von Natron, Kali, Kalk und Thonerde. Ähnlicher Zusammensetzung ist das Gemenge, woraus die Kugeln bestehen. Mit Sicherheit bis jetzt nicht zu ermitteln, aus welchen Mineralien Grundmasse und Kugeln gemengt sind.

2. Howardit. Bis jetzt kennt man nur 2 Arten Meteoriten, die daraus bestehen, nämlich von Loutolax, Bialystok, Mässing, Nobleborn und Mallygaum. Sie sind feinkörnige Gemenge von Olivin mit einem weissen Silicat, viell

Anorthit, und mit kleinen Mengen von Nickel-
eisen und Chromeisenerz.

3. Chassignit, aus dem nur ein einziger
Stein, der von Chassigny, besteht. Ein klein-
körniger eisenreicher Olivin mit sparsam einge-
mengten kleinen Körnern von Chromeisenerz.

4. Chladnit, wozu bis jetzt ebenfalls nur
ein Meteorit gehört, der von Bishopville. Ein
Gemenge von farblosem Magnesiasilicat (Shepardit, 2MgO , 3SiO_2) mit einem thonerdehaltigen
Silicat und kleinen Mengen von Nickeleisen, Mag-
netkies und einigen anderen, noch zu bestim-
menden Substanzen.

5. Shalkit, der Stein von Shalka, ein kör-
niges Gemenge von vorwaltendem Olivin, She-
pardit und Chromeisenerz.

6. Eukrit, ein gut bestimmbares körniges
Gemenge von Augit und Anorthit mit kleinen
Mengen von Magnetkies, Nickeleisen, zuweilen
auch Olivin und kleinen, noch näher zu bestim-
menden tafelförmigen Krystallen. Es gehören
dazu die Steine von Juvenas, Stannern, Jonzac
und Petersburg (V. St.).

7. Die Kohle, organische Materie und
Wasser enthaltenden schwarzen, erdigen Mete-
oriten von Bokkeveld, Kaba, Alais und Orgueil
sind von dem Verf. noch nicht mineralogisch
untersucht worden. Man könnte diese Gruppe
mit dem Namen Kabaït bezeichnen.

Wir begnügen uns hiermit auf diese bedeu-
tende Abhandlung aufmerksam gemacht zu ha-
ben; es ist unmöglich, in die vielen mineralogi-
schen, chemischen und mikroskopischen Einzel-
heiten, die sie enthält, einzugehen, ohne die
Grenzen dieser Blätter weit zu überschreiten.

W.

Histoire de la littérature anglaise par
Taine. Tome quatrième et complé-
taire. Les contemporains. Paris
III u. 494 S. in Octav.

Die ersten drei Bände dieses Werkes
Ref. an dieser Stelle bereits ausführlich be-
rühren und es wird daher genügen auf den
liegenden unlängst erschienenen Ergänzungs-
band wie ihn der Verf. selbst nennt, mit Wenig-
em aufmerksam zu machen, da er sich in s-
o ganz anderer Art und Weise mit all seinen Män-
nern und Vorzügen seinen Vorgängern aufs genaue
anschliesst. Wenn diese nämlich z. B. größ-
tentheils aus frühern einzelnen Monographien
entstanden waren und die Spuren dieser
Anordnungsweise unschwer erkennen liessen,
ohne dass der Vf. dies dem Leser ausdrück-
lich mitgetheilt hätte, so bemerkt hier Taine s-
ogleich im Vorbericht, dass er nur einzelne
Stücke der englischen Schriftsteller der Gegen-
wart ausgewählte Proben liefere, da unsere Zeit
ihre Ideen, die erst noch in der Bildung be-
griffen seien und deshalb den Anblick des Un-
vollkommenen gewähren, für eine zusammenhängende
Darstellung noch nicht reif erschienen. Der
bindende Kitt, der in den frühern Bänden
als nothwendig erwies, um ein beabsichtig-
tes Ganzes zu schaffen, und deshalb auch, oft s-
ichtbar, hinzugefügt wurde, fehlt hier also, und
erhalten daher die früher in einzelnen Art-
ikeln besprochenen Schriftsteller ohne vermittelnde
Verknüpfung in einem Sammelbände vorgef-
unden. Es sind deren sechs, nämlich die Romansch-
reiber Dickens und Thackeray, die Gesch-
ichtsschreiber Macaulay und Carlyle, der Philo-

Stuart Mill und der Dichter Tennyson. In Bezug auf dieselben bemerkt der Verf.: Les six romans décrits dans ce volume ont exprimé Dieu, la nature, l'homme, la science, la religion, l'art et la morale des idées efficaces et utiles. Pour produire de telles idées il n'y a aujourd'hui en Europe que trois nations, l'Angleterre, l'Allemagne et la France. On trouvera dans ces romans de l'Angleterre ordonnées, discutées et comparées à celles des autres pays pensants. — Von diesen durch Taine ausgewählten sechs Repräsentanten des litterarischen England der Gegenwart sind unter uns die drei ersten bei uns größern Publicum die bekanntesten, während die andern drei dies vielleicht weniger sind, da wir z. B. von der Stuart Mill'schen Philosophie noch keine nähere Kenntniss besitzt, keine recht übersichtliche Darlegung antreffen wird. — Ueber den lebendigen, oft aber mehr nach Effect haschenden Stil Taine's hat sich bereits früher ausgesprochen; wir befinden demselben auch hier wieder, wie wenn die Charakteristik Dickens' auf folgende Weise geschlossen und zusammengefasst wird: Taine aura son portrait en se figurant un homme tenant une casserole dans une main et un fouet dans l'autre, se mettrait à prophétiser. — Doch ist der Verfasser seines *cacozelon* sich recht wohl bewusst, indem er, von der in den Romanen Thackeray's sich findenden Verhöhnung des ältern Stiles sprechend, bemerkt: »Nos témérités modernes, nos images fautes, nos figures heurtées, notre usage de vouloir braver, notre volonté de faire effet, toutes ces mauvaises habitudes littéraires ont disparu.« Andererseits bekundet sich Taine hier wie gewöhnlich als einen in jeder Beziehung vorurtheils-

losen und umfassenden Geist, der aufrichtig nach strebt, das Gute und Wahre zu erkennen, wo es sich auch findet und deshalb beanspruchen kann, nachsichtig beurtheilt zu werden, auch wenn er irrt. Dass kleinliche, engherzige Rücksichten ihn ebenso wenig wie seinen Freund Renan davon abhalten, die Thätigkeit des deutschen Geistes richtig zu würdigen, hat Renan gleichfalls früher schon hervorgehoben und lenken wir hier aus dem vorliegenden Buche folgende mit Bezug auf Carlyle geäußerte Bemerkung anführen. »Il a été le plus accablé et le plus original des interprètes qui ont introduit l'esprit allemand en Angleterre. Ce n'est pas la une petite oeuvre, car c'est à une oeuvre semblable que tout le monde pensant travaillait aujourd'hui. De 1780 à 1830, l'Allemagne a introduit toutes les idées de notre âge historique pendant un demi siècle encore, pendant un siècle peut-être, notre grande affaire sera de le repenser.« Taine verdient also in mehr als jeder Beziehung eine freundliche Aufnahme in Deutschland, die ihm gewiss auch werden wird. Man kann es vielleicht bedauern, dass Taine sich in dem vorliegenden Bande auf eine so geringe Zahl von Schriftstellern beschränkt. Er selbst bemerkt: »A' côté de Macaulay et de Carlyle, il y a des historiens comme Hallam, Buckle et Grote.« Er hätte zu diesen Geschichtsforschern auch den unlängst verstorbenen Krümmenminister, Sir George Cornewall Lewis, hinzusetzen können, der nicht nur als Staatsmann, sondern auch in schriftstellerischer Beziehung zwar nicht bloss als Historiker sich in England ausserhalb England einen bedeutenden Namen erworben hat und für den gelehrtesten Mann in England galt. Ein scharf ausgeprägter T.

englischen Nationalcharakters, war er' je-
auch der sich jetzt in England gleichfalls
und machenden »civilisation du dix-neuvième
nicht unzugänglich und vereinigte also in
eine beiden Richtungen, die, wie Taine be-
, in der englischen Litteratur der Gegen-
zum Vorschein kommen. Ein Bild der lit-
schen Wirksamkeit dieses ausgezeichneten
es, dem öffentliche Achtung jetzt in seiner
stadt ein Standbild aufgerichtet, hat Refer.
s vor längerer Zeit dem grössern Publi-
vorzuführen gesucht. (S. Preussische Jahr-
r 1862. Band XII, S. 19 ff.).
ittich. Felix Liebrecht.

oetische Personification in grie-
chen Dichtungen mit Berücksich-
ng lateinischer Dichter und Shak-
e's. Erste Abtheilung. Festschrift zur Feier
reihundertjährigen Bestehens des Grossher-
hen Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Par-
Von Dr. C. C. Hense, Director. Par-
1864. XIV und 52 S. in Quart.

er Verfasser will die personificierenden
e und Wendungen der griechischen Spra-
ur Uebersicht bringen. Er unterscheidet
drei Gruppen übertragener Worte, welche
des menschlichen Körpers, welche kör-
he Lebensäusserungen und Erleidnisse, end-
welche irgendwie geistiges Leben bezeich-
und bietet hier zunächst die Darstellung
ersten Gruppe. Nicht nur die Dichter
n, die Poesie ist so alt, als das Men-

schengeschlecht denkt und spricht. Nach Satze *ἄνθρωπος μέτρον πάντων* bezeichnet Mensch alles ausser sich theils nach den Empfindungen, die die Dinge ausser ihm in ihm erwecken, theils nach den Aehnlichkeiten, die er in den Dingen mit sich findet, indem er die Analogie der Erscheinungen nachgeht, die dem Erzeugen, Erhalten und Vergehn alles, was Leben heisst, vorhanden sind. So theilen allen Nomina ein Geschlecht gegeben, so theilt jede Sprache eine Fülle von Worten und Empfindungen, die menschliches Leben auf die Dinge ausser dem Menschen, zum Theil in den besten Bildern, übertragen und ihnen menschliche Gestalt oder menschliche Empfindung beilegt. Die griechische Mythologie, das Märchen, die Fabel, die Bilder der Dichter beruhen auf demselben Grunde, wie eine unendliche Menge von Ausdrücken, an deren ursprüngliche Bildlichkeit erst der Sprachforscher wieder erinnern muss. Dieser Art sind auch viele der von dem Verfasser gesammelten Wendungen, und eine eingehende Scheidung des in der Sprache nicht mehr Bildlichen vom Bewussten, des von den frühern griechischen Dichtern aus dem lebendigen Volksgemüthe heraus bewusst Gebildeten, des von den Römern in spielender Nachahmung künstlich vorgebrachten wäre wohl zu wünschen. Auch jetzt bietet die geistreiche und gelehrte Abhandlung, welche in 36 Nummern überträgt Theile des menschlichen Körpers mit zahlreichen Dichterstellen aufführt und zeigt, dass natürlich Auge und Fuss in ausserordentlicher Mannichfaltigkeit so vorkommen, Belehrung und Anregung in reichem Maasse: möge die Fortsetzung bald folgen.

H. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück.

15. Februar 1865.

Ernest Renan über die Naturwissenschaften
die Geschichte mit den Randbemerkungen
deutschen Philosophen. Von Dr. Hein-
rich Ritter. Gotha, Verlag von Friedrich
Perthes. 1865. 126 S. in Octav.

Die Lehren Renan's, welche in diesem klei-
nen Buche besprochen werden, sind aus einem
Aufsatze in der Revue des deux mondes
kommen. Er wird auszugsweise, doch in fast
wörtlicher Uebersetzung wiedergegeben. Daran
schließen sich alsdann weitere Erörterungen an,
welche die kurzen, fragmentarischen Aeusserungen
Renan's erläutern, zum Theil ergänzen, zum Theil
das Verhältniss zu andern Meinungen unserer Zeit
besonders zur deutschen Philosophie ausein-
zusetzen sollen. Auf dies letzte Verhältniss
weist der Titel an. Es wird schwerlich unter uns
Zweifel darüber sein, dass Renan zu den
Fremden gehört, welche aus deutschen Quellen
nichts geschöpft haben, und dass in diesen
Quellen auch die Philosophie reichlich fliesst.
Auf das weist Renan selbst. Für den Beob-

achter aber des Ganges, in welchem un-
neueste wissenschaftliche Bildung sich Bahn-
brochen hat, muss es ein grosses Interesse
ben zu bemerken, wie die Forschungen der
schen Philosophen seit Kant bei andern Völ-
eingedrungen sind, wie sie bei ihnen und in
rer Heimath selbst auch mit andern Wis-
schaften und Denkweisen sich versetzt ha-
wie so das Gemeingut der Wissenschaften
breitet und gestärkt worden ist. Zu diesen
merkungen giebt der Aufsatz Renan's ma-
faltige Veranlassung.

Mit grosser Klarheit setzt er auseinander
dass wir den Zusammenhang der Naturwis-
schaften mit der Geschichte und umgekehrt
Geschichte mit den Naturwissenschaften
fahren lassen dürfen und die Fachgelehrten,
che ihn vernachlässigen, doch nur zu einer
ckenhaften und dürftigen Einsicht in die Grü-
der Erscheinungen kommen können. Unter
Geschichte aber versteht er die moralischen
enschaften. An den Wissenschaften, welche
in die Vorgeschichte einführen, der vergleich-
den Sprachwissenschaft und Mythologie, w-
er nach, dass die Sittengeschichte auf einer
türlichen Vorbildung beruht, und alsdann we-
gehend, dass die Vorgeschichte noch eine w-
zurückliegende Vorgeschichte habe, in wel-
wir auf reine Naturprocesse stossen und
welche uns die Naturwissenschaften unterrich-
sollen. Nachdem so der Zusammenhang zwis-
den moralischen und den physischen Wissens-
ten dargethan ist, wird gezeigt, dass auch
letztern eine Kette bilden, in welcher die
zeln Theile derselben nur verschiedene Pa-
den der Weltgeschichte bezeichnen. In der V-
ist alles im Werden, in einem Fortschreiten

niedern Stufen der Entwicklung zu den hö-

Die höchste Stufe der Entwicklung er-
t das Menschengeschlecht. Das ist der Adel
Geschichte, dass sie uns mit den Fortschrit-
des Geistes bekannt macht, auf welche alle
rn Prozesse der Natur abzwecken. In ih-
offenbart sich das Wahre, das Gute und
ne, deren Princip Gott ist. Die Offenba-
Gottes soll alles betreiben; sie zu vollent-
ist das Ziel der Geschichte. Die heilige
hichte stellt sich so als den Höhepunkt al-
Wissenschaft dar. Man sieht, wie diese
derung mit dem Leben Jesu in Zusammen-
steht, welches Renan geschrieben hat. Sein
atz kann als eine Auseinandersetzung der
dsätze angesehen werden, welche ihn in die-
Werke im Allgemeinen geleitet haben.

s ist ein kühner Ueberblick über das Ganze
Wissenschaften von ihren ersten begründen-
Anfängen an bis zu ihrem höchsten Ziel-
te hinan, was Renan versucht hat. Alle
welche bei ihren besondern Fächern hängen
en, werden sich ihm versagen. Eben die-
Ueberblick aber giebt den Untersuchungen
philosophischen Charakter. Renan jedoch
ihn nicht zur Schau; vielmehr nur eine
rische Probe für die Richtigkeit seiner all-
inen Ansicht sucht er zu geben an den
sachen aus der Geschichte der Wissenschaf-

Er kann aber nicht umhin dabei in Pole-
sich zu setzen gegen die, welche die Ab-
erung der Fächer festhalten möchten, um
nicht durch fremdartige Einmischungen in
cherheit gerathen zu lassen. Diese Polemik
et sich besonders gegen die Classen der
iker und der Theologen, welche der Philo-
ie feind sind und keine Einreden von dem

allgemeinen Zusammenhange der Wissenschaft und ihrer fortschreitenden Entwicklung anmen wollen. Seine Polemik ist nur skizzenhaft, sucht nur Thatsachen zu ihrer Stütze und sich auf allgemeine Grundsätze wenig ein; daher lässt sie auch viele Einwände zu und kann leicht missdeutet werden. Die Randbemerkungen, welche ihr beigegeben worden sind, suchen die Hauptvorwürfe zu entkräften, welche gegen die allgemeinen Grundsätze Renan's besonders von den Theologen gerichtet worden sind.

Wie gesagt, Renan ist der Erörterung allgemeiner wissenschaftlichen Grundsätze auf dem Wege gegangen, so viel als möglich, jedoch liess es die Beschaffenheit des Gegenstandes nicht zu. Die populäre Fasslichkeit seiner Darstellung wollte er einer schwerfälligen Gründlichkeit nicht opfern; das entspricht dem Publicum, mit welchem er sich verstanden wollte; ganz ohne Nachtheile aber konnte es nicht bleiben. Noch ein anderer Umstand hat zu ihrer Vergrösserung beigetragen. Aus dem Verlaufe, welchen die Geschichte unserer Bildung genommen hat, ist es hervorgegangen, dass die Naturwissenschaften unter allen besonders hervorstechen in einem hervorragenden Ansehen stehen. Um so verdienstlicher war es ihnen, aus der eigenen Geschichte nachzuweisen, dass sie die Grundlage unseres sittlichen Lebens und unserer moralischen Ansicht der Dinge unterrichten sollen. Dies hat Renan unternommen. Dieser Gang seiner Untersuchungen begünstigt aber den Anschein, als wollte er den moralischen Wissenschaften auch dieselben Grundsätze fortführen, welche in den Naturwissenschaften gelten. Dass dies nur ein falscher Schein ist, hat ausführlicher nachgewiesen

den müssen, weil von den naturalistischen Ausgangspunkten Renan's einiges auch über die Beurtheilung moralischer Dinge sich verbreitet hat. Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich vorzugsweise mit diesem Gegenstande, und es ist dabei besonders ein Gesichtspunkt von grosser Wichtigkeit hervorgehoben worden. Renan hat in sehr einleuchtender Weise gezeigt, dass die Natur in den Processen ihrer fortschreitenden Entwicklung auf eine immer stärkere Individualisierung hinarbeitet; dass diesem Prozesse ein anderer entgegengesetzter auf Verallgemeinerung ausgehender zur Seite steht, hat er nicht in derselben Masse verfolgt. Man kann nicht sagen, dass er diese Richtung des Lebens übersehen hätte; dadurch aber, dass er sie nur stillschweigend voraussetzt, fällt in seinen Auseinandersetzungen nur das halbe Licht auf den Gehalt des sittlichen Lebens, welches die Vereinigung beider entgegengesetzter Richtungen zu suchen hat.

Renan's Leben Jesu hat zu grosses Aufsehn gemacht, als dass man bei Prüfung seiner allgemeinen Weltansicht desselben uneingedenk bleiben könnte. Die Prüfung schlägt zu seinen Gunsten aus. Er ist in zahlreichen Angriffen auf sein Werk verderblicher philosophischer Irrthümer beschuldigt worden; von solchen Irrthümern finden wir nichts. Dieselben Angriffe auf ihn, welche von dieser Seite gemacht werden, würden den allgemeinen Gang der deutschen Philosophie, welchen sie seit Kant eingeschlagen hat, und nicht bloss ihre Ausschreitungen treffen. Richtige Grundsätze sichern aber nicht vor Fehlern in der Anwendung. In einem kurzen Nachwort ist auf die Gefahren hingewiesen, welchen ein jedes Unternehmen eine Biographie

Jesu zu geben sich aussetzt. Sie zu be-
 ist erst in neuerer Zeit häufiger gewagt w
 Es ist das keine Sache der Tollkühnheit
 rer Zeit. Das Bedürfniss, das Zeitliche m
 Ewigen in engerer Verbindung zu sehen, s
 frühern Zeiten es sich dachten, hat au
 diesen Unternehmungen getrieben. Man
 zweifeln, ob nicht noch jetzt unüberwin
 Vorurtheile ihnen entgegenstehen, ob die
 gen Vorarbeiten für sie schon zur Reife g
 men sind, aber dass sie ein nothwendiges
 betreiben, darf nicht bestritten werden.
 wiederholten Versuche können nicht ausbl
 nur in fortschreitenden Versuchen näher
 uns in allen historischen Untersuchunge
 Wahrheit.

H. Ritte

Du climat de l'Egypte, de sa valeur
 les affections de la poitrine, comme stati
 bernaie comparée à celles de Madère, d'
 de Palerme, de Naples, de Rome, de Ven
 Nice, d'Hyères, de Pau etc. Par B. Sch
 Médecin sanitaire de France à Alexandri
 gypte etc. Paris F. Didot frères, fils et
 1862. XXVIII und 358 S. in gr. Octav.

In diesem Buche sind zwei Theile zu
 nen; der erste behandelt das specielle
 Unter-Egyptens in dessen salutärer Eigen
 nach eignen Untersuchungen, der andere
 behandelt, auf Beispiele die Anwendung ma
 allgemeine Lehren der therapeutischen Klin

ge, welche freilich selber nur ein Theil ist der ganzen Klimatologie, aber eben dass der Verf. dies anerkennt und anwendet, bildet die Vorzüge seiner Arbeit.

Drei Jahre hat der Verf. in Alexandria zugebracht, beobachtet, meteorologische und biostatistische Thatsachen aufgenommen, auch Cairo und Mittel-Egypten besucht. Das Ergebniss seiner Untersuchungen ist, in geradem Widerspruch mit den Erfahrungen und ausgesprochenen Meinungen früherer, und darunter mit Recht hochgeschätzter, Aerzte, in Bezug auf das Verhalten dieses Klima's zur Lungen-Tuberculose dahin ausgefallen, »dass die Phthisis hier nicht nur nicht endemisch selten sei, sondern auch dass vor dem Klima durchaus zu warnen sei, sobald entschieden Zeichen von Lungen-Tuberculose sich kund geben« (S. 325). Diese neue und vereinzelt dastehende Einsprache dürfen wir billig der Beurtheilung jener Aerzte überlassen, welche aus eigener Erfahrung Kenner des Landes geworden sind, und welche daher berufener sind, das berühmte gewordene Klima Egyptens in solcher Hinsicht zu vertheidigen. Nur einzelne Punkte mögen in Bezug auf die specielle Klimatologie Unter-Egyptens zu einigen Bemerkungen Veranlassung geben, bevor wir zum zweiten, allgemeineren Theile uns wenden.

So sorgfältig der Verf. Thatsachen gesammelt hat und so viel klimatologische Einsicht er bekundet, hat er doch nicht hinreichend unterschieden das feuchtere, d. i. dampfreichere, höher saturirte Klima, wie es sich so nahe beim Meere in Alexandria und auch beim Nil findet, von dem trocknen, d. i. hier wirklich dampfarmen, niedrig saturirten, also auch evaporationskräftigen, ausserdem mit trockenem Erdboden

verbundenen, Klima der sogenannten »Sa-
ste«, richtiger aber nur Wüste, welches
unweit von Cairo beginnt. In der Wüs-
unzweifelhaft die Phthisis sehr selten, von
gal bis Syrien wird sie kaum genannt, wie noch
che andere Krankheitsformen dort absent
Ausserdem aber sprechen eben die statist
Zahlen, welche der Verf. aus der Bevölk
und aus den Spitälern anführt, alles erwogen
für die Seltenheit der Phthisis in Egypte
für deren Häufigkeit, wenn man sie ver
mit der in Europa vorkommenden Frequen
sie ja etwa $\frac{1}{7}$ der ganzen Mortalität einm
Es wäre zu bedauern, wenn man den Vo
dass man unmittelbar bei Cairo die Wüs
ben kann, an deren Grenze eine gross
von Krankheitsformen, und also deren Ur
Halt machen und zurückbleiben, nicht
benutzen, sondern verkennen und aufgeben
anstatt ihn erst wahrhaft schätzen und be
zu lernen. Als Krankheitsformen, gegen
die trockne und durstige, nur mumifici
nicht aber Fäulniss kennende, Wüste ihre
wohner eine entschiedene Freistätte ge
sind zu nennen: ausser der Phthisis die A
entzündung, der Aussatz, das maligne B
schwür, der Scorbut, Framboesie, Strumosi
tanus, chronische Hautleiden, Fettleibigkeit
cinom, Nierenleiden); auch die Ruhr ist s
die Malaria fehlt ausser in den Oasen (ende
ist Rheuma). In der That an den klimat
Gebrauch der Wüste knüpfen sich so m
Hoffnungen für die Zukunft, dass man l
Verwahrung einlegen muss, wenn die C
droht, dass er, sogar ohne genügende l
verkannt und verlassen werde. (Auch di
meel-Milch, diese Panacee der Beduinen

wenig versucht, vielleicht ist sie fähig, nach der Kirgisen, als Kumis in Gährung get zu werden; wer die Wirkungen der Kuernt, muss erwarten, beiläufig gesagt, dass Molken ihr bald Platz machen werden).

Auch die bekannte egyptische Ophthalmie der Verf. gelegentlich einen Mythos; es freilich auf der ganzen heissen Zone viel halmien (ausser, wie schon erwähnt ist, in ich trocknen, dampfarmen, evaporationskräft-Continenten), namentlich auch im südlichen und in Ostindien; aber die egyptische halmie scheint ausgezeichnet dadurch, dass Contagiosität besitzt; dies verdient gewiss re Beachtung.

Die meteorologischen Beobachtungen des Vfs Alexandria sind für die Temperatur im Winter zu niedrig ausgefallen; während der Jahre von October 1858 bis September 1861 ist er als Mittel des Januars nur $11^{\circ}.1$ C. (R.), da doch gleichzeitig Lesseps zu Port Suez (am Suez-Canal, auf gleicher Parallele, $17^{\circ}.5$ C. (R.)) fand, auch Russegger ebenso viel not, und endlich da die Temperatur der so Meeresfläche sicherlich nicht unter 12° R. set. Besonders werthvoll dagegen sind die Beobachtungen über die Winde, indem sie erweisen, dass hier (31° N.) im Winter der Regen mit kommt, während wenig weiter südlich (28° N.) Regen und Südwest-Wind, nicht mehr kommen. Dies ist abermals einer der Belege, wie sie längs der ganzen Nordküste Afrikas und in weiterer Fortsetzung durch Asien gefunden, dass dann, etwa bei 27° N. der rückkehrende Passat, herabsteigend, die kalten Winterregen des Subtropengürtels bringt. Dass hier so nahe einem Meere ein aus

der Richtung der Wüste und zwar der Sa-
kommender Wind der Regen bringende sein
musste früher so auffallend erscheinen (und
segger hatte hier noch den Regen als vom
her, mit den auch dann häufigen Nordwinden
mend, bestimmt angegeben), dass gewiss zu
schuldigen ist, wenn man den ersten Ang
auch zuverlässiger Forscher in diesem Pa
einen Irrthum (Druckfehler) unterlegen mo
wie es dem Ref. ergangen ist in seinen „K
tologischen Untersuchungen“ 1858, S. 632.
ganze geographische Windsystem wird so b
tigt durch das Regensystem, wie überhaupt
sich ergänzen; und dies mag gelegentlich
den Seefahrern empfohlen werden zur Beach
und zur Erwägung, welche noch immer
dem Banne Espy'scher oder Maury'scher F
tasien die allgemeine tellurische Vorstellung
den Winden zu gewinnen sich bemühen.

Ein zweiter eingewebter Theil beschäftigt
wie gesagt, mit allgemeinen Lehren der Kl
tologie, indem die auf dem Titel genannten
rühmten und beliebten Winter-Stationen (s
man sie bis jetzt nicht Sanitarien nennen k
verdienen sie doch wohl den Namen Salutar
verglichen werden. Bei dieser Gelegenheit
erlaubt erscheinen, einige Paralipomena, w
Ref. aus seinen allgemeineren klimatologis
Studien noch in sich trägt, betreffend die t
mische Variabilität der Klimate, ku
äussern, weil sie die Ergebnisselanger Ueberle
sind. Es handelt sich bei solchen Orten
Allem um eine milde Temperatur des Win
ohne störende Wechsel, also um ein äqual
nicht variables Klima (ausserdem vorzüglich
mehr oder weniger Trockenheit und Heiter
des Klima's). Man hat bisher dabei mehr

Die Einwirkung der heimischen Winter verwenden wollen, als positiv die Eigenschaften fremder Klimate benutzen; die Auswahl derselben ist eine besondere Wissenschaft hervorgerufen wird mit grosser Sorgfalt betrieben; indessen die Meteorologie selbst, muss man bekennen, hat noch wenig Veranlassung genommen, hier zur Frage kommenden praktischen Anwendungen nähere Antworten zu geben. Bei Vergleichen wünscht man ausser der reinen Temperatur auch die grössere oder geringere Variabilität mit einer gewissen Genauigkeit bestimmen zu können, und in dieser Hinsicht erkennt man bald, bestehen noch grosse Mängel, fehlt es noch sehr an den Mitteln zur vergleichenden Klimatologie, wie sicherlich schon jedem Klimatologen fühlbar geworden ist.

Man kann zweifach ist das hier zu erfüllende Erforderniss: ein theoretisches und ein praktisches, es bedarf sowohl

eine genauere Eintheilung und Terminologie der Temperatur-Variationen (oder Oscillationen), wie auch

eine genauere Methode sie zu messen.

In einem völlig äquablen Klima giebt es bekanntlich nirgends, das Thermometer befindet sich in einer ununterbrochenen, ablässigen Oscillation, dass es kaum eine Zeit hindurch gleich bleibt. Wir können uns ein völlig ruhiges, äquables Klima denken, es stellt sich eine gerade Linie, ein variables Klima wäre dann die Erhebungen und Senkungen einer geraden Linie in den mannigfach möglichen Curven, von den kleinsten bis zu den grössten, von denen freilich die kleinsten weder genau noch werth sind, gemessen zu werden. Es bedarf nun zuerst, wie man diese vielfachen Oscillationen oder Curven unterscheiden und ein-

theilen soll. Zunächst unterscheidet man unter gewiss sehr passend und natürlich: *Fluctuationen* und *Undulationen*; jene die direct mit dem Sonnengange parallel gehen, sie bilden also für jeden Tag und für jedes Jahr eine Curve, die anderen dagegen die nichtperiodischen, nur secundär von der Temperatur abhängenden (durch Winde, Abdunstung, Verdunstung, Niederschläge u. s. w. bestimmten) Schwankungen. Diese letzteren sind es, welche so mannigfache Wechsel darstellen, deren Eintheilung und Messung deshalb so schwierig ist; hier muss man ferner kürzere und längere Zeiträume abtheilen, und dann die Curven berücksichtigen in dreifacher Hinsicht: nach ihrer Höhe (*Amplitude*), ihre Frequenz (*Zahl der Wechsel*), und Raschheit des Wechsels (oder *Steilheit der Curven*). Uebrigens bezieht man die Variabilität im engeren, eigentlichen Sinne überhaupt nur auf kürzere Zeiträume; die Unterschiede zwischen extremen Monate des ganzen Jahrs oder zwischen beiden Jahreszeiten, Winter und Sommer, bezeichnet man nicht eigentlich darunter; wenn in einem Klima eine grosse jährliche *Fluctuation* der Temperatur besteht, d. i. eine grosse Differenz zwischen der mittleren Temperatur der extremen Monate, nennt man es ein *excessives* (oder *extremes*) Klima, dies findet sich vor Allem auf grossen Continente der höheren Breiten; — der Gegensatz dazu ist das *limitirte* Klima, es findet sich vor Allem auf kleinen Inseln der Äquatorialen Zone, auf Inseln der subtropischen Breiten, etwas weniger limitirt, jedoch nicht etwa unendlich variirbar werdend mit zunehmender Polhöhe.

Ein Klima also ist variabel oder äquabel (*constant*) zu nennen in Bezug auf die Temperatur-Curven gewisser kurzer Zeiträume.

und zwar könnte man ferner terminologisch nennen: in Hinsicht auf die senkrechte der Curven, breit variable, in Hinsicht auf die Frequenz derselben, frequent variable, und in Hinsicht auf die Raschheit Wechsel, rasch variable Klimate.

Wenn wir uns nun zur Methode der Messung wenden, so ist zu bedenken, dass die einfachste Methode wäre, die Vergleichung von einem selbstregistrirenden Thermometer mit den gezeichneten Curven-Linien oder wenigstens stündlich aufgenommener Beobachtungen, mit den Curven-Linien gedacht. Aber solche Beobachtungen sind so selten und werden auch immer spärlicher bleiben (und solche Vergleichung müsste als übertriebene Mikrologie erscheinen), dass die praktische Aufgabe sich beschränkend auf weniger enge Aufnahmen, auf das nach allfälliger üblicher und ausführbarer Weise gewonnene Material, darin bestehen muss, aus den dreimal täglich abgelesenen Zahlen eine Vergleichbarkeit der Variationen der Temperatur zu beschaffen.

Das Ergebniss längerer Erwägung scheint Ref. das Verfahren empfehlenswerth zu sein, um die Eintheilungen der Curvenlinien zu gewinnen, welche gemessen eine Vergleichbarkeit der Temperatur, bis zu einem gewissen genügenden Grade bewirken. Man unterscheide und messe: a. die tägliche Fluctuations-Breite, d. i. die Differenz zwischen den beiden extremen Stunden, der kältesten und der wärmsten; in dieser Hinsicht kann man Klimate »tageszeitlich excessive« und »irte«, benennen; erstere finden sich da, wo die tägliche Ausstrahlung sehr begünstigt wird, auf grossen Continenten, auch der heissen, zur Zeit grosser Heiterkeit des Himmels,

diese dagegen finden sich vorzugsweise auf
 nen Inseln aller Zonen; — b. die tägliche
 dulations-Breite, d. i. die Differenz zwischen
 absoluten Maximum und Minimum, — c. d.
 derjenigen Undulations-Curven, welche 2° R.
 treffen, innerhalb eines Tages (hierzu sind
 lich erforderlich wenigstens stündliche Abl
 gen); — d. die Differenz der sich folge
 Tage, ihrer mittleren oder auch der abso
 Temperatur (zweitägige Undulations-Amplit
 — e. die Undulations-Breite kleiner Tages
 pen (Tagfünften), der extremen Tagesmittel
 der absoluten Werthe; — f. die Undulat
 Breite der Monate, der extremen Tagesm
 oder der absoluten Werthe.

Variable Klimate werden vorzugsweise
 mittelt durch Windwechsel, finden sich also
 wo contrastirende Temperatur-Gebiete sich
 liegen, und ein reger Luft-Austausch nicht
 hindert wird durch schützende Höhen, daher
 Küsten grösserer Continente und auf Gebi
 Aequare Klimate aber finden sich vor allen
 kleinen Inseln. (Die Abweichung vom Ja
 mittel wäre zu nennen »zeitliche Anomalität«

Historia de España por Don Antonio
 vanilles. Tomo primero, 1860, 457, T
 segundo, 1861, 411, Tomo tercero, 1862,
 Tomo cuarto, 1862, 450, Tomo quinto, 1
 401 S. in Quart. Madrid, Libreria de San

Der Verf. bemerkt in dem aus wenigen
 len bestehenden Vorwort, dass es anfangs

ht gewesen, dem Wunsche der Real academie la historia zu entsprechen und ein Comum der spanischen Geschichte abzufassen, er aber dann dem Verlangen, die Geschichte s Vaterlandes in einem grösseren Werke ändig zu bearbeiten, um so weniger habe stehen können, als das historische Material edem Tage an Umfang gewinne und eine vernachlässigte Kritik in Sichtung dessel- immer mehr Einfluss behaupte. Ueber Plan, ode und Umfang, so wie über die Stellung bluss zu geben, welche er in Bezug auf ssung und Darstellung zu seinen jüngsten üngern einnehme, hat der Verf. nicht für derlich erachtet, ein Verfahren, das um so überraucht, wenn man das von der ge- haftesten Forschung zeugende Werk La- es in einer bereits starken Reihe von Bän- or Augen hat.

s wird immer grossen Schwierigkeiten un- gen, die geschichtliche Entwicklung der niedenen christlichen und maurischen Staa- paniens gleichzeitig zu verfolgen, ohne durch es Abspringen von einem Gegenstande zum n zu ermüden, den Zusammenhang zu zer- n, wohl gar in ein wirres Durcheinander rfallen. In dieser Beziehung ist Lafuente ner historia general de España mit grösse- Geschick als der Verf. des vorliegenden s verfahren, wie er denn überhaupt den- n in Sicherheit der Haltung und besonne- örterung hinter sich zurücklässt. Wie iner so umfangreichen und inhaltsschweren t kaum anders zu erwarten steht, sind alle Abschnitte derselben einer gleichmäs- Behandlung unterzogen; bei einigen geht Verf. mit grosser Sorgsamkeit in die sich

aufdrängenden Schwierigkeiten ein, bei an-
berührt er sie nur im leichten Vorüberstre-
Man vermisst nur zu häufig die richtige
schätzung und Vertheilung des Stoffes, und
wird manche bedeutungslose Angabe eines C-
nisten so weitläufig vorgetragen wie ein fo-
schweres Ereigniss. Und während der Vf.,
sen Streben nach einem möglichst unpartei-
Standpunkte die vollste Anerkennung ver-
kleinen Legenden und Heiligenbildern Zeit
Raum gönnt, bleibt die Entwicklung der
ren Verhältnisse nur spärlich bedacht. Da-
namentlich von der Stellung der Stände zu
ander und zum Königthum, von den Bedi-
gen, unter denen die Mozaraben und späte-
Mudejaren ihre bürgerliche Existenz fris-
Es hat der Hauptsache nach nur die ä-
Geschichte eine eingehende Berücksichtigung
funden, und wo sich die Darstellung dem
stigen Leben des Volks zuwendet, lässt sie
nur selten auf ein tieferes Erfassen dess-
ein. Der Verf. fusst in vielen Abschnitten
verkennbar auf einem Studium von Quellens-
ten, aber er geizt mit Belegstellen mehr al-
lig, verweist fast nie auf eins der zahlre-
Specialwerke der neuern Zeit und wo er a-
Widerlegung verbreiteter Ansichten über
sachen oder Persönlichkeiten eingeht, hat er
nur Mariana vor Augen.

Refer. verweilt nicht bei der Einleitung,
welcher der Verf. die Urgeschichte Spaniens
ner Beleuchtung unterzieht, das sichere Re-
gewinnt, dass dessen Bevölkerung von jehe-
kaukasischen Race angehört habe, oder be-
legenheit der ältesten Münzen, die von Sp-
zeugen, in die Klage ausbricht, dass ma-
Jahrhundert abgelaufen sei, bis Cadmus die Sc-

zige ins Leben gerufen habe. Auch die Darstellung phöniciſcher Anſiedelungen, der cartha- giſchen und römischen Herrſchaft, der erſten Geſtaltung eines gothiſchen Reichs möge hier übergegangen werden; theils weil der Verf. ſich innerhalb bekannter Grenzen bewegt und wenig Gelegenheit hat, mit den Reſultaten ſelbſtändiger Forſchungen hervorzutreten, theils um für die Beleuchtung ſolcher Abſchnitte der ſpaniſchen Geſchichte, die ſeit geraumer Zeit den Gegenſtand tiefgreifender Unterſuchungen abge- geben haben, den Raum nicht zu verkürzen. Es genüge hiſichtlich dieſes Zeitraums die Bemerkung, daß der Verf., neben einem Skelett der römischen Kaiſergeschichte, den Apoſtel Jacobus unter der Regierung Neros das Evangelium in Spanien verkünden und der heiligen Jungfrau am Bethaus in Zaragoza bauen läßt.

Mit einem Auszuge aus Tacitus, deſſen Schilderung germaniſcher Zuſtände auf alle jene Völ- kerfamilien, welche auf Rom drängten, gleich- mäßig Anwendung findet, gewinnt der Vf. den Uebergang zu den Weſtgothen, die er unter Teodoro gegen Attila — »la mas terrible fi- gura que presente la historia de la humanidad« — und deſſen Hunnen — »de raza negra« — kämpfen läßt. Die Geſetzgebung Eurichs wird einer kurzen, die Regierung Reccareds einer ge- dehnten Beſprechung um ſo mehr unterzogen, als die mit Vorliebe behandelten kirchlichen Fra- gen hier den Vordergrund füllen. Nach einer Kritik der von Geiſtlichen ausgehenden Berichte oder der aus Legenden genommenen Angaben ſucht man hier ebenſo vergebens, als man eine eingehende Berücksichtigung der auch in dieſen Blättern beſprochenen gründlichen Unterſuchun-

gen von Montesa und Maurique über spanische Legislation und der von der Academia historia veröffentlichten Cortes de los reinos de Leon y de Castilla vermisst. Die Katastrophe unter Don Rodrigo wird im Wesentlichen nach maurischen Berichterstattungen und der Einschaltung des Inhalts altspanischer Chroniken und der alphonsovinischen Chronik erzählt.

Gelangt der Leser hiernach zu dem Abschnitt mit der Ueberschrift Dominacion arabe, so wirft der Verf. mit gutem Recht die unbegründete Glaubwürdigkeit der Quellen, nach denen sein bekanntes Werk zusammentrug, legt andererseits der Hyperkritik von Dozy eine grosse Bedeutsamkeit bei. Mit Gewand ohne Zeit und Verhältnisse einer näheren Prüfung zu unterziehen, gleitet der Verf. über die Persönlichkeit Pelayos hinweg und fusst stattdessen auf einem festen historischen Grund. Bis zur Stunde eine sichere Scheidung der Wahrheit von der Dichtung nicht hat gelingen können. So namentlich der Kampf bei Cavales, in welchem die Legende mit der ritterlichen Auffassung der Romanze verschmilzt. Will man und wieder eine Kritik geübt, so gilt sie nicht den primitiven Quellen, sondern den Arzobispos Marianas und den gelegentlichen Bemerkungen Sandovals, der bekanntlich nie die Ehre erlangte, auf diesem Gebiete spanische Geschichte als Autorität zu glänzen. Die Darstellung der kleinen christlichen Reiche wird dem Leser als Thatsache entgegengetragen, ohne ihn mit den langen Geburtswehen derselben bekannt zu machen, die Zeitangabe der Niederwerfung der Franken im Thal von Roncesvalles als eine besondere Entdeckung gepriesen, die der

Bekanntschaft mit Einhard »secretario y o del emperador Carlo Magno« verdankt. Der zweite Theil beginnt mit der Regierung Don Garcia und erörtert, neben den Kämpfen mit Ungläubigen, vornehmlich die Stiftung Klöstern, den Bau von Kirchen und bespricht für Kunst und Wissenschaft durchbrechende am Hofe der Ommajaden, freilich mit dem tränkenden und nach Massgabe der Resultate wenig begründeten Zusätze, dass diese Reichthümer bei der arabischen Bevölkerung keinen Eingang gefunden habe und ausschliesslich der Persönlichkeit des Kalifen anzurechnen sei; »cuando de ser ilustrado el Califa, se perdera toda la de saber en el pais.« Der Schilderung der Unternehmungen des grossen Almanzor, dessen Vorkehrungen zur gänzlichen Vernichtung der kleinen Reiche im Norden die bedrängten Christen die »vespera mundi« zu erkennen geben, folgt man nicht ohne Interesse. Das schliesst sich auch mehr von den folgenden Abschnitten, in denen der Vf. sich dem Nationalhelden Spanien, dem Cid, zuwendet. Dem Ausspruche: *abula lo divinizo, la poesia canto sus glorias*, das der erste spanische Dichter, der el primer poema español lleva su nombre; *ambio la critica descarnada, injusta y fria,* zu negar que hubiese existido este personaje wird man unbedenklich beistimmen, und der Vf. den Gemahl Ximenes in sein bezeugtes historisches Recht wieder einzusetzen versucht ist, so fusst er nicht minder auf haltbaren Gründen, als auf dem Verlangen, den Inhalt der reichsten Poesie des spanischen Mittelalters für sein Volk zu vindiciren. Er zeigt ein, dass sich die Sage der Thaten des Helden bemächtigt und diese ins Wunderbare aus-

geschmückt habe, aber er behauptet mit
 dass, wenn man das poetische Gewand ab
 ein Kern zurückbleibe, der zur Genüge d
 terlichen Helden vertrete. Sonach ist e
 entfernt, den Angaben von Ferreras und
 zu folgen, welche das Geburtsjahr des C
 selbst das Haus, in welchem er das Lic
 Welt erblickte, mit Sicherheit namhaft m
 oder in dem Cid der Romanze und des D
 wie er im Herzen des Volks lebt, den
 über Valencia wiederzufinden, aber er e
 auch in der Dichtung die Grundzüge de
 sönlichkeiten und der Ereignisse wieder,
 geschichtliche Documente aufbewahrt
 Wenn in der neuesten Zeit eine einseitig
 tik beflissen gewesen ist, auf dem Grund
 bischer Berichte den Cid in der Haltung
 ordinären Wegelagerers darzustellen, so
 nur zu beklagen, dass Scharfsinn und C
 samkeit auch hier dem Verlangen dienen
 ten, durch ungeahnete Entdeckungen zu i
 schen. Ein genaueres Eingehen auf die F
 ches etc. von Dozy wird übrigens bei
 Gelegenheit vermisst, so wie andererseits die
 vollen Untersuchungen Hubers über den C
 Romanze und den Cid der Geschichte nich
 ten unbeachtet bleiben sollen.

In dem Apendice am Schlusse dieses z
 Theils giebt der Verf. die Gesta Roderici
 pidocti nach einer Handschrift, die Hein
 rend seiner geschichtlichen Nachforschun
 Spanien auffand, käuflich erwarb und nac
 lin brachte, von wo sie vier Jahre nac
 Tode desselben die Rückwanderung nach
 nien antrat.

Der dritte Theil beginnt mit dem

Regierung von San Fernando, welcher vom
 in den Worten »Grandes monarcas tuvo
 a, pero el mayor de todos fue S. Fernan-
 doch wohl zu hoch gestellt wird, während
 Sohn und Nachfolger nur der Ruf der
 samkeit unangetastet bleibt. Dass die
 lassung zu den herben Geschicken, welche
 o el Sabio trafen, lediglich von ihm selbst
 ragen sei, wie hier versichert wird, darf
 sehr in Frage gestellt werden wie die
 tigung zu der Benennung eines rey teo-
 welche ihm hier beigelegt wird. Bei wei-
 ingehender behandelt der Verf. die Käm-
 ragons mit dem französischen Königshause
 apel, wenn schon die Erzählung mehr auf
 arstellung Amaris, als auf der unvergleich-
 Chronik des Don Ramon Muntaner und
 r »Conspiration de Jean de Prochyta« zu
 en scheint.

Der Untergang des Tempelherrnordens hätte
 rweise weniger aphoristisch behandelt wer-
 llen, da die von Benavides herausgegebene
 Memorias de D. Fernando IV de Castilla
 id 1860) in Bezug auf diesen Gegenstand
 und reichhaltige Aufschlüsse gewähren.
 otive des von Philipp dem Schönen aus-
 len Angriffs auf den Orden werden vom
 ebenso richtig gewürdigt, als man seinem
 ruche: »No es nuestro animo que se crea
 bles á aquellos caballeros; en tiempos
 fíciles, en media de una sociedad tan cor-
 da no es posible que conservasea la pu-
 e su primitivo instituto. Y? como esta-
 as demas ordenes y las demas clases?
 abra juzgado á los victimas y á los ver-
 » gern beipflichten wird. Und wenn der

Verf., hieran anknüpfend, die Frage aufwirft, ob die Vorliebe für diese Zeiten des Mittelalters eine Berechtigung haben könne und dann fortfährt: *son buenos los presentes tiempos; somos copiantes de perversos originales. Ya no son los magnates, como entonces, los que affigian el trono; hoy solo son grandes propietarios, y viven en vida propia, reflejan luz prestada. Desgracia somos satelites que giramos á modo de gente extraña*«, so spricht daraus die eigentliche Natur des in seinem nationalen Gefühle verankerten Spaniers.

Im Schlusskapitel dieses Theils hält der Verf. für erforderlich, »decir algo, siquiera sea sumario, del estado del pais, de sus condiciones, de sus cortes, de sus estudios, de su legislación, de sus poetas y prosistas, y de sus adelantos en artes y ciencias, milicia y navigation« mit dem Zusatze, dass nur dadurch das Verständniss für den besprochenen Zeitraum gewonnen werden könne. Für die Erledigung dieser Aufgabe, deren Inhalt eine grössere Untersuchung verheisst als die Nomenclatur von Königen und deren Frauen und Infanten, hat der Verf. den Raum von kaum 40 Seiten für reichend befunden. Wie gern würde man die Aufzählung der Provincial-Concile schenken, statt ihrer der Durchbildung des städtischen Lebens eine grössere Aufmerksamkeit geschenken, oder die Phasen der castilischen Legislation vom 13. Jahrhundert, die Gründe, welche ihrer Einführung in die Praxis entgegenstanden, näher nanter hervorgehoben wären. Der Besprechung der damals blühenden oder in der Bildung begriffenen Universitäten werden nur wenige Seiten gewidmet, die poetische Literatur einer

urtheilung vom Standpunkte des 19. Jahrhunderts unterzogen. Gerechter ist die Kritik, welche über die Chronik von D. Alonso el Sabio gefällt wird.

Als Anhang dieses Theils findet sich eine kurze Erörterung des 1273 von Alonso gestifteten Ritterordens der Santa Maria de España, dem wahrscheinlich die Aufgabe gestellt war, den Kampf gegen den Glaubensfeind auf dem Meere zu bestehen. Belehrender sind die hierauf folgenden und zum ersten Male veröffentlichten Statuten des von Sancho IV gestifteten Ordens de la Banda.

Für den vierten Theil, welcher bis hart vor den Ausgang des letzten granadischen Krieges führt, giebt die reina catolica den Mittelpunkt ab. Man wird es dem Verf. nicht verargen, wenn er sich dieser Glanzzeit seines Volkes mit einer Liebe zuwendet, die auch untergeordnete Ereignisse in den Kreis der Darstellung hineinzieht und, im Gegensatze zu seiner bisherigen Behandlung des Stoffes, zahlreiche Nebenfiguren für die Ausschmückung des Bildes benutzt. Es spricht aus Liedern und Chroniken, aus Berichten, Correspondenzen und selbst aus Urkunden dieser Zeit ein Schwung der Begeisterung, ein unbegrenzter Drang nach Thaten, das Leuchten der Morgenröthe eines an Verheissungen überreichen Tages, dass unwillkürlich jeder in diesen Zauberkreis Eintretende sich wie vom Banne umstrickt fühlt. Selbst die widerwärtige Persönlichkeit Fernandos muss als Staffage zur Verherrlichung Isabellas dienen, und bricht ein Misston durch, so geht er in stolzen Siegesliedern, in Hymnen auf Gott und seine Heiligen, oder in schmerzlich-süssen Klageweis-

sen aus dem Alhambra unter. Das hat
cott erfahren, als er sich in diese Episo
castilischen Lebens versenkte.

Einer solchen Auffassung und einem
unmittelbaren Aneignen des geheimsten S
und Strebens jener Tage vermag allerding
ser Verf. nicht nachzufolgen. Die Ersch
gen sind ihm zu mächtig, als dass er sie
Deutung bewältigen könnte, und er b
sich damit, dieselben zu umschreiben u
ihren Folgen zu besprechen. Seine Aus
dersetzung, dass zur Beurtheilung der
ins Leben gerufenen Inquisition die Ans
unserer Zeit nicht massgebend seien, hätt
lich gespart werden können. Die Schil
der Kämpfe mit den granadinischen Maur
ruht auf zu bekannten Quellen, als das
der Erzählung eine neue Seite hätte ab
nen werden können, während zu wünsch
wesen wäre, dass der Verf. in Bezug a
Thronfolge Isabellas die Abhandlung von
Diego Clemencin (*Memorias de la real
mia de la historia*, T. VI) nicht gänzlich
achtet gelassen hätte. — Im Apendice
sich einige *Documentos relativos al an
Luna* (Benedict XIII).

Vom fünften Theile, welcher bis zur
tritt der Regierung von Philipp II. reicht
hört das erste Kapitel dem letzten Stadium
Kampfes mit Granada, das zweite dem
decken der neuen Welt. Hiernach geb
Verf. auf die Betheiligung Fernandos an
französisch-italienischen Kriegen ein, ei
schnitt, welcher, auch wenn von einer
kaum statthaften Vergleiche mit dem m
haften Werke Rankes Abstand genommen

chte Anforderungen am wenigsten zu be-
 igen vermag. Fast scheint es, als ob der
 nthum werthvoller Quellenschriften, welche
 über Karls VIII. und Ludwigs XII. italie-
 e Feldzüge, über die Politik des Aragone-
 die wechselnde Stellung Venedigs und das
 reifen von Kaiser Maximilian verbreiten, den
 von einem sachgemässen Studium zurück-
 reckt habe. Schon die Bekanntschaft mit
 beliebigen Auswahl französischer Memoi-
 aus jener Zeit oder mit einem Theil der
 ichtlichen Monumente, welche in dem Sam-
 erke von Godefroy zusammengestellt sind,
 e ein Urtheil, wie es hier über Karl VIII.
 t wird, » Objeto de odio y desprecio para
 ujos, carecia de todas las buenas cualida-
 deforme de cuerpo, corrompido de alma«
 zugelassen, ein flüchtiges Durchblättern
 Comines die Ligue von Venedig nicht vor
 Alpenübergänge des französischen Heeres
 a schliessen lassen. Hat der Verf., wie
 annehmen darf, sich der Hauptsache nach
 den Angaben der Coronica del gran capi-
 begnügt, so konnte die Wahl nicht einsei-
 getroffen werden.

ie politischen Verwickelungen Fernandos
 über dem Auslande und Castilien werden
 ner Kürze, die oft an Unverständlichkeit
 t, behandelt, während sich der Verf. über
 ne Ereignisse mit überraschender Umständ-
 it verbreitet. Das gilt z. B. von den
 heitssymptomen der unglücklichen Juana,
 ehelichen Verhältnisse Catalinas zu Hein-
 VIII., bei welcher Gelegenheit man auf die
 e längere Note in diesem Werke stösst,
 e die Frage, ob die Ehe Catalinas mit

ihrem ersten Gemahl, Arthur von Wales, tisch vollzogen sei, nach einem handschriftlichen Berichte discutirt; das gilt ferner von der Schlacht bei Ravenna, während die aller kürze, aber für die Gestaltung der inneren Verhältnisse Spaniens bedeutungsvolle Zeit der Herrschaft von Ximenez unbegreiflich karg dacht ist. Die Beurtheilung Fernandos: „el rey catolico uno de los mejores del mundo. sus defectos no eran del rey, eran del hombre.“ entbehrt in gleichem Grade aller Berechtigung wie der Zusatz: „Nada se hacia en el mundo sin su consejo y sin su voluntad. Influa en Italia y en Francia, disponia de Italia y de las leyes al mundo.“ Man kann sich der Uebersetzung nicht erwehren, dass stellenweise dem fünften Theile die letzte Uebersarbeitung nicht zu Theil geworden ist; spräche nicht überdies eine dem Schluss dieser Angehängte Bemerkung, es würde das ganze Kapitel mit seinen Aphorismen über politische und kirchliche Zustände, Sitte und Literatur Spaniens während der zweiten Hälfte des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts darlegen.

Das achte und letzte Buch beginnt mit der Regierung Karls I., ein Abschnitt, der sich im Vergleich mit dem vorhergehenden, durch Übersichtlichkeit, Feinheit der Beurtheilung und Frische der Darstellung auszeichnet. Die Darstellung Spaniens dem jungen, mit Sprache und Sitte des Landes wenig bekannten Regenten gegenüber, der Unmuth über die Habsburger Arroganz flämischer Günstlinge, die Vorzeichen einer ernsten Bewegung, die den Cortes von Santiago vorangingen und folgten — das

dem Verf. den Stoff zu einer exacten und
 ig durchgeführten Schilderung geboten, de-
 pitze die Schilderhebung der comunidades
 t. Doch möge daran die Bemerkung sich
 n, dass, wenn weniger die im Dienst und
 sse des Königthums schreibenden Histori-
 ls die verdienstvolle Arbeit Maldonados
 ria de las comunidades de Castilla) Be-
 chtigung gefunden hätten, der Vf. die Be-
 ung des Standpunktes, welchem die comu-
 gegen die nobleza einnahmen, nicht hätte
 hen können und sein Urtheil über die ei-
 che Richtung dieser merkwürdigen Bewe-
 sich anders gestaltet haben würde.

ber die hier gefällten Aussprüche in Be-
 uf Luther will Ref. nicht rechten; es sind
 en, denen man hundertfach bei ernsten
 rn begegnet, die in jedem Angriff auf die
 barkeit des apostolischen Stuhls den ver-
 en Angriff auf die bestehende politische
 sociale Ordnung wittern. Wenn der Verf.
 klärung abgibt, dass Luther die Anar-
 n ein System gebracht habe und dann
 rt: »Cuando se permite á los hombres
 arse contra la autoridad religiosa, debe
 irseles por el mismo principio que se
 en contra la autoridad politica; y segun
 table escritor, las novedades de Lutero
 n á destruir toda autoridad divina y hu-
 , so wird der Leser nicht verkennen, dass
 castilische Eindrücke und Anschauungen
 lie aus dem Spanier sprechen. Die Rüge,
 Luther seinen Widersachern häufig mit
 ser Derbheit entgegengetreten sei, wird
 sich immerhin gefallen lassen müssen,
 ad der gegen den Reformator erhobene

Vorwurf »predicaba moral laxa« der Wirkung nicht bedarf, sollte er sich auch an die bekannte Doppelehe des Landgrafen hängen, der in diesem Falle mit dem Kurfürsten von Sachsen verwechselt wird.

Die folgenden Abschnitte, welche sich auf den vieljährigen Kämpfen Karls gegen den römisch-katholischen Nebenbuhler beschäftigen, beruhen hauptsächlich auf dem apologetisch gehaltenen Sandovals, ohne französische, deutsche und italienische Quellen bei Erledigung wichtiger Gegenstände zu Rath zu ziehen. Die Schlacht bei Pavia und die Gefangenschaft von Franz I. werden mit einer Redseligkeit behandelt, die im Gegensatz zu den kaum berührten ständlichen Verhältnissen Spaniens unangenehm auftritt. Das scheint der Verf. selbst zu fühlen, was er später mit dem Geständnisse nicht zurückhält: »Tal vez hayamos dicho mas de lo que pedia la indole y dimensiones de nuestra obra.« Erstürmung Roms, deren politische Motive keine Erwähnung finden, wird als ein Act roher Barbarei hingestellt. Habe doch selbst Hannibal und Attila in heiliger Scheu den Angriff auf die ewige Stadt nicht gewagt. Benehmen des Kaisers bei dieser Gelegenheit anbelangend, so beschränkt sich der Verf. auf die überraschende Bemerkung, dass wenn derselbe nicht unverzüglich die Entlassung des Papstes aus der Gefangenschaft angeordnet hätte, der Grund in seiner Abhängigkeit von der Schwäche des zuchtlosen Heeres zu suchen wäre. Das Klosterleben Karls hat in der neuesten Zeit so vielfach den Gegenstand specieller Untersuchungen abgegeben und ist, abgesehen von den vortrefflichen Arbeiten Gachards und Mi-

durch Stirling einer so minutiösen Behandlung unterzogen, dass es unbillig sein würde, hier auch nur nach einem erläuternden Zusatze zu machen. Dagegen kann die nach herkömmlicher Abfassung gegebene Charakteristik des Kaisers um so weniger befriedigen, als die von Lanz, Meine und Gachard edirten Correspondenzen desselben, die Papiers d'état du cardinal de Granvelle und die venetianischen Gesandtschaftsberichte in das geheime Leben dieses merkwürdigen Mannes einen Blick erlauben, der früheren Historikern nicht gestattet war.

So tritt der Verf. im letzten Kapitel an die, wie er selbst sagt, hässliche Periode der Regierung Philipps II. heran, »que tanto se presta al panegirico como á la satira.« Der Gegenstand ist ein zu interessanter, als dass er hier nicht einer kurzen Besprechung unterzogen werden sollte, um so mehr als wir in Cavanilles den Verfechter einer Reaction in der Auffassung Philipps kennen lernen, die bekanntlich auch ausserhalb Spaniens, wenn schon schüchtern und in dünner Vertretung, Boden zu gewinnen sucht. Ist es kranker Patriotismus, ist es die Folge einer s. g. conservativen Doctrin, die keine Schranken kennt und keine Bedenken in der Consequenz, die politische Frage von der kirchlichen und nach Befinden diese von jener bedingen lässt und jede abweichende Richtung als Häresie kennzeichnet — kurz der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, Don Philipp gegen jede wider ihn erhobene Beschuldigung zu vertheidigen. Bis dahin, klagt er, kannte der Spanier kein anderes Bild von dem Leben dieses Königs, als das von politischen und religiösen Gegnern desselben entworfene, und erst der

neuesten Zeit ist es beschieden, durch historische Nachforschungen Documente ans Licht zu ziehen, vor welchen die gangbaren Verlänge verstummen müssen. Wie? Hat nicht Philipp in Cabrera einen Biographen gefunden, der ein mustergültiger genannt werden könnte? nicht die Umstände, unter denen er seine Retenzen und Beschönigungen gezwungen? Genügt etwa auch ein Herrera nicht schon mit dem Titel seines Werkes (*Historia del mundo en el reyno del rey D. Felipe II.*) die Verherrlichung dieses unseligsten aller Monarchen zu entkräften? Was aber die Dinge aus Archiven gewonnenen Beweise anbelangt, so liegt die Erwiderung nahe: keine Anklage so schwer auf dem Könige als sein Verfahren gegen Montigny, bei andern Gelegenheiten die Lüge, Feigheit und Unkeuschei desselben so schneidend uns entgegentritt. Die hierauf bezüglichen Actenstücke finden sich im vierten Theile der *Coleccion de documentos ineditos* abgedruckt, dem reichhaltigsten Sammelwerke für die spanische Geschichte. Beschränkt sich der Verf. etwa darauf, die Anschuldigung des Morde an Elisabeth oder des Infanten Carlos zu entkräften? so würde richtiger Gachard als derjenige bezeichnet werden müssen, der die Nichtgültigkeit der Traditionen, die hauptsächlich durch Voltaire und Alfieri — *«enemigos de toda autoridad real»* — Verbreitung gefunden haben sollte, härteste, nicht aber der hier besonders Charles de Mouy.

Philipp II., fährt der Verf. fort, war der weiseste und staatsklügste Regent, den Spanien je gehabt hat, und als Beweis, d

den Panegyriker dieses grossen Königs geben beabsichtige, fügt er hinzu: Es liegt Finsteres und Abstossendes in seinem Wesen, so dass ich, wenn ich mir unter den spanischen Königen einen Freund auszuwählen hätte, nicht bei dem Schöpfer des Escorial bleiben würde. Und diesem Ausspruche man gern beipflichten, sei es auch nur in der Meinung des einst in Castilien gangbaren Spruchs: »Von Philipps Lächeln ist es nicht bis zur Spitze seines Dolches.« Der Versuch einer Rechtfertigung des Königs, einer Auseinandersetzung zwischen seiner religiösen und politischen Richtung, wenn er durch Alba den Kampf dem Vorsteher der Christenheit aufnehmen möchte auf sich beruhen, desgleichen die Meinung des für England dadurch verscherzenden, dass statt Philipps eine Elisabeth katholischen Maria auf dem Thron folgte, ist ausser allem Zweifel und die beweisenden Documente liegen vor Jedermanns Augen, der König den Regierungsantritt der Tochter Anna Boleyn begünstigte, bemerkt der Verfasser aber ohne hinzuzufügen, wie lange Erstes die junge Königin mit Anträgen seiner Handlung anginge. Philipps Ketzerverfolgung, deren Veranlassung durch Benutzung neuerer auf diesen Gegenstand bezüglichen Werke (Thomas Carlyle, *history of the progress and suppression of the reformation in Spain* und Adolfo de Cavanilles, *historia de los Protestantes y de su persecucion por Felipe II*) eine ganz andere geworden sein würde, wird damit entschuldigt, dass die Tyrannen jener Zeit mit gleicher Härte gegen Altgläubigen verfahren seien und dass Luther *clamabat sanguine*. Der Umstand, dass der

König die Inquisition für seine politischen Zwecke dienstbar zu machen wusste, wird gegangen.

Die diesem Theile beigegebenen Documente betreffen die Gefangenschaft von Franz I.

Hiermit schliesst das Werk, dessen wie eine beigelegte Notiz meldet, am 2. Februar 1864 aus dem Leben abgerufen wird. Der Frage, ob ein Dritter sich der Fortsetzung desselben unterziehen werde, geschieht Erwähnung.

Untersuchungen über elektrische Nervenreizung. Von Adolf Fick. Mit 2 Tafeln Text eingedruckten Holzstichen. Breslau: B. Schwabe, Druck und Verlag von Vieweg & Sohn. 1864. 51 S. in Quart.

Es sollte ermittelt werden, nach welchem Gesetze die Erregungsstärke eines nervösen Elementes von der Stärke des auf dasselbe wirkenden Reizes abhängt. Als Massstab für die Erregungsstärke motorischer Nervenfasern kann man die Arbeit der von der Faser abhängenden muskulösen Elemente ansehen. Man darf allerdings a priori nicht erwarten, dass die Muskelarbeit ein ganz directes proportionales Mass für die Erregungsstärke des motorischen Nerven ist, aber sie ist jedenfalls eine Function derselben und es kann also auch umgekehrt die

stärke als Function der Muskelarbeit dar-
 st. werden.

Im das Gesetz der Abhängigkeit der Mus-
 kelarbeit von der Grösse des Reizes zu ermit-
 teln wurde die Arbeit des Muskels aus der
 Steighöhe bestimmt. Im Gegensatz zu dem
 ähnlichen Verfahren nach Ed. Weber »die
 Steighöhe« eines Muskels zu finden, ging Verf.
 folgender Betrachtung aus. Der Muskel
 ist im Moment seiner Zusammenziehung eine
 Last, vermöge welcher der Last eine Ge-
 windigkeit gegeben wird, die sie auf eine
 grössere Höhe emporbringt, als diejenige,
 von welcher sie der zusammengezogene Muskel
 im Gleichgewicht zu halten vermag. Das Pro-
 dukt der Last in diese ganze Steighöhe muss
 der Nutzeffect der Muskelzusammenzie-
 hung betrachtet werden — wie wenn wir einen
 Stein auf ein Dach werfen. Die so definirte
 Muskelarbeit wurde am Pflüger'schen Myogra-
 m numerisch bestimmt.

Diese fundamentale Untersuchung führte nun
 zu anderen Ergebnissen, als den vermu-
 theteten. Man hätte erwarten sollen, die Muskel-
 arbeit werde nur dann Null sein, wenn der
 Reiz Null ist, und unendlich kleinen Reizwer-
 then unendlich kleine Werthe der Mus-
 kelarbeit entsprechen. Ferner: dass die Mus-
 kelarbeit mit wachsender Reizstärke anfangs
 rasch und dann immer langsamer wachse, der-
 art, dass die Muskelarbeit sich ihrem Maxi-
 mum ganz allmähig — asymptotisch — nä-
 hert. Beide Vermuthungen fanden sich nicht
 bestätigt, vielmehr erwiesen die Versuche mit
 nur wünschbaren Schärfe das folgende

z:

Die Muskelarbeit ist Function der eines während einer bestimmten kurzen den Nerven durchfliessenden elektrischen mes. Diese Function hat den Werth Null alle Werthe der Stromstärke, welche unter gewissen endlichen messbaren Grenzen. Wächst die Stromstärke über Grenze hinaus, so wächst der Werth der tion von Null an continuirlich und proportional dem Wachsthum der Stromstärke. Ueberschreitet die Stromstärke einen gewissen Werth, hört das Wachsthum der Muskelarbeit plötzlich discontinuirlich auf und sie behält für den grösseren Werth der Stromstärke ein proportionalem Wachsen erreichten Maximum werth.

So lange also die Reizstärke gering bleibt die Muskelarbeit Null. Wenn sie über messbaren Werthen der Reizstärke positiv the erhalten hat, so wächst sie dann mit ständiger Geschwindigkeit, d. h. proportional dem Wachsthum der Reizstärke und das Wachsthum der Muskelarbeit hört endlich nicht allmählich auf, sondern plötzlich auf. Die Curve, den Gang graphisch darstellt, besteht aus drei in Winkeln zusammenstossenden Stücken.

Diese wichtigen Resultate wurden auf demselben Wege erhalten. Verf. führte den N. ischiadicus eines Frosches einen Reiz von bestimmter Stärke zu und mass die Arbeit, welche der zugehörige M. gastrocnemius vollbringt. Sollte die gefundene »Wurfhöhe« die wahre Muskelarbeit, wie Verf. vermuthet, nicht unterschätzen lassen, so muss die gemessene Leistung den ausgezeichneten

einstimmenden Versuchs-Resultaten zufolge eine ihr proportionale Grösse sein. Jedenfalls muss eine veränderliche Grösse, welche, wie die vom Verf. definirte Muskelarbeit, in einem so merkwürdigen und einfachen Zusammenhange mit einer anderen Veränderlichen, der Reizstärke, steht, eine Grösse von fundamentaler Bedeutung sein.

Als Reiz wurde ein elektrischer Strom angewendet, welcher während einer sehr kurzen immer gleichen Zeit den Nerven durchfloss. Die Stromstärke wurde durch Stromverzweigung variiert. In der Nebenschliessung konnte der Widerstand durch einen Stöpselrheostaten in bekanntem Masse willkürlich verändert werden; die höchsten Werthe des Widerstandes, die in Betracht kamen, betrugen 1500—1800 Siemens'sche Einheiten. Sie waren sehr klein im Verhältniss zu den Widerständen sowohl in der Hauptschliessung, welche die vom Strom durchflossene Nervenstrecke enthielt, als in der Stammleitung, d. h. dem unverzweigten Theil der Leitung, welcher die galvanische Batterie enthielt. In beiden betrugen die Widerstände mindestens 40000 Einheiten. Unter diesen Umständen ist bekanntlich die Stromstärke in der Hauptschliessung ziemlich genau proportional dem Widerstande in der Nebenschliessung.

Eine neue Einrichtung der unpolarisirbaren Elektroden empfiehlt der Verf. (S. 8) angelegentlichst.

Die Nervenirregung ist damit noch nicht als Function des Reizes dargestellt, wenn man die Muskelarbeit als Function des Reizes dargestellt hat. Da aber die Muskelarbeit von der Reizgrösse in so einfacher Weise abhängt, so ist

nicht denkbar, dass die vermittelnden Abhängigkeiten der Muskelarbeit von der Nervenregung und der Nervenregung vom Reiz verwickeltere Form haben. Man sieht, die variablen Grössen Reiz, Erregung, Muskelarbeit in derartiger Abhängigkeit von einander, dass das Wachsen der einen proportional dem Wachsen einer jeden von den beiden anderen.

Was die beiden Stücke des Verlaufs der oben experimentell ermittelten Function betreffen, in welchen, wie erörtert, eine Veränderung der Variablen nicht stattfindet, so lässt sich darüber Folgendes annehmen. Es ist ganz sehr wahrscheinlich, dass die überaus kleinen Molekulargruppen des Nerven nur eines leichteren Anstosses bedürfen, um merklich ihrem Gleichgewicht gestört (*erregt*) zu werden, als die viel trägere Muskelmoleküle.

Es ist ferner geradezu nothwendig, über ein gewisses nicht sehr bedeutendes hinaus der Muskel mit einer Zuckung gar nicht arbeiten kann. Es ist nun nicht unangebracht anzunehmen, dass diese maximale Arbeit des Muskels schon durch eine verhältnissmässig kleine Nervenregung ausgelöst wird, d. h. eine Erregung, welche noch lange nicht den höchsten Grad von Erregung darstellt, den der Nerv fähig ist. Auch der Umstand ist keineswegs mechanisch undenkbar, dass die Muskelarbeit, so lange sie überhaupt wächst, genau dem Wachsthum der sie auslösenden Nervenregung genau proportional wächst.

Dass in der That die ganze anscheinend paradox verlaufende Function, welche die Abhängigkeit der Muskelarbeit vom Nervenreiz

wiesenermassen darstellt, keinem mechanischen Grundsatz widerspricht, würde sofort klar sein, so wie es gelänge, eine mechanische Vorrichtung zu ersinnen, welche nach demselben Gesetz wirksam wäre. Beispielsweise denke man sich nun parallel neben einander eine grosse Anzahl — etwa 100 — Pistolenläufe alle mit gleicher Ladung. Auf jedem stecke hinten ein Zündhütchen und darüber eine Klappe, welche es zum Explodiren bringt, wenn sie mit einer gewissen Kraft niedergedrückt wird. Die sämtlichen Klappen wollen wir uns in Charnieren drehbar und aufgerichtet denken. Sie stehen dann alle in einer Reihe und können durch einen Körper, welcher sich in der Richtung der Reihe bewegt, nach einander niedergeworfen werden. In dieser Richtung stellen wir uns in einiger Entfernung von dem beschriebenen Geschütz einen anderen Lauf vor, dessen Ladung variabel zu denken ist; er soll mit N bezeichnet werden. Die aus ihm geschossene Kugel wird also die hundert Klappen nach einander niederwerfen können. An jeder Klappe aber wird sie ein ganz bestimmtes Mass ihrer lebendigen Kraft einbüssen. Vor dem zuletzt gedachten Lauf N denken wir uns noch ein Brett aufgestellt von ganz bestimmter Stärke, dessen Durchdringung ein ganz bestimmtes Mass von lebendiger Kraft erfordert und das die Kugel vorher durchdringen muss, ehe sie die Klappen erreicht. In diesem Bilde soll das hundertläufige Geschütz den Muskel bedeuten, die lebendige Kraft der die Klappen niederwerfenden Kugel die Nervenregung und die Ladung des Laufes N den Reiz. In der That hängt aber die Arbeitsleistung des hundertläufigen Geschüt-

zes von der Ladung des einzelnen Laufes nach genau demselben sonderbaren Gesetz, nach welchem die Muskelarbeit von der Stärke abhängt. Natürlich muss man noch nehmen, dass die auslösende Kugel keinen Widerstand findet als das Brett und Klappen, und dass sie keine Klappe überwinden kann. Bleibt nämlich jetzt die Ladung des Laufes N — sie heisse r — unter einer gewissen Grenze — sie mag mit a bezeichnet werden — so kommt die Kugel gar nicht zu Klappen, sondern ihre lebendige Kraft genügt höchstens, das vorgestellte Brett zu durchdringen. Ist die Ladung des einzelnen Laufes um ein Gewisses grösser als a , so kommt die Kugel noch mit einer gewissen Kraft zu Klappen und drückt eine Anzahl derselben nieder, welche genau proportional ist dem Ueberschuss der Ladung über den Werth a , da unter der Voraussetzung die Kugel für jede Klappe dasselbe Quantum Arbeit braucht. Eine Ladung von $r - a$ genau proportionale Anzahl von Läufen des Geschützes werden also abgeschossen und mithin eine $r - a$ proportionale Arbeit schliesslich geleistet. Verstärken wir nun die Ladung des Laufes N immer mehr, so werden wir zu einer Grenze kommen, wo die lebendige Kraft der auslösenden Kugel gerade ausreicht, alle hundert Läufe des Geschützes loszuschiessen. Von dieser Grenze an hört dann die Arbeitsleistung ganz plötzlich auf zu wachsen. Eine noch so grosse Ladung des Laufes N kann immer höchstens bewirken, dass alle hundert Läufe abgeschossen werden, mag damit die lebendige Kraft der auslösenden Kugel gerade erschöpft sein,

mag dieselbe mit einem noch so grossen Rest von Geschwindigkeit weiter fortfliegen.

Das Wesentliche der beschriebenen mechanischen Vorrichtung fasst sich dahin zusammen: Wir theilen einem Körper lebendige Kraft mit, dieser löst in einem anderen Körper lebendige Kraft aus; lassen wir die mitgetheilte lebendige Kraft von Null an wachsen, so ist die ausgelöste lebendige Kraft fortwährend Null, bis sie mitgetheilte lebendige Kraft eine gewisse Grenze a erreicht; lässt man aber dieselbe weiter wachsen, so wird wirklich lebendige Kraft ausgelöst und zwar ein Quantum, welches genau proportional ist dem Ueberschuss der mitgetheilten lebendigen Kraft über den Grenzwert a . Dies proportionale Wachsen gilt für alle Werthe der lebendigen Kraft, die grösser als a und kleiner als ein zweiter Grenzwert b sind, selbst für diejenigen, welche dem Werthe a unendlich benachbart sind. Das Wachsen der ausgelösten lebendigen Kraft hört also bei dem der Grenze b entsprechenden Werthe discontinuirlich auf. Wird nun auch noch so viel lebendige Kraft an den ersten Körper mitgetheilt, so wird doch immer nur so viel lebendige Kraft ausgelöst, wie wenn ein b gleiches Quantum lebendige Kraft mitgetheilt würde. Dies ist also ganz derselbe Fall wie beim Muskel.

Die diesem sinnreichen Beispiel zu Grunde liegende Anschauung ist gleichwohl nicht in aller Strenge richtig. Dies ergibt das folgende Kapitel (S. 22 — 39), welches die Abhängigkeit der Muskelarbeit von der Dauer eines den Nerven absteigend durchfliessenden elektrischen Stromes untersucht. Auf eine ausführliche Darle-

gung muss hier verzichtet werden und einige Resultate können ganz kurz erwähnt werden. Es ergibt sich, dass das Wachse Zuckung mit wachsender Dauer eines der ven absteigend durchfliessenden Stromes in einem stetigen Zug, sondern absatzweise schiebt, so dass endlichen Reihen von W der Stromdauer eine und dieselbe Zuckung entspricht. Ein solcher Absatz ist unzweifelhaft allemal vorhanden, jedoch ist es nicht wahrscheinlich, dass zwei (oder mehrere) geben. In der That wird erwiesen, dass, ein elektrischer Strom den Nerven durch in demselben eine gewisse Zeit nach dem Einbrechen des Stromes plötzlich ein neuer Gang beginnt, sei dies nun ein neuer Ruckstoss, sei es eine Zustandsänderung des Nerven vermöge deren der Erfolg des gleichen Ruckstosses ein anderer wird.

Auch über das dritte Kapitel (S. 40—) Betreff der Abhängigkeit der Muskelarbeit von der Stärke und Dauer eines den Nerven steigend durchfliessenden elektrischen Stromes muss auf das Buch selbst verwiesen werden.

Die Erläuterung des Textes durch die gedruckten, zahlreichen Holzschnitte ist vorzüglich zu nennen. Schliesslich kann die einfache und doch elegante Darstellungsweise des Verfs. um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, weil sich bei anderen moderneren Schriftwerken ähnlicher Richtung so häufig gespreizter Ton bemerklich macht, der auf dem fernen Stehenden mitunter komisch zu wirken geeignet ist.

W. Krause

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

22. Februar 1865.

Die Lehre von den elliptischen Integralen und den Theta-Functionen. Von K. H. Schellbach. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1864. 8.

Für die Darstellung der Theorie der elliptischen Functionen bieten sich gegenwärtig zwei verschiedene Wege dar. Der ältere, rein analytische ist bekanntlich von Jacobi und Abel eingeschlagen. Der andere geht aus von der geometrischen Repräsentation der complexen Zahl, wie sie von Gauss angeregt ist, und verläuft auf dem so gewonnenen neuen Gebiete der Theorie der Functionen complexer Grössen, zu der Cauchy den Anstoss gegeben und die von Riemann in höchst eigenthümlicher Weise zur Ausbildung gebracht worden ist. Den einen wie den andern Weg finden wir auch in den neueren Lehrbüchern. Die rein analytische Methode verfolgt in Jacobischer Weise das Lehrbuch von Durège (Theorie d. ell. F. Leipzig 1861). Der Verf. hat sie gewählt, weil sie weniger Vorkenntnisse voraussetzt. Aber er erkennt selbst an,

dass die **Behandlungsweise**, die von der Theorie der complexen Functionen ausgeht, wie sie bisher noch nicht in Riemanns Weise) von Weierstrass und Bouquet gewählt ist, »allein eine der besten Vorstellungen von der Natur der elliptischen Functionen, namentlich von dem Wesen der doppelten Periodicität zu gewähren vermag.« Dieser älteren Weg hat, wie Durège und aus denselben Gründen, auch der Verf. des vorliegenden Buches eingeschlagen. Doch sind, wie im Plane der Durchführung, beide Bücher wesentlich verschieden. Durège kommt es auf die Entwicklung der Theorie der elliptischen Functionen an. Er verfolgt ein consequent durchgeführtes System und geht dabei auf Rechnungsmethoden nur so weit ein, als sie innerhalb dieses Systems ihre Stelle finden. Dagegen lässt sich aus dem Titel des vorliegenden Buches von Schottky vermuthen und die Vorrede bestätigt, dass die Absicht des Verfs nicht dahin geht, eine vollständige Theorie der elliptischen Functionen zu geben. Er will vielmehr den Leser in der Behandlung und Berechnung der elliptischen Integrale einüben, und als hauptsächlichste Hilfsmittel für diese Berechnung dienen ihn die Thetafunctionen. Die so präcisirte Aufgabe gewiss ihre Berechtigung und auch neben der rein theoretischen Darstellung ihre grosse Bedeutung. Aber es liegt eine Gefahr darin, dass die Einübung von Rechnungsmethoden auf dem Fundament der eigentlichen Theorie ganz theilweise zu verzichten, die Gefahr, dass der systematische Zusammenhang leicht verloren und wenigstens verdunkelt wird. Und diese Gefahr ist um so grösser, wenn bei einem Formelreichtum, wie ihn die Thetafunctionen darbieten, der Blick des Lesers auf das Einzelne gerichtet

von der Uebersicht des Ganzen abgelenkt wird. Dieser Gefahr ist das Buch keineswegs vollständig entgangen. Schon das allgemeine Inhaltsverzeichnis gibt ein merkwürdiges Hin- und Herspringen in der Anordnung der behandelten Materie zu erkennen, und dieses tritt bei genauerem Studium des Buches noch deutlicher hervor.

Der theoretische Theil beginnt (Abschnitt 1) mit der Definition des allgemeinen elliptischen Integrals und dessen Reduction auf die Normalform. Der allgemeine Gedankengang ist folgender. Nachdem das Polynom unter der Quadratwurzel von der dritten Potenz der Variabeln befreit ist, wird bewiesen, dass durch eine Substitution $z = \lambda + \mu x$ mit reellem λ und μ stets die Coefficienten von x^4 und x^0 einerseits, sowie die von x^3 und x andererseits einander gleich gemacht werden können. Die neue Sub-

stitution $x = \frac{1+t}{1-t}$ transformirt dann die Qua-

dratwurzel in $y = \frac{2\mu}{(1-t)^2} \sqrt{\alpha + 2\beta t^2 + \gamma t^4}$,

worauf die weitere Reduction des Differenzialausdrucks $f(x, y) dx$ auf die drei Legendreschen Normalformen im wesentlichen übereinstimmend mit der von Legendre gegebenen Methode geschieht. Eine neue von Weierstrass herrührende Art, das elliptische Differenzial auf die kanonische Form zu bringen, gibt der Verf. im 13ten Abschnitte (fast am Schlusse des theoretischen Theils). Man sieht aber in der That nicht ein, warum sich dieselbe nicht unmittelbar an den 1. Abschnitt anschliesst. Statt dessen geht der 2. Abschnitt zu den Thetafunctionen über, oder vielmehr er stellt ganz ohne Uebergang alge-

braische Identitäten auf, die zu den Thetafunctionen führen. Und doch wäre ein wirklicher Uebergang hier ebenso nothwendig als herzustellen gewesen. Nach Unterscheidung der drei elliptischen Integrale konnte im Anschluß an den historischen Entwicklungsgang der Theorie darauf hingewiesen werden, dass die umgekehrten Functionen $\sin am$, $\cos am$, Δam das Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Dann lag die Darstellung von Quotienten unendlicher Reihen nahe, deren Zähler und Nenner $= 0$ werden, wenn jene Functionen bezw. die Werthe 0 und ∞ annehmen. Damit wäre man mitten in die Thetafunctionen hineingeführt, und es hätten nun die Untersuchungen des 2ten Abschnittes naturgemäss angeschlossen.

Die Entwicklungen, durch welche der Uebergang zu der Grundformel der Thetafunctionen gelangt, haben etwas Künstliches an sich. Durch

geschickte Zerlegung des Quotienten $\frac{1 - axr^{n-1}}{1 - r^n}$ in $\frac{1 - xr^{n-1}}{1 - r^{n-1}} \cdot \frac{1 - r^{n-1}}{1 - r^n} + x \frac{1 - ar^n}{1 - r^{n+1}} \cdot \frac{1 - r^{n+1}}{1 - r^n}$ ergibt sich die Formel

$$\frac{1 - axr^{n-1}}{1 - r^n} = \sum_{s=0}^{n-1} x^s \cdot A_s \cdot X_{n-s-1} = \sum_{s=0}^n x^s \cdot A_s$$

in welcher zur Abkürzung

$$(1 - a)(1 - ar)(1 - ar^2) \dots (1 - ar^{n-1})$$

$$(1 - r)(1 - r^2)(1 - r^3) \dots (1 - r^n)$$

und entsprechend

$$(1 - x)(1 - xr)(1 - xr^2) \dots (1 - xr^{n-1})$$

$$(1 - r)(1 - r^2)(1 - r^3) \dots (1 - r^n)$$

gesetzt ist. Nimmt man für n der Reihe nach die ganzen Zahlen 1, 2, 3, . . . n und man

irt die einzelnen Resultate, so erlangt man die Gleichung

$$(1) \quad \frac{(1-ax)(1-axr)(1-axr^2)\dots(1-axr^{n-1})}{(1-r)(1-r^2)(1-r^3)\dots(1-r^n)} \\ = \sum_0^n x^s \cdot A_s \cdot X_{n-s}.$$

Aus dieser ergeben sich dann durch künstliche Specialisirungen die nach den Potenzen von x geordneten Reihen für das Product

$(1-x)(1-ax)(1-axr^2)\dots(1-axr^{n-1})$
für dessen reciproken Werth und endlich die Grundformel der Thetafunctionen

$$\prod_1^\infty (1-r^{2n})(1+ar^{2n-1})(1+\frac{r^{2n-1}}{a}) = \sum_{-\infty}^{+\infty} a^s r^{s^2}$$

Da aber die Gleichung (1) in dem ganzen Buche weiter gar keine Anwendung findet, so fragt es sich, ob sie nicht besser ganz weggeblieben wäre. Es handelt sich ja nur um die Thetareihe, und diese konnte leicht auf einem einfacheren Wege abgeleitet werden, der den Gedankengang weniger willkürlich und deshalb durchsichtiger liess.

Nachdem die vier Thetafunctionen definirt sind, werden sie mit Hülfe des Fourierschen Satzes umgeformt. Dann folgen die Beziehungen zwischen den Thetafunctionen mit complementären Moduln, und der Satz, dass die Functionen gewisse Factoren erlangen, wenn das Argument um ein Vielfaches des reellen oder des imaginären Periodicitätsmoduls wächst. Die letzte Eigenschaft wird (Abschnitt 3) benutzt, um die doppelt periodischen Functionen $f(x)$ $= \frac{\theta_1(x)}{\theta(x)}$, $g(x) = \frac{\theta_2(x)}{\theta(x)}$, $h(x) = \frac{\theta_3(x)}{\theta(x)}$ zu bilden, die, wie man sieht, bis auf constante Fac-

toren mit $\sin am \frac{2Kx}{\pi}$, $\cos am \frac{2Kx}{\pi}$, Δam

übereinstimmen. Für rein imaginäre Argumente werden die drei Functionen f , g , h auf Argumente und bei reellem Argument auf ein Intervall von 0 bis $\frac{1}{2}\pi$ reducirt. Hieraus folgen eine grosse Anzahl von Relationen der Functionen, die hauptsächlich dazu dienen, die Additionstheoreme der Functionen f , g , h (§ 30) vorzubereiten. Der § 32 gibt die Differential-Quotienten der drei doppelt periodischen Functionen, und zum Schluss des Abschnitts kommt die Untersuchung für complexe Argumente. Den 4ten Abschnitt (Berechnung des Integrals 1ter Gattung) muss der Leser am nächsten überschlagen, wenn er ohne Unterbrechung bei den Thetafunctionen bleiben will. Der Abschnitt 5 zerlegt der Verf. die Quotienten von Producten von Thetafunctionen in Partialbrüche und erlangt dadurch sehr allgemeine Formeln, aus denen unter andern die 16ten Formeln abgeleitet werden, welche Jacobi in der 1ten Bande von Crelles Journal für die Winkel γ aufgestellt hat, die der Gl.

$$\int_0^\alpha \frac{dz}{\Delta z} + \int_0^\beta \frac{dz}{\Delta z} = \int_0^\gamma \frac{dz}{\Delta z}$$

Genüge leisten. Dann folgen weitere Formeln für die Addition der Argumente. Der 6te Abschnitt enthält Reihenentwicklungen für die Functionen f , g , h , deren Logarithmen, Quotienten und reciproke Werthe. Im § 92 wird die Formel von C. O. Meyer aus dem 56ten Bande von Crelle's Journal reproducirt. Der 7te Abschnitt stellt eine complexe Zahl $a + bi$ durch die Functionen f , g , h dar und zwar auf zwe

gen, von denen der zweite dem Werke von Dugè entlehnt ist.

Nach diesen Untersuchungen der Thetafunctionen und ihrer doppelt periodischen Quotienten kehrt der Verf. (im Abschnitt 8) zu den elliptischen Integralen zurück. Nachdem zur Illustration die Pendelaufgabe behandelt ist, gibt er (§§ 105 bis 107) die Additionstheoreme für jene Integrale, die dann noch (§§ 109 bis 112) in eigenthümlicher Weise aus der Betrachtung symmetrischer Functionen abgeleitet werden. (Vgl. Crelle Bd 54). Der 9te Abschn. handelt von der Berechnung der ellipt. Integrale zweiter Gattung. Die erste Gattung ist nämlich (wie schon erwähnt) im 4ten Abschnitt durchgenommen und dort (warum?) mitten in die allgemeinen Untersuchungen über die Functionen θ und die f, g , eingestreut, während sie doch dem Zusammenhange nach vor Abschnitt 8 und 9 (Integrale erster und dritter Gattung gehörte. Für die Berechnung des Integrals erster Gattung gibt der Verf. folgende Methoden. Der Ausdruck $(1 - \sin^2 \alpha^2 \sin^2 \varphi^2)^{1/2}$ wird nach Gauss in vier verschiedenen Weisen in eine Reihe entwickelt, die nach den Cosinus der Vielfachen von 2φ fortschreitet. Nach Multiplication mit $d\varphi$ wird zwischen den Grenzen 0 und φ und resp. 0 und π integrirt. Für die erste Gattung ist dann

$= -\frac{1}{2}$ zu setzen (§§ 37 — 43). Besonders ausführlich wird die Berechnung mit Hülfe der Thetafunctionen behandelt und mit Beispielen versehen (§§ 44—51. 56—58). Daran schließt sich die Landensche Substitution (§§ 53—55) und die Berechnung mit Hülfe des arithmetischen-geometrischen Mittels (§§ 59 — 61). Den Be-

schluss macht Legendres Methode, die Princip der Theilung beruht, und die zugleich mit einigen Bemerkungen über die Theilung der Functionen f, g, h begleitet.

Das elliptische Integral der zweiten Gattung (Abschnitt 9) wird zunächst nach der Legendreschen Methode behandelt, also in der Form $\int \frac{1}{\sqrt{(1 - \sin^2 \alpha^2 \sin^2 \varphi^2)^n}}$ mit $n = \frac{1}{2}$. Darauf folgt die Berechnung mit Hülfe der elliptischen Functionen (§§ 113—115) und eine Entwicklung, die nach den Potenzen von $\sin \alpha$ fortschreitet (§§ 116. 117). Nachdem auch das Additionstheorem für die Berechnung verwandt (§ 118), wird der Zusammenhang der Integrale erster und zweiter Gattung mit Hülfe der elliptischen Functionen sowohl als auf dem Wege der geometrischen Construction erörtert (§§ 119. 120). Beide Wege dienen hierauf zum Beweise

Satzes $KE' + K'E - KK' = \frac{\pi}{2}$ (§§ 121. 122).

Dann wird das Integral zwischen imaginären Grenzen betrachtet und zum Schluss mit krummliniger Coordinaten der Satz Faà di Bruno über Vergleichung von Ellipsenbögen, so wie die Rectification der Ellipse und der Hyperbel gegeben.

Der 10te Abschnitt handelt von den Integralen dritter Gattung. Derselbe beginnt mit dem Satze von der Addition der Parameter (§ 123). Hieran schliesst sich nach einer Erörterung der älteren und neueren Bezeichnungsweise die Reduction der Integrale mit verschiedenen Parametern (§§ 131—133), die Vertauschung von Parameter und Amplitude (§ 134) und die Reduction des vollständigen Integrals dritter Gattung auf Integrale erster und zweiter Gattung (§§ 137—139). Dann folgen Reihenentwicklungen

gen und die Berechnung mit Hilfe des Additionstheorems (§§ 140. 141). Die Entwicklung nach Potenzen von $\sin \varphi$ wird in § 142 angedeutet.

Der 11te Abschnitt gibt die Reduction von einigen speciellen Integralen auf elliptische. Im 12ten Abschnitt werden Integrale von scheinbar allgemeineren Formen auf elliptische zurückgeführt. Ein Kriterium für die Möglichkeit einer solchen Reduction wird jedoch nicht aufgestellt. Auch geht ja das Buch nicht tief genug auf die Theorie ein, um ein solches Kriterium geben zu können.

Als Anhang zu den Betrachtungen der geometrischen Factoriellen, welche im zweiten Abschnitt zu den Thetafunctionen führten, behandelt der 14te Abschnitt die zuerst von Stirling in seiner methodus differentialis untersuchte interessante Interpolationsformel. Dieselbe wird hier vollständiger als bei Stirling entwickelt und auf die Berechnung von π sowie auf elliptische Integrale erster und zweiter Gattung angewandt.

Der zweite Theil handelt von den Anwendungen der elliptischen Functionen, nämlich von der Oberfläche des Ellipsoids und des schiefen Kegels, von der geodätischen Linie, vom sphärischen Pendel und von der Drehung eines festen Körpers um einen festen Punkt. Der Leser findet hier reichlichen Stoff, sich von den häufig recht trocknen Entwicklungen und dem Formelreichtum des theoretischen Theiles zu erholen.

Es mag zugegeben werden, dass der hervor gehobene Mangel eines consequent durchgeführten Systems in der Eigenthümlichkeit der Aufgabe einigermaßen seine Erklärung findet. Aber wir stellen nun einmal an ein gutes Lehrbuch die Anforderung einer, ich möchte sagen, künst-

lerischen Durcharbeitung. Und dass die forderung nicht vollständig erfüllt wird, ist zum Theil auch Schuld des Vfs. Die Thätigkeit der Arbeit hat bei wissenschaftlichen Vornehmern ihr Missliches. Es macht einen sonderlichen Eindruck, was man in der Vorrede über die Entstehung des Buches erfährt. Nachdem der Verf. erwähnt hat, dass die erste Anregung zu einem Collegienhefte Jacobis ausgegangen ist, dass der höchst interessante 13te Abschnitt seiner Vorlesung von Weierstrass entlehnt ist, so es weiter:

»Bei der Redaction des ganzen Werkes der einzelnen Rechnungen haben wir uns die Beihülfe einiger junger talentvoller Mathematiker zu erfreuen gehabt, die uns gestatten, den, hier unsern Dank für ihre Hülfe öffentlich aussprechen zu dürfen. Zunächst ist Hr. Wernicke zu erwähnen, der die Correctur des ganzen Werkes übernommen und ausserdem für stylistische Sauberkeit und Ordnung die äussern Ausführung gesorgt hat. Er und Dr. E. Schultze haben ausserdem auf Wunsch den zwölften Abschnitt der ersten theilung aus dem grösseren Werke Legitim mit gehöriger Umsicht entnommen, da ich keine wesentlichen Verbesserungen anzubringen wusste, ohne wichtigere Glieder in ihrer Entwicklung zu beschränken.

»In § 2 hat hauptsächlich Hr. Worpitzky Nachweis geliefert, dass die Grösse μ aus den Gleichungen reell hervorgeht. Die numerische Rechnung in § 61 ist von Hrn. Dr. Haug ausgeführt worden, und ebenso haben die Herren Dr. Bachmann, Dr. Teichert, Dr. Kemer und Stud. Biermann Rechnungen übernommen, die von wesentlichem Nutzen für m

wesen sind, auch wenn viele derselben nicht unmittelbar in das Buch mit aufgenommen werden konnten. Allen diesen jungen Mathematikern, und ganz besonders den Herren Dr. Schultze und Dr. Kretschmer, spreche ich nochmals für ihre vielfachen Bemühungen meinen aufrichtigen Dank aus.

Man kommt unwillkürlich zu dem Wunsche, der Verf. möchte doch in der Lage sein, etwas weniger Dank auszutheilen. Das Buch selbst würde ihm das gewiss Dank gewusst haben. Was die Correctheit des Druckes betrifft, so hat das zwei Seiten lange Druckfehler-Verzeichnis noch keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit. Ich gebe hier nur beispielsweise eine kleine Nachlese:

S. 23. Z. 7 fehlt der Factor $1 - x$

• 29. Formel (1) fehlt rechts der Factor

$$\frac{1}{2n+1} \text{ hinter } \Sigma$$

• 33. Z. 2 u. 5 v. u. lies $q^{(\frac{x}{\pi})^2}$ statt q^{x^2}

• 65. Z. 2 » » » q^2 statt q^3

• 104. Z. 6 v. o. » 13, 12, 11, 10.

• 106 Formel (1) letzter Ausdruck lies k^0

$$\text{statt } \frac{k}{q^0}$$

• 135. Z. 9 v. o. lies $1 - k^2 x^2$ statt $1 - k^2 x$

• 187. » 5 v. o. » $10v_{mopv}$ statt $10v_{mopv}$.

Die Indices der Functionszeichen θ sind häufig sehr undeutlich.

Die »stylistische Sauberkeit« lässt zuweilen zu wünschen übrig. S. 36 z. B. heisst es: »Diese drei Functionen sind aber nicht bloss einfach periodisch, wie die Kreisfunctionen, sondern sie sind doppelt periodisch, d. h. sie nehmen wie-

der denselben Werth an, nicht nur wenn x um ein reelles Vielfaches von π ändert, auch, wenn x um ein imaginäres Vielfaches von π zu- oder abnimmt. Und dieser Satz, obwohl keineswegs correct genannt werden kann, da man die unmittelbar vorhergehenden Gesetze beachten muß:

$$(1) \quad f(x + m\pi + n\pi i) = (-1)^m f(x)$$

$$(2) \quad g(x + m\pi + n\pi i) = (-1)^m g(x)$$

$$(3) \quad h(x + m\pi + n\pi i) = (-1)^m h(x)$$

Die hervorgehobenen Uebelstände werden dem Buche manchen Leser entfremden, namentlich manchen Anfänger, und für solche ist das Buch zunächst bestimmt. Wer aber mit Geduld und Ausdauer seinen Entwicklungen folgt und die Mühe nicht scheut, sich durch die oft sehr langen Formelsammlungen durchzuarbeiten, wird das Buch gewiss nicht ohne Belehrung aus der Hand legen. Sehr erwünscht wäre es gewesen, wenn der Verf. überall mit gleicher Genauigkeit die Quellen citirt und damit dem Leser zu einem selbständigen Studium der Originalarbeiten angeregt hätte.

K. Hattendorf

Valentin Weigel. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert. Von Julius Otto. Leipzig, T. O. Weigel. 1864. XII u. 360 Octav.

Mit Studien über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges beschäftigt ist der Verf. auch den Parteinamen der Weigelianer gefolgt.

den und in seinem Bemühen die geistige Atmosphäre der damaligen Zeit zu erforschen musste er sich nach dem Urheber dieser verrufenen Secte umsehen, welche ihr Wesen unter den Stillen im Lande trieb und von der öffentlichen Macht verfolgt ihre Lehren nur im Geheimen durch Rede und Schrift verbreiten durfte. Die Schwierigkeiten in der Erforschung geheimer Wege haben den Verf. nicht abgeschreckt, die Thatsachen möglichst in ihrem ganzen Umfange und im Zusammenhange mit ihren Gründen und Folgen aufzusuchen und auseinanderzusetzen, sie haben aber weitläufige Untersuchungen in einer wenig bekannten und nur spärlich aufzufindenden Literatur erfordert. So ist ihm unter der Hand diese Monographie angeschwollen, für deren Mittheilung wir ihm um so mehr Dank schuldig sind, je mühsamern Fleiss die Sammlung ihrer Materialien erheischte.

Beim Sammeln ist das erste Geschäft das Zusammenbringen dessen, was der Aufbewahrung werth zu sein scheint, darauf folgt erst die Ausscheidung und Ordnung des Aufgefundenen. Das letztere wird noch erschwert, wenn man mehrere Sammlungen zu gleicher Zeit betreibt. Was dem Zwecke der einen angehört, greift auch hinüber in den Zweck der andern. Die Sammlungen gehören im Sinne ihres Urhebers zusammen. Es pflegt wohl zu geschehn, dass in der einen etwas aufbewahrt wird, was mit ihr einigen Zusammenhang, aber für sie doch weniger Werth hat als für die andere. So scheint es dem Verf. gegangen zu sein, der noch weniger mit dem zweiten als mit dem ersten Geschäfte des Sammelns beschäftigt sein dürfte. Es finden sich Stücke sorgsam aufbewahrt und

sorgfältig verzeichnet, welche wir hier nicht aufzählen wollten. Zum Beispiel will ich anführen aus dem Anfang die Ruxlebenche (S. 23 ff.), aus dem Ende die Perrische Sache (S. 322 ff.), welche auch einige über Schwarzenberg's Verhältnisse zu O. verbreiten soll. Wie schätzenswerth auch diese Materialien für die Geschichtsforschung mögen, besonders für die Kenntniss der Verhältnisse vor und im 30jährigen Kriege, für die Weigelianer haben sie doch keinen Werth. Der Verf. hat seine Sammlung letztern nicht genug ausgeschieden aus der Hauptsammlung. Hieraus erklärt sich auch leicht der etwas auffallende Titel. Ein Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert giebt nur die Geschichte der Weigelianer; Weigel selbst gehört dem 16. an. Dem Verf. aber kommt es für seine Geschichte des 30jährigen Krieges mehr auf die Nachwirkungen Weigel's als auf dessen Person an.

Was er jedoch in dem vorliegenden Buche mitgetheilt hat, ist auch für die Kenntniss letztern von nicht geringem Belang. Wenn man ihm Unrecht thun, wenn wir meinen, er wäre nicht darauf ausgewiesen seine Sammlung zu ordnen. Vielmehr ein Hauptverdienst seines sehr schätzbaren Werkes besteht darin, dass er ausgesondert gesucht hat, was Weigel zugeschrieben werden muss und was seine Anhänger zu seinen Werken hinzugefügt haben. Dieser unscheinbaren und doch sehr merkwürdigen Persönlichkeit ist es gleich anderen, die von Schulen und Secten begegnet, zugeschrieben worden ist, was Andere zu ihren Werken hinzugefügt und auf ihren Namen

n. Dies konnte um so leichter
ger die meisten der Weigelschen
in Handschriften zum Privatge-
et worden waren, wahrscheinlich
Zusätzen vermehrt. Erst 20 bis
seinem Tode wurden sie gedruckt
Partei verbreitet, welche vor der
acht sich verbergen musste, wel-
r darauf ankam die Lehren Wei-
Lichte erscheinen zu lassen, als
mit mancherlei fremdartigen Ele-
ten Meinungen zu verbreiten. Der
Wegen der Verbreitung nachge-
r auffinden konnte, giebt einiges
Sitze der Partei, namentlich über
arg, das Anhaltische, weniger über
a weniger über die Personen, wel-
n und die Schriften Weigel's ge-
zum Theil missbrauchten. Es
ht unmöglich, dass künftige For-
a weiter vordringen könnten, was
bietet, ist schon immer des Dan-

e Person Weigel's betrifft, so hat
Aufgabe gehalten zuerst kritisch
das Unechte in den ihm zuge-
rken zu unterscheiden. Er wirft
ängern vor, dass sie diesem Ge-
icht unterzogen haben. Dieser
sich nicht ganz ablehnen, doch
entschuldigungen und ist zu allge-
ehen. Zu den Vorgängern kann
a, und ich habe es mir wohl zu-
kleines Lob zugeschrieben, dass
viel ich weiss, in neuerer Zeit
er ausführlichern Untersuchung

Weigel's Philosophie und Theologie zur S
gebracht hatte. Die seltenen Schriften,
unter dem Namen Weigel's gehen, war
aber bei weitem nicht alle zur Hand, u
sie ein vollgültiges Urtheil abgeben zu
und in einer Geschichte der Philosophie
es mir zu genügen, wenn ich auch wenig
nau die Lehren Weigel's, aber um so me
ganzen Gedankenkreis seiner Zeit und
Partei wiedergäbe. So mag es mir auch
net sein, dass ich vor 13 Jahren eine
das studium universale, wenigstens in
Haupttheilen, für echt gelten liess, welc
gegenwärtig nach weitem Aufklärungen m
mehr Bedenken benutzen würde. Viel m
Einzelnen als ein grösseres Werk muss ei
nographie ihren Gegenstand untersuchen.
solche über Weigel hat Ludolf Pertz in
ner's Zeitschr. für die hist. Theol. untern
und da auch Jahrg. 1857 über die Weig
Schriften berichtet. Diesen unmittelbare
gänger beschuldigt nun der Verf. eines
chen Mangels an Kritik (S. 4). Dies ist
nur ein zu allgemeiner Ausdruck seiner
nung; er muss ihn im weitem Verfolg
darauf beschränken, dass Pertz keine be
ten Kennzeichen des Echten und des Un
gegeben und keine zusammenhängende
gewagt, sondern nur einzelne verdächtig
len richtig herausgeföhlt hätte (S. 55.
Hierin können wir ihm nicht Unrecht geb
lässt sich z. B. schwer begreifen, wie Per
so nichtige Gründe hin, wie sie bei ihm
stehen, die Verdachtsgründe gegen die Erk
gen zu Lautensack von sich zurückweisen k
Dennoch findet auch Pertz für sein Ver

rigkeit der Sache eine Entschuldigung. Der Verf. selbst giebt sein Endurtheil ab, dass er zwei näher bezeichnete angeblich Weigelschen Schriften unter welchen der eine für grössten- und andere für ganz oder theilweise zu erklären sei. Hiernach läuft es zwischen Opel und Pertz nur darauf an, dass jener mehr im Ganzen, die- sen einzelnen verwirft; beide aber übereinstimmend im Tact, dessen keine Kritik sich annehmen kann, in jedem besondern Falle die richtige Entscheidung zu treffen. Dass Opel zwei Klassen aufstellt, hat er von Pertz nicht; denn auch dieser unterscheidet die Schriften nach dem Grade der Sicherheit, welche

soll nicht in Abrede gestellt werden. Der Verf. durch seine Kennzeichen und Uebersetzung die Kritik weiter

Die Kennzeichen sind meistens nur wenige Bemerkungen zu ihnen, welche ihre Schwächen treffen. In dem Kennzeichen wird die Kürze der Sprache angedeutet, aber es müssen auch Auslassungen werden, ferner der Schlussatz durch ein kurzes Gebet, aber nicht bemerkt werden, dass dies eine beliebige Sitte der damaligen Zeit war, ohne Satz des Datums und der Jahreszahl. Auch zeigt, dass Einschaltung von Auslassungen hierüber leicht täuschend die Eigenthümlichkeit und Sprache, bei welchem Kennzeichen das Recht länger verweilt. Wir müssen annehmen, dass seine Bemerkungen hier-

über uns nicht so befriedigt haben, da nicht die nachträgliche Untersuchung eines, welcher der Mundarten und der Ges unserer Sprache völlig mächtig ist, über Punkt wünschen möchten. Anstatt die thümlichkeit und Neuheit, von welcher er im Stile Weigel's nachzuweisen, spricht er weiter nur von der Verschiedenheit der Sprache im 16. und im 17. Jahrh., welche doch am Ende des erstern und Anfang des andern noch nicht sehr bedeutend zu sein scheint. Von grösserer Bedeutung sind die längeren Proben, welche er beibringt. Sie zeigen eine Gleichheit des Stils, welche sehr augenfällig ist. Aber sind wir berechtigt anzunehmen, dass Weigel seinen Stil überall gleichmässig ausgeübt hat, dass er nicht nach der Verschiedenheit der Materien auch in seiner Darstellung geschwankt habe?

Man sieht, diese Frage greift aus dem Aeussern Kennzeichen, wie der Verf. sie nennt, in die innern hinüber. Stil und Inhalt der Werke sind bei allen solchen kritischen Untersuchungen die Hauptpunkte; beide stehen in enger Verbindung. Wenn von bedeutenden Schriftstellern die Rede ist, so leitet uns in der Beurtheilung ihrer angeblichen Werke der allgemeine Grundsatz, dass wir das Beste ihnen zu danken dürfen, das Schlechtere ihren Nachahmern, Schülern und Parteigängern zu überlassen. Aber auch Meister haben ihre Schwächen. Einem Philosophen muss man sie in dem Innern ihrer Gedanken aufsuchen, welchen sie zwar berühren, aber nicht in selbständiger Form durchgearbeitet haben. Wenn sie sich nicht selbst hineingetrieben sehen, dann mühen sie sich

reiten ab, suchen nach Hülfsmitteln nach Ueberlieferungen und zeigen besser als die Schüler. Es fragt Weigel nicht auch solche Kreise an und zur Ungleichmässigkeit in der Bildung geführt haben. Dies führt zu Kennzeichen, zum Inhalt seiner philosophischen als theologischen Gedanken. In dieser Beziehung stimme ich dem Verfasser bei, kann aber doch nicht auch einige Ausnahmen zu gestatten. Zwei Hauptkennzeichen des Unverstandes: die Härte der Polemik und die Häufigkeit des Aberglaubens verbunden mit Mystik. Er muss zugestehn, dass Weigel nicht frei ist, traut ihm aber nicht zu, welches in den muthmaßlichen Schriften sich zeige. Es handelt sich hier nur um ein Mehr oder Weniger; darin wird er gewiss Recht haben, wenn er weiss Mass zu halten, die Wahrheit zu wehren; ebenso gewiss aber ist es, dass er zwischen dem Zuviel und Zuwenig einem sehr feinen Tacte würde folgen können. Den frommen und frommen, welcher von Weigel gerühmt wird, wir im Allgemeinen gern zu, aber nicht, wenn er geräth gegen das Verderben, welches zu bekämpfen er für seine Pflicht gegen die buchstäbischen Theologen hält. Die Maulchristen, welche Christum im Herzen suchen, dann schont er seine besten Worte nicht und seine Rede wird über. Wir sind davon überzeugt, dass er viel mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, als dass er in eine so weit-

läufige Polemik sich hätte verlieren können, sie ihm beigelegt worden ist, so hat auch dieses Kennzeichen seinen Werth, fordert aber eine behutsame Anwendung. Aehnlich mit dem zweiten Kennzeichen. Sein Ge- greift aber in den ganzen Gehalt der schen Lehrweise ein; was wir daher über- bemerken möchten, erstreckt sich auch über folgenden Abschnitte des vorliegenden V über alles, was es von den Lehren Weigel seinen Vorgängern und von seinen Nachw gen auseinandersetzt.

Wir beginnen mit dem Verhältnisse W zu seinen nächsten Vorgängern. Um herum hat sich eine Partei gebildet, welche Schriften zu ihren Zwecken gebraucht, ih sätze ihnen anfügt, absichtlich oder una lich in ihrer Herausgabe sie nicht rein Diese Partei ist aber nicht allein aus W Lehren erwachsen. Zu ihren Meinungen nicht weniger beigetragen die Lehren Schwenkfeldianer, des Paracelsus und sein hangs. Besonders der Einfluss des letzte sehr merklich. Zum Theil von den Buchdruckern, welche Weigelsche Schrifte breiteten, sind auch die Paracelsischen S ten herausgegeben worden, so dass ich Meinung bin, die Untersuchung über die gelsche Literatur könne nicht wohl ohne noch viel schwierigere Untersuchung über Paracelsische zu Ende gebracht werden. Rosenkreuzer, wie auch der Verf. in Bezu Weigel erörtert, hängen mit beiden zusam Genug bei den Weigelianern hatte sich Coalition von Parteimeinungen gebildet. die Frage, wie weit eine solche schon bei

nd. Dass er nicht ganz einer sol-
t war, davon finden sich Spuren
en, welche allgemein für echt gel-
rf. hat nun einen Punkt genauer
her von Wichtigkeit ist. Die Wei-
n auch die Erklärungen zur Apo-
he der Maler Paul Lautensack zu
die Mitte des 16. Jahrh. geschrie-
a den Kreis ihrer Lehrbücher auf-
an findet in den angeblichen Schrif-
zahlreiche Berufungen auf Lauten-
lärunge zu Lautensack, in welchen
on Weigel wirklich sich finden sol-
, sind ihm als eigene Schrift bei-
. Die Untersuchungen des Verfs
osser Wahrscheinlichkeit dargethan,
ähnung Paul Lautensack's in ver-
gelschen Schriften ein Hauptkenn-
Unechtheit ist (S. 119). In allen
Schriften Weigel's findet sich Lau-
erwähnt mit einziger Ausnahme
a der Postille, welche offenbar ein-

innern Gründen würde es unglaub-
ss Weigel, welcher das Einfache
liebt, in die verworrenen Schwär-
ensack's sich hätte verlocken las-
en ist aber doch Weigel von Schwär-
berglauben nicht frei geblieben.
iervon muss man in den Schwä-
hilosophie aufsuchen; daraus wird
entnehmen können, wohin seine
a sich neigen mussten, während
einer Denkweise uns einen Mass-
geben müssen, wie weit er wohl
Wege abgeloct werden konnte.

Bei diesen Untersuchungen hängt nun auch viel davon ab, dass man sich eine richtige Vorstellung von seinem Verhältnisse zu der fundenen Ueberlieferung oder zu dem Bilde seiner Zeit macht. Denn von dem hängt es ab, zu welchen Mitteln zu greifen Einzelne sich veranlasst sieht, um seine Bedürfnisse die ihm mögliche Abhülfe zu suchen. Diese Punkte, glaube ich, hat der Verf. schon genug berücksichtigt, und was besonders den letzten Punkt betrifft, den Einfluss nicht genug angeschlagen, welchen die Theosophie der damaligen Zeit auf Weigel ausgeübt hat.

Sein 11. Capitel handelt von Weigel's Zusammenhänge mit ältern verwandten Richtungen. Es wird hier von Plato und den Neuplatonikern, von Seneca, Boethius, von Origenes und Augustinus gesprochen. Diese ältern Philosophen haben einigen Einfluss auf Weigel gehabt, Augustinus sogar in einem sehr bedeutenden Punkte. Uebergangen finde ich dabei nur den Hugo St. Victor, der einmal (Erkenne dich selbst I S. 6) ausdrücklich erwähnt wird und die Idee von den drei Augen des Menschen mittelbar unmittelbar abgegeben hat. Alle diese Philosophen haben aber, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, nicht den entscheidenden Einfluss auf Weigel ausgeübt, welchen die seiner Zeit näher stehenden Thomas a Kempis, Tauler und die deutsche Mystik Theologie hatten. Auch diese aber sind durch die Vermittlung seiner Zeit auf ihn gekommen und noch viel näher stehen ihm die Theosophen, von welchen er besonders den Paracelsus häufig empfiehlt. Der Verf. hat das nicht übersehen; aber er fand, dass Paracelsus mehr in den unechten als in den echten S.

werde und setzt die Einwirkung
e Weigel von ihm erfuhr. Wir
as zugestehn, was er S. 273 sagt:
l's eigenthümliche philosophische
ihrem scharfen dialektischen Ver-
neswegs auf Paracelsus als ihren
t zurückzuführen.« Aber wenn er
eigel ist doch viel zu gut in der
obie geschult um das Bedürfniss
e Denkprocesse in diese ungeheuer-
alistisch-physikalischen Bezeichnun-
celsius einzukleiden. Nur da, wo
g philosophische Gebiet verlässt,
gentlich theologischen Sphäre be-
ahlreichen Verweisen auf seinen
esinnungsgenossen, »so können wir
mehr einen genauen Ausdruck des
finden. Der Verf. hat es vernach-
Verhältnisse nachzuspüren. Wir
n: woher hat Weigel die Samen-
hauptgrundlage seiner Lehren? was
n bestärkt der Astrologie ein so
nt beizulegen? woher kommen ihm
welche der Seele den Vorzug vor
eben, die Lehren von den Wasser-
nten und Erdleuten, von Sulphur,
urius? Und dergleichen noch viel
wir anführen können, wenn wir
ne eingehn dürften. Dadurch dass
r dieses Verhältniss nicht genauer
at, ist es ihm unmöglich gewor-
thümlichkeit Weigel's in ein deut-
n setzen und auch einen Massstab
nnen, wie weit Weigel wohl gehen
inem Anschluss an Paracelsische
celsius und Weigel sind wohl ohne

Zweifel die bedeutendsten und selbständigen Denker unter den deutschen Theosophen müssen dem Verf. Recht geben, wenn er philosophischer Rücksicht Weigel bei weitem den Vorzug giebt vor Jacob Böhme, was er in gegen eine weit verbreitete Meinung in besondern Capitel ausgeführt hat. Um so aber würde es von Belang für die Geschichte der deutschen Philosophie sein das Verhältniß der beiden bedeutendsten deutschen Theosophen richtig abzuschätzen.

Durch sein Bedürfniss, durch die Schärfe seiner Philosophie wurde Weigel dazu gezwungen auch auf solche Einzelheiten der Paracelsus'schen Physik einzugehn, welche er sonst wohl entbehren können. Er hat mit dem Paracelsus nicht allein das gemein, was er aus der neuen Richtung der Theosophie entnehmen konnte, sondern auch ganz specielle Lehren, welche nur locker mit seiner selbständigen Philosophie zusammenhängen. Zur Entscheidung darüber kann man nur kommen durch eine Vergleichung über den Zusammenhang seiner Lehren. Eine solche hat auch der Verf. gegeben. In den Einzelnen finden wir sie richtig. Wenn man sie mit dem vergleichen, was L. Pertz gegeben hat, so hat sie nicht allein den Vorzug, dass sie alles Ueberschüssige beseitigt, sondern auch dass sie weniger von theologischen, mehr von philosophischen Gesichtspunkten ausgeht; dies ist ein Vorzug, denn ohne Zweifel ist Weigel's Lehre aus philosophischen als aus theologischen Gesichtspunkten zu erklären. Opel aber und Pertz stimmen mit einander darin überein, dass sie die Lehre von Gott beginnen, der letztere nur durch einige Vorfragen. Damit entziehen sie

den Vortheil den Kern der Motive sogleich aufzudecken, von welchem das Philosophiren Weigels ausgeht. Es ist oft bemerkt worden, dass die neuere Philosophie nicht vom Objecte, sondern vom Subjecte ausgeht, wenigstens vorherrschend gilt das, und Weigel zeigt sich eben hierin als ein echter Sohn der neuern Philosophie, dass er alle Erkenntniss nicht vom Gegenwurf, sondern vom erkennenden Subjecte herleitet; der Streit gegen die entgegengesetzte Lehre ist der Angelpunkt seiner Betrachtungen; er stimmt vollkommen überein mit seiner Samen-theorie, einem andern Hauptpunkt seiner Lehren. Nicht von aussen kommt uns das Wissen, wir müssen es selbst von uns heraus schaffen, wie ein Samenkorn aus sich heraus die Pflanze zur Entwicklung bringt. Der Gegenwurf darf freilich nicht fehlen, aber er giebt nur die gelegentliche Ursache für das Erkennen ab und nur dadurch können wir alles erkennen, dass wir alles in uns tragen und in uns finden können. Diesen Sätzen der Erkenntnistheorie schliessen sich andere desselben Gebiets an, welche drei Erkenntnisskräfte oder Augen des Menschen unterscheiden lassen, das sinnliche Auge oder das Auge der Einbildungskraft, das Auge der Vernunft und das Auge des Verstandes, und sie in der angegebenen Folge einander überordnen, indem die Erkenntniss der niedern Stufe nur Mittel für die Erkenntniss der höhern Stufe sein soll. Diese Augen entsprechen den drei Theilen des Menschen; denn da wir alles aus uns heraus erkennen sollen, können wir auch nichts anderes erkennen, als was ein Theil unser selbst ist; auf Selbsterkenntniss läuft alle unsere Erkenntniss hinaus, in uns aber haben wir Leib,

Geist und Seele zu unterscheiden; den kennen wir durch das sinnliche Auge, durch die Vernunft, die Seele durch d stand. Unter dem Leibe haben wir d Masse des sinnlich erscheinenden Kör verstehn, unter dem Geiste die Lebenskr che diese Masse beherrscht und zu einer digen Ganzen verbindet; beide zusamme den Erdenkloss ab, aus welchem der gemacht und als fünftes Wesen (Quir gezogen ist. Bei der Betrachtung der si Erscheinung sollen wir nicht stehen sondern durch die Vernunft sollen wir kenntniss der innern Kraft vordringen, der groben Materie ihre Form und B giebt. Aber auch bei der Erkenntniss stes durch die Vernunft dürfen wir u beruhigen; des Menschen Vorzug beste allein in seiner Vernunft, durch welche liche Künste und Wissenschaften erfind dern noch vielmehr in seiner Seele, wel vom Erdenklosse ist, sondern von Got haucht, ein spiraculum vitae, nämlich gen, unsterblichen Lebens; diesen The wir durch den Verstand erkennen, wel Vernunft zu seinem Mittel gebraucht. ihn gelangen wir erst zu der Erkennt Göttlichen in uns. Dies sind die Fund sätze seiner Erkenntnistheorie. Sie fin alle auch bei Opel; aber in der Stell welcher er sie vorbringt, lassen sie nich nen, in welchem Wege Weigel uns zur niss der göttlichen Wahrheit führen w der Verf. vom Begriffe Gottes ausgeht, auch auf die abstracten Bestimmungen ben, welche auf Negationen des Endlich

n seiner Gegensätze hinauslaufen,
ewicht. Sie können dasselbe nicht
enn man in der Geschichte der
ch den Fortschritten in ihrer Ent-
ht. Denn diesen Weg der Nega-
denticationen hatte man schon
gekannt; Weigel wiederholt in ihm
berlieferungen.

nicht sagen, dass die bisher be-
ren Weigel's ihm eigen wären; sie
von Platonikern, Mystikern und
borgt; Nicolaus Cusanus, den Wei-
ch weiss, nicht anführt, von wel-
anche seiner Formeln herkommen,
on mit tiefer eindringendem Ver-
wickelt; aber Weigel trägt sie in
en, kernigen Weise vor, so, dass
eifeln kann, dass sie zu seinen in-
zeugungen gehören; auch finden
Punkte, welche vor ihm niemand
ntschiedenheit und Ausführlichkeit
e, wie die dem neuern Idealismus
re, dass auch das sinnliche Wahr-
von aussen komme, sondern der
ruck in die Sinneswerkzeuge nur
che Veranlassung zu ihm biete.
liessen sich an diese Grundlage
tnisstheorie andere Sätze an, wel-
en können, weil sie mit ihr nicht
men scheinen. Die drei Augen sol-
einer dreifachen Erkenntniss-füh-
erwarten möchte, auch soll der
der Erkenntniss, die Erkenntniss
s, welche die Seele, das Göttliche
umfasst, nicht zur wahren Theo-
sondern Weigel kommt nun zu ei-

ner zwiefachen Erkenntniss, der einen aus der Natur, der andern aus Gnaden; jene gehört der Philosophie an, diese der Theologie, welche in der heiligen Schrift forscht und Christus kennt. Wenn jene ihn zeigt, woraus er gerufen worden, so soll diese ihn lehren, wie er leben und wandeln soll; ja von der ersten nur gezeigt werden, dass sie nichts nützt, wenn nicht die zweite hinzukomme. Wenn die Philosophie auch zur Erkenntniss seiner selbst führt, so ist doch diese Philosophie nur trügerisch und böse, sobald der Mensch dadurch sich erhebet und sich des Wissens und Erkennens anmasset, als wäre er sein eigen, als vermag er alles ohne Gott; erst dadurch wird die Philosophie und die Erkenntniss seiner selbst nütze und gut, dass die wahre Theologie tritt und uns erkennen lehrt, dass ein jeder selber selbst grösster Feind sei und alles nur durch die Gnade Gottes habe (Erkenne dich selbst den Eingang). Auch in diesem Theile seiner Lehre hat Weigel seine Vorgänger; er stützt sich hauptsächlich auf Augustinus, wenn er den Falschheit der Geister von ihrer Selbsterhebung, ihrem Verfall auf ihre Schönheit, auf ihre Kunst und Wissenschaft herleitet und erst von der Ergebung der Menschen in die Gnade Gottes ihre Wiebergeburt und die wahre Frucht ihres Lebens herleitet. Auch waren diese Lehren nie in Verrücktheit gerathen. Was man aber als Neues in diesen Lehren dem Valentin zuschreiben kann, das liegt in der engeren Verbindung, in welche er die frühern Sätze der Erkenntnistheorie mit diesen andern Sätzen der Unterscheidung der Philosophie und Theologie bringt. Etwas völlig Neues ist das f

gemeine Grundsätze bringen über-
 ras völlig Neues zu Tage; aber
 diese Verbindung nicht mit dersel-
 ben hervorgehoben worden. Au-
 gemeint, in den Bösen, weltlich Ge-
 nichts Gutes, nur glänzende La-
 gesagt hat, wären ihre Künste
 affen. Weigel lehrt, vor dem Fall
 Böses in der Creatur, nach dem
 Böse offenbar und das Gute bleibt
 hr, durch die Wiedergeburt soll
 bar werden; die Bösen tragen das
 ohne allen ihren Nutz, die From-
 s Böse in ihnen ohne allen ihren
 beschliesst Böses und Gutes in
 ätze würden unverständlich blei-
 ss erregen, wenn sie nicht durch
 theorie Weigel's erläutert würden.
 den Ueberzeugungen zugewendet,
 ie neuere Philosophie erfüllt ist,
 ch ohne Entwicklung seiner na-
 e in Kunst und Wissenschaft aus
 selbständigen Leben heraus seine
 cht erreichen könne; sie hat aber
 en des Christenthums nicht ver-
 dem eigenen Willen zu entsagen
 Willen uns zu ergeben uns auf-
 er weltlichen Kunst und Wissen-
 e Gutes, aber sie weist auch dar-
 alle diese Dinge nur dadurch ih-
 vinnen, dass sie in der rechten
 eübt werden. Mit andern Wor-
 leibt nicht bei der Untersuchung
 hlichen Kräfte zum Erkennen ste-
 er bringt sie in Verbindung mit
 ung über das sittliche Leben und

dringt darauf, dass wir Sinn, Vernunft und Stand mit dem rechten Willen üben sollen, sie nützliche Werke hervorbringen sollen, her lehrt Weigel, auf den Willen kommt an. Er hat die ethische Schätzung der Wissenschaft im Sinn, wie ein anderer Idealist in seinen Zeiten, Fichte, sie geltend machte. Daher ist er auch nur auf zwei Arten der Wissenschaft in diesen Untersuchungen nach dem sittlichen Gegensatz zwischen Gutem und Bösem. Weigel von entfernt zu behaupten, dass Weigel in seinen Untersuchungen ganz ins Reine gekommt wäre, sehe ich doch seine Stärke in ihnen, was seinen Lehren die ermahnende, erweckende, das Herz ergreifende Kraft giebt, und firmamentlich, dass er hierin dem Paracelsus überlegen ist. Paracelsus kennt auch das sündige Gebiet und den Gegensatz zwischen gut und böse; er verweist uns auch an die Offenbarung Gottes als an den endlichen Zweck aller irdischen Entwicklung, aber die Scheidung zwischen Gutem und Bösem, welche sich in ihr vollendet soll, kommt ihm nur wie ein chemischer Process vor.

Nun wird man aber auch die Schwächen, die hiermit verbunden sind, nicht leicht übersehen können. Zwei Wege zur Erkenntniss kennt Weigel, seine Offenbarung in der Natur und in der heiligen Schrift; auf das Verstehen dieser Offenbarungen kommt es an; bei äussern Erscheinungen, beim Buchstaben der Natur, wir nicht stehn bleiben. Was nun die Auslegung der Natur betrifft, so ist es offenbar, dass Weigel darum sich selbständig nicht bemüht hat, er musste sich fremden Auslegungen anschliessen.

in diesem Theile der wissenschaftlichen Forschung war ihm Paracelsus weit überlegen; er hat sich daher seiner Mittel bedient, um sich eine physische Weltansicht auszubilden. Wie weit er hierin gegangen sei, wird sich bei der vorliegenden Verwirrung der ihm zugeschriebenen Werke schwer entscheiden lassen. Was die Auslegung der heiligen Schrift betrifft, so war er der buchstäblichen, auf die herrschende Dogmatik hinarbeitenden Auslegung der Theologen seiner Zeit abgeneigt; er wandte sich einer bildlichen Deutung der heiligen Geschichte zu, welche doch zu einem fruchtbaren Ergebnisse nicht führen konnte. Dass es aber im Verständniss der heiligen Schrift auf die heilige Geschichte ankäme, hat er erkannt. Alles in ihr deutet ihm auf Christum hin, Christus ist ihm der Mittelpunkt der menschlichen Geschichte, welcher alles auf die Herstellung der sittlichen Ordnung im Gemeinwesen der Menschen gewendet, alles zu Gott zurückgeführt hat. Auf ein geschichtliches Verständniss der Bibel hätte er also dringen sollen. Wie weit aber war man damals von einem solchen entfernt! Weigel hat diese Schranken seiner Zeit nicht überwinden können. Er ist bei einer allgemeinen Erkenntnistheorie stehn geblieben, für die Anwendung derselben auf die Erklärung der Natur und der Sittengeschichte fehlen ihm die Mittelglieder und die Uebersicht über die Erscheinungen der Natur und über die Thatsachen der Geschichte.

Der Verf. hat diese Schwächen des Helden seiner Monographie wohl nicht verkannt, aber doch nicht genug hervorgehoben, um erkennen zu lassen, wie sich nicht allein in seiner Partei, sondern auch in seinen Werken so manches Un-

lautere an seine reinen Absichten ansetzen. Dagegen ist ihm nicht entgangen, welche Bedeutungen auf spätere Leistungen in den Kämpfen und in den Nachwirkungen Weigel's. Es ist wohl etwas zu viel gesagt, dass es zum erstenmal nach der Reformation die unbesehrteste Glaubens- und Gewissensfreiheit gegeben und zum erstenmal den Gedanken einer allgemeinen Bildung der Reformation ausgesprochen hat (V), aber seine Richtung wird hierdurch bezeichnet. Der Verf. hat das auch an den Nachwirkungen nachzuweisen gewusst. Anders besprochen werden dabei der Streit der Theologen gegen Weigel und seine Anhänger, das Verhältniss Joh. Arndt's und Jac. Böhm's zu Weigel und mit besonderer Sorgfalt die Beibringung vieler wenig oder bisher gar unbekannter Thatsachen die Stellung des Weigelismus vor und in dem 30jährigen Kriege. Dem Anhange ist noch manches Seltene oder Ungedruckte zum Beleg beigelegt worden.

H. Ritter

Philosophia zoologica. Auctore J. C. G. Hoeven in Universitate Lugd. Bat. ord. Lugduni Batavorum, apud E. J. Brill. IV u. 401 S. in Octav.

Es giebt wenige Bücher, welche einen gemeinen Beifall und so nachhaltigen Erfolg erlangt haben, als das Handbuch der Zoologie.

even's; mit grosser Freude be-
 deshalb das vorliegende Werk, wel-
 Punkten als ein Supplement zu
 erscheint, von dem es der Verf.
 hält, eine neue Auflage zu besor-
 bietet uns in demselben eine Dar-
 Grundlagen der Zoologie und han-
 anatomischen Bau, von der Ent-
 ichte, von der Eintheilung und
 d zuletzt von der geographischen
 der Thiere. Leider enthält er uns
 Abschnitt »Geschichte der Zoolo-
 deren Darstellung wenige berufener,
 der Verf. sein würden.

uerst die sog. allgemeine Anatomie
 Grundlage der Werke Henle's,
 und Leydig's kurz dargestellt ist,
 p. 24—191 zu einer ausführliche-
 g der vergleichenden Ana-
 dnet nach den Organen und das
 irbelthiere, wie billig, besonders
 d. Dabei kommt derselbe auf die
 der Typen, nach denen wir die
 zen Bau verschieden angelegt se-
 sich dabei aber mehr, wie es mir
 gerechtfertigt scheint, an Cuvier
 deren Geist wir die Begründung
 e verdanken, an.

urch diese grossen Männer aufge-
 hiertypen erscheinen zur Zeit nur
 elthiertypus und der Mollusken-
 Typus in der Natur begründet,
 die vielen neueren Untersuchen-
 niederen Thiere der Artikulaten-
 typus, wie der Radiaten- oder Pe-
 pus aufgelöst werden müssen.

Wenn wir den allgemeinen Bau der überblicken, so treten uns bei weitem die Zahl in der Form eines Schlauches entgegen, mehr oder weniger von Eingeweiden, welche bestimmten Stellen mit der Aussenwelt Zusammenhang stehen und hauptsächlich der Verdauung dienen, erfüllt ist. Aber eine Theilung der Thiere, die der Protozoen nicht unter dies Schema; bei ihnen bilden die Körper keinen Schlauch, sondern eine Masse und die Verdauung geht nicht in bestimmten Organen, sondern in der Körpermass vor sich. Bei einigen haben wir noch Geschlechtsorgane, oder Excretionsorgane, oder Organe zur Fortbewegung; bei andern sind die Vereinfachung soweit gegangen, dass sonst auf bestimmte Organe vertheilte Functionen von der Körpermasse allein besorgt werden. »Theilung der Arbeit«, welche Milne Edwards als ein sehr fruchtbares Beurtheilungsmittel zuerst in die Zoologie eingeführt hat, findet hier im niedrigsten Grade und oft sieht man die Körpermasse nur als ein einfacher Schleim aus. Nirgends besser als hier können wir aber die Unvollkommenheit anschauen, denn dass diese einfache doch recht zusammengesetzt sein muss, ist sehr auffällig die zierlichen Skelettbildungen, welche sie hervorbringt.

Alle übrigen Thiere stellen sich uns als Ganzen also als Schläuche dar; aber tritt uns dabei eine wesentliche Verschiedenheit entgegen. Entweder nämlich füllen die Eingeweide den Körperschlauch völlig aus oder es ist nicht der Fall und eine blutartige Flüssigkeit befindet sich in allen Zwischenräumen.

sehen den Eingeweiden und diesen und der Körperwand. Die ersteren Thiere bilden den Typus der Wirbelthiere und die fest zusammengepackten Eingeweide, welche den Körperschlauch durchaus ausfüllen, machen neben der Nothwendigkeit der Athmung ein Ernährung an allen Theilen des Körpers und vollständiges Blut- und Lympf-Gefäßssystem nöthig und bedingen ein Blut, an dem man die Athmung und die Ernährung besorgende Theile überall unterscheiden kann.

So stellen sich einerseits die niedrigsten Thiere, die Protozoen, und anderseits die höchsten, die Wirbelthiere, allen übrigen gegenüber. Bei diesen nun bleiben im Körperschlauch Räume, wo keine Eingeweide, sondern wo Blut sich befindet. Daraus folgt, dass wenn an einzelnen Stellen des Körpers auch ein Capillargefäßssystem nöthig sein kann, doch stets an andern ein solches völlig fehlt und ein sogenanntes Lacunensystem an dessen Stelle tritt; dabei erscheint es natürlich, dass ein Lympfgefäßssystem fehlt und viele der kleinen dünnwandigen Thiere auch besondere Athemwerkzeuge entbehren.

Die niedrigsten dieser Thiere, die von Leuckart sogenannten Cölenteraten, besitzen die geringst entwickelten Eingeweide und entbehren namentlich einen von der Körperhöhle abgeschlossenen Verdauungstractus. Die Echinodermen haben einen von der Körperhöhle völlig gesonderten, aber sie lange nicht ausfüllenden Eingeweidetractus und haben mit dem Typus der Mollusken, wie mit den Cölenteraten die Eigenthümlichkeit gemeinsam, dass die Körperhöhle mit dem umgebenden Medium

des Aufenthaltsorts in directer Verbindung und ich habe schon an mehreren Orten bemerkt, dass diese Thiere dadurch, indem sie dem Wasserdruck aussen und innen gleich widerstehen, fähig sind in den ungeheuren Tiefen der Meere unbehindert zu leben.

Es bleiben nun noch die beiden Typen der Würmer und der Arthropoden übrig, wie es Joh. Müller zuerst angegeben hat. Es wird durch aber leicht und wesentlich gesichert werden, dass die Würmer eine sehr entwickelte Musculatur als hauptsächliches Fortbewegungsorgan, die Arthropoden aber wirkliche Extremitäten besitzen. Die Gephyren finden nach bei den Würmern ihren Platz, was durch noch bestätigt wird, dass nach Cooper's schöner Entdeckung die bisher sogenannten Bauchdrüsen derselben in Function und völlig ähnlich den Segmentalorganen der Arthropoden vorkommen, wie sie besonders Ehlers kennen gelernt hat, auftreten.

Es sind nur wenige Punkte, die ich an diesem Orte über die Unterschiede der drei Thiertypen anführen konnte, aber es wird aus doch erhellen, wie ich es nicht gerechtfertigt halten darf, wenn van der Hoeek die Cölenteraten und Echinodermen noch als einen Typus der Radiaten, die Würmer und Arthropoden als einen Typus der Artikulaten zusammenfasst.

Im zweiten Buche (p. 191—272) handelt der Verf. von der Entwicklungsgeschichte der Thiere und liefert uns hier einen um so interessanteren Abschnitt als dieser interessante Stoff nur sehr selten im Zusammenhange dargestellt wurde. Der verehrte Verf. behandelt hier eine Thierabtheilung nach der anderen.

beschmählt es vorerst in einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte über das aller Zeugung und Entwicklung Gemeinsame Licht zu verbreiten. Dabei würde sich das Verhältniss von ungeschlechtlicher Zeugung zu geschlechtlicher, von Generationswechsel und Parthenogenesis, von Metamorphose und Parasitismus klar herausgestellt und es sich gezeigt haben, dass bei dem vielfach verbreiteten Generationswechsel das Entstehen mehrerer und vieler Individuen aus einem Ei das Wesentliche ausmacht und also ein teleologischer Grund eben derselbe als derjenige der ungeheuren Eiermasse vieler Thiere sein wird.

Das dritte Buch p. 273 — 305 giebt eine Darstellung der in der Eintheilung, Benennung und Beschreibung der Thiere einzuhaltenden Grundsätze, wobei der Verf. sich eng an die von Linné und dann besonders von Strickland im Auftrage der Britischen Naturforscherversammlung festgesetzten Normen anschliesst und hier viele überall zu beherzigende Regeln aufstellt.

Die Abhandlung der geographischen Verbreitung der Thiere bildet das letzte Buch p. 306—390: der erste Abschnitt handelt dort über die geographische Zoologie, wo von den Einflüssen der Erde auf die Thiere und von der Verbreitung und den Wohnorten derselben gesprochen wird, der zweite endlich von der zoologischen Geographie, wo die Regionen beschrieben werden, in die nach ihren Faunen die Erde zerfällt. Zweifelnd spricht sich der Verf. über die neuerdings vielfach discutierte Frage der Bewohnbarkeit der grossen Tiefen im Ocean aus; doch habe ich schon an andern

Orten gezeigt, wie die Grösse des Wassers für einzelne Thierabtheilungen kein Hindernis bildet, und da wir über die Leistungen des Wassers in solchen Tiefen keine gründete Ansicht aussprechen können, können wir vorn herein also mehr günstig als unvorn über diese Bewohnbarkeit denken müssen, also den directen Beobachtungen über das Tiefenleben nicht misstrauen dürfen. Welche Beobachtungen findet man z. B. Wallich's *) Werk, von denen uns der zweite leider aber ebenso wenig wie Hartmann's treffende Untersuchungen aus der Banda gekommen ist.

Auch in Bezug auf die Theorie der Verbreitung des Orts und der Zeit in der Schöpfung einzelner Thierarten will sich der Verfasser nicht entscheiden, sondern hält beide Annahmen für in der Natur vorkommend. Allerdings sind einige Thiere, welche eine so zerstreute Vertheilung auf der Erde haben, dass man sie zunächst aus Wanderungen noch nicht erklären kann, doch ordnen sich die überwiegende Mehrzahl der Verbreitungsbezirke der Thiere der Hypothese der Schöpfungsmittelpunkte an, und ich würde die wenigen damit nicht fort erklärbaren Thatsachen lieber noch als eine neue Anspornung betrachten, dieselben wie alle in Betracht kommenden Verhältnisse seiner Zeit der von Neuem zu untersuchen, als jene Hypothese verlassen, die in ihrer Einfachheit

*) G. C. Wallich The north-atlantic Sea-fisheries, comprising a diary of the voyage on board of H. M. S. Porpoise in 1860 and observations on the presence of life etc. at great depths in the ocean. Part I. 1862. 160 Stn, 6 Tafeln 4.

et scheint die zahllosen Thatsa-
geographie unter einen leitenden
zusammenzufassen.

uf die zoologischen Reiche, in die
die Meere der Erde zerlegen
der Verf. in den meisten Punk-
von Dana für die Krebse und
ie Mollusken aufgestellten Grund-
nur scheint er es mir nicht ge-
eben, dass die Meere durch die
anen Länderzüge Europa, Afrika
und die beiden insellosen Tief-
en Oceans und des Atlantischen
natürliche, gesonderte Reiche ge-
an die sich im Norden ein ver-
mittelndes arctisches Reich

ufstellung der Faunengebiete der
gt der Verf. zunächst Sclater,
gel sechs Regionen (Paläarctische,
Indische, Australische, Nearctische
che) aufstellt, denen Günther
ibien zustimmt. Es finden sich
andthiere nicht solche völlig von
annte Faunengebiete, wie für die
d wenn wir z. B. von Sclater's
paläarctische, welche Europa und
im Atlas und ferner ganz Asien
laya in sich fasst, auch für sehr
en, hat doch für die Mehrzahl
B. die Nearctische und die Neo-
on gar keine Begründung. Eben-
Australien z. B. in eine östliche
liche scharf getrennte Fauna, wie
aus Kreff't's Katalog der Säuget-
ustralian Museum zu Sydney, von

dem mir bisher p. 1 — 72 vorliegen, v
alle Fundorte genau angiebt, ersehen ka
den meisten Fällen können wir dahe
Verf. nur beistimmen, wenn er sofort di
gionen in besser begründete zahlreiche
zen zerlegt.

Der reiche Inhalt und die Fundgru
Gelehrsamkeit, welche auch dieses Werk
altberühmten Verfassers bietet, wird ni
fehlen, ihm einen bleibenden Beifall zu
ben, nur die lateinische Sprache scheint
einer weiten lehrbuchartigen Verbreitun
Hinderniss als Vorthail zu sein. Hä
Verf. seine holländische Muttersprache
würde seinem Werke sicher eine deutsch
gabe nicht gefehlt haben, der sich tro
grossen Bedürfniss, dem es abhilft, bei
bersetzung aus einer neutralen Sprach
manche Bedenken entgegenstellen möge
schliessen mit dem aufrichtigen Wunsche
der verehrte Verfasser noch lange in
kraft unserer Wissenschaft erhalten blei
hoffen, dass er sehr mit Unrecht bei
Werke Virgil's Vers

Extremum hunc Arethusa mihi conc
bore

im Geiste getragen habe.

Keferst

Sttingische rte Anzeigen

unter der Aufsicht

Gesellschaft der Wissenschaften.

1. März 1865.

e British West Indian islands, by
sebach. London, 1864. XVI
Octav. (Die erste Abtheilung in
n erschien 1859—60; die zweite
heilung enthält vier Lieferungen,
Jahren 1861—64 herausgegeben

inen Zweig der Botanik, der eine
Literatur aufzuweisen hätte, als
er Darstellungen der vegetabili-
eihen nach geographischer Um-
a sind im Bereiche des tropischen
ie Aufgabe schwieriger zu lösen
rke, wenigstens in der neueren
m Abschlusse gediehen. So hat
beitung der vorliegenden tropi-
welche sämtliche Gefässpflanzen
nseln Westindiens umfasst, mehr
e bis zu ihrer Vollendung in An-
nen. Es mussten zahlreiche äl-
re Sammlungen verglichen, sehr
d während der Arbeit anwach-

sende Materialien nach ihrem Bau untersucht werden, um die Verwandtschaft der Formen zu lernen und von etwa 3450 Arten mir aus jenem Gebiete vorlagen, neue zu entwerfen. Vier Reisen nach wo mir die wichtigsten Sammlungen zur Verfügung gestellt wurden, habe ich zu dem unternehmen müssen, um das Material menzubringen und, gestützt auf die unechen Pflanzenschätze des Museums zu K jede Art den Verbreitungsbezirk möglichst ständig und nach eigener Anschauung stellen.

Da ich in der Vorrede über die Hülfe die mir zu Gebote standen, sowie über Sprung und die Form der Arbeit mich ausgesprochen, so gehe ich auf diese Verhältnisse hier nicht weiter ein, indem ich den deutschen Botanikern gegenüber nur mein Bedauern ausdrücke, dass ich, wollte ich nicht dem Kreise meiner Untersuchungen so viele Unternehmung verzichten, mich in dem sah, das ganze Werk in englischer Sprache schreiben, wodurch der technische Theil der Bemühungen erheblich erschwert wurde. Dennoch, wie ich hoffe, die Verständlichkeit und Schärfe des Ausdrucks wenig gelitten hat, da die botanische Terminologie im Englischen leicht mehr ausgebildet und dem Lateinischen Linné's genauer angepasst ist, als im Deutschen. dessen Reichthum die Aufnahme lateinischer dem Sachkundigen geläufiger Worte wenig gemein zulässt. Die Herausgabe des Werkes in England hat, obgleich ich die letzte Correctur von Göttingen aus besorgt habe, auch keinen Nachtheil gehabt, dass einzelne typographische Fehler, die ich angemerkt, nicht getilgt

und ich benutze diesen Anlass zu bemerken, dass der die Vorrede enthaltende Bogen mir nicht zur Revision zugegangen ist und erst längere Zeit, nachdem das Buch bereits ausgegeben war, mir bekannt wurde, dass der Name eines befreundeten Gelehrten, des Professor Schenk in Würzburg, der mich durch Mittheilung von Bertero's westindischen Pflanzen unterstützt hatte, bis zur Unkenntlichkeit leider entstellt worden ist.

Ueber die pflanzengeographischen Forschungen, welche ich mit meinen systematischen Untersuchungen verband, habe ich kürzlich der K. Gesellschaft der Wissenschaften eine Abhandlung übergeben, die mich ebenfalls überhebt auf diesen Theil meiner Arbeit hier näher einzugehen. Allein es hat sich seltsam gefügt, dass, während der Druck dieser Abhandlung bereits vorgeschritten war, in dem Natural history review, im Januarhefte dieses Jahrs, eine Arbeit über denselben Gegenstand auf Grund der in meiner Flora mitgetheilten Thatsachen anonym erschienen ist, welche zu einigen kritischen Bemerkungen mir um so mehr Anlass bietet, als ich sie für meine grössere Publication nicht mehr benutzen konnte. Im Allgemeinen ist es mir erfreulich, dass die Gesichtspunkte beider Arbeiten so verschieden sind, dass sie sich kaum irgendwo berühren. Während ich selbst mich auf die Untersuchung der Arealformen der Pflanzen Westindiens beschränkt habe, stellt sich der Verf. des englischen Aufsatzes auf einen vergleichenden Standpunkt, indem er die Ergebnisse des Katalogs der Flora von Ceylon, welchen Thwaites vor Kurzem vollendet hat, mit denen meines westindischen Buchs zusammenstellt. Diese Vergleichung führt ihn zur Aufstellung einiger an sich

bemerkenswerthen Sätze, die zum Theil sind und Aufmerksamkeit verdienen, deren Erklärung er indessen nicht näher geht.

Zuerst beschäftigt er sich mit den einheimischen oder naturalisirten Gewächsen West-Indiens, die ich als exotische, erst unter dem Einfluß der Kolonisation daselbst einheimisch geworden bezeichnet habe. Er findet es auffallend, daß der Einfluss Asiens bei ihnen grösser ist, als der Afrika's, während allerdings der Handelsverkehr, der in einzelnen afrikanischen Gegenden Amerika angesiedelten Pflanzen so sich entgegen das Gegentheil sollte erwarten lassen. Von 85 exotische Arten auf den britischen Inseln, von asiatischer, nur 13 von afrikanischer Herkunft. Bedenkt man indessen, wie viel Pflanzen Afrika erst von Asien empfangen hat, überträgt man die Nachrichten, welche wir über die Nutzpflanzen der Neger und diejenigen besitzen, die ohne Zuthun des Menschen die tropischen Pflanzungen und Ackerfelder zu begleiten pflegen, so wird die grosse Mehrzahl auf das asiatische Herkommen als auf die Wiege menschlicher Kultur zurückzuführen innerhalb der Wendekreise zurück. Ehe die Reisenden den Bewohnern Afrika's die Sämereien der tropischen Nahrungspflanzen zugeführt haben, hatten diese sich nicht zur Stufe des Ackerbaues erheben, den die Reisenden der Gegenwart auf dem ganzen Kontinent verbreitet finden. Daher hat auch das tropische Amerika bloss durch die Europäer asiatische Kulturpflanzen empfangen, sondern auch durch die Reisenden, die wenig Anderes besaßen. Einzelne Früchte, die ich anderswo erläutert habe, weisen auf einen vorhistorischen Verkehr zwischen Amerika und Asien hin, aber das

niss asiatischer und afrikanischer
delungen bedarf dieser Erläuterung

macht sodann auf die merkwürdige
nung aufmerksam, welche zwischen
Pflanzen von Jamaika und Ceylon
ährend die Arten durchaus verschiede-
nd auch zahlreiche Gattungen auf
r Asien beschränkt bleiben, zeigt
Formenreichthum der meisten Fa-
össte Uebereinstimmung. Die Rei-
grösseren Gruppen, wenn man sie
zahl ihrer Arten auf beiden Inseln
eine fast ganz identisch: bei 36 Fa-
diese Uebereinstimmung durch Zif-
fresen, welche das Verhältniss jeder
der Gesamtsumme der phanero-
ten ausdrücken. Die Gegensätze
in dieser Beziehung beschränken
auf solche Familien, welche wenige
. Unter etwa 150 Familien sind
ssere Gruppen auf Asien, zwei auf
weder überhaupt oder in so weit
, dass die ersteren in Jamaika, die
Ceylon fehlen: Ceylon besitzt näm-
rokarpeen, 19 Aurantiaceen und 22
das britische Westindien 10 Chry-
nd 37 Bromeliaceen. Als dritten
eren Reihe würde ich die Cacteen
wiewohl der Verf., gestützt auf die
he, dass *Rhipsalis Cassyta* in Cey-
worden ist und auch im tropischen
nmt, den amerikanischen Endemis-
amilie bestreitet: diese Verbreitung
ich fortpflanzenden Cactee, deren
ögeln zur Nahrung dienen, möchte
e grössere Bedeutung in Anspruch

nehmen können, als die Ansiedelung der Thien am Mittelmeer, die, erst nach der Entdeckung von Amerika eingetreten, auch nur eine secundäre Vermischung gesonderter Schönheitsgebiete darstellt.

Je geringfügiger die Verschiedenheiten des organischen Bildungsplans sind, innerhalb der Umgrenzung die erzeugenden Naturkräfte auf zwei so entlegenen Inseln der tropischen Zone wirken konnten, desto mehr fordert eine so auffallende Thatsache zum Nachdenken auf. Auffallend muss sie genannt werden, weil sie nicht allgemein ist und namentlich die Verschiedenheit der drei Kontinente in der südlichen Zone zu ganz abweichenden Ergebnissen führt. Wenn wir von der Betrachtung der Inseln gehen, wie genau der Bildungsplan einer Insel zu ihren natürlichen Umgebungen, ihrem Boden und Klima angepasst ist, so liegt die Vermuthung nahe, dass eine grosse Uebereinstimmung zwischen Ceylon und Jamaika gerade in diesen Beziehungen stattfinden werde und der Aehnlichkeit ihrer vegetabilischen Organisation der Grunde liege. Der Verf. spricht hierüber eine abweichende Meinung aus und meint, dass Jamaika physisch viel gleichartiger gestaltet ist als Ceylon, dass dort die Flora weniger stimmt, als hier, nach Regionen vertical getheilt und das Klima der Küstenlandschaft der Gegensätze der Lage nicht erkennen lässt, welche auch im horizontalen Sinne die Vegetationsbezirke vieler ceylanischen Pflanzen umgibt. Allein hier ist er besser von Ceylon als von Jamaika unterrichtet. Gerade dieses ist klimatisch in weit höherem Grade gegliedert als andere Antillen. Die Nord- und Süd-Inseln sind in ihren Feuchtigkeitsverhältnissen

ellt, dass nur die letztere Cacteen
he dem Norden fehlen. Die Ge-
a's erreichen eine Höhe von 8000
wenn auch die Gehänge grössten-
t sind, so kennen wir doch man-
, welche nur auf den Gipfeln der
und andere, die nur auf den iso-
des Westens gedeihen. Beide In-
so vielmehr in der plastischen Ge-
odens eine entschiedene Ueberein-
de gehören zu den feuchten Wald-
tropischen Zone. Je gleichartiger
erhalb der Wendekreise die con-
und der Verlauf der Jahreszeiten
tion einwirken, vorausgesetzt nur,
und Intensität der Niederschläge
sind, desto entschiedenere Analo-
in dem Bildungsplan der Pflan-
dem grössten geographischen Ab-
warten. Die Natur schafft nicht
etrennten Gebieten, aber ist an
eis physischer Bedingungen in ih-
en gebunden. Die Verhältnisszah-
lien sind ein Massstab für die
denen sie sich bewegt: zeigen sie
f verschiedenen Punkten der Erd-
erkennen wir darin, dass von je-
plan nur eine bestimmte Zahl von
ch war. So erscheinen sie als der
sdruck des Zusammenhangs zwi-
getation und den äusseren Bedin-
Lebens: wo sich diese ändern, fin-
ch andere Verhältnisszahlen und die
herrschenden Familien ist auch in
der tropischen Zone eine andere,
feuchten Waldgebieten. Eben weil
Hauptformationen tropischer Vege-

tation in Amerika und Asien unregelmäßig theilt sind und oft auf geringe Entfernungen mit einander wechseln, kann es vorkommen, dass benachbarte Landschaften, wie die von Rio Janeiro und Minas Geraes, grosse Gegensätze in dem Typus der Pflanzenwelt zeigen, welche die entlegensten Punkte der Erdoberfläche, wie London und Jamaika, ihre Wälder aus diesen Bestandtheilen zusammensetzen.

Das letzte Ergebniss, auf welches das Verhältniss ein besonderes Gewicht legt, ist die That- sache, dass Westindien so wenig Pflanzen mit dem nordamerikanischen Kontinent gemein hat, als die Erfahrung, ausgehend, dass die Gebirge höherer Breiten so oft auf den Gebirgen des Südens unter ähnlichen klimatischen Bedingungen wiederkehren, findet er es auffallend, dass auf den blauen Bergen Jamaika's diese Pflanzen- gattung nicht bemerkt wird, die gerade in Westindien durch zahlreiche Fälle des Vorkommens von europäisch-nordasiatischer Gewächse auf dem Gebirge des Himalajah sich bewährt hat. Man merkt indessen selbst, dass auch Mexiko eine Absonderung Westindiens von den nordamerikanischen Ebenen theile, und er hätte hinzu- kommen können, dass die Gebirge der tropischen Welt in ganz anderer Weise von höheren Breiten verschieden sind, wie diese unter sich. Die Wiederkehr lappländischer Pflanzen auf den Gebirgen, die freilich auch nicht so zahlreich sind, wie man gewöhnlich annimmt, ist eine Erscheinung, die sich auf vielen Gebirgen wiederholt, aber nicht auf allen. In der ganzen tropischen Welt zeigen sich davon nur spärliche Beispiele. Der Himalajah, der diesseits des Wendekreises macht keine Ausnahme, da nur dessen

dem Einflusse tropischen Klima's
 constante Wärme in allen Jahrs-
 einfluss, der auf dem peruanischen
 bei entsprechender Mitteltem-
 Kornbau nicht gestattet, gewährt
 höchsten Gebirgen nicht die Aehn-
 ischer Lebensbedingungen, welche
 Lappland und Sibirien mit Tibet
 also nur wenige Gewächse können
 gemässigten Zone zu den tropischen
 siedeln, nur diejenigen, denen die
 renz gegen den Wechsel der Jahrs-
 nt. In der That weichen auch die
 Ceylon's wenig von denen Westin-
 e Argumentation des Verf. umgeht
 lassen Grade die Frage, indem er
 in Ceylon auf 933 Gattungen 57
 im britischen Westindien auf 1094
 en: denn nicht um Gattungen han-
 der, die, wie die Eichen und Tan-
 r verschiedensten Klimate enthal-
 um identische Arten in diesen Gat-
 dings reichen einzelne europäische
 Gebirgsverknüpfungen der ostindi-
 folgen, bis zu den Khasya-Hills, also
 des Wendekreises: aber noch geringer
 ahl auf den Nielgherries und be-
 hier grösstentheils auf Erzeugnisse
 Bodens, die so indifferent den Ein-
 mosphäre gegenüberstehen, wie die
 n. Eine so leichte Uebersiedelung,
 Nielgherries bis zu den Gebirgen
 bietet nun freilich die Lage der
 Inseln nicht, und doch würden,
 Cuba berücksichtigt hätte, wahr-
 e gemeinsamen Arten hier eine
 ffer erreichen als dort, aber eben-

falls auch nur Ausnahmen eines allgemeinen Gesetzes der Verbreitung sein.

Histoire de la Comédie. Période p
Comédie des peuples sauvages — Théat
tique — Origine de la comédie grecque
M. Édélestand du Méril. Paris et
1864. IV u. 488 S. in Octav.

Der durch seine vielfachen und schi
Arbeiten besonders auf dem Gebiete de
raturgeschichte rühmlich bekannte Geleh
tet hier den ersten Theil einer Arbeit
welcher er sich, wie er sagt, seit dreiss
ren beschäftigt, und man kann daher
annehmen, dass sie mancherlei Neues un
reiches enthält; in der That auch find
diese Erwartung in jeder Beziehung best
dass es nicht unwillkommen sein wird,
drungene Uebersicht des Inhaltes gebe
sehen.

In der Einleitung bespricht der Verf
derst den Zweck des Dramas und dess
schiedenheit von der Komödie. Hängt je
den Ideen des Dichters über die Natur
Bestimmung des Menschen ab, so liegt der
punkt der Komödie in der Wirklichkeit
genwart; um bei ihrem Publicum Glau

*) Unter der Presse befindet sich: Histoire d
médie. Période classique. La Comédie nouvelle
tre italique. Comédie latine.

finden und es zu unterhalten muss sie deshalb bekannte Charaktere und bekannte Sitten schildern. Da letztere jedoch bei den verschiedenen Völkern verschieden und sogar bei demselben Volke in fortwährendem Wechsel begriffen sind, so liegt es demgemäss der Komödie ob, sich unauhörlich zu modificiren; sie ist alle Tage neu, nimmt in jedem Lande einen andern Localgeist an und bewahrt nur die Fröhlichkeit stets unverändert. Eine Geschichte der Komödie hat deshalb alle Wandlungen und Verschiedenheiten derselben darzulegen, ihren eigentlichen Sinn und Bedeutung aus dem Bildungsgrade und den Sitten der Völker zu erklären und in der Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse, welche das Theater derselben ausmachen, die gemeinschaftlichen Züge, die es charakterisiren, nachzuweisen. — Diese einleitenden Bemerkungen geben dem Verf. Gelegenheit, sich unter anderm über den Nationalcharakter der wichtigsten Völker auszusprechen, so der Franzosen, Engländer und Deutschen: von letztern meint er (und es ist immer gut zu wissen, was andere von uns denken): »L'Allemand aime à s'isoler des questions de commerce et d'industrie; il porte vaillamment sa pauvreté et tend à l'idéal en toutes choses; il se promènera soixante ans durant à travers les réalités de la vie, semblable à un somnambule qui, tout en marchant les yeux ouverts, ne voit qu'en dedans et continue son rêve. Il pense pour penser, sans autre but que sa propre pensée: si vous lui demandez un résultat, il hésite, balbutie, enfin il prend son parti, monte en chaire, et après un pénible travail et beaucoup de savantes citations, son cerveau se délivre et accouche d'une chimère. Il ne veut entrer dans la vie qu'avec une fiancée à son

bras; ce serait une nécessité de philosophie: ce n'était un besoin de sa nature: il trouve complet qu'à la condition de développer aussi ses facultés aimantes, et il les développe consciencieusement jusqu'à l'enthousiasme. Cependant, sa passion pousse au dithyrambe à l'élegie plutôt qu'au mariage: il se marie, aime beaucoup plus qu'il ne le sent; mais surtout l'amour qu'il cherche dans la solitude, il s'y complait et en jouit, même à l'isolement monologue; mais s'il aime sa maîtresse, il a une idée, il lui reste fidèle comme à une conviction philosophique. Par apathie ou par dédain des catégories du monde extérieur, il laisse inventoriser par l'autorité publique ce qu'il se toise, le jauge, le classe ainsi qu'un objet d'histoire naturelle, et il prend son sérieux. Il est à l'Université tapageux, débrouillé, chante à pleine voix dans la rue, bat quelquefois, fume toujours, donne en face à tout le monde, ment tous les rois au diable et allègrement, se console par la raison que les petits cadeaux entretiennent l'amitié. Mais le jour même où il en sort, vient un Philistin bien naïf et bien rasé, qui porte une cravatte blanche et un faux-nez, annonce à Hegel et à sa logique, à Sata, à ses oeuvres, salue révérencieusement tous les fonctionnaires, et s'il lui arrive désobéir, cite Nabuchodonosor en public, il ne ment pas, comme un célèbre prédicateur de son temps, d'ajouter en s'inclinant: *Sa Majesté* *I. u. s. w.* Ist das Porträt auch nicht schön, so ist es doch jedesfalls schön, und in vielen Zügen nur gar zu sehr, wie das, welches der Verf. von seinen Landsleuten giebt. Du Mériel ist übrigens keineswegs gegen die Deutschen eingenommen.

kennt unsere nationale sowohl wie unsere wissenschaftliche Literatur im ausgedehntesten Masse.

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Ideen, unter denen wir auch sehr Treffendes finden über das Wesen des Dramas überhaupt so wie über die mannichfachen Veränderungen, welche Gefühle und Leidenschaften, namentlich die Liebe, so wie die moralischen und religiösen Anschauungen im Laufe der Zeit im Alterthum und der Neuzeit erfuhren, geht der Verf. zu dem eigentlichen Gegenstand des vorliegenden Bandes über und behandelt im ersten Buche die Anfänge der Komödie (*comédie primitive* p. 1—63). Diese ging aber vorzugsweise aus dem Tanze hervor und demgemäss liefert Du Méril hier besonders eine übersichtliche, sehr anziehende Geschichte desselben unter den verschiedenen Völkern, die reich ist an den mannichfachsten Angaben, und auch die sich daran knüpfende Erinnerung der Masken, der historischen Erinnerungsfeste so wie der Pantomimen bespricht. Als zu letztern auch noch Worte hinzugefügt wurden und sich damit Musik verband, war man der Komödie schon ziemlich nahe gekommen, mehr aber noch als man vollständige kleine Scenen auf Schaubühnen darstellte. Nicht alle Völker jedoch haben ihr Theater regelmässig entwickelt; denn in Siam z. B. ist es noch jetzt ebenso roh wie vor 2000 Jahren, während andere, wie die Semiten, durch ihre ernste, religiös-contemplative Geistesrichtung von der Pflege der dramatischen Kunst ganz und gar abgehalten wurden.

Das zweite Buch (p. 64—120) bespricht die chinesische Komödie. Der Verf. bemerkt in Bezug auf diesen und den folgenden Abschnitt: »Les appréciations elles-mêmes man-

quent quelquefois de sûreté dans les détours nous le confessons humblement, d'indépendance. D'abord, les sources sont encore déficientes les plus spéciales: ils sont obligés de recommander au hasard et de juger sur un échantillon la Comédie chinoise et le Théâtre d'opéra et nous nous trouvons dans des conditions autrement défavorables. L'ignorance primitive du Chinois et une connaissance insuffisante du sanscrit ne nous permettaient pas de nous en rapporter exclusivement à nos imprimeurs. Nous avons dû, en nous inspirant un peu de nos originaux, quand ils ne nous étaient pas accessibles, travailler sur des traductions, et pour traduire la poésie, il faudrait réunir deux qualités à peu près inconciliables: la capacité savante du philologue et l'imagination créatrice du poète.* Wie dem auch sei, je trouve ici une dankenswerthe mittheilung von sen begleitete Uebersicht der wichtigsten in Europa bekannt gewordenen chinesischen Theaterstücke, und sie genügt, um die Richtigkeit des zusammenfassenden Urtheils erkennen zu lassen, womit der Verfasser diesen Abschnitt schließt. »C'est déjà de l'art dramatique, si ce n'est pas de la poésie. Encore un progrès, et l'art de la Comédie sortira complètement de ses ténèbres, l'intelligence de l'homme va s'y manifester, et son imagination s'y produire.*

Das dritte Buch behandelt das indische Theater (S. 173 — 225), worüber am Schluss gesagt wird: »Ce n'est pas encore le Drama, la poésie, c'est celui d'une lanterne magique.« — Uebrigens gilt auch hier das über das vorhergehende Abschnitt Bemerkte.

Das vierte und letzte Buch (S. 226 — 250) ist der griechischen Komödie gewidmet.

das umfangreichste, sondern auch das wichtigste, da es eine erschöpfung des Entwicklungsganges, den es griechischen Theaters genommen, einfachen neuen Ansichten enthält, theilweise hinweisen, wenn auch jedesmalige Richtigkeit vertreten

Das Kapitel dieses Buchs (p. 225—238) griechischen Tänze der Griechen zum — Die Mehrzahl der hier wie in folgenden Kapiteln zusammengestellten ist zwar bereits von Andern mitgeteilt, jedoch nur beiläufig und ohne die ihnen von Du Méril zuerkannter beilegt wäre, welcher sie ihrer innern Verkettung und historischen vorführt. In dem vorliegenden wird besonders den Einfluss hervor, derien auf die Entwicklung der Tragödie *).

Das Kapitel (p. 239 — 259) behandelt griechischen Dialoge (les dialogues). War in dem vorhergehenden Abgeschnitt Geschichte der griechischen Tänze besprochen worden, so bilden diese die bei der Weinlese stattfindende die Bakchosfeste im Allgemeinen Hauptgegenstand, in welche letztere Mysterien aus den Dionysischen Mysterien waren. Bei dieser Gelegen-

n. 5 will ich bemerken, dass der nach dem Anfang eines neugriechischen Tanzliedes *Ἀλέξανδρος ὁ Μακεδονίς ποῦ ὀρίσαν τὴν* richtiger so zu schreiben ist: *Ποῦ εἰν ὁ μακεδόνης ποῦ* (i. e. ὅπου) *ὀρίσαν τὴν οἰκου-*

heit erörtert Du Méril die Beziehungen der *vae* zu Bakchos als Todesgott, den Unter zwischen den *Ithyphallen* (welche officiell tragt waren den Festzug zu bilden) und *Phallophoren* (*amateurs bénévoles qui grossi la Pompe sans en faire partie*), so wie d jenen Festen zuweilen stattfindende Au des Schattens irgend eines alten durch sein gischen Schicksale berühmt gewordenen der letztere in einem lyrischen Monologe tragen pflegte, endlich die zwischen den l phoren und den Festzuschauern gelieferten und Spottkämpfe oder Zwiegespräche, aus dann später in Verbindung mit den Chor gen der Ithyphallen zur Ehre des Gott griechische Komödie hervorging.

Das dritte Kapitel dieses Buches (—285) behandelt ausser der weitem Ent lung der Komödie besonders noch die dor Komödie, namentlich Epicharmus, w das vierte Kapitel (S. 286—359) die at sche Komödie zum Gegenstand hat un Entstehen derselben darlegt, wobei der Ve Chor, Theater, Masken, Costum, Musik u ausführlich eingeht und die Stellung des ters gegenüber dem Publicum, die schei Blasphemien gegen die Götter, die Stellu weiblichen Geschlechts, die zügellose dem entlehene Ausdrucksweise der Komödie das Verhältniss der letztern zur Tragödie andern hierher gehörigen Punkten bespricht.

Das fünfte und letzte Kapitel dieses (S. 360—419) hat die Komödie des Aris nes zum Gegenstand. Von den damals in einen so grossen Einfluss übenden ultra-kratischen Neuerungen und der einreis Sittenverderbniss sprechend, bemerkt Du

quelque bon sens pour comprendre de ces innovations, et d'un commun à tous les citoyens pour servir de l'État les dangers dont ils étaient menacés, et à la vivacité particulière qui les avait fait poètes, les Comédiens ont le sentiment d'un devoir spécial : ils se tenaient pour préposés à l'éducation des adultes. Aussi même dans leurs farces les plus légères, et se vantaient-ils de mêler des idées sérieuses aux plaisanteries . . . Ce n'était donc pas la Comédie traditionnelle et, pour ainsi dire, leurs oeuvres que se ressemblaient à la Comédie ancienne ; ils professaient une foi politique, se grisait tous et voulaient également intervenir, main, dans le gouvernement du pays. Ils avaient une véritable École, sans maître, et sans maître, mais avec la force des choses : les traditions, le goût du public et la pression de la mode Le talent n'en diminuait pas tous ses droits et ses devoirs : cette parenté littéraire des Comédiens n'effaçait point la personnalité des Comédiens, mais bien leur physionomie particulière, mais bien caractérisée. — Der Verf. giebt hierauf die Charakteristik der hervorragendsten Komiker (Klitos, Eupolis, Krates), ausführlich, und bemerkt in Bezug auf Aristophanes, und bemerkt in Bezug auf alle : « Toutes méditées et habilement composées, ses pièces affectaient une simplicité sans-façon des premières improvisations ; les personnages se faisaient des sig-

nes d'intelligence et semblaient se donner à tour la réplique, mais personne ne parlait: quels que fussent le lieu de la scène et le sujet de la pièce, ils parlaient toujours comme des Athéniens, réunis au Théâtre de Bacchus pour les entendre, des hommes et des choses de leur temps. Ils avaient, chacun, une étiquette sous un masque d'une laideur bien personnelle, un rôle différent à remplir, mais aucune individualité: c'était en réalité l'auteur qui riait, qui parlait, qui pérorait sous leur nom. Satisfait, ils ne représentaient personne d'autre, ni Socrate ou Cléon qu'Alcibiade ou Polux. Les prétendus portraits historiques étaient vramment reconnus par quelques particularités: mais ils étaient de grosses caricatures à la manière de nos caricatures. Aristophane ne s'inspirait de la réalité que pour l'enlaidir et n'attachait un nom connu qu'en complétant le ridicule. Les caractères se développaient point par point par le mouvement de la scène, les sonnettes et la marche de l'action: ils étaient à la pièce, se conformaient rigoureusement à la règle, restaient à la fin tels qu'ils s'étaient montrés au commencement: des conceptions à *priori* unilatérales et se cavant dès l'abord tout au pis et se satisfaisant ainsi bien mieux aux indignations de la foule. L'illusion serait allée à l'encontre de son but quand il disait *Nubicoucouille*, il voulait dire qu'il entendait Athènes, et ne craignait point les impossibilités qui empêchaient de se tromper. — Demnach eine Inhaltsangabe und Charakteristik der einzelnen der aristophanischen Lustspiele, eine ausführliche Darlegung der jeweiligen athenischen Zustände und Verhältnisse, die es hervorriefen.

Hiermit schliesst der Haupttheil der vorliegenden Arbeit, an den sich dann noch eine Anzahl von grösseren oder kleineren Beigaben reiht (p. 421—488); so z. B. über die *Oscilla*, über die *Thymele*, über die dramatische Majorennität (das gesetzliche Alter der dramatischen Dichter), ferner über den Theaterbesuch der Athenerinnen, und endlich die umfangreichste und wichtigste über die Zahl der Schauspieler in den Theaterstücken zu Athen. Im Text heisst es nämlich: »Pour établir d'une manière définitive une préséance dramatique et caractériser vraiment un premier, un second et un troisième acteur, on les distingua l'un de l'autre, non par la longueur et l'importance des rôles, toujours difficiles à reconnaître avant la fin de la pièce, mais par la nature, aussitôt appréciable, de la mélodie, par un mode différent de déclamation qui marquait les coupures du dialogue et personnifiait les interlocuteurs.« In dem Excursus nun entwickelt Du Méril diese Ansicht auf eingehende Weise und kommt überdies (hierin mit frühern Forschern übereinstimmend) zu einem weitem Schluss, so dass das ganze Ergebniss seiner Untersuchung sich in folgenden Worten zusammenfasst: »Lorsqu'on inventa un Second, puis un Troisième acteur, on voulut naturellement les différencier aussi les uns des autres par une déclamation spéciale qui les caractérisait: ils faisaient réellement une *partie* différente dans la pièce, et on leur donna à chacun un nom particulier qui indiquait la nature oratoire de leur rôle. Ils étaient aussi distincts que nos Ténors, nos Barytons et nos Basses, et, comme il arrive souvent dans nos opéras, il y avait dans les pièces grecques plusieurs Premières, plusieurs Secondes et plusieurs Troisièmes parties.«

Diese Uebersicht wird hinreichend gesehen zu lassen, dass das vorliegende einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der matischen Kunst liefert, wenn schon die ten des Verf. zuweilen Stoff zur Einrede und derselben wahrscheinlich auch begegnen; jedoch will Ref. den Philologen v (denn an diese richtet sich der vorliegende hauptsächlich) in der kritischen Beurtheilung Einzelnen nicht vorgreifen, sondern sich begnügen, ihre Aufmerksamkeit auf das gelenkt zu haben. — Von kleinern Unge- keiten sind ihm z. B. folgende aufgefallen: 55 (Anm. 3) war der Titel des dänischen spiels » *Den politiske Kandestöber* (der politische Kannengiesser) zu übersetzen: » *Le potier de cabaret*« nicht » *potier d'étain politique*«; — (Anm. 8), wo es von Bakchos heisst: » *tait à ses cotés des animaux carnassiers*« unter anderm nach Bachofen's Gräber- lik auf eine Stelle des Albricus verwiesen; jedoch eine ganz andre Bedeutung hat; Julius Cassel im Weimariischen Jahrbuch und vgl. des Refer. Bemerkung in den Jahrb. 1864 p. 218 zu Hahn's Neugriechen no 76 » *Dionysos*«; — p. 348 (Anm. nach Athenäus p. 614 die Gesellschaft der zig athenischen Witzköpfe erwähnt und bemerkt: » *Ils avaient acquis assez de réputation et d'importance pour que, sans doute, ils ne pas être condamné une seconde fois, Philippe de Macédoine, leur envoyât un pour le frais de son jugement.*« Dies ist jedoch Athenäus keineswegs, sondern nur *σάντη δ'αὐτῶν δόξα τῆς ῥαθυμίας ἐγένετο Φίλιππον ἀκούσαντα τὸν Μακεδόνα πέμψαι τοῖς αἰλάντον, ἵν' ἐγγραφόμενοι τὰ γελοῖα*

mon *œuvre*." Ueberhaupt erwähnt Athenäus nichts von den »décrets satiriques contre les citoyens qui leur semblaient un bon sujet de plaisanterie« und dem »nombreux auditoire qui se pressait à leurs séances;« — p. 432 (Anm. 2) heisst es: »Le vieil Allemand appelait même encore un Prêtre *Blutkerl*, littéralement, homme de sang.« Diese Erklärung ist unrichtig; s. Grimm Deutsche Mythol. S. 33. — Anderes übergeht Ref. und will mit letztern kurzen Andeutungen überhaupt nur darauf hingewiesen haben, dass er Du Méril's Arbeit mit grösster Aufmerksamkeit durchgegangen, die sie auch im vollsten Masse verdient, daher er den Wunsch nicht unterdrücken kann, dass die zu Anfang dieser Anzeige erwähnte Fortsetzung ihr Erscheinen nicht zu lange verzögern möge.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Leçons de philosophie chimique par A. Würtz. Paris 1864. L. Hachette et Comp. 224 S. in Octav.

Die modernen Theorien der Chemie und ihre Bedeutung für die chemische Statik von Lothar Meyer. Breslau 1864. Maruschke et Berendt. 147 S. in Octav.

Die bedeutende Ausbildung der chemischen Theorien ist nur eine Folge der ungemein raschen Entwicklung der Chemie in den letzten Jahren. Durch diese Theorien suchen wir das Material unserer Wissenschaft übersichtlich zu ordnen. Sie sind für uns was dem Physiker

die Mathematik ist, und wenn wir in
mie auch noch weit von dem Ziele sind.
Physik in einigen Kapiteln bereits erre-
nämlich die Erscheinungen aus den g-
Bedingungen im Voraus zu berechnen,
doch bereits eine Menge von werthvo-
haltungspunkten für eine allgemeine The-
Chemie vor. In seinem ausgezeichnete-
buche hat Kekulé eine vollständige Da-
der modernen Theorien geliefert, wie
gegenwärtigen Standpunkte der Wissens-
sprechen und fast möchten daher die v-
den Werke als überflüssig erscheinen.
wenn man schon aus dem gleichzeitigen
nen zweier Werke über denselben Geg-
— und ein drittes von Butlerow ersch-
eben in russischer Sprache — den Sch-
hen darf, dass dieselben gewiss zeitgemä-
blicationen sind, so gewinnen sie noch
teresse durch das besondere Ziel, das
Schriften im Auge haben. Und dieses
reichen beide vollkommen.

Das Buch von Würtz verdankt seine
hung zunächst zwei Vorlesungen, wel-
Verf. in der chemischen Gesellschaft
gehalten hat. Dasselbe ist daher zunä-
für ein französisches Publicum berech-
dieser Umstand ist bei der Beurtheil-
Buches wohl im Auge zu halten. Das
nen eines solchen Werkes hilft nämlich
sem Falle geradezu einem sehr lebhaft
ten Bedürfnisse ab. Gerhardt hatte sein
retischen Ansichten in dem klassischen tr-
chimie organique niedergelegt. Er fan-
nur wenig Nachfolger in seiner Heimath
weiteren Ausbau des von ihm begonnene-
kes waren besonders ausländische und

Ich deutsche Chemiker thätig. Die in Frankreich in der letzten Zeit erschienenen Lehrbücher der Chemie nahmen aber von den Fortschritten der chemischen Theorie meist gar keine Notiz, und es musste mithin dem jüngeren französischen Publicum immer schwieriger werden, sich ein vollkommenes Bild vom gegenwärtigen Standpunkte dieser Theorien zu verschaffen. Würtz' Vorlesungen werden daher dem Letzteren sehr willkommen gewesen sein. Durch die Herausgabe derselben hat sich der Verf. ein wahres Verdienst erworben. Doch auch das übrige chemische Publicum wird in diesem Werke die schätzbare und elegante Entwicklung der modernen Theorien mit Vergnügen lesen. Ueberdies sind darin mehrere Fragen besprochen, welche bis jetzt in den Lehrbüchern meist nur eine untergeordnete Berücksichtigung gefunden haben. Würtz hat aber auch ausserdem ganz besonders ein chemisches Publicum im Auge. In der ganzen Begründung und Entwicklung der chemischen Theorien lässt sich daher Würtz vielfach von rein chemischen Gesichtspunkten leiten. Sein Werk unterscheidet sich dadurch schon im Principe ganz wesentlich von dem Buche L. Meyer's.

Würtz beginnt mit einer historischen Entwicklung der Begriffe Atom, Molekül und Aequivalent. Er discutirt die zu verschiedenen Zeiten aufgestellten Atomgewichte und zeigt endlich, dass die von der modernen Chemie angenommenen Atomgewichte in einer einfachen Beziehung stehen zum Dulong-Petit'schen Gesetze, zum Isomorphismus und zur Dampfdichte der Körper. Durch eine Reihe von Atomgewichtstafeln sucht der Verf. die früher vielfach schwankenden Definitionen von Atom und Aequivalent

zu versinnlichen. Eine mehr historische
dung der heutigen Atomgewichte scheinen
dessen für den vorliegenden Zweck nicht
glücklich gewählt. Man kann hierbei,
Meyer gethan, viel strenger wissenschaftlich
viel naturgemässer verfahren. Durch
zählung der verschiedenen Zahlen und
wird bei einem Anfänger einige Verwirrung
zu vermeiden sein. Und dann verliert
durch seine eigenthümliche Behandlung
wichtigen Gesichtspunkt. So finden wir
nirgends einen scharfen Unterschied
gasförmigen und nicht gasförmigen Körpern
zogen. Aus der nicht überall vollkommene
Berücksichtigung der Litteratur dieses
glauben wir endlich den Schluss ziehen zu
nen, dass der Verf. der obigen Einleitung
ein untergeordnetes Interesse zugeschrieben
und unter steter Rücksichtnahme auf ein
misches Publicum den Schwerpunkt der
Darstellung mehr in den rein chemischen
gelegt hat. Und dieser Abschnitt bildet
auch den Glanzpunkt des vorliegenden

Der Verf. entwickelt zunächst die Typen
rie in ihren hauptsächlichsten Umrissen
zeigt in einem besonderen Abschnitt die
ren Sinn und den Nutzen der typischen
weise. Die Untersuchung der Basicität
dikale giebt dann dem Verf. Gelegenheit
Basicität der Elemente zu besprechen
aus endlich eine neue und strenger wissenschaftliche
liche Klassificirung der Elemente abzuleiten
Eine Uebersicht der Elemente nach ihrer
gungscapacität liefert indessen der Verf.

Im letzten Abschnitt bespricht der Verf.
»Die Allianz der unorganischen Chemie mit
organischen.« Mit der consequenten Darstellung

ang der neuen Atomgewichte müssen sich die alten Formeln der Mineralchemie vollständig ändern und indem der Verf. die fast ausschliesslich auf organischem Gebiete gewonnenen Prinzipien und Formulirungen auch auf die Mineralchemie überträgt, erhält er neue Formeln für die Mineralkörper, deren vollkommene Analogie mit den Formeln organischer Verbindungen, der Verf. an vielen Stellen hervorhebt. Bis jetzt fehlte es leider an einer consequenten Durchführung der neuen Atomgewichte in der Mineralchemie und der Verf. versucht es daher diese Lücke auszufüllen. Dem Verf. ist es übrigens sehr darum zu thun zu zeigen, in welcher Weise die durch die modernen Theorien der Chemie gewonnenen Resultate auch auf die Mineralchemie angewendet werden können, als eine vollständige Uebersicht der Mineralchemie zu liefern. Immerhin ist selbst diese Skizze eine werthvolle Vorarbeit für eine spätere ausführliche Behandlung des Gegenstandes. Doch wird hier das Experiment noch manche Erscheinung aufklären müssen, ehe es gelingen wird das ganze Gebiet der Mineralchemie den neuen Formeln bequem anzupassen. In der Aufstellung der rationellen Formeln herrscht hier noch manche Willkür und der Nutzen dieser Formeln leuchtet daher noch nicht überall ein. Dieses gilt z. B. für die Klasse der Silikate, wo nicht einmal in den empirischen Formeln, trotz vielfacher Bemühungen, eine völlige Einigkeit erzielt worden ist. Dann werden aber auch durch eine consequente Durchführung der modernen Theorien die Formeln vieler Mineralkörper um Vieles verwickelter und complicirter als die alten dualistischen Formeln. Dieser Umstand hat offenbar manche Chemiker vor einer strengen An-

wendung der modernen Principien in der Alchemie abgeschreckt. In dem Entwurf des Verf. wird der Leser aber manches Mal eine vielfache Anregung zu weiterem Nachdenken finden.

Wir können von dem vortrefflichen Buch nicht scheiden, ohne mit Bedauern eine kleine Schattenseite desselben hervorheben zu müssen. Der Verf. ist ein guter Franzose und schreibt zunächst für Franzosen. Dass er die Verdienste vaterländischer Gelehrter nicht hervorhebt, finden wir natürlich, da er auf mehreren Stellen diese Verdienste sogar allzu hoch anschlägt, ist am Ende noch zu klären, dass er sich aber dadurch zu Unzulänglichkeiten gegen fremde Gelehrte verleiten lassen können wir nicht wohl entschuldigen. Ampère zuerst den Satz aufgestellt hat, dass gleiche Volumina zweier Gase eine gleiche Anzahl von Atomen enthalten und nur in einer Anmerkung bemerkt der Verf., dass die Ansicht vom Italiener Avogadro ausgesprochen worden sei. Der Verf. sagt aber nicht, dass Avogadro diese Hypothese bereits einige Jahre vor Ampère aufgestellt hatte, er betont vielmehr an einigen Stellen (p. 18 u. p. 55) »Ampère le premier.« Ebenso finden wir bei der Besprechung der fischen Wärme ganz einseitig die Regnault'schen Versuche und Theorien aufgezählt, während Neumann schon 10 Jahre vor Regnault das long-Petit'sche Gesetz erweitert hatte. liessen sich diese Mängel durch eine oberflächliche Kenntniss der betreffenden Wissenschaft entschuldigen, aber darf man so etwas einem so ausgezeichneten Gelehrten, wie dem Verf. voraussetzen? —

Dem Buche Lothar Meyer's

erk von Berthollet: Essai de sta-
e zum Ausgangspunkt, ein Werk,
Verf. wohl sagen kann, dass es
reiner Posten inmitten unserer ko-
wollenen Litteratur da steht, Vie-
ganz unbekannt, von Wenigen stu-
em vervollkommnet und ausgebaut.
r in Vielem seiner Zeit vorangeeilt,
Chemie seiner Zeit noch nicht zu
Selbstständigkeit gelangt. Das
Beobachtungen war zu klein, die
u vereinzelt, um seine Ansichten
den Geltung bringen zu können.

ton wurde der Chemie ein neuer
Die atomistische Hypothese gab
zu einer anhaltenden rein chemi-
ung der Wissenschaft. Man ver-
Berthollet und seine Theorien. Erst
Material gehäuft hatte, als eine
enschaftliche Sichtung desselben ein
eres Bedürfniss wurde, wandte man
er Speculation zu und damit hat
u des grossen von Berthollet be-
rkes begonnen. Ein klares Bild
igen Standpunktes der Theorien in
u liefern, das war die Absicht des
e hierbei aber nicht den Chemiker
dern die übrigen Naturforscher, die
, dass die Kenntniss dieser Theo-
zu bewältigendes Specialstudium
Der Verf. hat es daher unternom-
neorien ihres specifisch-chemischen
glichst entkleidet darzustellen. Der
int der Vf., würde kaum Neues in
den und in der Darstellung höch-
was grössere Bestimmtheit. Wir
Ansicht, dass trotzdem auch alle

Chemiker des Vfs Buch mit grösstem Interesse gelesen werden, wäre es auch nur um der thümlichen Behandlung und Darstellung des Gegenstandes wegen, wie sie der besondere Punkt des Vfs mit sich bringt.

Die Hypothese, dass die Materie aus untheilbaren Massentheilen besteht, ist zur Aufstellung einer chemischen Theorie unumgänglich nöthig, sie ist eine Folge des Gesetzes der einfachen Proportionen. Die absolute Grösse des Atomgewichts kann jedoch durch Dalton'sche Versuche nicht bestimmt werden, dazu sind neue Versuche nöthig. Solche bietet Gay-Lussac'sche Versuche der Dampfdichten, aus welchem Avogadro 1811 die Hypothese ableitete, dass ein bestimmtes Volumen verschiedener Gase eine gleiche Anzahl von Molekülen enthalte und dass das Atomgewicht der chemischen Körper aus Gruppen von Atomen gebildet werde. Der Vf. weist nach, dass zunächst die volle Gültigkeit von Avogadro'scher Hypothese nach. Chemische und physikalische Gründe rechtfertigen sie durchaus. Zu klären rechnet der Vf. die oft räthselhafte Erscheinung des Status nascendi. Denkt man sich nämlich im Entstehungszustande die Elemente als isolirt, so leuchtet von selbst ein, dass diese Atome viel leichter Verbindungen eingehen können, da dann nicht noch die Kräfte zu überwinden ist, durch welche ein Atom in der Verbindung mit den übrigen festgehalten wird.

Ampère stellte einige Jahre später einige Gesichtspunkte auf wie Avogadro und andere. Er galt Ampère für den Schöpfer der in Rede stehenden Hypothese. Die Abhandlungen von italienischen Gelehrten sind, obgleich in französischen Zeitschriften erschienen, dem deutschen Publicum unbekannt geblieben. Ein sorgfältiges

Litteratur gestattete dem Vf. dem gelehrten volle Gerechtigkeit wideren. Während daher im Buche von der Hypothese Ampère's gesprochen hier mit vollem Rechte überall ro.

Hypothese Avogadro's erlaubt in einfachen Molekulargewicht der Verbindungen nachzuweisen. Aus Letzterem kann die Atomgewichte der Elemente. aber nicht alle Atomgewichte auf feststellen. Die Nichtflüchtigkeit der Elemente und Verbindungen setzt diesen ein vorläufig unüberwindliches entgegen. Diese Schwierigkeit kann überwunden werden, wenn man noch eine Eigenschaft in Betracht zieht, nämlich das Verhältniss der specifischen Wärme zum Molekulargewicht oder das Dulong-Petit'sche Gesetz. Dieses Gesetz ist zwar keiner consequenten Anwendung fähig, glücklicherweise ergänzt Avogadro's Hypothese und das Dulong-Petit'sche Gesetz in einer Weise, dass über die Atomgewichte fast aller Elemente mit Sicherheit festgestellt werden kann. Wo beide Wege zur Bestimmung der Atomgewichte anwendbar sind, kann die Uebereinstimmung der gefundenen mit den so festgestellten Atomgewichte eine grosse Sicherheit verleihen. In der That kann auch die Berücksichtigung des Dulong-Petit'schen Gesetzes in seiner gegenwärtigen allseitigen Anwendung ein werthvolles Hülfsmittel zur Bestimmung der Atomgewichte abgeben. So wird der Verf. endlich zur Feststellung der Atomgewichte, wie sie grösstentheils früher von Gerhardt vorgeschlagen und jetzt immer allgemeiner in Ge-

brauch kommen. Der Verf. lässt dabei genwärtig noch üblichen Querstriche fort, der consequenten Durchführung der neuen gewichte und dem allgemeinen Charakter Deductionen eine Verwechselung mit den Atomgewichten doch nicht möglich ist.

Der Verf. geht nun über zur Unters der Gesetze, nach welchen die Atome z bindungen zusammentreten. Das Erste w in die Augen fällt, ist, dass ein Atom ein mentes sich höchstens mit bis zu 4 Ator nes andern verbinden kann. Diese Beob führt zur Aufstellung der einfachsten Typ zur Classification der Elemente nach ihre mischen Wirkungswerthe. Der Vf. spricht nicht von ein-atomigen oder -basis Elementen, er empfiehlt statt dessen d senderen Ausdruck einwerthig, mon oder auch uni-valent.

Die Typentheorie entwickelt der Vf. n breit wie es in den chemischen Lehrb meist geschieht. Ihm kommt es natürli auf das Princip derselben an. Es zeig praktischen Nutzen der typischen Schrei aber auch die Willkür derselben. Für ih Typen nur »dehnbare Schablonen«, ein über die Art der Verkettung der Atome sich aus den Typen nicht ableiten. —

Die Einführung des Radikals ist für d senschaft von grösster Bedeutung geworden. das Studium der Radikale wurde man wiede rückgeführt auf das der Atome. Man jetzt an, dass die Atome wie Glieder eine an einander haften. Aus dieser Ansch lässt sich, wie der Vf. zeigt, ein ganz al ner Ausdruck ableiten für die Zusammens der chemischen Verbindungen. Sei ein

gegeben, so findet für ihn stets
 $w \leq 2x + y + 2$. Von die-
 $=$
 es keine Ausnahme. Aus der
 lassen sich Schlüsse ziehen, die
 auf empirischem Wege gefunden in
 Geltung hatten. So folgt aus
 die Anzahl der Wasserstoffatome,
 der einwerthigen Atome unab-
 der Anzahl der Sauerstoff- oder
 Atome. In der wasserstoffreich-
 ung ist dann $w = 2x + y + 2$,
 $= 2x + 2 = 2(x + 1)$, eine gerade
 $x - w + y$ immer gerade. Die-
 das Laurent-Gerhardt'sche Gesetz
 atomzahl, d. h. dass in jeder che-
 ndung die Summe der ein- und
 Atome eine gerade ist.

verschiedenen Art der Verket-
 ne ergeben sich endlich die soge-
 nellen Formeln der Verbindungen.
 arin den Schlüssel zur Erklärung

Dass diese rationellen Formeln
 alistische sein können, ergibt sich
 chtung der Formeln von selbst.

igen entwickelten allgemeinen Ge-
 reng genommen nur für gasförmige
 Dulong-Petit'sche Gesetz gestattet
 Betrachtung auf nicht gasförmige
 nehmen und so die Sättigungscapa-
 ch der Metalle zu bestimmen. Doch
 Vorsicht zu verfahren. So könnte
 s Analogie mit dem Chlorbarium
 enchlorür die Formel FeCl^2 geben
 re Fe zweiwerthig. Aber das Ei-
 h eine andere flüchtige Chlorver-
 n Molekül Fe^2Cl^6 ist. Daraus folgt

denn sofort, dass Fe vierwerthig ist, beider Chlorverbindungen des Eisens (Fe^2Cl^6) dem C^2Cl^4 und C^2Cl^6 analog zu sein sind. Die Vierwerthigkeit des Eisens, die Formel des Eisenkieses und den Isomorphismus des Eisens mit dem Titan. So lange die Dampfdichte des Eisenchlorürs nicht bekannt ist, wird es immer zweifelhaft bleiben, dasselbe als FeCl^2 oder Fe^2Cl^4 betrachten. Selbst in den Fällen, wo die Dampfdichte einer Verbindung bekannt ist, kann noch Zweifel über die Molekulargrösse derselben herrschen. Ein auffallendes Beispiel dieser Art ist das Quecksilber. Aus der beobachteten Dampfdichte des Quecksilbers folgt für das Molekulargewicht dieses Elementes $\text{Hg} = 200$. Würtz sieht in dieser eine Anomalie (p. 40 u. 56 seines Buches), welche er nur ausgleicht, indem er das Quecksilber aus den zweiwerthigen Radikalen der organischen

Chemie, z. B. C^2H^4 an die Seite stellt. Die Dampfdichte des Kalomels führt nun zum Molekulargewicht HgCl . Meyer kann von seinem eigenen Standpunkte aus, natürlich in der Voraussetzung, dass die Dampfdichte des Quecksilbers keine Anomalie ist, während aber Würtz aus chemischen Gründen die Formel des Calomels verdoppelt, nicht Meyer mehr der Formel HgCl zu und glaubt, dass bei gewöhnlicher Temperatur eine Condensation desselben zu Hg^2Cl^2 annehmen zu müssen. Er hält sich dabei streng an die direct beobachteten Dampfdichte. Giebt man aber dem Kalomel die Formel HgCl , so erscheint es auffallend ohne alle Analogie, dass ein solcher Körper einer ungesättigten Affinität frei existiren kann. Man pflegt daher meist den Kalomel als ein Molekül zu betrachten und nimmt an, dass derselbe beim Verdampfen in ein Gemenge von Q

ber und Sublimat verwandle. Der Verf. sucht diese Annahme zu widerlegen, doch zeigen die vor Kurzem publicirten Versuche Odling's, dass allerdings ein solches Zerfallen des Kalomeldampfes stattfindet und damit verlieren natürlich alle aus der blossen Dampfdichte gezogenen Schlüsse ihre Beweiskraft. Das Auftreten eines Körpers mit ungesättigten Affinitäten hat für den Vf. nichts aussergewöhnliches, er vergleicht in dieser Hinsicht den Kalomel mit NO , CO , C^2H^4 u. s. w. Wir können hier aber nur dem Stickoxyde eine Beweiskraft zugestehen, alle übrigen ungesättigten Verbindungen haben stets eine gerade Anzahl von Affinitäten übrig. Verbindungen eines zweiwerthigen Radikales mit bloss einem Atome eines einwerthigen Elementes sind bis jetzt in der Chemie nicht bekannt.

Die Elemente der Stickstoffgruppe hatte der Verf. zu den dreiwerthigen Elementen gerechnet. Zahlreiche chemische Thatsachen, wie z. B. die Zusammensetzung des Salmiaks und der analogen Verbindungen haben aber schon lange zu der Ansicht geführt, den Stickstoff als fünfwerthig zu betrachten. Es ist nicht zu läugnen, dass durch diese Annahme viele Eigenschaften der Verbindungen der Elemente aus der Stickstoffgruppe sich sehr bequem erklären lassen. Inzwischen ist über diesen Punkt viel gestritten worden. Nach Kekulé ist der Stickstoff nur als dreiwerthig zu betrachten, alle Verbindungen vom Salmiaktypus sind Molekularverbindungen, die nicht gasförmig sind und daher nicht als chemische Moleküle angesehen werden können. Ein Element kann mit verschiedener Aequivalenz fungiren, aber das eigentliche Sättigungsvermögen der Elemente ist davon unabhängig und überhaupt unabänderlich. Naquet und

Würtz sind anderer Ansicht. Unabhängig von in Rede stehenden Ansichten und Meinungen hat der Vf. den Gegenstand ausführlichste durchdacht und sucht die sich widersprechenden Ansichten dadurch zu vereinigen, er für die Elemente der Stickstoffgruppe zwei weitere, aber nur bei gewöhnlicher Temperatur sich äussernde, Affinitäten annimmt. Affinitäten kommen im Gasezustande, in isolirten Molekülen nicht zur Wirkung. Ist die abnorme Dampfdichte der Körper Salmiaktypus in befriedigender Weise erklärt. Die gewichtigen Gründe, welche Deville das Zerfallen des Salmiakdampfes behauptet und die der Verf. zu bekämpfen sucht, werden durch die eleganten Versuche Than's widerlegt worden. Zu den Gründen, welche nach dem Verf. die Annahme von 2 schwächeren Affinitäten beim Stickstoff rechtfertigen, können auch noch die Ammoniumbasen rechnen. Die Existenz von einem bloss dreiwerthigen Stickstoff schwer abzuleiten ist. Will man also Stickstoff zwei weitere Affinitäten zugesellen, muss man dieselbe Annahme für das Chlor auch wegen der Analogie der Salpetersäure N^5O_5 oder der Chlorsäure $\text{Cl}^5\text{H}^5\text{O}^5$. Und ebenso können hinzufügen, muss dann der S, wie es vorgeschlagen hat als vierwerthig betrachtet werden. Denn nur dadurch lassen sich die Verbindungen erklären, von v. Oefele entdeckten Schwefelverbindungen erklären. Dass man aber die consequenten Durchführung dieses Princips nicht sichtlich sein muss, liegt auf der Hand. Man würde sonst wie der Verf. richtig bemerkt zuletzt unfehlbar auf Absurditäten stoßen. Vor Kurzem hat Behrend beobachtet, dass völlig geschwefelte Kohlensäure-Aether

verbinden kann. Hier spielt das die Rolle des Krystallwassers in tigen Salzen, und es liegt daher sserung der schwächeren Affinitä- zubringen mit dem Krystallwasser ung von Doppelsalzen. Es würde äliges Abschwächen der Affinität o dass während man bei der Bil- niaks eine wahre chemische Af- tig annehmen muss, die Anziehun- schwach werden, dass man geneigt e allgemeine Attraction zurückzu- Verf. findet es schliesslich für jetzt rathener mit Berthollet die Ursa- reinigungen in einer der sogenann- kraft gleichartigen Anziehung zw- lekülen zu suchen. Solche Verei- nicht mehr kettenartige Aneinan- der Atome, bei denen jedes Atom te und begrenzte Anzahl anderer mag, sondern sie werden hervorge- ie Summe der Anziehungen, welche ülen vereinigten Atome noch über er Atome hinaus zu üben vermögen. ngt der Vf. zur Annahme grösserer enhängender Gruppen von Molekü- darin eine Erklärung des Erwei- er Stoffe vor dem Schmelzen, die nung beim Lösen der Salze und n manche Eigenschaften der Gra- lloide.

glaubt aus mehreren Gründen Un- der Verwandtschaftseinheit eines Atomes machen zu müssen. Aber nnahme würde die Verhältnisse der ich verwickeln und vorläufig liegen ch keine zwingenden Gründe dazu

vor. Dass es zweierlei CH^3Cl geben s bekanntlich durch Berthelot's Versuche w und wenn der Vf. behauptet, dass die I der Kohlenwasserstoffe $(\text{CH}^3)^2$ und C^2H^5 durch die obige Annahme zu erklären beide Körper absolut nur eine rationelle haben können, so bemerken wir, dass die publicirten Versuche Schorlemmer's lige Identität der beiden Kohlenwasserst weisen. Was endlich die interessante I bei den Alkoholen betrifft, so lässt sich in befriedigender Weise durch eine versc Lagerung der Atome in den von Würtz e ten Verbindungen erklären, wie das Kolb vor längerer Zeit entwickelt hat. Nar der Umstand, dass die Isomerie erst b Gliede mit C^3 anfängt, lässt dieses rech lich hervortreten.

Der Vf. giebt nun die nach den frül wickelten Principien festgestellten Atomg geordnet nach der Sättigungscapacität c mente. Er hebt jedoch die Unsicherheit Bestimmung der Sättigungscapacität her unterscheidet deshalb durch besondere die sicher festgestellten Atomgewichte n, welche sich vorläufig nur aus Anal geben. Wir wollen aus diesen Tabellen heben, dass zu den dreierwerthigen El Au, zu den vierwerthigen ausser C, Si auch PC, Pd, Co, Ni, Mn, Fe, Al, Cr, Platinmetalle gerechnet sind. Wo, Mo hält der Verf. für sechswerthige E Das Fl zählt der Verf. zu der Gruppe wenn man aber, wie es der Verf. thut, c mel des Kieselfluorkaliums mit der der P vergleicht (K^2SiFl^6 und $\text{K}^2\text{C}\Theta^3$), so wür eher das Fluor dem Sauerstoff an die Se

lm. Und in der That die Zusammensetzung vieler Fluorverbindungen, die Eigenschaft der Fluorsäure, sehr beständige saure Salze zu bilden, Alles scheint auf eine Analogie des Fluors mit dem Sauerstoff hinzudeuten. Sobald es gelingen wird die Dampfdichte einer Fluorverbindung zu bestimmen, wird die Frage natürlich entschieden sein. — Vermittelst der einmal festgestellten Sättigungscapacität der Atome lässt sich nun auf das Molekulargewicht und die Constitution nicht gasförmiger Körper bestimmen, freilich nur mit grosser Vorsicht. Nicht gasförmige Körper sind aber die grösste Mehrzahl der unorganischen Verbindungen und so kommt denn der Verf. auf die Anwendung der modernen Theorien in der Mineralchemie. Auf eine besondere Ausführung dieser Anwendungen, wie es Würtz in seinem Buche gethan, lässt sich der Vf. nicht ein. Er geht vielmehr über zu der Untersuchung des Zusammenhanges der physikalischen Eigenschaften der Körper mit der Constitution derselben. Er führt als allgemein bekannt den Iso- und Polymorphismus an und bleibt nur etwas länger bei dem Molekular oder specifischen Volumen stehen. Er zeigt dann wie auch die chemischen Eigenschaften der Körper sich häufig aus ihrer Constitution erschliessen lassen und bespricht endlich die Regelmässigkeiten in den Atomgewichten selbst. Bei vielen Gruppen von analogen Elementen zeigen sich regelmässige Zunahmen in den Atomgewichten, welche durchaus an die Homologie der organischen Verbindungen erinnern. Sie berechtigen zum Schluss, dass unsere heutigen Elemente wohl noch weiterer Zerlegung fähig sind. Der Verf. schliesst sein Werk mit einigen allgemeinen Betrachtungen über Hypothesen in der Chemie. Er findet, dass die Chemiker im

Allgemeinen auf Theorien ein zu geringes legen. Er räth daher zu häufigerem Gebrauch derselben und entwickelt den Werth und Nutzen der Hypothesen in der Chemie. Neue Hypothesen werden wohl in der Zukunft in die Chemie eingeführt werden, durch sie wird sich Berthollet's chemische Lehre vielfach anders gestalten, aber der Grundgedanke des grossen Forschers bleibt davon unberührt.

Wir haben im Obigen eine kurze Skizze von Lothar Meyer's Buch entworfen, ohne jedoch überall von unserem Urtheile zu begleitet werden können jetzt Letzteres mit wenig Worten zusammenfassen. Die gediegene und gründliche Bearbeitung des Buches nach allen Richtungen zeigt, dass dasselbe nicht rasch entworfen, sondern nur die Frucht eines anhaltenden und tiefsten Studiums ist. Die Darstellung ist überall klar und treffend, die Litteratur sorgfältigste berücksichtigt. Ueberall zeigt sich das Bestreben des Vfs, seinen Gegenstand vollständig und erschöpfend zu behandeln. Die streng wissenschaftliche Begründung der chemischen Theorien wird des Vfs Buch zu einer der interessantesten Publicationen in der chemischen Litteratur.

F. Beilstein

Das Leben der Griechen und Römer in antiken Bildwerken dargestellt von Ernst Curtius und Wilhelm Koner. Zweite verbesserte vermehrte Auflage. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1864. 8.

Wenn man zugiebt, was heutzutage zu läugnen wird, dass eine lebendige Vorstellung des klassischen Alterthums ohne Anschauung

Denkmäler unmöglich ist, und wenn andererseits gewiss ist, dass wir kein Buch haben, welches auf engem Raume eine so reichhaltige, wohlgeordnete und geschmackvoll ausgestattete Uebersicht dessen giebt, was zur Veranschaulichung des öffentlichen und Privatlebens der Alten unentbehrlich ist, so ist dadurch schon der Werth des Werks bezeichnet, welches uns jetzt in zweiter Auflage vorliegt. Sie ist nach dem frühen und viel beklagten Tode von Ernst Guhl durch Professor Koner allein besorgt worden, welcher das Buch in manchen nicht unwesentlichen Punkten berichtigt und bereichert hat. Die Zahl der Holzschnitte, deren saubere Ausführung nichts zu wünschen übrig lässt, ist auf 535 vermehrt; unter den neu hinzugekommenen ist der nach den letzten topographischen Untersuchungen entworfene Plan des forum romanum. Es sind alle Arten von Denkmälern benutzt, und wer das Buch aufmerksam gebraucht, erhält zugleich von den verschiedenen Gattungen der antiken Kunst und ihrem Stile, von der Bildhauerei, dem Erzgusse, der Wandmalerei, der Gefässmalerei, dem Mosaik eine mannigfach belehrende Anschauung. Am wenigsten sind die Terracotten ausgebeutet, von welchen doch so viele dem Genrefach angehören und das Leben in seiner äusseren Erscheinung auf eine besonders naive Weise darstellen, und dann die Münzen. Gewiss ist es schwierig, das richtige Mass in Benutzung der letzteren zu treffen, aber befremdend und ungehörig bleibt es doch, wenn Alles, was sich auf Handel und Wandel und täglichen Lebensbedarf bezieht bis auf die verhältnissmässig gleichgültigsten Dinge ausführlich behandelt wird, und von dem Münzwesen, dessen praktische Einrichtung und künstlerische Gestaltung für das Leben der Alten so charakteristisch ist, und wo-

von das reichste Material zur Auswahl nichts gesagt wird. Gewiss wird der Herr, der selbst Kenner des Fachs ist, nicht den Weg finden, auch diesem Gesichtspunkte zu werden. Für eine zweckmässige charakteristischer Münzformen und Münzen würde man Anderes gerne opfern, namenlos nach unserer Ansicht zu zahlreichen restaurirter Gebäude, Plätze, Häfen und nach Canina. Diese Veduten nehmen schon den nach der Antike gezeichnete schnitten doch immer sehr frostig ausser Stande, lebendige und richtige Eindrücke zu erwecken. Es sollten wo möglich urkundliche Bilder des antiken Lebens werden. Im Texte wünscht man wohl die wichtigeren Thatsachen im Verhältniss zu den geringfügigeren Punkten gründliche und ausführlicher behandelt (wie z. B. das alte Tholosgebäude); auch begegnen Einzelheiten Ungenauigkeiten, wie wenn es heisst, dass der Name Basilika allgemein Stoa Basileios zu Athen abgeleitet werden dessen erkennt Niemand, wie schwierig in einem solchen Buche dem Bedürfnisse grösseren Publicums zu entsprechen und den strengeren Forderungen der Wissenschaft zu genügen. Aber es wird gelingen, diese Schwierigkeit mehr und mehr zu überwinden, was der Gedanke des verewigten Karl Reimer war, das Buch in das Leben gerufen hat und dessen Andenken auch in diesem Werke fortlebt, welches seine in ausgezeichnete Weise entspricht und ohne viel dazu beitragen wird, die Liebe zum Alterthum und das Verständniss seiner Werke in weiteren Kreisen zu erwecken.

öttingische rte Anzeigen

unter der Aufsicht

Gesellschaft der Wissenschaften.

8. März 1865.

al of Sacred Literature and Bibli-
Edited by B. Harris Cowper.
ams and Norgate. Vier Hefte für

teljahrsschrift erscheint schon seit
ren in London, und ist an Umfang
Würde sie nun dem Zwecke wel-
er Aufschrift nach genügen will
gen, so könnte sie wie heute der
er öffentlichen Dinge in Europa ist
s ausserhalb Englands die besten
n und eine zunächst für England
sehr fühlbare Lücke ausfüllen.
nth der Englischen Zeitungen und
hat längst nur den niederen Be-
d Launen des Tages zu dienen ge-
uch diese Zeitschrift macht davon
ne. Man will gerne allen zugleich
auch nur für den flüchtigen Au-
gibt auch diese Zeitschrift den bun-
mannichfaltigsten Stoff nicht bloss
ischen, sondern aus dem gesamm-

ten theologischen Felde mit allen weiter zenden. An Ordnung und Auswahl an Nutzen und reinen Ertrag, auch an Gr und an ein ernstes Nachsinnen was uns wirklich am meisten nothwendig sei, nicht zu denken: wie kann man nach sätzen handeln wenn man nur möglich Leser sucht? viel lieber vermeidet man ängstlich wogegen die Laune des Tages sucht durch die Menge der vorzulegende zu ersetzen was an Gehalt fehlt. Darum man denn hier zwar einige nützlichere aber nur wie ein paar Weizenkörner in weiten Gefässe tauber Hülsen zerstreut.

Nehmen wir sofort den ersten Aufsatz vier Hefte. Hier will ein Ungenannter sten Einverstande mit Dr. Pusey zeigen Daniel sei nicht aus der Zeit aus welcher doch allen seinen deutlichen Merkmale unstreitig ist: denn er ist mit Pusey einmal von einer beinahe blinden Wuth gegen bessere Biblische Wissenschaft ergriffen weil diese neu ist und im jetzigen England der angesehensten Geistlichen aus welchen Beweggründen missfällt. Wir haben neulich in den Gel. Anz. S. 201 — 220 geheuer grosse Buch Pusey's welches den Zweck verfolgt einer näheren Beurtheilung terworfen, und können hier nun einen Nachtrag dazu geben. Es ist immer ein letzten und der am bittersten gemeint würde gegen die richtige Ansicht vom Ursprunge des B. Daniel gewesen. Heide Porphyrios den Weg dazu gezeigt selbst erfunden habe: woraus die Männer Pusey's Geiste dann ihre leicht zu de weiteren Folgerungen ziehen. Der Einwur

an sich nichtig sein, weil nie-
 kann dass ein Heidnischer Phi-
 auch in einer einzelnen Sache et-
 ig zu erkennen fähig sei; so dass
 tlichen und Jüdischen Gelehrten
 n Schimpfe gereicht wenn sie sich
 erflügeln lassen. Allein man kann
 r ein gutes Glück halten dass die
 Hippolytos in unsern Tagen beson-
 chen Handschriften wieder vollstän-
 Tag gekommen sind, da sie ein
 auf diese ganze Frage zu werfen

Dieser ausgezeichnete Kirchenva-
 üher und fleissiger als irgend ein
 mit dem B. Daniel und dessen Er-
 schäftigte, lebte und schrieb lange
 s, und seine Schriften fanden einst
 den rechtgläubigen Christen als
 ren Kreises die weiteste Verbrei-
 annte, so viel wir jetzt wissen, zum
 e zu seiner Zeit nach dieser Seite
 az dunkel gewordenen Schilderun-
 aniel von dem Leben und Wesen
 a und Seleukidischen Könige wie-
 d erläuterte alles dahin Gehörende
 d bestimmt genug. Zwar wieder-
 ben die zu seiner Zeit unter den
 nn auch den Christen so tief ein-
 dlose Meinung dass die Weissa-
 Daniel sich auf das Römische Reich
 n diese Ansicht steht bei ihm völ-
 , nur wie eine einmal herrschende
 lie er mit tausend anderen wieder-
 näher zu untersuchen, und die
 n unstreitig in einem bloss sittli-
 ch eine gewisse Berechtigung hatte.
 ende ist aber dass er im B. Da-

niel die genauesten Beschreibungen des
 fes der Persisch - Seleukidischen Geschic
 Anfang an aber nur bis zur Herrschaft
 chos Epiphanes' fand und vorzüglich di
 auf das vollkommenste in ihm geschilder
 wies. Die Folgerung dass das B. Dann
 danach erst unter der Herrschaft dieses
 geschrieben sein könne lag nun so nahe
 lich vor: und jeder andre konnte sie
 leicht ziehen als Porphyrios. Die grosse
 tung der Hippolytischen Schriften blei
 trotz aller Reden unsres Englischen Zei
 stellers unverkennbar; und da übrigens ke
 kenner geläugnet hat dass Hippolytos
 auch von einer Anwendung des B. Da
 das Römische Reich redete, so bleibt de
 Englische Aufsatz ohne allen verständiger

Ein anderer Aufsatz wieder eines Un
 ten in demselben Hefte S. 328 ff. will
 len Worten lehren auch im Massorethische
 gefüge des ATs seien allerlei Fehler e
 welche man verbessern müsse: als o
 Frage jetzt in Deutschland nicht längst
 vollkommenste beantwortet wäre und a
 nicht auch in England schon viele gäbe
 dasselbe meinen. Aber sogleich das er
 spiel einer solchen Verbesserung welc
 Verf. weitläufig vertheidigt, ist so verk
 möglich. Er will nämlich Gen. 14, 15 fü
 lesen וַיִּהְיֶה, und bedenkt nicht einma
 eine solche Bildung wie וַיִּהְיֶה für וַיְהִי
 wohl bei einigen wenigen Dichtern des A
 che dazu nur in ein besonderes Zeitalte
 ren, nie und nirgends aber in einfache
 und Erzählung möglich ist.

Möchte man endlich in England zu
 besseren Anfänge in allen diesen Zweig

kommen! Der bisherige Zustand gründlichkeit und übler Sicherheit in so vielen Seiten hin schon lange schon genug geschadet. Wohl gibt Lebenden dort schon jetzt einige gezeichnete und für die Hebung dier-
 staften sehr verdiente Männer, um der Kürze an Arthur P. Stanley zu-
 eher früher Professor der Kirchen-
 Oxford auch seitdem er als Decan-
 ster wirkt unermüdlich thätig ist
 Verfahren zu gründen. Allein die
 hül ist noch immer für Besseres zu

H. E.

Microscop, Theorie und Anwendung
 Carl Nägeli Prof. in München
 Schwendener, Docenten der Botanik
 Erster Theil: Theorie des Micro-
 scopischen Wahrnehmungen.
 geschnitten. Leipzig bei W. Engel-
 IV u. 252 S. in Octav.

ge ist von A. Fick die Nothwen-
 gehoben, die microscopischen Wahr-
 mer schärferen Discussion zu un-
 gleich eine Anzahl von Compem-
 neuesten Zeit vorliegen, welche zum
 Microscops vortreffliche Anleitung
 sten die Verff. doch in denselben
 Eingehen auf die physicalischen
 er microscopischen Wahrnehmun-
 rkten ferner eine Anzahl von Irr-

thümern in älteren ähnlichen Werken, das es scheint, ohne weitere Kritik sich in diesen Hilfsbüchern hinübergeschleppt haben.

Das Bedürfniss einer derartigen Bearbeitung wie sie hier gefordert wurde, kann als allgemein anerkannt betrachtet werden. Was die Ausführung anlangt, so behandelt der erste Theil (S. 1—98) die Theorie des Microscops. Zunächst werden die optische Wirkung desselben, die Gesetze der Lichtbrechung in Linsen und optischen Systemen erörtert und dann nach Gauss analytische Bestimmung der Cardinalpunkte für verschiedene Systeme gegeben. Daraus lassen sich die Cardinalpunkte des Microscops ableiten. Die Vorzüge des Ramsden'schen Oculars werden wieder einmal hervorgehoben und Ref. hat die Gelegenheit zu bemerken, wie es ihm sehr That unbegreiflich ist, dass nicht eine gründliche Ausbildung der praktischen Anwendungen dieses Ocular in so reichem Masse stattgefunden hat. Es würde gewiss sehr zu verdienen, wenn grössere optische Werkstätten in den Stand setzten, auf Verlangen auch Ramsden'sche Oculare zu liefern. Ref. hat denselben Vorgehens nach dem Vorgange seines Vaters seine eigenen Messungen angewendet, und kann das günstigste Urtheil über dasselbe fällen. Gleich Ref. genöthigt war, mit keineswegs freier, noch von Ramsden selbst herrührenden Linsen zu arbeiten. Das Ocular besteht bekanntlich aus zwei planconvexen Linsen, die einander ihre gewölbten Flächen zukehren. Seine Vorzüge liegen in der Grösse des Gesichtsfeldes und Ebenung desselben, indem die Vergrösserung des Objectivbildes für das Centrum wie für den Rand des ersteren sehr annähernd dieselbe ist. Die Grösse des Gesichtsfeldes

praktische Zwecke zu den Anforderungen, die man an gute Mikroskope stellen muss; gleichviel ob man nach einfachen oder Geschwülste studiren will. Umkehrenden Oculare finden in der Natur noch selten Anwendung. Ebenso einfache oculären und stereoscopischen Mikroskopen eine weitere Verbreitung in Aussicht. Es ist bekannt genug, dass eine Vergrößerung der in das Objectiv eintretenden Lichtstrahlenbündel niemals im Stande ist, die Details desselben Gegenstandes aus etwas anderen Richtungen zu ermöglichen, welcher wirklich stereoscopischen Wahrnehmung Grunde liegt. Der Abschnitt über die chromatische und sphärische Aberration ist vorwiegend eine Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse. Der Einfluss der Deckgläschen auf die Schärfe der Bilder ist theoretisch untersucht, praktisch stellt sich jedoch ein Unterschied für die gewöhnlichen Objective zwischen Deckgläsern von 0,15—0,3mm Dicke als ein beträchtlicher heraus, während bekanntlich die meisten modernen Objective mit einer Vorrichtung versehen sind, um durch Aenderung des Abstandes der vordersten Objectivlinse von den Augen die durch ein dickeres Deckglas bedingte Vergrößerung zu compensiren. Der Lichteintrag muss um so mehr verringert werden, je mehr die scheinbare Annäherung des Bildes an das Objectiv durch das Deckgläschen ausge-

glichen wird die Verzerrung, welche durch die unvollkommenen Bilde eines das Gesichtsfeld des Gegenstandes, z. B. eines aus quadratischen Maschen bestehenden Netzes ersichtlichen durch erklärt, dass die Punkte des

ersteren in einer gekrümmten Fläche lären convexe Seite dem Objecte zugekehrt. Diese Erklärung ist vollkommen falsch.

Man muss Verzerrung und Krümmung des virtuellen Bildes unterscheiden. Die erste ist die Folge der sphärischen Aberration der Sammellinse und der Flächen. Sie bedingt Zunahme der Vergrößerung mit der Entfernung von der optischen Axe des Microscops. Man beseitigt sie durch die Herstellung aplanatischer und orthoskopischer Oculare mittelst planconvexer Flintgläser, ausserdem durch Combination einfacher Sammellinse mit Concavlinse als Collectiv und Ocular, in welcher die entgegengesetzten Abweichungen so regulirt werden, dass sie sich aufheben.

Was die Krümmung des Collectivbildes anlangt, so ist dasselbe in der That nach oben gewölbt, nicht nach unten. Da nun das Collectivbild ebenfalls gekrümmte Bilder von ebenen Flächen entwirft, weil die peripherischen Punkte weiter von den brechenden Flächen abstehen, als die centralen, so kann das Ocular unmöglich ein ebenes schliessliches Bild liefern, es sei denn, dass das Collectivbild selbst gekrümmt ist und seine concave Fläche nach unten kehrt. Da dies niemals der Fall ist, so folgt, dass alle gelieferten Oculare eine schwache Krümmung des Gesichtsfeldes besitzen, was die Erfahrung bestätigt. Dieser Umstand bringt jedoch keine weiteren Nachtheile (ausgenommen bei Ocularmessungen Ref.) und es ist das Augenmerk der Optiker mit Recht darauf gerichtet, die Verzerrung der Bilder für die verschiedenen Farben möglichst zu beseitigen und die übrig bleibenden Abweichungen so zu reguliren, dass die rothen und violetten Bildpunkte

wenigstens im mittleren Theile des Gesichtsfeldes vollkommen decken.

Mangelhafte Centrirung der Linsen bewirkt entgegen der gewöhnlichen Meinung nichts weiter, als dass schwierigere Objecte im peripherischen Theil des Gesichtsfeldes im Allgemeinen weniger deutlich gesehen werden, als in der Nähe des Mittelpunktes. Keineswegs besteht aber eine einfache Beziehung zwischen Abweichungen der Axen der einzelnen Linsen und der resultirenden Verschiebung des Objectivbildes. Es ist vielmehr denkbar, dass alle Verschiebungen sich gegenseitig aufheben, obwohl das Bild an Schärfe einbüsst.

In Betreff der Lichtstärke wird der von A. Fick hingestellte Satz angefochten, dass man keine Combination von Linsen erdenken könne, durch welche gesehen ein (flächenhaftes) Object heller erschiene, als mit blosssem Auge gesehen. Obgleich die Verff. diesen Satz bezweifeln, so müssen sie doch zugeben, dass für die microscopischen Linsen-Combinationen derselbe praktische Gültigkeit habe.

Das optische Vermögen eines Microscops kann keineswegs ausgedrückt werden durch die gebräuchlichen Bezeichnungsweisen von definirender und penetrirender Kraft. Diese Ausdrücke wurden von W. Herschel in Bezug auf Telescope eingeführt und nachher durch Goring für Microscope angewendet. Penetrirende Kraft bezeichnete in Herschel's Sinne das Vermögen geringe Differenzen in der Licht-Intensität verschiedener Stellen eines Objects zur Wahrnehmung zu bringen, definirende Kraft bezog sich auf die Schärfe des Bildes. Für das Microscop fallen beide Leistungen zusammen, oder vielmehr es handelt sich stets nur um die letztere. Da nämlich die pe-

netzirende Kraft mit der Oeffnung der Object ausgehenden und zum Auge gelangenden Lichtkegel ab- und zunimmt, und dass mit der Oeffnung des brechenden Linselementes selbst, so versteht es sich von selbst, dass die einfallenden Lichtbündel die Oeffnung des Objectivs nur theilweise ausfüllen, die Grösse des nicht ausgefüllten Theiles aber gleichgültig ist. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen füllen nun aber die zum Object gelangenden Lichtkegel die Oeffnung des Objectivs ebenfalls nur theilweise aus.

Ueber die Beleuchtung hat A. Fick bemerkt, dass, eine ausgedehnte Lichtquelle ausgesetzt, die Form des Spiegels gleichgültig sei. Die Verff. fügen hinzu, dass die einfachen und complicirten Linsensysteme, welche die Optiker zwischen Spiegel und Object einsetzen pflegen, in den wesentlich in Frage kommenden Fällen, wo Spiegel und Lichtquelle begrenzt betrachtet werden dürfen, wirksam bleiben, worin die Erfahrung bekanntlich mit der Theorie vollkommen übereinstimmt. Gleichgültig ist es auch in den meisten Fällen von der Form des Beleuchtungsapparates in die Einstellungsebene des Objectes oder nicht. Zweckmässig wären übrigens auch andere Vorrichtungen, durch welche man zeitweise die Lichtstrahlen vom Gesichtsfelde abhalten könnte.

Für die Beleuchtung bei auffallender Distanz wäre es erwünscht, das Object gleichmässig von möglichst vielen Seiten her beleuchten zu können. Dieser Zweck könnte durch eine Kugel aus einem leuchtenden Material am Objectiv befestigten Hohlspiegels erreicht werden, der das Fensterbild des Objectes zu werfen im Stande wäre. Vorschläge scheinen bisher noch nicht

ein und die nächst verwandte Vor-
 Wenham'sche Paraboloid liefert
 von allen Seiten her Licht, aber nur sol-
 ches innerhalb gewisser Grenzen der
 fällt. Auch wurde dasselbe zunächst
 des Licht construirt.

te Abschnitt (S. 98 — 119) beschäf-
 tigt der mechanischen Einrichtung der

Den Cylinderblendungen wird im
 u den excentrischen Scheiben mit
 das Wort geredet und die viel wohl-
 baren Scheiben anstatt der um eine
 e drehbaren Objecttische empfohlen.

tativen, die abgebildet werden, ist
 ung der so zweckmässigen Modelle
 und Kellner auffallend, die sich von
 entlich dadurch unterscheiden, dass
 e für feine Einstellung sich viel nä-
 ss des Microscops befindet. Gerade
 Stellung der Schraube ist ein nicht
 tzender Vorthail bei einem Gebrau-
 Microscope, der täglich viele Stun-

Als neue Einrichtungen von Nacet
 ähnen: ein photographisches Micro-
 äparir-Microscop für chemische La-
 nd der Revolver-Objectivträger.

ung des Microscops (S. 119 — 181)
 wesentlich auf das Freisein von bei-
 der Aberration. Dass die gewöhnli-
 Objecte nicht ausreichend sind, wird
 ar dargelegt. Am meisten wird das
 angegebene Verfahren empfohlen:
 es Drathnetzes mit rechtwinkligen
 welches zwischen Spiegel und Object
 wird, durch Luftblasen hindurch zu
 die in Gummi-Lösungen oder dergl.
 ind. Man misst zunächst mikrome-

trisch den Durchmesser eines aus vielen M bestehenden Quadrates und findet durch nung, wobei die Drathdicke vernachlässigt werden darf, den Durchmesser der einzelnen. Jedoch ist die Intensität der Beleuchtung für die Abstände, welche die Dräthe haben, um eben noch unterscheidbar zu sein, keineswegs gleichgültig. Die Prüfung der st Objective aus den besten Werkstätten lie Verff. nach dieser Methode folgende Ergebnisse, wobei die Zahlen den Durchmesser der noch erkennbaren Maschen in Tausendtheilen des Millimeters angeben:

Amici (1849)	0,43
Hartnack (Immersion)	0,45
Hartnack	0,58
Bénèche	0,54
Plössl	0,70
Baader	0,75
Kellner	0,80

Die Ueberlegenheit der Hartnack'schen Systeme, die, wie überall anerkannt ist, als die besten unter den continentalen bezeichnet werden, lässt sich auf keine Art schlagend nachweisen.

Nebenbei lässt sich begreiflicherweise bei dieser Beobachtungs-Methode ein Rückschluss auf die Grösse der entsprechenden Netzhautbilder machen. Nun sind nach Harting Fäden erkennbar, die nur 9,7 Mikra Durchmesser haben. Diese Grösse, berechnet mit dem Durchmesser der Zapfen am gelben Flecke, wie das Netzhautbild von etwa einem Viertel des Zapfens ergeben. Die Verff. nehmen (S. 10) die Zapfen um das Doppelte zu gross an. abgesehen kann Ref. seine Verwunderung über das unterdrücken, dass so manche Berechnung

über die kleinsten, optisch wahrnehmungen angestellt sind, stets den der Innenglieder der Zapfen und der Aussenglieder (Zapfenstäbchen) Grunde legen, auf den es doch auskommen würde. Freilich ist Ref. der Meinung, dass weder die Zapfen Stäbchen lichtempfindende Elemente die nämlich nicht mit Nerven, sondern Gewebfasern zusammenhängen.

Probeobjecte betrifft, so besteht das *euosigma angulatum* aus nicht ganz angeordneten Sechsecken, nicht aber aus Punkten, welche von schwächeren Punkten gezeigt werden. Zu bedauern ist Verff. nicht die Molecular-Bewegungen in Zellen (Speichelkörperchen) als Probeobjecte zu erwähnen, deren Deutlichkeit doch für organischen Objecten die sichersten ist. Aber die Leistungsfähigkeit verschiedener Microscope gestattet. Man kann nämlich nicht auf die praktischen Bedürfnisse achten, welches die geringsten Vergrößerungen des Microscops sind, wobei jene Bewegungen unter günstigen Umständen noch mit Deutlichkeit beobachtet werden kann, und so auch vergleichbare Objecte erhalten.

Man kann nun noch specielle Eigenschaften des Microscops prüfen, wozu empfehlenswerthe Objecte Original nachzusehen sind, nämlich die chromatische Aberration, die Centrirung, die Gesichtsfeldes, die Centrirung, die Vergrößerung und Brennweitenbestimmung der Cardinalpunkte. Hier eine einfache Prüfung der chromatischen Aberration erwähnt werden: man stellt eine Luftblase ein und erscheint dann beim

Heben des Tubus ein blauer Rand, so ist das Objectiv unterverbessert, erscheint ein Saum, so ist es überverbessert.

Die bisher besprochenen drei Abschnitten, wie man leicht übersieht, Bedeutung für den Microscopiker von Fach, wie für den praktischen Optiker. Es ist gewiss im Interesse der ersten, die Instrumente, mit denen sie arbeiten, so genau als möglich zu kennen. Für den Anfänger dagegen, so wie für den praktischen Arzt oder Kliniker z. B. erscheint es sehr flüchtig, sich über die speciellen Eigenschaften eines käuflichen Microscops genauer zu orientiren. Ist hiernach der Kreis, an welchen das Buch wenden kann, schon ein sehr kleiner, so kommt dabei nun andererseits in Betracht, dass hoffentlich die Mehrzahl der Optiker und der Microscopiker von Fach hinlängliche praktische Kenntnisse und literarische Hülfsquellen besitzt, um die vielfachen Unrichtigkeiten, die sich in Nebenpunkten auffinden lassen, aus man die gewöhnlichen Handbücher über microscopische Technik in Betreff der physikalischen Grundlagen zu Rath zieht, selbst zu corrigiren.

Wenn man hiernach dem Werke keine weitere Verbreitung wird in Aussicht stellen können, so gesehen von botanischen Kreisen, für die es am nächsten bestimmt zu sein scheint, so muss man andererseits anerkennen, dass die Vff mit sehr vielen neuen und interessanten Details, die in den bisherigen hervorgehoben worden ist, das betreffende Fach bereichert haben.

Anders verhält es sich mit der nunmehr in der Theorie der microscopischen Wahrnehmung (S. 184—235), denn hier betreten die Vff der That ein neues und nur zu lange brach liegendes Feld.

fe der bekannten Werthe für die
 lices haben die Verff. auf dem Wege
 her Betrachtung die Erscheinungen
 welche folgende Objecte bei micro-
 betrachtung veranlassen: Luftblasen
 Oeltropfen in Wasser, Hohlkugeln
 inder, Membranen mit kleinen Ver-
 der Löchern, Membranen mit einer
 einer wellenförmigen Grenzfläche,
 mit parallel-wellenförmigen Grenz-
 wechselnd dichte und wasserreiche
 Erhabenheiten und Vertiefungen im
 u dichten und wasserreichen Schichten.
 ese Entwicklungen der vielseitigsten,
 Anwendung fähig sind, liegt auf der
 den mannigfach interessanten Re-
 an hier nur die Erklärung hervorge-
 en, welche die Verff. für die bekann-
 en Farbentöne kleiner Vertiefungen
 er der Voraussetzung, dass das Mi-
 es meistens der Fall ist, unterver-
 und es sich um eine Membran mit
 tiefungen handle, so wird, falls man
 ene der Membran einstellt, der Tu-
 g auf die Löcher gehoben sein. Un-
 Umständen tritt ganz derselbe Fall
 hon bei der Prüfung der Microscope
 ische Aberration mittelst Luftblasen
 rde: wie die Luftblasen erscheinen
 röthlich, weil beide wie biconvexe,
 e Linsen wirken. Wegen der unglei-
 arkeit der verschiedenfarbigen Strah-
 der ausfahrende Lichtkegel in der
 the, an den Rändern nur blaue Strah-
 e meisten Microscope unterverbessert
 rd bei Hebung des Tubus die Mitte
 er Rand bläulich erscheinen und des-

halb sehen kleine Poren, Spalten u. s. w. röthlich aus; auch die bläuliche Einfassung trotz ihrer geringen Breite in manchen bemerkbar.

Die binoculären, stereoscopischen Microscopien sind aus mehreren Gründen (S. 216) ganz unbrauchbar zu wissenschaftlichen Untersuchungen.

Die Interferenzerscheinungen haben schon dem Grunde praktische Bedeutung, weil kleine spiegelnde Kugeln zwar theoretisch verschieden entstehende, praktisch jedoch unterscheidbare Farben-Erscheinungen hervorgehen, wie ganz kleine Hohlräume. Es empfiehlt die Verff. für manche Fälle verschiedene, namentlich über- und unterverbesserte Microscopien zur Entscheidung schwieriger Fragen zu benutzen. Die Bedeutung der schiefen Beleuchtung liegt vorzugsweise darin, dass sie die Gegenstände zwischen Licht und Schatten steigert, und Schattenlinien überdies breiter zur Erscheinung bringt. Ueber die Bewegungserscheinungen bemerkt, dass Vorwärtsbewegung mit einer spiralgig gedrehter Fäden genau den Effect von Spiralbewegungen geradliniger Fäden hervorbringt, woraus sich das angebliche Schlängeln der Objecten erklärt. Dass die gemessenen Differenzen, wenn man die Tubusverschiebung nutzen will, um die Dicke eines Objectes zu bestimmen, stets hinter den wahren zurückbleibt, ist bekannt; man kann diese Fehlerquelle durch Immersion des Objectivs in Wasser jedesmal vermeiden, falls das zu messende Object in Wasser liegt.

Der fünfte Abschnitt (S. 237 -- 252) enthält in der Kürze die Theorie des einfachen Microscops und des Bildmicroscops.

Am Schlusse kann Ref. die Bemerkung nicht unterdrücken, dass man durch das Buch der Verf. noch mehr dazu geführt wird, die Leistungsfähigkeit eines Microscops hinsichtlich der Schärfe der Bilder zu ausschliesslich als Massstab für die Brauchbarkeit zu betrachten. Diese Art der Leistungsfähigkeit ist allerdings allein massgebend für wissenschaftliche Untersuchungen schwieriger Objecte; man muss dann also sehen auf Correction der sphärischen und chromatischen Aberration, Centrirung der Linsen, Stärke der Vergrösserung. Ein in diesen Beziehungen vortreffliches System kann aber praktisch (für ärztliche Zwecke zum Beispiel) fast unbrauchbar sein, wenn es zu kleine Durchmesser der Gesichtsfelder, geringe Helligkeit derselben, geringe Focaldistanz der untersten Objectivlinse u. s. w. aufweist. Die Erfahrung lehrt nun, dass die erreichbaren Vorzüge sich gegenseitig stören oder aufheben; so sind z. B. Immersionslinsen unbrauchbar zur Diagnose von Geschwülsten, wie von selbst einleuchtet.

Die Ausstattung des Buches ist die rühmlichst bekannte des Engelmann'schen Verlags; über seine ganze Bedeutung wird sich erst nach dem Erscheinen der Schlusslieferung urtheilen lassen.

W. Krause.

Die Preussische Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen. I. Band. Mit 12 Illustrationen und 2 Karten. Berlin 1864. Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Seit der Eröffnung oder Wiedereröffnung Japans durch die Amerikaner im Jahre 1854, ist Japan in allen civilisierten Ländern der Welt eine grosse Menge von Berichten und Schriften über dieses bisher so räthselhafte Land erschienen, dass daraus so zu sagen ein eigener Literaturzweig geworden ist. Von denjenigen dieser Schriften, die der Referent näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zeichnen sich als besonders reich aus: unter den Amerikanischen die ständliche dreibändige von der Regierung der Vereinigten Staaten veröffentlichte *Berichte über die Expedition des Admirals Perry*, in der das gleichsam an der Spitze dieser neueren Literatur steht, und dem sich die besonders gekommenen Reiseschilderungen von H. M. Meyer, mehreren anderen Mitgliedern dieser Expedition anschliessen; unter den Englischen die *Reise des Englischen Gesandten in Japan*, von Sir R. Alcock: »Die Hauptstadt des Japan« unter den Französischen ein äusserst reichhaltiges, treuer, wohlwollender und geistreich geschriebenes *Reisebuch über Japan*, das zuerst, im Jahre 1861, in der *Revue des Deux Mondes* erschien und dann als ein eigenes Buch veröffentlicht wurde. Für Deutschland ist die japanische Expedition eine Quelle mehrerer interessanter Werke über Japan geworden. Insbesondere unter ihnen die ungemein anziehend und reichlich geschriebenen Reiseskizzen des Premier-Lieutenants (jetzt Capitäns) Wernicke, Commandeurs des Schiffs *Elbe*, dann die gezeichneten Culturskizzen über Japan von J. Maron, des der Expedition beigegebenen wirthschaftlichen Sachverständigen, ferner die Mittheilungen des Kaufmanns G. Spiess als Bevollmächtigter der Sächsischen

hammer die Reise mitmachte. Und endlich vor allen Dingen das von der Preussischen Regierung vorbereitete Werk über die gesammten durch die Preussische Expedition in Ost-Asien gewonnenen politischen Erfolge und wissenschaftlichen Erfahrungen.

Dem Plan nach soll dieses umfassende Werk in drei Abtheilungen zerfallen, welche einander ergänzend, jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bilden werden, nämlich:

- 1) ein allgemeiner beschreibender Theil,
- 2) ein rein wissenschaftlicher Theil, die Berichte der der Gesandtschaft beigegebenen Fachgelehrten enthaltend,
- 3) eine Reihe landschaftlicher Darstellungen aus den Ostasiatischen Reichen unter dem Titel: »Ansichten aus Japan, China und Siam.«

Der vorliegende erste Band dieses Werkes, der sich ausschliesslich mit Japan und der Reise dahin beschäftigt, zerfällt wieder in zwei Theile,

- 1) in eine Einleitung zum Verständniss der Japanischen Zustände und
 - 2) in einen Reisebericht,
- von dem die Einleitung jedesfalls die interessanteste, gediegenste und das meiste Neue enthaltende Partie ist.

Dieselbe giebt zunächst einen Ueberblick der geographischen Lage, Natur-Beschaffenheit und älteren Geschichte Japans bis zu der Vertreibung der Portugiesen und anderen Fremden am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Alsdann eine Geschichte Japans und des Verkehrs der Holländer in Japan während der zweihundert Jahre der Absperrung. Endlich eine Darstellung der Aufschliessung und Wiedereröffnung des Reichs seit dem Jahre 1854 durch die Amerikaner, des seitdem dort erfolgten Auftre-

tens und Fortschritte der Europäischen
nen und der durch sie veranlassten Ver-
gen und Conflict, bis zur Ankunft der
im Jahre 1860.

Der nicht genannte Verfasser dieser
schen Einleitung (Dr. Maron?) bemerk-
zug auf die Schwierigkeit des Verstän-
und der Schilderung Japanesischer Z
dass die ganze Gesittung der Japaner
unsrigen so grundverschieden sei, dass
ropäer sich dort auf ein anderes Gest
setzt glaube. »Japan«, sagt er, »hinterl
Reisenden den Eindruck eines bunten Bil
voll wunderlicher Scenen ohne Text. Da
alle die abenteuerlichen Berichte übe
Land, die nur deshalb so märchenhaft
begreiflich klingen, weil uns der Zusam
der Erscheinungen und der Schlüssel
Verständniss fehlt. Aber selbst begab
ner, die Jahre lang in Japan gelebt un
nauen Beziehungen zu den Eingeborne
den haben, bekennen in der Beurthei
Landes-Verhältnisse wenig vorgeschritten
Bei tieferem Eindringen häuten sich Rä
Räthsel, und wenige lösen sich. Ueber
man auf unerklärliche Widersprüche. D
dieser Unklarheit liegt in unserer unvo
nen Kenntniss der japanischen Spra
Schriften und der sittlichen und religiö
damente ihrer Cultur, die Schwierigke
bemeistern in der Verslossenheit d
nen.«

»Aus dem allen«, sagt sehr besche
Verf. weiter, »geht hervor, dass wir in
»Einleitung« nicht den Anspruch ma
Bild der Japanischen Zustände zu zeich
vielmehr nur versucht werden soll,

bericht der geschichtlichen Entwicklung des Volks nach den vorhandenen Quellen zu geben.*

Der Verf. schöpfte das Material zu diesem „Versuche“ aus den besten vorhandenen und ihm zugänglichen Quellen. Die Japaner selbst, ein energisches, unternehmendes und höchst intelligentes Volk haben sowohl mit Kopf als Hand Geschichte gemacht. Ihre Landesgeschichte ist reich an mannichfaltigen Ereignissen und Umwälzungen und, ebenso reich an Aufzeichnungen über dieselben.

In den ältesten Zeiten bis zum Jahre 300 nach Christi Geburt konnten sie zwar nur durch mündliche Ueberlieferung für die Erhaltung des Andenkens an die Staatsbegebenheiten und die erlassenen Gesetze und Verordnungen sorgen. Diese letzteren wurden von Zeit zu Zeit durch dazu angestellte Beamte öffentlich ausgerufen, und die Zeitbestimmungen wurden durch Einkerbungen in Hölzer und durch Knoten in Schnüren der Nachwelt übergeben.

Im dritten Jahrhundert nach Chr. G. aber schickten die Japaner eine Gesandtschaft nach Korea, um Chinesische Gelehrte und Schrift von daher zu holen. Um das Jahr 600 n. Ch. hatten sie bereits ein grosses allgemeines Geschichtswerk über ihr Land und Volk zu Stande gebracht, das in die frühesten Zeiten zurückging, aber schon als eine Berichtigung und neue Redaction älterer Werke bezeichnet wird.

Von dieser Zeit an wurden die historischen Aufzeichnungen regelmässig fortgeführt. Hohe Staatsbeamte im Vereine mit Gelehrten arbeiteten daran. Es entstand eine grosse Japanische Reichs-Chronik, die schon im Jahre 887 eine lange Reihe von „Bänden“ bildete. Ueber einzelne Perioden von einem oder zwei Jahrhun-

derten gab es 30 bis 50 »Bände« der Diese »Chronik« scheint das Fundamenten Japanischen Geschichte zu sein.

Für die späteren Zeiten, die des Mittelalters sind das wichtigste einheimische Werk genannten »Kaiser-Annalen«, die in Japan das Jahr 1652 erschienen, und auch in Europa durch den Holländer Titsingh so wie durch Roth und den Prof. Hoffmann in Leyden bekannt geworden sind.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, Japan gegen das Ausland immer ängstlicher zuletzt ganz hermetisch verschloss, wurden die Geschichtswerke mehr veröffentlicht wurden cursierten von nun im Geheimen bei den japanischen Manuscripte, welche die Geschichte der Neuzeit behandelten. Auch besitzt die japanische Literatur ausser jenen genannten Geschichtswerken (der alten »Chronik« »Kaiser-Annalen«) noch mehrere kleinere ist reich an Monographien über einzelne Städte, grosse Familien und merkwürdige Entwicklungs-Phasen. Von diesen Monographien und jenen im Geheimen cursierenden Manuscripten ist indess den Europäern noch wenig bekannt geworden.

Ausser den genannten einheimischen Geschichtswerken enthalten auch die chinesischen Quellen, namentlich die über die Reiche und Provinzen auf der Halbinsel Korea, mit der Geschichte die des benachbarten Japan so vielfach geflochten war, Vieles über Japan, und besonders in Bezug auf die Daten und Thatsachen meistens überein, obgleich natürlich die Erzählungs- und Auffassungs-Weise der Begebenheiten bei beiden sehr verschieden ist.

Seit dem Jahre 1543, wo die zuerst

nen Armen aufgenommenen Europäer und zwar zunächst die Portugiesen nach Japan kamen, giebt es auch Europäische Quellen für die Geschichte dieses Landes. Wir besitzen über das 16. Jahrhundert eine ausgedehnte Literatur in den zahlreichen Briefen und Berichten, welche die katholischen Missionäre in Japan, die dort überall im Lande frei umher wandelten, mit allen Klassen der Bevölkerung, auch mit den Grossen des Reichs verkehrten, zahlreiche Kirchen bauten, christliche Gemeinden gründeten und viele Tausende von Japanern zum Christenthum bekehrten, an ihre Ordenshäuser in Europa sandten. Diese treue Wahrheit athmenden und mit den Japanischen Kaiser-Annalen übereinstimmenden Original-Berichte der Missionäre, die eine bündereiche Sammlung bilden, sind selten für die Geschichtschreibung Japans benutzt worden. Vielmehr begnügte man sich meistens mit den Darstellungen und Compilationen späterer Jesuiten, welche Japanische Kirchen-Geschichte schrieben, die aber meistens tendenziöse Schriftsteller sind, denen es viel weniger auf Wahrheit als auf Verherrlichung der Kirche, ihres Ordens und ihrer Märtyrer ankam. Grosse Schätze handschriftlicher Berichte über Japan mögen noch in den Klöstern und Collegien der Jesuiten und anderer Orden in Italien, Spanien und Portugal vergraben liegen.*

Nach der blutigen Ausrottung des Christenthums in Japan und nach der Vertreibung der Portugiesen am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts, so wie auch nach dem Verbote der Publicierung einheimischer Geschichtswerke (im Jahre 1652) wird die innere Geschichte Japan's — eine äussere giebt es nicht mehr — dunkler und die Geschichts-Quellen dürftiger als

je. Für die letzten zwei Jahrhunderte ganz und gar auf die Nachrichten beschränkt, welche die auf der kleinen Insel Des Nangasaki eingeschlossenen Holländischen Handels-Vorsteher daselbst bei ihren jährlichen Hofreisen von Desima nach Yeddo einbringen konnten. Während einer langen Periode blieben die Briefe und Berichte der Holländer über Japan nur, nachdem sie eine Japanische Inspektion passirt hatten, von Japanischen Beamten geprüft und approbirt waren, nach Europa zu gehen. Viele von ihnen liess auch von der Holländischen Regierung aus Aengst vor gar nicht zur Oeffentlichkeit gelangen, sondern den bekannt gewordenen sind aber doch als für ihre Zeit einzige Geschichtsquelle sehr interessant und wichtig. Zuweilen kamen auch Holländern und in ihrem Dienste Fremde nach Japan, die später in ihr Vaterland zurückgekehrt keine Rücksicht nehmen brauchten, und dann sich wohlthig und wahrheitsgemäss in ihren Schriften liessen; unter diesen am Ende des 17. Jahrhunderts der Deutsche Arzt Kämpfer, dessen Berichte über Japan noch immer eine bedeutsame Quelle für die Geschichte Japans jener Zeit bilden.

Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts nun wieder mehrere Russische, Englische und andere Berichte über Japan ans Licht gekommen und seit dem Beginn der Wieder-Eröffnung des Reichs oder seit dem Jahre 1854 sind die Berichte und die Beobachter der Japanischen Gelegenheiten, wie gesagt, sehr zahlreich geworden.

»Bei der Wendung, welche die Dinge in der allerneuesten Zeit genommen haben, sollte daher denken, jeder Tag müsste uns ne-

schlüsse über die politische Lage des Landes bringen, und doch erklären die fremden Vertreter, die im Lande selber wohnen und mit den Regenten und Gesetzgebern des Reichs verkehren, auch heute noch über den eigentlichen Gang der Ereignisse im Dunkeln zu sein.* Taikuns (Kaiser) werden entthront, andere Taikuns folgen ihnen, der alte Palast dieser Kaiser wird durch Feuer zerstört, Minister werden hingerichtet, hohe Beamte entleiben sich in Verzweiflung haufenweise, die Parteien, die sich für oder gegen die Fremden gebildet haben, treffen blutig auf einander und liefern sich Schlachten, mächtige Daimios (Lehnsherrscher) treten an der Spitze der Streitenden auf und reissen die Gewalt an sich. Und die Europäer, in deren nächster Umgebung dies Alles passiert, die selbst darunter leiden, selbst auch diese Stürme veranlasst haben, wissen kaum, warum es sich handelt. Was sich ereignete, erfahren sie oft erst lange nachher. Sie sind oft nicht sicher darüber, wer der eigentliche Inhaber der Macht ist, mit der sie verhandeln. Sie ahnden nur, dass es »der Fürst von Mito«, oder sonst ein Grosser sei, auf dessen geheime Befehle die Japanischen Bravi und Verschwörer ihre Mord-Thaten vollführen. Sie vermuthen auch nur, dass sich Alles um sie, die Fremdlinge, dreht und dass die Erscheinung der westlichen Nationen jetzt der Angelpunkt der neuesten Japanischen Geschichte geworden ist. Aber eine klare und deutliche Erkenntniss und Darstellung des Zusammenhangs dieser Geschichte ist noch schwieriger als eine Schilderung der Entwicklung der alten eigenthümlichen und ursprünglichen Cultur unter diesem Inselvolke, oder der Einführung des Buddhismus und anderer fremder Götterlehren und

Religionen, deren es sonst neben den
schen in dem einst so toleranten Japan

Dies Alles gilt schon von Yeddo,
stadt des Taikun (oder »Siogun«), des
Kaisers, wo die Europäer leben. U
aber, was den räthselhaften Mikado,
Japanischen Erbkaiser, oder Pabst, d
»Götter-Sprössling«, und seine Residen
haltung in Miako betrifft, klingen die
ten noch jetzt wahrhaft mythisch.
Name des regierenden Mikado wird
halten. Es ist bei Todesstrafe verbo
Namen auszusprechen. Nach seinem
hält er einen Ehrennamen, mit welc
der Geschichte bezeichnet wird. Gewö
bei seinen Lebzeiten nennt man ihn n
d. h. Palast. »Man sagt«, dass
von Miako allein sich die alten Japaa
ten in ihrer Reinheit und Einfachhe
haben. Dort »sollen« von Alter
noch jetzt Künste und Wissenschaften
tiviert und die äusserste Verfeinerun
ten angestrebt werden. Auch »sol
noch heute die meisten Japanischen
druckt werden, so wie sich daselbst
Sternwarte und andere Cultur-Institut
Der Mikado soll ausserhalb seines Pa
Erdboden niemals mit den Füßen ber
mals dasselbe Kleidungsstück zweim
niemals bei seinen Mahlzeiten zweima
Geschirr benutzen dürfen. Neuere Sc
»behaupten«, die Sanction des
zu jedem Gesetze, zu jeder erfolgre
scheidung erforderlich. »Wahrsch
ist es indess, dass er in neuerer Ze
gewissen Vorfällen und Angelegenheit
wurde.

a diesen »On dits«, Wahrscheinlichkeiten und Traditionen, so wie aus »Nihon-shiki«, »Kaiser-Annalen«, Missionar-Handels-Briefen, Reise-Schilderungen von der Verf. unseres Werks seinen »Geschichte Japans« von dem Helden Dsin-Mu, dem grossen Eroberer und Stifter des Reichs (660 vor Christi Geburt) bis auf das Auftreten der Westvölkern (seit 1854) und bis zu dem Verfall des Reichs ausgearbeitet. Die 200 Seiten umfassende historische Skizze ist aber so sinnig, so umsichtig, so sorgfältig rücksichtsvoll angelegt, dabei so abgefasst und durchweg gleichmässig gehalten und von so ächt historischem Gehalt, dass unsere Literatur über Ost-Asien wesentlich bereichert zu sein scheint. So viel Ref. weiss, noch sonst nirgendwo so bündiges und klares Gesamt-Bild der Geschichte Japans existiert.

Die Darstellung der Geschichte der ersten Entwicklung Japans, der Entstehung der Cultur, der Vereinigung des Insel-Reichs, der Kriege mit den wilden Höhlenbewohnern, ist vom grössten allgemeinen Interesse. Desgleichen die Geschichte der Heere der Kaiser und Fürsten nach Korea, der Ansiedlung daselbst, so wie die Geschichte der Religionen aus China. Die Geschichte des anfänglich so siegreichen Reichs und der späteren Ausrottung des (kaiserlichen) Christenthums, so wie die der Verbindung mit Japan konnte wohl nicht besser dargestellt werden. Der Verfasser ist ein so tolerant und wohlwollender Deutscher, dass er mit so viel Wohlwollen für Japan zu thun darstellt.

Die Geschichte der zweihundertjähr-
ländischen Colonie, ihrer Beschränkung
res so höchst merkwürdigen Verkehrs
Eingebornen, ist ganz besonders interes-
und voll von für die Eigenthümlichkeit
paner charakteristischen Zügen und Ande-
daher noch heutiges Tages gewiss ausse-
lich beachtenswerth und nutzbar.

Endlich ist auch die Geschichte d
neuesten Berührungen der Europäer
Japanern, des vereinten Einbruchs der V
ker in das verschlossene Reich, der A
schen, Englischen, Französischen, Russis
Holländischen Freundschafts-, Schifffab
Handels-Verträge im Zusammenhange
lehrreich und zugleich angenehm, ja
dargestellt.

Der dieser ersten oder historischen
lung folgende zweite Theil des Bandes
Reisebericht-, beginnt mit der Schilde
Singapore, dem oceanischen Eingangs-T
Ost-Asien, und verfolgt von da, mit sorg
Griffel zeichnend, jede sich darbietende
nung, jedes Reise-Ereigniss, jedes Natu
men. Er giebt eine umfassende und ei
Gesamt-Geschichte der Preussischen
tion, so wie auch der Bewegungen und
sale jedes der verschiedenen Schiffe un
gesellschaften, aus denen dieselbe besta

Der Verfasser des Berichts nimmt d
nig Rücksicht darauf, ob, was er schilde
anderswo einmal mitgetheilt war. Er
die ganze Arbeit von Neuem und vo
aus. Sogar die Einrichtungen der Krie
des Lebens an Bord und die Verrichtun
Manipulationen der Matrosen und See-
und die unter ihnen bestehende Ordn

mal beschrieben, was zwar bei einem oder Amerikanischen Itinerarium bekannt vorausgesetzt werden würde, historiker einer so jungen Marine, wie russische ist und einer in Deutschland einen Unternehmung wohl nicht unnahe liegt.

les, was in Japan selbst sich seinen Mitarbeiter Augen darbietet, der Anreizenden Japanischen Landschaften, in den neuen Hafenplätzen Yokuha-gawa, das Aeussere der Stadt Yeddo dha- und Sinto-Tempeln bis zu den Thee-Häusern und den Waaren-Markten ihren merkwürdigen Kunst-Producten wie auch die kleinen Excursionen, die Preussen in der Umgegend der Stadt Yeddo findet, dies Alles, was man freilich auch in den Büchern finden kann, ferner die Art der Japanischen Bauern-Häuser, die Höflichkeit, Umgänglichkeit und Munterkeit des Volks wird, obgleich davon auch schon in den Vorberichten zu finden ist, noch einmal kurz beschrieben. Aber wer läse die in dem Bericht und fleissig ausgearbeiteten Bezeichnungen eines gewandten Schriftstellers über diese Dinge nicht gern noch einmal!

zuletzt Neue in diesem Berichte sind die Verhandlungen und Gespräche zwischen den Gesandten mit den Japanischen Ministern und die detaillirte Beschreibung der Entstehung und Zustandbringung des Japan. Vertrags erhalten, d. h. über den, über welchen die früheren Preussischen Gesandten - Erstatte den officiellen Publica-

tionen der Regierung wohl nicht vorgreifen konnten und konnten.

Der uns vorliegende Band des Werks indess noch nicht über die ersten Zustände der Preussischen und Japanischen Geschichte hinaus und wahrscheinlich wird der nächste Band noch mehr Lehrreiches enthalten so wie auch fernere Aufschlüsse über das erschlossene Cultur-Reich, das jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen civilisierten Welt in hohem Grade in Anspruch nimmt, so wie auch muthlich auch fernere Ausführungen der historisch-politischen Einleitung enthalten werden, die wir demnächst zu erwarten bringen.

Die dem Bande beigegebenen landschaftlichen Ansichten und städtischen Bilder sind in der That gefällig und geschmackvoll ausgeführt und sind aus Photographien hervorgegangen, natürlich kommen naturgetreu, die angefügten (eine allgemeine Küsten-Karte von Ost-Asien, die Reise-Routen der Preussischen Schiffe, eine Specialkarte von Japan) dem Leser sehr nützlich und willkommen.

Bremen.

J. G.

Die Lehre von der operis novi nunciacio, dem interdictum quod vi aut clam. Eine juristische Abhandlung von Adolf Stölzel, Gerichts-Assessor zu Cassel. Cassel und Leipzig bei Georg H. Wiegand 1865. XII S. in gr. Octav.

Unwiderstehlich muss sich von vorn herein jedem Juristen die Frage aufdrängen:

kommt ein Praktiker zu einem solchen unpraktischen Stoffe? Betrachten wir uns das vorliegende Werk aber näher, so müssen wir dem Verf. Dank wissen, der mit Ueberwindung aller entgegenstehenden Schwierigkeiten diese Arbeit unternommen hat, und werden es begreiflich finden, dass er, um, wann auch nur negative Resultate für die Praxis zu erreichen, den in Wahrheit ausserordentlichen Apparat von Gelehrsamkeit in Bewegung setzte, welchen das Verzeichniss der über diesen Stoff vorhandenen Literatur andeutet. Ehe wir uns jedoch die Resultate selbst vergegenwärtigen können, ist es am Platze, eine kurze Inhaltsübersicht des Werkes vor Augen zu führen, wobei es nicht der Bemerkung bedarf, dass es an diesem Orte unmöglich ist, dem Verf. auf allen mühevollen Bahnen seiner umfangreichen Darstellung bis ins Einzelne zu folgen.

Nur in wenigen Fällen ist es dem Privatmann gestattet, sein Recht durch Eigenmacht zu schützen. Um aber rechtswidrigen Störungen der Privatrechte vorzubeugen, kennt das römische Recht noch eine schwächere Art Eigenmacht, nämlich die Befugniss, durch Worte oder Handlungen demjenigen Einhalt zu gebieten, welcher den bisherigen Zustand von Grundstücken verändert. Die Wirkung des Gebotes ist schwächer und stärker, je nachdem sich der Beeinträchtigte dem Besitzer oder Nichtbesitzer gegenüber befindet. Im ersteren Falle steht ihm die *operis novi nunciatio* mit den aus derselben erwachsenden Rechtsmitteln zu Gebote, im anderen das *interdictum quod vi aut clam*.

Bauten sind die eingreifendsten Veränderungen an Grundstücken, und deshalb darf bei Vornahme derselben auch derjenige, welcher der

Anlage gegenüber ein unmittelbares tungsrecht geltend zu machen vermag die dem Bau gegenüber ausgesprochene opus novum nuntio einstweilen Einhalt bis dann die streitige Frage im Rechtschieden ist. Das Verbietsrecht (jus prohibendi) ist im engeren Sinne des vorliegenden das dingliche Recht, die betreffende Aenderung verbieten zu können, und durch eine Klage mit der Intentio: jus prohibere geltend gemacht, ein Recht, welches sich der Verklagte zwar mittelst exceptio (S. 26 ff.) schützen konnte, welches nichts desto weniger an und für sich Wer nun ein solches Verhinderungsrecht abgesehen von einem im concreten Fallgenstehenden exceptionellen jus aedificandi dem steht das jus nunciandi, die Verhinderungsbefugniß zu. Die Quellen nennen das jus prohibendi, und dies mag der gewesen sein, weshalb sämmtliche Begriffe dieser Lehre, ausser Wiederhold, beides scharf auseinander gehalten und dadurch Verwirrung in die Lehre gebracht hat, welches Verhinderungsrecht hat stets der Eigentümer des benachtheiligten Grundstücks Pfandgläubiger und Superfiziär; nicht zu dem Emphyteuten und Miteigenthümer Servitutberechtigten nicht unter allen Umständen; insbesondere ist für diesen nicht gestattet utilis rei vindicatio, sondern vindicatio der Servitut der entscheidend. Das Recht ist unvererblich und unveräußerlich. Durch Unterlassung der O. N. N. geht ab wie Wiederhold will, das jus prohibendi auch nicht nach der Ansicht Unterholzner. Jherings der Anspruch auf Ersatz d

stellung des früheren Zustandes er-
 Kosten, sondern die O. N. N. dient
 onservirung nur durch thatsächliche
 che Fixirung des zur Zeit der O. N.
 enen Zustandes, thatsächlich, indem
 ächtig weiter bauende mit dem inter-
 solitorium auf Wiederherstellung des
 Zustandes belangt wird, und rechtlich
 llung von Cautionen seitens des Nun-
 caut. judicat. solvi). Ist der Nun-
 Forderung der cautio damni infecti
 so kann er auch deren Bestellung mit
 N. erzwingen, er kann dies auch ku-
 en der Wahrung seines eignen Rechts
 es folgt hieraus, dass der Nuntiant
 der Nuntiation bei deren Vornahme
 ss, wenn er nicht will, dass dieselbe
 is conservandi causa vorgenommen
 werden soll. In welchen Fällen die
 is publici tuendi causa statthaft ist,
 genauere Betrachtung der l. 1. § 17.
 , jeder aus dem Volke kann sie an-
 vom Nuntiaten eine nuda repromis-
 n. Um aber die daraus entstehen-
 zu mildern, dass der Nuntiat den
 en muss, bis er seine Berechtigung
 en nachgewiesen oder die O. N. N.
 sablauf ihre Wirkung verloren hat,
 Nuntiaten gestattet, in Form eines
 rocesses vom Prätor zu verlangen,
 den Nuntianten bei Meidung der
 der O. N. N. und deren Wirkungen
 e des Nunt.grundes anhalte. Den
 diese Sätze führt der Verfasser ein-
 S. 170—186. Nach Verschiedenheit
 s gestaltet sich natürlich auch das
 erfahren verschieden, insbesondere

wird bei der O. N. N. *juris nostri* causa nur das *jus prohib.* des Nuntianten das *jus aedificandi* des Nuntiaten fest und dringt der Nuntiat darin durch, jede Folge der O. N. N. aufgehoben. doch der Nuntiat die Nuntiation missachen kann der Nuntiant und, wenn der letzter Fortsetzung des Werkes stirbt, dessen Erter Umständen auch der Successor, mit terd. demolit. von dem, welcher das Wer setzte oder dessen Fortsetzung genehmig Wiederherstellung des früheren Zustand langen, ein Verfahren, in welchem sich d klagte nur auf Grund einer Remission o Gestattung durch den Kläger schützen, zugleich vom Kläger den Kalumnieneid gen konnte. In allen diesen Verfahren Procuratoren auftreten. Mit einer Uel über den Einfluss des Nunt.verfahrens possessorischen und petitorischen Klage Streittheile schliesst der Verf. die Dar der Nunt.lehre nach dem Pandectenrech wendet sich nach einer Kritik der einsch Stelle der *lex Rubria*, einer Beleucht Standes der Wissenschaft, namentlich c sichten Donells, Hasses, Schmidts (v. II und v. Vangerow's, so wie der Wiederg Pandectentitel de O. N. N. (39, 1) und de (43, 25) in deutscher Uebersetzung no Entwicklung unseres Institutes im Cod (Aufhebung der nur einjährigen Wirku O. N. N., Gestattung des Weiterbaues Caution, wenn sich der Process länger Monate hinzieht) und im kanonischen (wonach der Nuntiat, selbst wenn er leisten will, unbedingt drei Monate mit zung des Baues warten muss).

Das Interd. quod vi aut clam, welches seiner Natur nach keine solche geschichtliche Entwicklung wie die O. N. N. in den verschiedenen Perioden des Rechts aufweist, geht gegen den Nichtbesitzer und kann daher strenger sein; es umfasst also nicht bloss Gebäude, sondern jedes opus in solo factum und geht nicht nur auf Einhaltung des bisherigen Zustandes, sondern auch auf Herstellung des vor der fraglichen Aenderung vorhandenen Zustandes. Der Verklagte muss entweder clam oder gegen eine geschehene prohibitio gehandelt haben, welche mittelst des jactus lapilli geschieht, der nur Prohibitions-, nicht Nuntiationsact ist, seine Erklärung aber weniger durch die S. 355 zusammengestellten Ansichten (Zusammenhang mit dem manum conserere, Auseinanderwerfen der zum Bau aufgeschichteten Steine und Angabe der Grenze, bis wohin Einsprache erhoben werden soll), als in seiner Natur als eine symbolische Handlung der ältesten Zeiten, in denen die indogermanischen Völker noch nicht getrennt waren, finden möchte, wie sich z. B. im Deutschen Alterthume eine ganz ähnliche Symbolik findet, welche durch die mittelst eines Wurfes mit einem nach den verschiedenen Ländern verschieden bestimmten Gegenstände symbolisch ausgeübte Oberherrschaft den betreffenden Gegenstand in seinem bisherigen Zustande fest bannt. Nachdem der Verf. (S. 355—378) eine Texteskritik der prätorischen Edictsworte gegeben, wonach statt: id cum expariundi potestas est, restitutio gelesen werden muss intra annum, c. e. p. e. r. und dies sowol auf Grund der Handschriften und der Glosse, als auch dem Sinne nach gegen die entgegenstehenden Ansichten mit grosser Schärfe bewiesen hat, geht er zur Lehre des interd. qu. v. a.

c. im Einzelnen über. Kläger ist derjenige, welcher ein rechtliches, nicht bloss ein tatsächliches Interesse an der Erhaltung des Zustandes hat, insbesondere auch der Erbe und der Erbe wegen eines den Erbschaft vor Antritt der Erbschaft zugefügten Schadens. Zulässig ist die Klage, wenn heimlich gegen eine Prohibition gehandelt oder eine Prohibition gewaltsam verhindert ist; Verklagter Unternehmer des Werkes, doch macht Unterschied, ob er zugleich Besitzer der Anlage ist oder nicht, da dieser im letzteren Falle nur für das Geschehenlassen der Herstellung haftet; dem Verklagten stehen verschiedene Einreden zur Seite (s. S. 40). Namentlich wegen der l. 22. § 2 quod vultus ausgeschlossen ist das Interdict gegen suos Handelnden, also gegen jeden, welcher seinen reellen Besitzesgrenzen geblieben ist (S. 427 — 437), oder dem ein Servitut zusteht (S. 438 — 448), gegen den Miethvertragschlichter die Grenzen des Miethvertrags einzuhalten gegen den Mitbesitzer. Eine Remission, welche die O. N. N., ist beim Interd. q. v. a. denkbar, im Processe über das Interd. q. v. a. ein anderer Grund als der etwa beim Interdictio facta angegebene nicht geltend gemacht werden, endlich aber kann der Prohibierte durch die stipulatio iudicio sisti das Interdictum ten. Wie die O. N. N. kann auch das Interdictum ten. ad damni depellendi causa oder gemeinsamem Zwecke und der Wahrung des öffentlichen Rechts angewandt werden, wegen eines öffentlichen Interesses jedoch nur, wenn zugleich ein privates Interesse verletzt ist. Auch hier giebt das Verf. eine Uebersicht der abweichenden französischen Ansichten, namentlich von Fran-

Schmidt (v. Schwerin), Zimmermann, und Hesse und schliesst eine Ue-
es Pandektentitels quod vi aut clam

ren Betrachtungen über den Usus
523—589) zeigen uns dann, dass
behandelten Institute, als dem speci-
en Rechte angehörig, mit dem Auf-
trömischen Verhältnisse untergegan-
d dass das, was wir heut zu Tage
terd. q. v. a. c. nennen, in den allerwe-
n mit der richtigen Lehre überein-
deshalb bei seiner weiteren Anwen-
Härten führen muss. An und für
an gewiss hierin keinen Nachtheil
nn das mit der Persönlichkeit eines
aufs innigste zusammenhängende
bei jedem Volke und zu jeder Zeit
g der allgemeinen Verhältnisse eine
alt annehmen und wird daher bei
denen Völkern oft zur Erreichung
weckes die entgegengesetzten Wege
je nachdem es von diesem oder je-
tspunkte zuerst ausgegangen ist.
über neben der Bedeutung des Wer-
Theorie dessen nicht geringer prak-
h, dass es uns die O. N. N. und
q. v. a. c. zuerst einmal in ihrer
er römischen Nationalität hervorge-
Natur zeigt und daneben darlegt,
rn anderweiten Verhältnissen beide
gar keinen oder nur noch geringen
(S. 550, 551 und 589). Man kann
ünschen, dass sich das Rechtsleben
vielen anderen specifisch römischen
welche man im Feuereifer der Re-

naissance der Rechtswissenschaft in Deutschland einbürgern zu müssen glaubte, so auch O. N. N. und dem Interd. q. v. a. c. sten von Rechtsmitteln, welche unsern Sitten entsprechen, lossage, bei welcher Gelegenheit zugleich der gewiss begründete Vorwurf des Verf. (S. 589) auf Schaffung eines Rechtsmittels gegen Dritte für den Pächter erledigung finden würde.

Zweierlei mag noch rühmend hervorzuheben werden. Zunächst, dass der Verf. nirgendwo Gunsten seiner Lehre an den Gesetzgebern zu deuten nöthig hatte, sondern sich damit mit dieser Lehre aufs beste vereinigte. Selbst die Conjectur intra für id zu lesen, ist keine neue Lehre ein, da die einjährige Verjährung der Interdictenverjährung im Allgemeinen in Zweifel gezogen war, sondern nur der Streit herrschte, warum diese Angabe hier also durch diese Conjectur die Quellen nur deutlicher werden. Sodann aber, dass es gewiss nur Nachahmung, wenn sich das Werk ganz besonders auf den Magister Vaka zieht, indem dieser in seiner für unverlässliche Rechtsgelehrte zusammengestellten Summa nur den damals allgemein üblichen Text des Corp. Jur. (wenn auch auszugsweise) gab und die communis opinio jener Zeit und ohne Zuthaten niederlegte.

Schliesslich will ich nicht leugnen, dass die Zugabe eines Inhaltsverzeichnisses dem Werk schenswerth gehalten haben würde, denn das Werk auch nur eine Monographie bietet es doch einen so reichen Inhalt, dass man beim Gebrauche nicht im Stande sei

e erörterte Frage ohne Hülfsmittel
finden zu können.

Otto Gerland.

ben des Don Juan d'Austria. Eine
he Monographie von Dr. Wilhelm
n. Gotha, Friedrich Andreas Per-
VI u. 291 S. in Octav.

d der historischen Literatur über die
regierung Philipps II. von Spanien in
letzten Decennien ein erheblicher
u Theil geworden ist, neben den
ten Quellschriften werthvolle Mo-
die Persönlichkeit dieses Habsbur-
auswärtige Politik, die Richtungen,
n der Verwaltung Spaniens und sei-
ande folgte, in eine vielseitige Be-
estellt und gleichzeitig Mitglieder sei-
s und einflussreiche Männer seiner
den Gegenstand gründlicher Unter-
abgegeben haben, ist das Leben ei-
an d'Austria auffallender Weise kei-
tung unterzogen. Und doch vertritt
ndliche Held während einer bedeu-
ren Zeit die spanische Politik in Ita-
Niederlanden und England gegenüber
siner Stellung zum Könige tritt uns
es Letzteren und sein heimliches Sin-
r verhüllt als sonst entgegen.

terzeichnete ist allerdings der An-
der Biographie Don Juans von Lo-
der Hammen y Leon ein grösserer
wohne, als man ihr neuerdings hat

zuerkennen wollen; aber abgesehen davon, dass dieses vor länger als 200 Jahren ein Werk wenig zugänglich ist und die breite, schleppende Darstellung ermüdet, die Documentos ineditos, die Papiere Granvellas, die venetianischen Relationen durch Groen van Prinsterer edirt sind oder die Correspondenzen und vor allen Dingen die schätzbaren Mittheilungen, welche wir durch die Bemühungen und Scharfsinne Gachards vor uns stellen, völlig neue Gesichtspunkte eröffnet und eine Fülle von Berichtigungen und Zusätzen zum Material geboten. Bei allem dem wird man sich doch nicht dachten Monographie unbedenklich dem vor der Histoire de D. Juan d'Auton Alexis Dumesnil zuerkennen müssen, die durch ihre lockere, jeder Kritik ermangelte Composition, 1827 in einer zweiten Ausgabe erschienen ist.

Der Verf. des oben bezeichneten Buches fusst in seiner Darstellung wesentlich auf den genannten Quellenschriften, denen zur Ergänzung die Schriften von Documenten auf dem Archiv zu Simancas und auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris manchen interessanten Aufschluss boten. Wie weit es ihm gelungen sei, seiner Aufgabe zu entsprechen, wird einer künftigen Beurtheilung vorbehalten bleiben, für die unvergleichliche Digression Rankes über die Schlacht von Lepanto nicht den Massstab gesetzt werden möge.

Have

Berichtigungen.

- S. 207 Z. 12 u. 16 lese man v. Chr.
 » 208 » 4 f. lese man שבעים sta
 שבעים und 70 (Jahre).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

15. März 1865.

Vorstudien für Geschichte und Zucht der Hausthiere zunächst am Schweineschädel von Hermann von Nathusius, Hundisburg. Mit einem Atlas enthaltend VI Tafeln Abbildungen mit Erläuterungen. Berlin Wiegandt und Hempel. 1864. XIV und 186 S. in Octav mit 35 eingedruckten Holzschnitten, nebst Atlas mit 24 Stn und 6 Steindrucktafeln Querfolio.

Der Verf. bietet in dem vorliegenden Werke eine Reihe der sorgfältigsten und sowohl im Speciellen für die Kenntniss der Hausthiere, als ganz besonders für alle Ansichten über die Wandelbarkeit der Art und Race wichtigsten Untersuchungen und hat sich dadurch um so mehr den bleibenden Dank der Wissenschaft erworben, als er bei uns wenigstens allein im Stande war, durch eine seltene Vereinigung geistigen und äusseren Vermögens unterstützt, und »aus Neigung Zoolog, nach Beruf Thierzüchter« sich solchen wahrhaft fruchtbringenden Arbeiten mit Erfolg zu widmen. Die Kenntnisse, welche wir

von den Thieren besitzen, erwerben wir uns nicht auf zweierlei Art, indem wir entweder das fertige Thier selbst untersuchen und uns durch die Betrachtung der übrigen, namentlich niedrigeren Thiere oder der Entwicklungsgeschichte von einem allgemeineren Standpunkt aus einen Einblick zu verschaffen suchen, oder so wie man die Staaten der Menschheit durch das Studium ihrer jetzigen Verhältnisse und ihrer historischen Entwicklung zu begreifen sucht. Aber nur bei der Betrachtung des menschlichen Körpers ist die erste Art des speciellen, dringenden Studiums zu einer bedeutenden, die ganze Thierkunde erhellenden, Ausbildung gelangt, während die übergrosse Mehrheit der Thiere nach geringem Einblick in ihren Bau nur nach dem zweiten allgemeinen, gleichenden, Standpunkt beurtheilt zu werden pflegt. Und doch ist allein durch das gründlichste Studium der einzelnen Thierformen zu stellen die mächtige Frage, ob die Thierformen als etwas Festes oder als ein nach Umständen und Ort Schwankendes, anzusehen ist, irgend einen Theil zu erlangen! Es ist deshalb nicht zu verwundern, wie man um so weniger über Darwin's Theorien zu streiten geneigt sein wird, als man die Unzulänglichkeit unserer Kenntnisse von der unermesslichen Uebersahl der Thiere im Sinne hat, wie man mit lautem Beifall solche Untersuchungen begrüsst, welche tief eindringend die Hausthiere, behandeln, von deren Kenntniss die Menschen Naturgeschichte am meisten Nutzen erwarten. Die Lösung solcher Fragen zu erwarten sein.

Ich muss zunächst einige der wichtigsten Punkte der Arbeit des verehrten Verfassers anführen, um zuletzt die wichtigsten derselben zu vielen Fragen der allgemeinen

andeuten zu können. Bei dem
on dem dies Buch allein handelt,
nächst darauf an, das Verhältniss
zum zahmen Thier und andererseits
iss der verschiedenen Racen zu ein-
stellen. Nathusius wählt zum
ieser Fragen aus vielen Gründen
Schädel und berücksichtigt einige
anatomischen und äusseren Punkte
i.

Erkenntniss jedes Organismus ist die
geschichte ein wesentliches Moment,
ten, um den reifen Schädel zu be-
ndestens einige Punkte seines Wachs-
h der Geburt erläutert werden.
der Geburt ist der Schweineschädel
oben abgerundet und seine Kiefer
wenig hervor, bald aber beginnt die
ichtig auszuwachsen, indem sich der
bedeutend in die Länge streckt und
en in seinen hinteren Theilen; denn
n die bleibenden Prämolaren nicht
wie die an deren Stelle stehenden
während hinten die Backenzähne
n und soweit nach vorn rücken,
(beim Wildschwein, von dem wir
eden) der hinterste Backenzahn noch
rderen Rand der Augenhöhle liegt.
ennt man dieses ungleiche Wachs-
berkiefers an der Stellung des fora-
bitale, welches zuerst ebensoweit
n, wie vom hinteren Rande des Ober-
rnt ist, nachher aber dem vorderen
näher steht. Der Zwischenkiefer hat
el geringeres Längenwachsthum als
fer; die auffallendste Formänderung
n Wachsthum aber das Thränenbein,

das anfangs viel höher als lang, zuletzt mal länger als hoch wird. Dann er das Hinterhaupt, indem sich in ihm w übrigen Knochen der Hirndecke Höhl Maschenwerk ausbilden und der ab Schädel nimmt die Form eines Dreieck Nasen-, Stirn- und Scheitelbein oben Ebene liegen und das abgeflachte Hint bein hinten steil nach unten abfällt. gentliche Hirnhöhle ist schon früher zu Form gelangt, da die innere Platte an giösen Schädeldecke viel früher zu wac hört und alle Cristen und eckigen The auf Rechnung der äusseren Platte und schenwerks kommen.

Ausführlich erläutert der Verf. das gebiss und den Zahnwechsel, findet dass der vorderste Prämolazahn (Pr gar nicht gewechselt wird und weist d zu verwerthenden Satz nach, dass da des vierwöchentlichen Schweins schon a allen Punkten durchaus omnivores ersc

Während diese Wachsthum-Verhält sentlich für alle Racen des Schweins sind, muss der Verf. bei der Beschrei reifen Schädels die Racen von einande und betrachtet zuerst den Schädel uns schweins. Wir berühren hier nur einige Punkte.

Die obere, durch die Nasen-, St Scheitelbeine gebildete Fläche des Wilds Schädels ist fast grade, neigt sich s abwärts, so dass auch die Spitzen de beine noch diese Richtung haben und b der Fläche des Hinterhaupts einen Wi etwa 65° , indem dieses nicht senkrecht, grade so wie die mächtigen processus

geneigt steht. Das Thränenbein, welches Lathusius besonders wichtige Charakter, hat eine Trapezform und wenn hinteren Augenhöhlenrand als Maass sein oberer Rand dreimal, sein unterer länger als dieser. Im Ganzen ist nur 5—6mal länger als das Thränenbein dieses also als ein langer Knochen. — Die Augenhöhlen-Oeffnung ist und ihr vorderer Rand liegt hinter dem Rande des letzten Backzahns, daher proc. zygomaticus des Stirnbeins und proc. frontalis des Jochbeins und infraorbitale befindet sich vor der Oberkiefers. Die Oeffnung des röhrenförmigen Gehörgangs ist nach aussen und hinten gerichtet. — Der lange Gaumenbein stehen einander fast parallel, so wenig nach vorn convergirend, sondern weit vor dem Schädel schneiden. Die Entfernung zwischen den beiden ist daher immer etwas kleiner als die der beiden Mol. 3 (und zwar um

das männliche und weibliche Geschlecht sehr verschieden durch die Grösse und Gestalt der Mol. 3, namentlich unterschieden; aber auch sonst noch einige, wenn auch feinere generelle Unterschiede. So ist beim Eber der Oberkieferzahn länger und ebenso auch die Nasenphyse länger, als bei der Sau, wo sie aber flacher geneigt, als beim Männchen. Ferner ist beim Eber der Unterkiefer in der Gegend des vorletzten Zahns, höher, als beim Weibchen und

der Oberkiefer zeigt über dem Eckzahn eine horizontale kammförmige Erhebung.

Unser gewöhnliches Hausschwein weicht nur im Schädel in manchen Punkten vom Wildschwein ab und zeigt manche Ähnlichkeiten, wie man sie nur als Jäger an dem Wildschwein beobachtet. Etwas abweichend vom Hausschwein die hintere Fläche der Hinterhauptsknochen etwas nach hinten geneigt und in dieser Stellung haben die processus jugulares den hinteren Rand des letzten Backzahns stehen unter dem vorderen Augenhöhlenrande, der zygomaticus des Stirnbeins über dem processus orbitalis des Jochbeins und der Schädel ist in den Theilen zur Länge etwas breiter geworden, sind aber Alles Verschiedenheiten, die aus der verschiedenen Lebensweise, besonders aus dem geringen Gebrauch des Rüssels beim Wildschwein leicht erklären kann. Durch Zudrücken des oberen Theil des Hinterhaupts und durch den Gegen Druck auf die Nase, also durch die Wirkung der Nackenmuskeln und den Widerstand beim Wühlen und Aufwerfen der Rüsselspitze würde aus dem Schädel des Hausschweins die Form des Wildschweins entstehen und wir sehen die Beweise bei Wildschweinen aus fruchtbringenden, in denen der Nahrungserwerb hauptsächlich durch den Rüssel geschieht, auch Schädelformen, die denen der Hausschweine sehr ähnlich kommen.

Dagegen sind die Theile, deren Form sich bei uns thusius am Wildschwein-Schädel für constanten und charakteristischen hält auch beim Hausschwein nicht verändert: die Länge des Thränenbeins ist geblieben und ebenso die Parallelität der geraden Zahnreihen. Ebenfalls der Zahnbau derselbe, wobei man nur bemerken muss, dass bei dem castrirten Thiere

den Geschlechtern die Eckzähne verkümmern und dadurch im Oberkiefer einige Veränderungen bedingt werden.

Wie man es auch meistens annimmt, ist also auch im Schädelbau nachgewiesen, dass das Wildschwein vom Hausschwein nicht verschieden ist, sondern, dass alle auftretenden Verschiedenheiten sich sicher aus der verschiedenen Lebensweise erklären. Noch Rütimeyer musste aber diesen Nachweis bei seinen trefflichen und anregenden Untersuchungen über die Fauna der Pfahlbauten als einen Wunsch anführen: erst unserm Verf. verdanken wir die Erfüllung desselben. — Wenn nun so, wie aus der leichten Vermischung der Wild- und Hausschweine (*in nullo genere aequae facilis mixtura cum fero*, Plin. VIII. 53) und aus dem leichten Verwildern der letztern schon zu schliessen war, beide Formen von einander nicht verschieden sind, so folgt daraus noch nicht, dass sie einander auch äusserlich ähnlich sein müssen. Vielmehr gehören zu diesen wildschweinähnlichen Hausschweinen Thiere, welche in Bezug auf die Ohrlänge, die Behaarung, die Farbe, die Länge der Beine und Wölbung der Rippen, also lauter Dinge, auf die man wirthschaftlich grade besonders Acht giebt, ganz ausserordentlich von einander abweichen, in jenen wesentlichen Schädel-Charakteren sich aber nicht vom Wildschwein unterscheiden. Alles das sind also zoologisch untergeordnete Dinge.

Das Wildschwein und seine Ableitungen bilden aber nur den einen Factor in der Erzeugung der jetzt allgemein verbreiteten Culturrazen des Schweins, und es hat Nathusius schon früher nachgewiesen, dass der zweite Factor ein Schwein ist, das seit der Mitte des vo-

rigen Jahrhunderts aus China, Siam und nach England eingeführt wurde, das aber auch am Cap vorkommt und das er nachher als Indisches Schwein, *S. indicus*, bezeichnet.

Wie der Schädel des Wildschweins, nun auch der Schädel des Indischen Schweins untersucht werden, und wir finden da Verschiedenheiten, die sich aus einer verschiedenen Lebensweise nicht erklären lassen. Dies war bisher in der Literatur fast unbekannt, dass man bis auf Nathusius von dem Indischen fast nur die von Daubenton bei Buffon gegebene Abbildung kannte. Nathusius beschreibt zunächst einen Schädel von einem indischen chinesischen Hausschwein, das er hatte, einen männlichen Schädel aus Cochinchina und konnte ferner einen Schädel eines indischen Schweins von der Thierarznei-Schule in Stuttgart benutzen.

Am Schädel des Indischen Schweins ist die Höhe und Breite verhältnissmässig viel größer, tendender als am Wildschwein und die obere Profilinie ist nicht mehr eine Gerade, sondern an der Verbindung der Nasen- und Stirnbeine eine Einknickung, indem die Richtung der Nasenbeine sich sehr der Horizontalen nähert. Bei ist die hintere Fläche des Hinterhauptsbeins senkrecht auf der Grundfläche, d. h. auf der Ebene, auf der der Schädel mit seiner Basis auf der Kiefer ruht, während die proc. jugulares etwas nach vorn geneigt bleiben. Ferner ist das Thränenbein ganz kurz und nicht so lang, fährt oben ebenso, unten halb so lang, hinten hoch ist; weiter stehen die Oberkiefer nicht mehr parallel, sondern divergiren nach vorn stark und der Gaumen erweitert sich mit den Prämolaren bedeutend. Wäh-

bei Mol. 3.24mm breit ist, misst er bei dem Praemol. 3.38mm. Das foramen infraorbitale liegt in der Mitte der Länge des Oberkiefers, der hintere Rand des letzten Backenzahns unter der Mitte der Augenhöhle und der proc. zygomaticus des Stirnbeins hinter dem proc. frontalis des Jochbeins.

So finden wir hier also Theile, die beim Wildschwein und allen seinen Ableitungen nie schwanken ganz anders gebildet und vermögen deren Verschiedenheit weder aus der Entwicklungsgeschichte noch der Lebensweise zu erklären; Nathusius bemerkt daher sehr recht, dass wenn man diese Charaktere allein kannte, Niemand an der Selbständigkeit einer echten Species *Sus indicus* zweifeln würde.

Leider konnten diese Untersuchungen über das Indische Schwein nicht zu derselben Vollkommenheit wie die über das Europäische Schwein gebracht werden, indem nicht wie da in einem Wildschwein die Urrace der Hausschweine mit Sicherheit zu erkennen war. Zwar sind aus Indien, von den Sunda-Inseln und Japan mehrere wilde Schweine beschrieben (*Sus vittatus*, *timo-riensis*, *leucomystax*, *cristatus* usw.), doch leider nicht genau genug, um solche Fragen zu entscheiden. Nathusius vermuthet, dass alle diese aufgestellten Arten sich dem *S. vittatus* Müll. et Schleg. unterordnen und dass dieses vielleicht die wilde Urrace des zahmen Indischen Hausschweins sei. Das Japanesische Maskenschwein (*Centuriosus pliciceps* Gray) ist nach unserm Verf. nur eine langohrige Varietät des Indischen Hausschweins mit ausgebildeten Gesichtsfalten und andere wilde indische Schweine wie *S. verrucosus*, *S. celebeusis* scheinen mit un-

serm Indischen Hausschweine nichts zu haben.

Wenn so aber der wilde Urstamm des Schweins nicht sicher bekannt ist, merkt doch Nathusius, dass nach Zödeln, die er aus Ostindien erhielt, kein Schwein sein kann, dass dort unser europäisches Wildschwein auch vorkommt und erkennt mit Rütimeyer andererseits, dass dessen aus den Pfahlbauten beschriebenes Torfschwein mit dem Wildschwein sehr grosse Aehnlichkeit hat. Dasselbe wie Steenstrup will das Wildschwein des Wildschweins der Pfahlbauten sei, wiewohl Nathusius völlig zurück, kann sich aber andererseits nicht davon überzeugen, dass das Wildschwein wirklich eine wilde Race und dass sein Schädel noch unzureichend bekannt ist. Rütimeyer's Untersuchungen, dass seit Jahrtausenden die Charaktere des Wildschweins unverändert blieben, beweisen vielleicht seit der Zeit auch die des Hausschweins vorhanden waren.

Wir haben nun das zoologische Material einer Betrachtung der durch Kreuzung hervorgebrachten Culturformen des Schweins, dem Europäischen und dem Indischen, kennen gelernt, folgen dem Verf. aber noch in wichtige Untersuchungen über den Einfluss der Cultur selbst, unabhängiger Culturformen oder Kreuzungen, worauf sie ankommt, wird.

Das Schwein ist einer hohen Cultur fähig. Wie schon angeführt, hat es schon vier Monate nach der Geburt ein wesentlich omnivores Verhältniss zum Nahrungsmittel und ist also dann im Stande, dasselbe zu verarbeiten. Der Mensch

hält dabei stets eine dem Milchmagen ähnliche Form und das Thier im Ganzen die Fähigkeit intensive Futterstoffe zu verwerthen. Man erhält dann ein frühreifes Thier, das in der Jugend ausserordentlich schnell wächst und dabei einen starken Rumpf bei kleinen Beinen und kurzem Kopf erhält, wie es wirthschaftlich besonders erwünscht ist. Durch diese künstliche Frühreife werden Verhältnisse geändert, die sonst zu den allerbeständigsten gehören und Nathusius hat schon früher z. B. nachgewiesen, dass die frühreifen Southdown's Schafe constant die Frucht sechs Tage länger als die Merinos tragen und giebt an, dass bei den Schweineracen ähnliche Verschiedenheiten hervortreten.

Bei derselben Race und gleicher Haltung bedingt doch schon eine schlechtere Ernährung eine auffallende Verschiedenheit im Schädel. Nathusius hat bei Berkshire-Schweinen darüber directe Versuche angestellt und gefunden, dass ausser der allgemeinen Kleinheit des Schädels des schlecht genährten Thiers, derselbe in allen Gesichtstheilen länger als beim gut genährten Thier geworden ist, dass ferner beim schlecht genährten Thier der Schmelzübergang der Zähne dünner bleibt und sogar die Schmelzfalten seltener und weniger tief erscheinen.

Wir haben schon oben bei dem Europäischen Schwein erläutert, wie die zahme Race, auf die nur wenig Cultur angewandt wird, sich von der wilden Race unterscheidet und haben da schon beträchtliche Unterschiede kennen gelernt, jetzt erläutert unser Verf. die Einflüsse der höheren Cultur, wobei er sich auf einen Schädel eines Indischen Schweins und besonders eines in der höchsten Cultur stehenden Yorkshire-Schweins stützt. Hier sind die gewaltigsten Veränderungen

gen vor sich gegangen und der sehr hohe Schädel ist, um gleich ein Bild zur Form des Mopskopfes umgeändert. Die obere Profillinie ist fast rechtwinklig eingetieft, die Spitzen der Nasenbeine stehen nahe zusammen, die hintere Fläche des Hinterhaupts reicht bis zum Proc. occipitalis, wie die Kehldorne schräg nach hinten. Der Proc. frontalis des Jochbeins steht hinter dem Proc. zygomaticus des Stirnbeins und der hintere Rand des letzten Backenzahns bis zur Mitte der Augenhöhle. Die Kinnsymphyse ist steil und sogar der Eckzahn des Unterkiefers steht hinter dem des Oberkiefers. Die Schneidezähne berühren einander nicht, die Condylen des Hinterhaupts zeigen mehr zwei convexe Gelenkflächen, sowohl die obere Gelenkfläche ist vertieft, zu einer Gelenkgrube geworden. Die Basis der Augenhöhle neigt sich nach vorn, nicht nach hinten, aber trotz aller Veränderungen und der umgebenden Knochen, ist die Augenhöhle und ihre Grösse dieselbe geblieben.

Damit stehen wir nahe der Grenze der natürlichen Veränderungen, die Schneidezähne greifen nicht mehr ergreifend, die Eckzähne hauen nicht mehr hauen, der ganze Kopf sich nicht mehr bewegen: nur durch die Cultur ist diese Form noch am Leben erhalten worden.

Aber alle diese extremen Formen der Race unabhängig und allein Folge der Cultur, sie sind daher auch nicht constant, wie die Formen des Europäischen und Indischen Schweins, sondern dem Willen des Menschen unterworfen und erben sich nicht fort, auch die Anlage, sie durch Cultur anzunehmen, ist bei dem Indischen Schweine und seinen Kreuzungen stärker ist, als bei dem Europäischen.

men dadurch in natürlicher Folge
 Kreuzungen des Indischen und
 des Hausschweins, welche am
 die Einwirkungen der Cultur zeigen
 deshalb jetzt so allgemein geworden
 alle Schweineracen, wenn sie nicht
 unsern wildschweinartigen oder zum
 gehören, als Kreuzungen dieser beiden
 sehen sind.

deutlich leicht prägen sich den Schä-
 Kreuzungen die Eigenthümlichkeiten
 des Schweins, die kurzen Thränenbeine
 die Prämolaren erweiterten Gaumen auf
 nach einmaliger Kreuzung durch
 Generationen, wenn auch sich später nur
 Schweine an der Fortpflanzung be-
 An fernen Generationen ist an diesen
 noch jeder »Tropfen Bluts« Indi-
 sche zu erkennen, wenigstens ist $\frac{1}{32}$
 $\frac{1}{64}$ Indischen Blutes, also bis zur
 Generation, daran deutlich nachweisbar.
 Nicht allein in dem s. g. englischen
 Schwein haben wir eine Kreuzung des
 mit dem Indischen Schwein vor
 Nathusius weist mit Wahrschein-
 lich andere solche Kreuzungsracen nach,
 wenn in Europa gezogen wurden.
 Dies das s. g. romanische Schwein,
 in allen europäischen Mittelmeerländern
 und das unser Verf. schon in einer
 gefundenen antiken Statuette wieder-
 es ebenso ausgebildet sich auch in
 findet. Nathusius erkennt die
 dieses romanischen Schweins mit dem
 reinen Halbblut nun im Speciellen am
 und hält danach einen ähnlichen Ur-
 einer Kreuzung für wahrscheinlich.

Als eine eben solche Kreuzung ist fern das s. g. krause Schwein, das aus Ungarn kommt, anzusehen, und v schon angeführt, dass Nathusius Torfschwein der Pfahlbauten zur als solche Kreuzungsform deuten möch

Wir haben so im flüchtigsten Laufe der wichtigen Thatsachen vorgeführt, Nathusius unsere Wissenschaft berei müssen nun noch einige Punkte berühre nen sie maassgebend auf unser Urtheil meinern Fragen einwirken.

Beim Schwein sahen wir zunächst verschiedene Formen, *Sus europaeus* und *cus Pallas*, »deren Gegensätze nicht Wege der Beobachtung ausgeglichen u in einander übergeführt werden können« halb also für zwei besondere Species wären — wenn sie nicht fruchtbare Kr lieferten und deshalb also durch die mung verbunden sind oder sein könn ordnen sich also *S. europaeus* und in Varietäten der Species *Sus scrofa* Lin. Klar tritt dadurch die Unzulänglichkeit male hervor, durch die der Zoolog sein unterscheidet. Wer ist aber auch me zeugt, als der Systematiker selbst, dass ner Species mit Unrecht diesen Name und sind deshalb die Bahnen der Ges niger gesetzmässig, weil Mancher sich Berechnung irrt? »Dass wir den Be Art selten erproben, sagt K. E. von seiner Abhandlung über Papuas und ist ein schlimmer Umstand, giebt uns al das Recht zu glauben, wir hätten einen bloss weil wir das Wort Art häufig an und fügt dann hinzu, wobei ihm jede

»auch bin ich der festen Ueberzeugung, unsere zoologischen Systeme viel zu aufstellen, eben weil wir kein äusseres Kriterium besitzen und die Versuche über Fortpflanzung für die Ungeduld die wir zu vervollständigen, nicht anwenden.« Schon in einer vor dreissig Jahren gehaltenen Rede sagt derselbe grosse Naturforscher, er erläutert, dass viele unserer Arten auf einen Stamm zurückzuführen sein und diese Art bilden mögen; »aber ich kann keine Ähnlichkeit finden, die dafür spricht, dass alle Thiere sich durch Umbildung voneinander entwickelt hätten.« Kein wahrer Zoolog wird den fördernden Einflüssen, den Darwin's berühmte Lehre, Nathusius »ein kräftiges und nützliches Mittel überall ausübt, ohne dabei nöthig zu haben, den Begriff der Species aufzugeben, wie Darwin die letzte Consequenz seiner Theorie sehen selbst verschmäht.

Aber Nathusius' Untersuchungen, zusammengezogen werden müssen, so wie auch anderseits, dass auch für bestimmte, wahre Art Grenzen existiren, die durch die Cultur nicht veranlasst werden, dieselben zu überschreiten. Oder ist nicht die Unfähigkeit, die Schneide zu benutzen oder den Kopf zu bewegen, uns einem unmöglichen Zustand näher zu sehen, irgend in den Culturracen? Wenigstens die Zustände der Körperbildung gerade ein Stehenbleiben bei Jugend-Hemmungsbildung? Bei dem Schwein ist das Verhältniss noch nicht einmal so, wenn wir die Hunderacen hätten mit Rücksicht ziehen dürfen, wo wir man-

che kleine Culturformen haben, bei der die Fontanellen zeitlebens offen bleiben.

Nachdem wir durch Nathusius die Unterschiede des Europäischen und Indischen kennen gelernt haben, kann man mit Bach nicht mehr den Menschen in Bezug auf die Verschiedenheit seiner Racen dem Vorsetzen, indem nicht annähernd solche Unterschiede bei ihnen gefunden werden: Einheit des Menschengeschlechts tritt uns um so klarer entgegen.

Auch für die in dem Dunkel der Zeit liegende Zählung der Hausthiere bietet genauere Kenntniss des Schweins man eine Erklärung. Wir sehen, wie das wilde Schwein das unsere Wälder bewohnt, der Stamm des zahmen Schweins ist, sehen an vielen Orten zur Zeit noch das zahme und wilde Schwein verbunden, wie es z. B. van der Meulen nach Eichwald erzählt, dass in Lithuanien das wilde Schwein oft zur Paarung auf die Höhen kommt und möchten daraus schließen, dass auch für die Mehrzahl unserer Hausthiere dieselbe Art der allmählichen durch Jahrhunderte fortgesetzten Zählung stattgefunden hat, in einigen die wilde Form ganz verschwunden, in anderen die zahme allein übrig geblieben ist. In der Steinzeit hatten wir wahrscheinlich nur das Schwein als Hausthier, während das Rind, Schaf und Katze nur wild lebten, nur das Rind und die Katze sehen wir zur Zeit noch in der wilden Form, die übrigen Hausthiere sind in der Cultur eingegangen. Der Mensch hat augenscheinlich seinen Wohnorten die Mehrzahl seiner Hausthiere wild vorgefunden und sich allmählich bemächtigt. Man muss die Frage nach dem Ursprung der Hausthiere nicht verwechseln.

derjenigen nach dem Ursprung und der Bildungsstätte dieser Thiere in ihrer wilden Form, über die sich nur ganz im Allgemeinen die Thiergeographie eine Hypothese gestattet.

So finden wir in Nathusius' Werke eine Reihe der gründlichsten und tief anregenden Untersuchungen und weithin wirkend wird hoffentlich der verehrte Verfasser auch darin einen Antrieb sehen, uns recht bald mit einer Fortsetzung seiner Vorstudien zu beschenken.

Keferstein.

Geschichte des Jahres 1815. Von Dr. Heinrich Beitzke, Major a. D. Erster Band. Berlin 1864, Verlag von E. Kobligk. X u. 412 S. in Octav.

Bei historischen Schriften ist es gar keine seltene Erscheinung, dass einzelne in weiteren Kreisen ungetheilte Anerkennung und wohlverdienten Beifall finden, während von rein wissenschaftlichem Standpunkte beides entweder ganz versagt oder doch nur in geringem Masse gespendet werden kann. So ist es auch mit der Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814 von dem Verfasser des oben genannten Buches der Fall. Dieselbe ist flüssend und mit patriotischer Wärme geschrieben. Auch wurde ein grosses Material zu einem abgerundeten Ganzen geschickt und anziehend verarbeitet. Das Werk ist daher auch, trotz der drei starken Bände, die es umfasst, sehr viel gelesen worden, so dass drei Auflagen,

die rasch auf einander folgten, von den Verdienste, die herrlichste Periode der unseres Vaterlandes in wahrhaft volks Weise dargestellt zu haben, Zeugnis. Sehr wohl ist es aus diesem Grunde, dass einer solchen Thatsache gegen wissenschaftlichen Ausstellungen etwas gehalten wurden. Die geringern M Werkes, z. B. die ungenügende Darstellung diplomatischen Verhandlungen, sind unberührt geblieben, und selbst ein tendender Uebelstand ist selten gerügt. Wer nämlich mit der Geschichte jener kannt ist, braucht nur einen Blick in die Geschichte der Freiheitskriege zu thun, gleich zu bemerken, dass die Kritik schwach, dass vor allem der napoleonischen denzschriftstellerei eine Glaubwürdigkeit messen ist, die sie wahrlich nicht vom heutigen Tages selbst in Frankreich findet. Auch sonst ist französischen mannigfach vor deutschen ein schlechter Vorzug gegeben.

Ich durfte diese Bemerkungen schreiben, um auch dadurch das hart, welches ich über das neue Buch verfallen muss, zu begründen.

Gern gestehe ich zu, dass auch das send geschrieben ist. Doch kann schon nichts von patriotischer Wärme. Dass der würdige Veteran nicht na in Vaterlandsliebe, ist freilich selbstlich; allein die Quellen, aus denen er Werk geschöpft, haben es mit sich, dass er, für diesen ersten Band wenigstens auf Seite Napoleons als auf deutscher

natürlich auch für die ganze Form von grosser Bedeutung sein musste.

Welche Bücher er zu Rathe gezogen, und wie er dazu gekommen, dieses Buch zu schreiben, erzählt der Verf. im Vorworte. Er sei, heisst es, in Recensionen, von Verlegern und Freunden aufgefordert, auch die Geschichte des Feldzuges von 1815 zu bearbeiten. Nach einigem Zögern habe er endlich eingewilligt, sich nun aber auch entschlossen, »das grosse Drama von 1815 in seiner Totalität aufzufassen.« Er musste sich dann zu diesem Zwecke: »ausser den deutschen Quellen, auch die französischen Geschichtswerke zu verschaffen suchen, welche über 1815 handeln.« Letztere werden aufgezählt: 1. Die Memoiren von Fleury de Chaboulon; 2. Capetique, Les cent jours; 3. Vulaballe, Histoire de la restauration; 4. Die betreffenden Bände von Thiers, Histoire du consulat et de l'empire. »Diese vier französischen Geschichtswerke hielt ich für meinen Zweck für ausreichend, um mich mit dem politischen Stoff zu durchdringen.« Soweit das Vorwort über die französischen Quellen. Der Vollständigkeit wegen füge ich hinzu, dass ausserdem noch zweimal die Memoiren von Savary, einmal die von Marmont, beide in deutscher Uebersetzung, und einmal auch die Histoire des deux chambres de Buonaparte (Paris 1815) citiert werden.

Ein solches Material für die Beurtheilung der Dinge auf französischer Seite wird heute wohl Niemand reich, ein Jeder nur beschränkt nennen können. Wie steht es nun aber mit den deutschen Quellen?

Der Verf. äussert sich darüber im Vorworte: »Von deutscher Seite ist zwar das Militairische hinlänglich aufgeklärt, aber es ist mir keine po-

litische Geschichte von 1815 bekannt da Alles sehr zerstreut und das Material mühsam herbeizuschaffen.* Nach dieser Bemerkung, und der Armseligkeit der besten französischen Berichte, ist man der Erwartung berechtigt, dass für die Kenntnisse auf deutscher Seite mancherlei mindestens aber die keineswegs grosse einigermassen ausreichend benutzt sein dessen hat der Verf. eigentlich nur aus der französischen Zeitung und Venturinis Chronik des 19ten Jahrhunderts geschöpft. Ausserdem sind folgende Schriften einmal: Steins Geographie 1812, Beitzkes Leben Sohns, Gregorovius Leben aus Italien, Pertz, Leben Steins (1ste Auflage, Berlin 1851, Reinhold 1852) zweimal sind noch angeführt Gagerns Leben, Perthes Leben und Perthes, Leben Pertz's. Nichts desto weniger wurden für die Aufstellung der Geschichte in Belgien, mit der dieser Band schließt, Charras, in deutscher Uebersetzung, von Hermann-Damitz, jedoch der erstere in eigenthümlicher Weise benutzt. Nirgends findet sich eine Spur, dass der Verf., ausser den genannten, noch andere Quellen eingesehen und ebenso gewiss kann behauptet werden, dass die ein- oder zweimal angeführten Schriften die Nachrichten, für deren Beglaubigung er sich beruft, wirklich entnommen sind. Erklärt man nun noch, dass mehrere der genannten Schriften, Stein, Gregorovius, Pertz, Beitzke u. s. w. die Sache selbst gar keinen Beitrag liefern, sondern nur mehr einer nebensächlichen Schilderung der That und der Meinung wegen allegirt sind, darf dreist gesagt werden, dass das Ganze — ich rede natürlich immer nur von dem ersten Bande — eigentlich nur aus der Voss'schen

fünf Werken zusammengeschrieben, in andern Worten, dass der Verf. es fertig gemacht, genau aus sechs Büchern über die Geschichte ein neues, siebentes zu verfertigen. Von der Sache aber noch mehr auf sich zu legen, so liegt sie nicht einmal so günstig, als sie sich dann sehr bald, dass — von den Nachrichten über die Stimmung in Deutschland, die Rückkehr der Truppen, wofür die Vossische Zeitung Quelle der Auffassung des Zusammenhangs und Einzelheiten der Ereignisse, lediglich benutzt ist, indem die andern Schriftsteller subsidiarisch angezogen wurden. Nun ist das eine ganz bekannte Sache, dass gerade in der letzten Zeit Napoleons nach allen Seiten hin in den Parteischriften dargestellt wurde, wie nur Einer, erfüllt war der Befangenheit und nationaler Einseitigkeit. Die Folge ist, dass Beitzke, wie bemerkt, in seinen, seiner ganzen Anschauung nach, über Napoleons steht. Es macht sich das Charakteristisch darin bemerklich, dass in den oben genannten französischen Werken die allgemeine Geschichte 1815 dar, obwohl sie doch augenscheinlich die Geschichte Frankreichs in die Erzählen. Daher findet sich denn, in den französischen Büchern, auch bei der Geschichte der andern europäischen Länder, allem Italiens und Deutschlands, nur oberflächlich berührt, obgleich doch in solche Specialgeschichten, wie jene, in wahrlich nicht minderer Anzahl vorhanden, aber, wie Häussers Deutsche Geschichte, viel besserer Ausführung vorliegen. Über den Umstand betrifft, dass dem

Verf. keine politische Geschichte von deutscher Seite bekannt war, so ist so auffallender, weil gerade die beste zige genügende Geschichte jenes Jahres dem Deutschen geschrieben ist. Der Verf. aber allerdings Bernhardi, Geschichte und der europäischen Politik, die zugleich sehr wichtige Quellen enthält, nicht zu haben.

Die Abhängigkeit von Vaulabelle auch in dem Buche vornehmlich auch darin, von neuem alle die alten Fabeln zu werden, von Verrath einzelner hochgestellten und den dadurch in ihrer Entgegangenen gestörten grossartigen Plänen Napoleon unermesslichen Kräften, welche aber nach Untersuchungen nirgends vorhanden, zu werden sollten. In Frankreich selbst dieses nicht mehr, und das war Beiläufig Theil bekannt; allein er folgt seiner Gewohnheit zu gewissenhaft, um sich irre machen zu lassen. Den bessern kritischen Arbeiten trauen den denziöse Verdrehung zu und stellt ihre daher niedriger als die derjenigen Schriften, denen solches heute offenkundig ist, und aus diesem Grunde von jenen bekämpft. So kündigt er z. B. jetzt schon an, dass den Feldzug von 1815 das ausgezeichnete des nur zu früh verstorbenen Charrauzur Seite liegen lassen will. Es sei ihm es S. 409, »mit viel zu grosser Absicht geschrieben, um besonders ins Gewicht fallen können.« Freilich kann kein Mensch dass der französische Oberst durch seine Position gegen das neue Kaiserthum dazu im Stande ist, sein berühmtes Buch in die Welt zu schreiben, allein er schöpfte doch

besten Quellen, aus den Archiven des Kriegsministeriums, die bisher nie für eine wissenschaftliche Arbeit über diesen Feldzug benutzt; auch haben seine kritischen Untersuchungen bei Schriftstellern aller Nationen, und der verschiedensten Parteien Zustimmung gefunden, wodurch doch zur Genüge erwiesen, dass er nach Wahrheit geforscht hat. Lange vor Charras ist doch schon unser Clausewitz, später auch der Franzose Quinet zu ganz ähnlichen Resultaten gekommen.

Bei der Leichtigkeit, mit der Beitzke die Schriftsteller zu beseitigen weiss, deren Darstellung und Auffassung anders ist als bei Vulabelle, kann es kaum beklagt werden, dass er sich diese ändern, wie es scheint, nicht angesehen. Sonst hätte er allerdings durch die ausgezeichnete *Histoire de la restauration* von Viel-Castel nothwendig zu einigen Zweifeln über die Richtigkeit der Schilderung seiner Quellen kommen müssen. Auch wäre es ihm dann vielleicht nicht entgangen, dass wir doch über manche Einzelheit heute bei weitem besser unterrichtet sind, als zu der Zeit, da Vulabelle erschien. Möglicherweise wäre ihm durch eine solche Ausdehnung seiner Studien, trotzdem dass Viel-Castel leider keine Noten giebt, sogar bekannt geworden, dass uns heute die Depeschen Wellingtons, aus denen er eine Stelle nach einer Notiz bei Gagern wiedergiebt, ferner die Gesandtschaftsberichte Talleyrands, Castlereaghs, Goltz' u. v. a. diplomatische Aktenstücke in saubern Abdrücken oder sorgfältigen Auszügen zur Verfügung stehen. Auch eine Unzahl von kleinen Flüchtigkeitsfehlern, die sich bei Vulabelle und noch mehr bei dem Vielschreiber Capefigue finden, von denen aber auch nur einige aufzuzählen,

sich nicht einmal lohnt, hätte Beitzke mieden, wenn er nur ein oder das andere Werk, sei es Bernhardi oder Viel-Rathe gezogen. Für die deutschen Verhältnisse hätte natürlich — da der Verf. Quellenstudien gemacht — vor allem benutzt werden müssen. Dass solches geschehen, ergibt sich aus der obigen Darstellung. Aber kaum wird es glaublich sein, dass selbst für den Wiener Correspondenten Bemerkungen von Vulgarität mussten, obwohl doch dem Verf. Perle Steins zur Hand war. Dieses Werk citiert, um an dem Beispiel des grösseren neueren Staatsmänner zu zeigen »Dynastengeschlechter und alle Edelleute pas« über die Niederwerfung Napoleons darüber dachten, dass »der bewaffnete Stand nun durch die vereinigte Kraft Europa niedergeschlagen.« Als Beleg hierfür nämlich die heftige Stelle in einem gewaltigen Stein dienen, in dem er seinen lin den Sturz der Napoleoniden anzeigt braucht hier für letztere den Ausdruck »gesindel«, was Beitzke, mit einer kühnen auf »den ganzen französischen dritten bezieht. So ist denn Stein richtig dalen Junker gestempelt. Zu einer Auffassung ist ein Mann mit aufrichtiger patriotischer Gesinnung durch sein einseitig einseitiger französischer Geschichte gekommen! Wahrlich man muss hoffen nicht noch andere gute ehrliche Deutsche steckt und zu einer Verkenntnis der Verder Bestrebungen und Anschauungen grossen Männer, zu einer Verkenntnis sächlichen Zustände verleitet, die

denkwürdigen Feldzug von 1815 mit Nothwendigkeit erheischen. Denkende Leser werden es freilich dem Verf. sicher nicht glauben, wenn er, — nach seinem Vorbilde, — den Krieg gegen Napoleon, lediglich als einen Cabinetskrieg darstellt, der geführt sei, um in Frankreich das Princip der Legitimität wieder zur Geltung zu bringen, der aber mit der Erhaltung der Ruhe Europas gar nichts zu schaffen gehabt.

Diese Auffassung des Verf. ist mir deshalb besonders merkwürdig, weil sein eignes Leben damit in einem gewissen Widerspruch steht. Auch er war ja unter den Jünglingen, die begeistert, freiwillig zu den Fahnen eilten, als die neue Herrschaft des gefürchteten Mannes in Frankreich abermals die Ruhe von ganz Europa bedrohte. Er wird uns in dem folgenden Bande die eignen Erlebnisse in dem kurzen, glorreichen Feldzuge des Jahres 1815 erzählen können.

Mit Recht darf allein schon dieser Umstand zu der Hoffnung berechtigen, dass die Fortsetzung des hier besprochenen Werkes, den Anforderungen, die wir heute an ein geschichtliches Werk stellen müssen, mehr entsprechen wird, als dieser erste Band. Dazu kommt aber auch noch, dass für den Krieg selbst die Benutzung der französischen Werke schon deshalb etwas in den Hintergrund treten muss, weil wir so sehr tüchtige, und dem Verf. bekannte Arbeiten von deutschen Officieren darüber besitzen. Auch hat er vielleicht, wie früher in der Geschichte der Freiheitskriege, für jene belebtere Zeit allerlei kleine Nachrichten, die dem grossen Gemälde mehr Reiz geben, aus vielen Büchern gesammelt. Die Zeitungen, in deren umfassender Benutzung — die häufig von andern versäumt, häufig sehr erschwert ist, — ich jetzt das Haupt-

verdienst des Werkes erkenne, werde folgenden Band noch mehr Ausbeute was der Schilderung gleichfalls zu stehen muss.

Zum Schluss noch eine Bemerkung erklärt im Vorworte sehr bestimmt, französischen Werke wären für seine hinreichend gewesen. Gewiss ist es Pflicht des Recensenten, nach der Absicht dem Zwecke eines Schriftstellers zu folgend danach sein Urtheil zu bemessen. V bezweckte Beitzke mit seinem Buche 50 Jahren von deutscher Seite eine des hochmerkwürdigen Jahres 1815 « zu lassen. »Ich lege, heisst es weiter worte, hier beim Herannahen des gleichsam nur die Akten zur Erinnerung Prüfung vor.« Wäre es nicht schon Umfang des Werkes, auch durch dessen lung und Form ausgesprochen, so würden diesen Worten gesagt sein, dass die Anspruch macht, den Verlauf der Dinge quellengemäss wiederzugeben. Daher Kritik auch keinen Anstoss daran nehmen der Verf. gelegentlich darauf hinweist »kein Historiker von Fach.« In einer chung an diesem Orte handelt es sich nur darum, ob Beitzkes Leistung, so wie liegt, dem jetzigen Stande der Forschung das aber ist nicht der Fall. R. U.

Anaxagoras und die Israeliten. Eine historische Untersuchung von August G. Director des Gymnasiums zu Krotoschitz, J. C. Hinrichs, 1864. XXII u. 175

Der Verf. bemerkt in seinem Vorworte er habe schon in früheren Schriften zu beweisen gesucht die Lehre der Pythagoreer gehe auf die älteste Sinesische Weisheit, die der Eleaten auf die Védânta, die des Empedokles auf die Aegyptische und die des Hérakleitos auf die Zarathustrische Schule und Religion zurück, woran sich denn Anaxagoras als eine Art von Schüler des ATs um so enger anschliessen würde. Solche Vergleichen verfolgte er schon sehr lange mit vielem Eifer, und wir erinnern uns im J. 1849 von ihm eine hier merkwürdiger Weise gar nicht erwähnte Abhandlung über Anaxagoras im gleichen Sinne gelesen zu haben; über diese wurde damals im zweiten Jahrbuche für Biblische Wissenschaft ein Urtheil gefällt welches wir bei diesem weit grösser angelegten und ausgeführten Werke im Wesentlichen nur wiederholen können.

Kommt es nämlich bei einer solchen Vergleichung vor allem auf eine vollständige und alles erschöpfende Kenntniss der beiden Seiten an, so wird man mit der Art wie der Verf. hier die Bruchstücke aus Anaxagoras' Leben und Schriften zusammenstellt wohl zufrieden sein können: von dem ATe aber zeigt er auch noch in dieser längeren Schrift eine geringe Kenntniss. Es ist endlich hohe Zeit, dass die weit zu dürftigen und zu niedrigen Vorstellungen über das AT. das Feld räumen welche vor dreissig bis vierzig Jahren in Deutschland zur Herrschaft gekommen waren. Nehmen wir hier statt vieler und noch wichtigerer nur ein kleines Beispiel. Dem Verf. liegt viel daran zu beweisen dass die Vernunft welche bei Anaxagoras das höchste ist auch im A. T. diese alles beherrschende Bedeutung habe. Er führt dafür S. 58 ff. eine Menge

Stellen an, und meint unter anderm sei »der Geist Jahve's« geradezu ein dem »Geiste der Weisheit und Vernunft« gleich. Allein nach dem sichern Sinne der Worte ist der Geist der Weisheit und Vernunft. Der Verf. setzt für letztere nicht gut »Weisheit« bei weitem nicht der ganze Geist Jahve's, sondern weniger einerlei mit ihm; er ist nur eine einzelne Aeussung von ihm neben andern, die eben so wichtigen und nothwendigen. Aber man lässt sich in keiner Weise erhärten, dass die Vernunft in der Religion des alten Volkes eine solche höchste Bedeutung getraut worden ist, so hoch sie übrigens am rechten Orte mit Recht erhoben wird.

Damit sind wir unvermerkt schon auf den Gegenstand der Schrift selbst gekommen, und man kann dem Verf. im Allgemeinen einräumen, dass unter allen Griechischen Philosophen keiner dem Geiste des A. T. so nahe gekommen ist als Anaxagoras. Allein man muss sich hüten, diese Aehnlichkeit zu übertreiben. Eben schon bemerkt, dass die Vernunft (wenn man den Griechischen Noos wiedergeben will) der vernünftige Geist, die Vernunftkraft und Trieb im A. T. zwar sehr nahe, aber bei weitem nicht die einzige höchste Kraft ist wie bei Anaxagoras. Verfolgt man näher was alles in diesem Unterschiede liegt, wird man nicht einmal mit dem Verf. einverstanden sein können. Anaxagoras habe das was im A. T. die Religion war nur als Philosophie aufgefasst und festgehalten. Er hätte in einer andern Falle doch nur etwas Einzelnes und nicht von dem ganzen wahren Gotte Israel gesprochen, hätte diesen selbst doch nicht gekannt, und wäre so von

n ziemlich schwacher und unklarer
ATs geworden. Wie ganz anders
ch aber alles als die Bibel wirklich
Griechischen Philosophen bekannter

naxagoras mitten in der schon zu
so dichten Reihe der Griechischen
erscheint, war sein Noos gewiss et-
nderes und viel besseres als alles
Vorgänger ausgegangen waren: al-
theilte doch nur noch mit diesen
rundfehler irgend eine einzelne Kraft
ste aufzusuchen sie als die alles al-
gleich mit einer andern einzelnen
festzuhalten und von ihr einseitig
ten was etwa über das blosse Chaos

Allein das AT. steht von Anfang
n solchen Einseitigkeiten und grund-
lungen: sogar die uralte Vorstellung
ist schon im B. Ijob überwunden,
Verf. zwar läugnen will aber ohne
neben mag man jedoch immerhin die
rferen woher Anaxagoras auf seinen
ja man muss diese Frage stellen
lles näher untersuchen will. Und
n gewiss das nächste dass man ge-
uchte was die Griechen schon vor
os meinten und ob Anaxagoras viel-
a wie schrittweise zu seiner Vorstel-
en konnte: eine Frage auf welche
ich gar nicht einlässt. Reicht diese
cht hin, so könnte man vermuthen
schöpferisch auf seine Annahme ge-
a Gegensätze zu den höchsten Ur-
er Vorgänger deren Eitelkeit er er-
es scheint jedoch dass man zu we-
em Leben weiss um diese Ableitung

näher beweisen zu können. Möglich allerdings drittens noch dass der aus Athen gekommene Zeitgenosse Perikles sprengten Israeliten in nähere Berührung oder aus der Ferne von dem seltsamen dieses Volkes hörte: so wie die Glieder des Israel schon damals namentlich Kleinasien und den Griechischen Ländern versprengt waren, lässt sich eine solche Thatsache nicht von vorne an läugnen. Auch dann würde es doch nur ein zerstreuter Gedanke aus dem A. T. sein welcher von Klezomenier aufgegriffen und in seiner Weise weiter verfolgt hätte. Etwas Bestimmtes und sogleich an Wort und Begriffbares was er aus dem A. T. entlehnte lässt sich bis jetzt nicht nachweisen, es übrigens ist dass dieser Weise unangewandten Griechischen Landsleuten wie er dastand.

Ueber die Veränderungen der Muskeln im Typhus abdominalis. Von Zenker, Prof. der patholog. Anatomie, Staatsarzneikunde in Erlangen. Mit 10 Tafeln. Leipzig 1864. Verlag von F. C. W.

Das Material lieferten mehr als hundert Autopsien von Typhuskranken während der Jahre 1859—1862 in Dresden herrschenden Typhus. Es ergab sich, dass sich im Typhus abdominalis eine in den verschiedensten Muskeln nachweisbare Degeneration der queren Fasern vorfindet.

o findet, welche in Betreff der Con-
Vorkommens, wenn auch in sehr ver-
Grade der Extensität und Intensität,
unter den charakteristischen Verän-
der Darmschleimhaut zurücksteht.

Degeneration zeigt sich microscopisch
als körnige oder als wachsartige. Die
steht in Einlagerung kleiner Eiweiss-
körperchen in die contractile Substanz.
Land Verf. bis auf 0,07 — 0,11 Mm.
Da es zu jener Zeit noch unbekannt
war, dass die Muskelfaser nur in der Mitte ih-
re beträchtlichere Dicke hat, an
den Enden aber ganz fein und spitz zuläuft,
so kann man in den Worten die quergestreiften Mus-
keln wie Refer. gezeigt hat, auch in den
Muskeln die Länge von wenigen Centi-
metern überschreiten, vielmehr etwa zoll-
lang. Die allgemeinen spindelförmige Ele-
mente, so können sich die Angaben
nur auf die dicksten Stellen der Mus-
kelfasern beziehen. Uebrigens ist dieselbe sog.
Degeneration so zu sagen constant bei den Ho-
mioten, an welcher Krankheit sie auch ge-
storben mögen (Ref.). Die wachsartige De-
generation besteht in der Umwandlung der con-
tractilen Substanz in eine durchaus homogene,
stark wachsartig glänzende Masse mit
Verschwinden der Querstreifung und der
Sarcolems. Auch diese Muskelfasern
sterben ab. Die Muskelfasern werden sehr
dünn und gehen schliesslich durch Resorption
Bekanntlich haben Förster und
die früheren vorläufigen Mittheilun-
gen über diese Degeneration nicht zu
ermächtigt.

In 39 Fällen wurde 39mal in den stark

degenerirten Muskelpartien eine regene Zellenneubildung im Perimysium beobachtet. Man fand nämlich spindelförmige Zellen, die entweder neu gebildet oder aus den alten Gewebeskörperchen, »die zu neuem Leben erwachten«, hervorgegangen waren. Von dem anfänglichen Stadium ab wurden alle Zellen zu längeren und grösseren Zellen, sowohl in der Länge als in der Breite, vergrößerten Platten constatirt. Die letzteren zeigten deutliche Querstreifung und viele Kerne. Sie sahen anfangs auch den *plaques à plusieurs noyaux* ähnlich. Die Regeneration scheint sich am zweiten Ende der Typhus zu beginnen und streckt sich jedenfalls über die sechs Wochen. Bei macroscopischer Betrachtung zeigten die Muskeln anfangs erbleicht, grauröthlich, äusserst fein fleckig, schliesslich weiss wie das Fischfleisch. Die Substanz ist trocken und zerreiblich. Analoge Veränderungen beschrieb Kitansky in einem Falle von Typhus abdominalis, Virchow hat spontane Muskelrupturen beschrieben, welche eine Bedeutung für den Typhus-Process zu haben scheinen.

Was die Verbreitung der Degeneration betrifft, so finden sich meistens in vielen Fällen die niederen Grade der wachsartigen Degeneration an einzelnen Fasern, in anderen Fällen die höchsten oder mittleren Grade. In den ersten gehören die Adductores des Oberbauchs, in den letzteren die beiderseitig ergriffen werden, ferner der Rectus abdominis. Im Herzmuskel wurden die Fasern gewöhnlich normal gefunden und nur einmal eine hochgradige, körnige Infiltration, dessen konnte diese schon vor dem Tode bestanden haben.

In den Sectionen von der zweiten bis zur vierten Woche wurde in 66 % die De-

Da schon in der zweiten Woche die
de beobachtet wurden und der Ver-
skeldegeneration doch kein ausneh-
er zu sein scheint, so ist die An-
ttet, dass ihr Beginn mit dem der
selbst zusammenfalle. Von der vier-
tten Woche ab dürfte die Resorption
en Muskelfasern rasch vor sich ge-
nd zugleich die übrigen atrophisch
aus sich die bekannte Muskelschwä-
hskranken erklärt. Dass gleichzei-
neration neuer Muskelfasern beginnt,
oben bemerkt.

chliesst sich ein Excurs über Neu-
rgestreifter Muskelfasern im Allge-
ist jetzt a priori wenigstens für
r wahrscheinlich, dass derartige Neu-
el häufiger vorkommen, als man es
lange die wahre Structur der Mus-
enau bekannt war. Da alle Muskel-
elförmigen Zellen ähnlich sind und
olchen entstehen, so ist eine Neu-
eher denkbar als damals, wo man
ie von einem Ansatzpunkte, z. B.
s, zum anderen reichenden Fasern,
ngen- und Breiten-Verhältnisse an-
ähr wie Telegraphendräthe von meh-
ert Fuss Länge vorstellen musste.
en Weismann und Kölliker nachge-
s die Faser-Neubildung durch Ab-
im Frosch zu den physiologischen
gehört. Verf. kommt dagegen zu
e, dass es durch seine Beobachtun-
sei, dass das quergestreifte Mus-
ie Fähigkeit in sich trägt, den de-
Verlust von Muskelfasern durch eine
Regeneration zu ersetzen. Diese

Neubildung geht von dem interfasciculä-
 degewebe, nicht etwa von den erhaltenen
 Muskelfasern selbst aus. Verf. hält es
 dass bei der Muskelhypertrophie neben der
 Verdickung der präexistirenden Muskelfasern
 eine Vermehrung der Zahl durch Neubildung
 sehr wahrscheinlich sei. Ref. hält es für
 für sicher, dass die bisherigen Messungen
 dieser Hinsicht ganz und gar wertlos sind,
 weil niemals bestimmt werden konnte an
 welcher Stelle die betreffenden, spindelförmigen
 Muskelfasern gerade gemessen worden sind.
 Es hätte an ihrer Länge nach isolirt
 gemessen werden sollen. Andererseits
 Niemand in hypertrophischen Muskeln
 den Zustand neuer Fasern beobachtet.
 die Frage in jeder Beziehung eine
 genannt werden muss.

Für das Myom schlägt Verfasser
 Namen Leiomyoma, für das Myosarcoma
 neuen Namen Rhabdomyoma vor, welche
 Aussicht auf allgemeinere Verbreitung
 dürften.

Die Degeneration kann sich mit Hämorrhagien und -Rupturen, sowie mit Eiterungen compliciren, wofür mehrere Beobachtungen beigebracht werden. Es kommt auf diese Art gefährliche, ja tödtliche Complicationen im Verlaufe des Typhus. Was die Muskelrupturen anlangt, deren Erklärung Mühe (S. 114—116) zu verursachen sucht, erklären sie sich von selbst, seit man anerkennt, dass die quergestreiften Muskelfasern sehr lang und spindelförmig sind. Dabei reißt nicht das Muskel-, sondern das interstitielle Gewebe zuerst.

an anderen Krankheiten wurde die Degeneration vom Verf. beobachtet. So Miliartuberculose, bei Trichiniasis, Typhus, bei verschiedenen chronischen Krankheiten. Ferner von Bowman bei

mannte hieraus den Schluss ableiten, dass die Degeneration eine Folge einmahl stehenden allgemeinen Ernährungsstörungen weitens von erschöpfenden Anstrengungen der Muskeln selbst sei und mit dem Erwerb solchem gar nichts zu schaffen habe. Aber kommt zu dem gerade entgegenstehenden Satze: die Muskeldegeneration ist ein integrierender Bestandtheil, als eine gleichliche Theilerscheinung des ganzen Krankheitsprocesses angesehen werden. Eine Begründung für diesen Schluss ist nicht darin, dass die Degeneration besonders häufig umfassend beim Typhus vorkommt, sondern aus der Intensität der vorhandenen Ernährungsstörungen wohl genügend erklären. Es ist unthunlich auf die weiteren, hier an Hypothesen einzugehen, namentlich zu fragen, ob die Degeneration vielleicht eine Theilerscheinung des Fiebers als solchen

des Wesen der Muskeldegeneration in der endlichen Veränderung gesucht werden wird bestimmt bestritten. Für die Bedeutung derselben werden die Abweichungen im Anfang, die Muskelschwäche, die Invalescenz, die Lähmungen und die Störungen des Hüftgelenks angeführt. Die erste Ursache der letzteren sei eine Störung der das Hüftgelenk umgebenden Muskeln. Bei dieser Aufstellung

scheint Verf. die Festigkeit der Ligamente gering taxirt zu haben.

Am Schluss folgen noch Nachträge zur Casuistik von neun Fällen. Die Tafel ist hübsch ausgestattet; interessant war namentlich für den Ref. Taf. V. Fig. 5 (unten), welche in unverkennbarer Deutlichkeit die Profile der motorischen Endplatte abbildet. Verfasser hält die Kerne des hienbei erstmals unbekannten nervösen Organs für Fortsetzungen der Endplatte.

Bei der Sorgfalt und Ausführlichkeit, mit der das für Praktiker sehr interessante Thema ausgearbeitet ist, wird ein Umstand, der die Todtenstarre ist, darin mit keiner Silbe erwähnt. Bekanntlich sehen todtenstarre Muskelfasern frappant so aus, wie die wachsartige Degeneration abbildet. Verf. selbst aber weiss dies, wie noch dazu aus Seite 13 hervorgeht. Hiernach beobachtete er ganz genau die optischen Eigenschaften an gezeirrten Fasern menschlicher Thiermuskeln, und hielt die Erscheinung für eine auf den mechanischen Reiz beruhende Contraction, während es sich doch, wie wir schon gesehen haben, um schon todtenstarre Stellen handelte. Es scheint, als ob die Trichinen, welche die Todtenstarre bewirkt, die frische Trichinenwirkung hervorbringen soll, zunächst Todtenstarre der betroffenen Muskelfasern, der dann erst die bekannten weiteren Veränderungen folgen. Unter diesen Umständen würde es sehr werth sein, wenn von anderer Seite die Verhältnisse der Todtenstarre zu der »wachsartigen Degeneration« einer neuen Untersuchung worfen würde. Ref. hat dazu keine Gelegenheit, weil im Göttinger akademischen Hospiz

Typhusfälle selten sind, und wenn sie vorkommen, die Kranken nicht daran zu sterben pflegen.

W. Krause.

Chronique de Mathieu d'Escouchy.
Nouvelle édition revue sur les manuscrits par
G. Du Fresne de Beaucourt. Th. I. XLII
u. 462. Th. II. 578 S. in Octav. Paris, Jules
Renouard et Cie. 1863.

Die zwei Ausgaben, in welchen die obengenannte Chronik bisher vorlag, die eine von Godefroy (Recueil des historiens de Charles VII), die andere von Buchon (Collection de chroniques nationales) veröffentlicht, mussten, weil sie der Vollständigkeit und einer Prüfung und Collocation der Handschriften ermangeln, auch die spärlich beigegebenen Noten vielfacher Berichtigung bedürfen, das Verlangen nach einem kritisch redigirten Texte rege machen. Dieser Aufgabe hat sich der Herausgeber mit Fleiss und Sachkenntniss unterzogen und auf der Grundlage von vier vollständigen Handschriften und einigen Fragmenten die nach ihrem Original, mit strenger Beibehaltung der ursprünglichen Orthographie und Abtheilung in Capiteln, wiedergegebene Erzählung mit historischen Erörterungen und literarischen Nachweisungen versehen.

Da die Chronik als solche als genügend bekannt vorausgesetzt werden darf, beschränkt

sich Refer. auf einen kurzen Bericht Introduction des Herausgebers, in welcher die Ergebnisse einer sorgfältigen Untersuchung über die bürgerliche Stellung und den geschichtlichen Werth seiner dem Leser vorlegt. Während Godefroid Lebensverhältnisse des Chronisten völlig sichtlich lässt und Buchon in Bezug auf den Zusammenhang mit den aphoristischen Mitteln begnügt, welche der Verf. in der Chronik seiner Chronik bietet, ist es dem Herausgeber gelungen, durch Nachforschungen in den Originalen und Specialwerken des Hennegau und Flandern, vornehmlich durch Einsicht in die Actenstücke, wenn auch nicht ein vollständiges Bild, doch eine ausreichende Skizze der Verhältnisse zu gewinnen, unter denen die Thätigkeiten des Mathieu d'Escouchy erfolgt sind. Nach ihm ist derselbe etwa ums Jahr 1420 in Compiègne, le Comte im Hennegauischen geboren, anfangs als Beamter in Cambrésis, Prévôt in Peronne, seit 1461 als Baillié in Compiègne, stellte sich beim Ausbruche des Krieges public auf die Seite Ludwigs XI., nahm an der Schlacht bei Montlhéry (1465) theil, zeigte sich gegen Ausgang des Jahres 1465 als procureur du roi in St. Quentin. Von da an gab er sich als Pächter des Land- und Lehenzoll nach Compiègne, wo er, nach dem Tode des Königs der Adel zu Theil geworden, gestorben zu sein scheint.

Die Niederzeichnungen tragen das Gepräge der Wahrheit und eines redlichen Ringens nach Unparteilichkeit in einer von Factionen erfüllten Zeit. Greift der Verf. in die Vergangenheit zurück, oder berichtet er über Ereignisse und Persönlichkeiten, die seiner eigenen

nachung fern lagen, so versäumt er selten, auf seine Quellen und die vorangegangene Prüfung derselben zu verweisen. Weit entfernt, wie Monstrelet die burgundische Politik unter allen Umständen zu verfechten, behauptet er die Stellung des freien Mannes zwischen seinem Landesherren und dessen Suzerain; selbst in der englisch-französischen Frage sucht er nach Möglichkeit sein unabhängiges Urtheil zu behaupten. Seine Darstellung, deren Abfassung aller Wahrscheinlichkeit zufolge im Jahre 1465 zum Abschluss gedieh, ist frisch und lebhaft, in der ritterlichen Haltung mitunter an Froissart erinnernd, stellenweise von unvergleichlicher Schönheit. In dieser Beziehung möge der Bericht (Th. II, S. 42) über die Erkennung der Leiche des 1453 bei Chatillon gefallenen Talbot hier ein Unterkommen finden.

»Le lendemain furent audit champ plusieurs heraulx et officiers d'armes du parti des Anglois, entre lesquelz estoit le herault dudit seigneur de Talbot, qui avoit vestu sa cote d'armes; lesquelz firrent requeste de avoir licence et grace de querir et cherquier leurs maistres. Auquel herault de Talbot fut demandé, se il vëoit son maistre, se il le recongnoisteroit; à quoy respondit joyeusement, cuidant qu'il fut vif prisonnier, que voullentiers le verroit. Et sur ce fut mené au lieu où ledit seigneur estoit mort et sur le pavais; et quant il le vit illec, on lui dit: »Regardez se c'est vostre maistre.« Lors lui changea la coulleur, sans de prime face en faire le jugement, car il estoit fort deffait par la trenche qu'il avoit ou visage, et sy avoit esté depuis sa mort toute la nuit et le lendemain jusques à ceste heure, par quoy il estoit fort deffait. Neantmoins, il se mist à genoulx

et dit que incontinent en saveroit la
 lors lui boutta l'un des dois de sa
 en la bouche, pour querir au costé
 dent maceler qu'il savoit de certain
 perdu, lequel il trouva ainsy comme
 doit; et incontinent qu'il ot trouvé,
 genoulx comme dit est, le baisa en
 disant ces mos: » Monseigneur m
 monseigneur mon maistre, ce este
 prie. à Dieu qui vous pardoinst
 J'ay esté vostre officier d'armes XL
 il est temps que je le vous rende
 piteux cris et lamentacions et en re
 par les yeux très piteusement. Et
 sa cotte d'armes, et le mist sus son

Die Annotationen des Herausgebe
 grosser Umsicht und auf dem Grund
 fassenden Bekanntschaft mit der e
 Literatur abgefasst. Wenn sich hin
 ein kleines Versehen eingeschlichen
 z. B. Th. II, S. 269, wo als der bet
 de Brezviq (Braunschweig) Heinrich
 fertige statt seines Neffen Friedrich
 higen (turbulentus) namhaft gemach
 kann dadurch der Werth dieser ge
 gabe im Allgemeinen nicht geschmä

Dem Schluss des zweiten Band
 sehr umständliche Table analytique
 res beigefügt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück.

22. März 1865.

Geschichte der älteren Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz. Vornehmlich aus ungedruckten Aktenstücken der Geheimen Staatsarchive zu Berlin, Dresden und Weimar dargestellt von Dr. Albert Kotelmann. Berlin 1864. Verlag von Georg Reimer. 62 S. in 8. art.

Die Geschichte des preussischen Königshauses hat in den letzten Jahrzehnten eifrige Pflege gefunden. Während Märcker und Stillfried in den Hohenzollerischen Forschungen (1847) und dem prächtigen, sieben Quartbände füllenden Kundenwerk der Monumenta zollerana (1852-1861) für die Geschichte der zoller'schen Burggrafen von Nürnberg eine zuverlässige Grundlage schufen und zuletzt L. Schmid durch seine gründliche und umfassende Geschichte der Grafen von Hohenzollern-Hohenberg (1862) über die Anfänge und Seitenlinien des Geschlechts erhellendes Licht verbreitete, haben Andre, besonders Riedel und Droysen, die Geschichte des Hauses, nachdem es in die Mark Brandenburg

versetzt war, zum Gegenstande ihr gemacht. Waren aber schon jene Arbeiten die frühere Zeit nicht ohne erheblichen Nutzen für die allgemeine deutsche Geschichte, dies natürlich in noch höherem Grade die spätere Epoche, seit die Hohenzollern den ersten Fuss in der Mark Brandenburg setzten und die Kurwürde erhielten. Daher sind die Arbeiten der zuletzt genannten Forscher wichtige Beiträge zur deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts überhaupt und nehmen das territoriale hinausgehende Interesse in Anspruch. Zugleich liegt es in ihrer Aufgabe, dass daneben doch noch immer manches mancherlei Ergänzendes geboten werden kann, auch ist immer noch unbenutzter historischer Stoff in den Archiven, der neuerdings veröffentlichten Urkunden Gelegenheit zu weiteren Untersuchungen darbietet.

Zu derartigen Wahrnehmungen giebt die vorliegende Schrift Anlass. »Die Geschichte der niederlausitzischen Gebiete« des Verfassers in der Einleitung — »bildet ein wesentliches Stück preussischer Geschichte, sie ist auch denkwürdig durch die vielfache Verflechtung mit der Geschichte des vorreformatorischen Zeitalters. Der Verf. darüber bis jetzt nur ziemlich dürftig an einander gereichte Daten bekannt.« Auch durch den zweiten Band von Palacky's Geschichte der preussischen Politik wird die vierte von Palacky's Böhmischer Geschichte nicht geändert, da in beiden Büchern der niedersächsischer Handel nur obenhin berührt wird. Der Verf. fand daher die Aufgabe noch wichtiger, den Gegenstand eingehend zu untersuchen, er hat sich zu diesem Zwecke hand-

ellen aus dem dresdner, weimarer, berliner und bamberger Archive zusammengetragen, auch das germanische Museum in Nürnberg lieferte wenigstens eine werthvolle Urkunde. Auf Grund dieser ungedruckten sowie der gedruckten Aktenstücke in Verbindung mit den dürftigen Nachrichten, welche die gleichzeitigen Chroniken gewähren, hat nun Herr Kotelmann eine schöpfende Darstellung gegeben.

Der Stoff derselben gliedert sich in zwei Theile, deren erster den Kampf zwischen Brandenburg und Sachsen behandelt. Die Niederlausitz, welche früher als eine besondre Mark unter den Wettinern gestanden, dann im vierzehnten Jahrhundert durch Kauf an die anhaltinischen Markgrafen von Brandenburg gekommen war, galt schon unter den Wittelsbachern als ein wesentliches Zubehör von Kurbrandenburg. Karl IV. verleihte sie der böhmischen Krone ein und bei dieser blieb sie, nachdem die Mark von Böhmen getrennt war, als Landvogtei. In Geldbedrängniß verpfändete sie König Siegmund 1422 an den lausitzer Edelmann Hans von Polentz und dessen Erben. Nun strebten die Häuser Wettin und Hohenzollern danach: schon Markgraf Friedrich I. hatte sein Augenmerk darauf gerichtet und deshalb K. Albrecht gegen die Böhmen Hülfe geleistet (dabei kamen auch zuerst die, drei Jahrhunderte später durchgeführten, Absichten auf Schlesien zu Tage). Sachsen aber, welches mit dem Kaiser in Familienverbindung trat, wusste von ihm Versprechungen wegen der Lausitz zu erhalten. Die Herrn von Polentz, so gewissermassen zwischen zwei Feuer gestellt, entschieden sich zunächst für Brandenburg. Nickel von Polentz begab sich 1440 auf drei Jahr in den Schutz Kurfürst Friedrichs II.

Die Feindseligkeit zwischen diesem und dem Sanftmüthigen, Kurfürsten von Sachsen wurde dadurch angefacht. Fürs Erste ward, um andern Feinden (Baiern und Brandenburg) zu begegnen, ihr von beiden Seiten ein Friede zu Halle (1441), bei welchem die Lausitz mit Stillschweigen überging, bewirkt. Als aber Sachsen mit Erfolg auf seine Seite zu ziehn versuchte, brach der Zwist aufs Neue aus. In der Lausitz entstand eine Spaltung ein: ein Theil, wie Leisnig, die bedeutendste Stadt und Dobrilugk, die Wettinische Familienstiftung, war brandenburgisch gesinnt. Die Stellung des Kurfürsten von Sachsen zu Kaiser Friedrich III. und die Verhältnisse mit seinem eignen Bruder Wilhelm von Brandenburg, der ihn damals seine Bestrebungen in der Lausitz weiterzuführen. Er schloss mit seinem Nebenbuhler, dem Markgrafen Friedrich, einen Vertrag, sie wollten sich die Lausitz gemeinschaftlich zu erwerben. Diese Freundschaft dauerte einige Jahre, bis ein Wettkampf um die böhmische Krone ausbrach, machte und in enger Verbindung mit dem Streit um die Lausitz neu belebte (1446). Sachsen, welches den Kaiser auf seiner Seite behauptete hierbei eine Zeit lang das Uebergewicht und die Markgrafen mochten es nicht einen Krieg ankommen lassen, da sie mit dem grossen Kampf mit den Reichsständen und ohnedies wieder allmählich in der Lausitz bekamen, so dass sogar bereits der Landtag huldigte. Es ist es kaum begreiflich, dass der Kurfürst von Sachsen nicht sofort zu den Waffen überging, die Brandenburger durch den Städtekrieg mit den Schwaben in Athem gehalten.

zuletzt freilich that er dies doch und es entspann sich ein kurzer Kampf, der aber durch die Vermittlung des Erzbischofs von Magdeburg sehr schnell beendet wurde. Nicht lange darauf (11. März 1450) erlitt der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Albrecht Achilles, die schwere Niederlage bei Pillenreut. Jetzt verband sich der Kurfürst von Sachsen mit den böhmischen Katholiken und dem Kaiser, sein Gegner hinwiederum mit Baiern, dem Herzog Wilhelm von Sachsen und dem podiebradischen Herrenbund. Der Kaiser versuchte vergebens die norddeutschen Fürsten gegen Brandenburg in Bewegung zu setzen (nur Heinrich »der Kuhdieb« von Mecklenburg schien nicht abgeneigt zu sein). Das Ende war, dass Sachsen nachgab und die Landvogtei der Lausitz an Brandenburg überliess, blos Senftenberg und Hoyerswerda trat Markgraf Friedrich ab (1451). Die folgenden zehn Jahre benutzte derselbe, um sich mehr und mehr in dem Lande festzusetzen (er kaufte Güter, die er in der Regel wieder an seine Vasallen verpfändete): nun aber gerieth er darüber mit der Krone Böhmen in einen Kampf, in welchem er den Kürzern zog.

Diese brandenburgisch-böhmischen Streitigkeiten werden in dem zweiten Theil der Abhandlung erörtert. Auch Markgraf Friedrich II. und Georg Podiebrad waren Nebenbuhler um die böhmische Krone. Georg hatte, wie es scheint, dem Markgrafen sogar versprochen, dessen Bewerbung zu unterstützen: bekanntlich wurde der Gubernator selbst zum Könige gewählt. Dieser kräftige und ausgezeichnete Fürst trachtete aber, wie wir wissen, auch nach der Kaiserkrone und suchte nun die Hohenzollern für seinen Plan zu gewinnen: es gelang ihm

nicht. Georg »benutzte die lausitzgenheit, um einen Druck auf Markgrafen auszuüben.« Da er ihn aber nicht Wünsche geneigt zu stimmen vermochte, so schloß er ihm die Einlösung der Neustädter an. Er trat dann offen als Gegner der Markgrafen auf, während diese mit den Böhmen im Kampf lagen und suchte durch Verhandlungen für sich zu gewinnen: auf der andern Seite suchten auch die Markgrafen sächsischen Hilfe. Eine solche wurde zwar nicht geleistet, aber eine Vermittlung zwischen ihnen und dem Kaiser wurde geboten. Es fanden Unterhandlungen statt, aber keinen Erfolg: so kam es zu der Schlacht bei Murten (Nov. 1461) in der der Markgraf siegte (die Bezeichnung »Schlacht« auf Murten ist wol nicht ganz passend), doch als Georg seinen zweiten Heereshaufen sandte, konnte er das Feld nicht behaupten und mußte die festen Schlösser zurückziehen: in Folge dessen kündigten ihm die Stände der Lausitz den Gehorsam auf. Jetzt versprachen ihm die Schweizer Hülfe und sandten an Georg ein Schreiben mit wenig verhüllten Drohungen. Der König willigte in Unterhandlungen, aber der Markgraf bot sich auch. Der Markgraf Friedrich und der Kaiser einigten sich vorläufig wenigstens über einen Waffenstillstand. Inzwischen wuchsen auf der burgischen Seite die Hoffnungen, als Kaiser Friedrich die Königin Christiane, dessen Gemahlin, in das Haus Hohenzollern war, dem »sogenannten König von Böhmen« als einem Ketzer kündigt und unter Theilnahme des Kaisers eine Reichstagsversammlung deutscher Fürsten- und Städtetage zu Regensburg stattfand. Da änderte König Georg seine Rücksichtung der Verhältnisse — denn der Papst war ein mächtiger Gegner — seine P

war zu billigen Zugeständnissen bereit. Gegen den Markgrafen Albrecht sandte er ein Heer und wusste ihn, der bisher Nichts von Frieden hören wollte, durch eine Niederlage dazu zu zwingen, mit dem Kurfürsten aber hatte er eine Zusammenkunft in Guben, wo am 5. Juni 1462 der Friede geschlossen wurde. Darin trat Friedrich die Landvogtei der Niederlausitz an den König ab, behielt aber die Herrschaften, die er an sich gebracht, unter böhmischer Lehnsherrschaft. Erst im breslauer Frieden von 1742 wurden sie davon frei und durch die wiener Verträge mit dem übrigen Gebiet unter preussischer Hoheit vereinigt. —

Diese Mittheilungen mögen genügen, um einen ungefähren Begriff von dem Inhalt der hier angezeigten Schrift zu geben. Dieselbe macht durchaus den Eindruck einer sorgfältigen und mit Kritik ausgeführten Arbeit. Im Allgemeinen stimmt der Verf. mit der Auffassung Droysen's überein, zuweilen entwickelt er andre Ansichten, die er dann durch Quellenzeugnisse mit Geschick zu begründen sucht. Der Wunsch und das Bestreben, den innern Zusammenhang der Ereignisse möglichst zu erkennen, ist gewiss gerechtfertigt, doch thut der Verf. in dem Bemühn, die Beweggründe der handelnden Personen zu ermitteln, mitunter vielleicht etwas zu viel (wie z. B. S. 55) und stellt auch wol einmal im Text eine Behauptung hin, die sich in der Anmerkung als blosse Vermuthung zu erkennen giebt (so S. 51 A. 4). In stilistischer Beziehung fällt der öftere Gebrauch des Ausdrucks »lausitzer Frage« unangenehm auf, — eine Anwendung der heut üblichen Zeitungssprache, welche sich nicht eben gut ausnimmt.

Ich schliesse diese Anzeige mit dem Wun-

sche, dass es dem Verf. vergönnt
das von ihm angekündigte grössere
Kurfürst Friedrich II. recht bald zu
Adolf

Die Edda, die ältere und die jüngere,
den mythischen Erzählungen der Skalden
gesetzt und mit Erläuterungen begleitet
von Simrock. Dritte vermehrte und
veränderte Auflage. Stuttgart 1864. VII u. 514

Die Verdienste des vorliegenden Bandes
hinlänglich bekannt und wenige Worte
deshalb hinreichen auf diese neue Auflage
zuweisen, deren Erscheinen eben sein
neuer Beweis seiner wachsenden Ver-
dienste und der ihm gezollten Anerkennung
ist. Simrock hat sich deshalb auch ange-
lassen, seine Arbeit bestmöglichst zu
vervollkommen, und demgemäss Text wie
Üebersetzung einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen.
Das Ergebniss mannichfache Verbesserung
gewesen sind. Sonst aber ist er von
keinen neuen Einsichten über Hauptpunkte nicht abge-
gegangen. z. B. über Hrafnagaldr, Vegtamskvidr,
vinsmâl, Grôgaldr u. s. w., worauf ja
nicht weiter eingegangen werden soll.
Nur muss Ref. seine Verwunderung darüber
ausdrücken, dass vielfache Druckfehler der
vierten Auflage, die fast ohne Ausnahme schon
in der ersten erscheinen, immer noch nicht
beseitigt sind; so z. B. S. 62 No 39. »Und
der Hafen, der [l. den] Hymir besessen;«

cher schon schlüpfte dir unter der
rze.« Dieses Versehen kommt da-
der ersten Ausg. steht: »Wie an-
glühn unter der Schürze;« — S. 224
niessen mich in Hlyndalir Hild un-
term] Helme«; — S. 256 Z. 3 v.
Säwar; vgl. S. 231. *Säwar* ist
ter zu streichen]; — S. 303 Z. 5
(l. Doch] sorg ich mehr um Mu-
17 Z. 4 v. o.; — S. 312 Z. 2 v. u.
ernen« [l. leeren]; — S. 398
gl. zu 60.« So steht in allen drei
och ist zu 60 nichts gesagt und
cht zu ersehen, was gemeint ist; —
S. 509 Col. 1: »Kiste, wächserne
tzteter Stelle (No 101) steht jedoch:
will ich kaufen und gemalte Kiste
uch wächsen, das den Leib ver-
einer »wächsernen Kiste« ist also
e. — Ueberhaupt ist das Register
falschen Verweisungen, indem na-
viele Zahlen der zweiten Auflage
en sind, welche hätten abgeändert
; so z. B. müsste es gleich bei dem
»Aare sättigen« statt 162 jetzt
u. s. w. u. s. w.

Text und Erklärung betrifft, so
der häufigen Unsicherheit beider
Stellen Anlass zu näherer Bespre-
indess will Ref. sich nur auf ei-
beschränken. So lautet Grimms-
imrock (S. 17): »Fünfhundert Thü-
nal zehn — Wähn ich in Walhall.
rt Einherier ziehn aus je Einer, —
Wolf zu wehren gilt.« Hiernach
ag in Benfey's Orient und Occident
ahl der beim Weltuntergang zum

letzten Kampf ausziehenden Einherier auf 432,00 berechnet (800×540) und dieselbe dann mit andern mythischen und mythologischen Zahlen von gleichem Belauf zusammengestellt; jedoch Bergmann in seiner vortrefflichen Arbeit über Gylfaginning*) bietet eine andere und, wie es scheint, richtigere Berechnung, indem er zwei von Simrock unbeachtet gelassene Ausdrücke berücksichtigt. Er sagt nämlich (p. 312): » Dans les Mythologies anciennes la division *septennaire* était adoptée par rapport aux Vents (voy. p. 255) et c'est pourquoi, pour donner l'idée d'un *grand nombre* en fait de directions ou de vents, la Mythologie scandinave l'a exprimée par le nombre 7 fois 77, c'est-à-dire, par 539. C'est ce nombre qu'elle assigne aux portes de la *Halle des-occis* ainsi qu'aux allées de *Bilskirnir* (voy. p. 254); mais elle a énoncé ce nombre d'une manière *énigmatique*, en disant que ces portes et ces allées sont au nombre de 500, plus ou moins (un) quatre dizaines. Pour donner ensuite une idée du grand nombre de combattants dont disposera *Odinn*, lorsqu'il s'agira de lutter contre ses ennemis iotniques, au *Crépuscule des Grandeurs*, la Mythologie rapporte que 800 Troopiers sortiront, à la fois de front (sens) par chacune des 539 portes de la Halle-des-Occis, de sorte que 431, 200 hommes passeront au même instant les 539 seuils de cette demeure céleste. La Mythologie abandonne à l'imagination de chacun le soin de déterminer la *profondeur* de ces 539 colonnes continues, la *durée* de ce de

*) La Fascination de Gulfi (Gylfa ginning). Traité de mythologie scandinave composé par Snorri fils de Sturla traduit du texte norrois en français et expliqué dans une introduction et un commentaire critique perpétuel par Frédéric Guillaume Bergmann. Strasbourg et Paris 1861

flé, et enfin le nombre total des combattants, dans cette journée terrible.»

Eine schwierige Stelle findet sich ferner in *Vegtamskvidha* 12, wo es heisst: »hverjar 'ro thaer meýjar — er at muni gráta — ok á himin verpa — hálša skautum?« Letztern Ausdruck *hálša skautum* erklärt Egilsson durch »ausgestreckte Hälse«; wie man aber diese an den Himmel werfen kann, sieht Ref. nicht recht ein, und ebenso wenig, was sich Simrock (S. 47) bei dem »Himmelanwerfen des Hauptes Schleier« gedacht hat, selbst wenn hier von Thöck die Rede sein sollte. Refer. schlägt deshalb eine andere Auslegung jener zwei Worte vor. *Hals* heisst nämlich auf schwed. und dän. auch die *Halse*, ein an die unteren Enden der Segel befestigtes Tau, und fast das nämliche bedeutet schw. *sköt*, dän. *skjöd*, deutsch die Schöote (das schw. *sköte*, dän. *skjöd*, altn. *skaut*, deutsch Schooss ist offenbar dasselbe Wort). Man kann annehmen, dass die altn. Worte *hals* und *skaut* bereits das nämliche und im allgem. Tau, Seil bedeuteten, namentlich *skaut* auch das Ende einer Schoote oder Halse oder eines Seiles überhaupt; »á himin verpa hálša skautum« hiesse demnach: »Die Ende der Seile an den Himmel werfen.« Nun wird in *Helgakvidha Hundingsbana* I, 3 von den Nornen fast derselbe Ausdruck gebraucht, indem es heisst (Simrock S. 158): »Sie schnürten scharf die Schicksalsfäden — Dass die Burgen brachen in Bralundr — Goldene Fäden (*si-ma* Stricke, Seile; vgl. *Völundarkv.* 12. Harbardsl. 18) fügten sie weit, — Sie mitten festigend unterm Mondessaal. — Westlich und östlich die Enden bargen sie u. s. w.« Demgemäss möchte fast sicher scheinen, dass auch an unserer Stelle von den Nornen die Rede sei, wenn gleich ihre

Gegenwart hier etwas Räthselhaftes hat, allein »das Räthsel ist eben noch nicht errathen.« Noch bleiben die Worte »*er at muni gráta*« (»welche nach Willkür weinen«) ziemlich dunkel; wie man sie aber auch erklären mag, jedesfalls weist der Ausdruck »nach Willkür« wiederum deutlich auf die schicksalbestimmenden Nornen, vielleicht bedeuten sie: »welche traurig und heiter sein können, wann sie wollen« in dem Sinne von: »welche nach Willkür über die Geschicke verfügen.«

Ein anderer unverständlicher Ausdruck findet sich in Oegisdrecca 38: »*Thegi thu Týr — thú kunnir aldregi — bera tíll meðh tveim; — handar ennar hoegri — mun ek hinnar geta, — er ther sleit Fenrir frá.*« Hier ist *tíll* ein bisher durchaus unerklärtes Wort. Simrock (S. 69) übersetzt aufs Gerathewohl: »Schweig du, Tyr! Zwei streitenden Theilen — Bist Du ein übler Bürge: — Deine rechte Hand ist Dir geraubt — Fenrir frass sie, der Wolf.« Ref. dagegen versteht unter *tíll* »Kampfspiel, Kampf« und denkt dabei an das engl. *till* »Turnier«. Loki wirft nämlich Tyr höhnisch vor, dass er wegen seiner Einhändigkeit nimmer mit zwei Schwertern (*tveim*) zu kämpfen vermöchte; doch könnte *tveim* auch bedeuten »mit beiden Händen«, was das nämliche wäre. *Bera* »tragen; ertragen«, ist hier in der Bedeutung »üben, treiben« gebraucht, welche beide Bedeutungen auch *drýgja* in sich vereint, namentlich in Verbindung mit *orlög*, *threk* »Kampf«, und endlich ist *kunnir* an unserer Stelle conj. praet. (für *kynnir*), ebenso wie im Harbardsl. 8. Was aber das Fechten mit zwei Schwertern zugleich betrifft, so war diese Geschicklichkeit ebenso wie die zwei Speere zugleich zu werfen im alten Norden nicht unerhört; s. Olafss. Tryggvas. c.

183. Man kann schliesslich nicht einwenden, dass Loki's Hohn zu der vorhergehenden Rede Tyr's nicht recht passe; denn gleiches ist bei allen Schmähreden Loki's in diesem Gedichte der Fall, so wie er auch auf die folgenden Worte Tyr's, der auf die ruhmvolle Ursache seiner Einhändigkeit hinweist, bloss antwortet: »Schweig, Tyr! denn ich habe mit deinem Weibe ein Kind gezeugt.«

Was Simrock's Erläuterungen anbelangt, so will Ref. auch hier nur einen oder zwei Punkte berühren. Zuvörderst nämlich, wenn S. 453 mit Bezug auf den Schluss von Rigsmål bemerkt ist: »Dass gerade der jüngste des Geschlechts hierzu ersehen ist, mag uns den König als die Blüthe des Adels, den letzten höchsten Trieb der Volksentwicklung darstellen sollen«, so ist Ref. anderer Meinung und sieht vielmehr hier eine deutliche Hinweisung auf das einst weit verbreitete Jüngstenrecht, wie er dies bereits bei früherer Gelegenheit ausgesprochen; s. Heidelb. Jahrb. 1864 S. 210 *). Zu dem dort in Betreff der Tataren (Mongolen) angeführten füge man hinzu das Chronicon des Albericus Trium Fontium vol. II. p. 508, wo es von dem bekannten Priester Johann heisst: »qui cum *fratrum morum minimus* esset, sicuti de sancto Rege Israel David Propheta legimus, omnibus praepositus est et in regem divinitus coronatus.« S. ferner Herodot IV, 5. 10 die skythischen Sagen von Kolaxais und Skythes, vgl. F. G. Bergmann, Les Gètes. Strasb. et Paris 1859 p. 82 f. Auch bei den Altenburger Bauern erbt in der Regel noch jetzt der jüngste Sohn das Gut; s. Pierer

*) Dasselbst im Text Z. 8 v. o. lies »Lemminkäinen«. Z. 9 »Bruder in den [st. wider] Märchen; — Z. 17 u. 21: »Nävin«.

Universal-Lexikon (2. Aufl.) 1, 421, vgl. ebend. 15, 333 »Jüngerrecht«. — Was aber die von Simrock S. 467 erwähnte »Hegung durch Seidenfäden« betrifft, so vergleiche man des Referenten Aufsatz im Philologus XIX, 582 ff. »Zur Erklärung einer Stelle des Stephanos von Byzanz und des Nonnos.« Mit den dort angeführten Scharlachfäden der Bräute in China vgl. folgend Stelle eines chinesischen Lustspiels: »L'empereur donnait à la capitale une grande fête sur le Lac des neuf Dragons La corde rouge (hong ching) marquait l'enceinte où siégeaient l'empereur, les concubines royales, les ministres et les grands dignitaires.« Journal asiat. IVme série 17, 182. Endlich heisst es in einem altdän. Volksliede: »Kongen tog ud en Silketraad, — han lagd'en over Hjaelm hin röde: — Jeg beder dig, Vidrik Vellandssøn, — hug mik ikke tildøde.« Grundtvig Gamle Danske Folkeviser 3, 773 (Zusatz zu No 10, c).

Hiermit schliessen wir diese kurze Anzeige des vorliegenden so schätzbaren Buches und wollen nur noch erwähnen, dass jetzt Simrock (S. 355 ff.) auch eine Uebertragung des *Sólar-líodh* wegen der grossen Schönheit desselben gegeben hat, bei welcher Gelegenheit wir auf Bergmann's erschöpfende Arbeit über dieses Lied hinweisen, die den Titel führt: »Les Chants du Sól (Solar-liôd). Poème tiré de l'Edda de Saemund, publié avec une traduction et un commentaire. Strasb. et Paris 1858. Bergmann macht es hier (S. 22 ff.) höchst wahrscheinlich, dass Saemund der Verfasser des *Sólar-liodh* ist, so wie er in seiner Untersuchung über den Verfasser von *Gylfaginning* (s. die bereits angeführte Arbeit über dieselbe p. 31 ff.) zu dem Schlusse kommt: »que Snorri est réellement, comme l'é-

Badham, Tr. on the escul. fung. of Engl. 455

pace la tradition, l'auteur de *La Fascination du Gulf.*

Lüttich.

Felix Liebrecht.

A Treatise on the esculent funguses of England, containing an account of their classical history, uses, characters, development, distributions, properties, modes of cooking or preserving etc. By Charles David Badham, F. D. Edited by Frederic Currey M. A. London, Lovell Reeve et Co. 1864. XVI u. 152 in Octav u. 12 color. Kupfertafeln.

In den letztverflossenen Jahren sind von den verschiedensten Seiten, namentlich in Deutschland und England, neue Versuche unternommen worden, um das äusserst reichhaltige und schätzbare, aber entweder gar nicht oder nur sehr ungenügend gekannte Nahrungsmaterial nutzbar zu machen, welches in den essbaren Pilzen den Bewohnern der gedachten Länder sich darbietet. In Deutschland hat vor Allem Har. Othm. Lenz in Schnepfenthal mit grösstem Eifer und Erfolg für ausgedehntere Verwerthung der Schwämme gewirkt. Seine Versuche reichen schon bis in das dritte Decennium dieses Jahrhunderts zurück und noch immer ist sein treffliches Buch: Die nützlichen und schädlichen Schwämme, dessen neueste dritte Auflage (Gotha, 1862) wir in Mey's Archiv für Pharmacie 1863 Apr. S. 86 ausführlich besprochen haben, entschieden die beste Belehrungsschrift für den Pilzsammler. In dieser Hinsicht lässt die Arbeit von Lenz die

mit ihrer neuesten Auflage gleichzeitig erschienenen Schriften von Aug. Sollmann (Anleitung zum Bestimmen der vorzüglichsten essbaren Schwämme Deutschlands. Hildburghausen 1862) und Jul. Ebbinghaus (Die Pilze und Schwämme Deutschlands. Leipz. 1863), welche allerdings in einzelnen Punkten, letztere z. B. in Bezug auf Schwammcultur, Vorzüge besitzen, bei Weitem hinter sich; namentlich sind auch die beigegebenen colorirten Tafeln naturgetreuer und vollendeter. Was Lenz für Deutschland, leistet Badham für England und seine jetzt in zweiter Auflage, an deren Ausarbeitung der kurz nach dem Erscheinen der ersten verstorbene Verfasser leider selbst nicht Antheil hat, vorliegend Monographie der essbaren Pilze Englands übertrifft das übrigens nicht unverdienstliche kleine Werk M. C. Cooke's: A plain and easy account of British fungi (London, Rob. Hardwick 1862).

Selbst mit Lenz verglichen hat Badham's Treatise einige nicht geringe Vorzüge und grade der von uns in der oben angegebenen Besprechung ersterem gemachte hauptsächliche Vorwurf trifft den Englischen Autor nicht. Lenz sowie auch Ebbinghaus und Cooke, nicht Sollmann und Badham haben mit gleicher Vollständigkeit wie die essbaren Schwämme auch die giftigen und sogar einige weder durch toxische noch durch diätetische Eigenschaften sich auszeichnende Arten beschrieben und abgehandelt. Das ist nach unsrer Ansicht ein Fehler, der auch nicht dadurch entschuldigt werden kann, dass z. B. Lenz dazu durch Personen veranlasst ist, welche durch sein Buch Pilzsammler geworden sind und nun auch durch dasselbe gerne zu wahren Mykologen werden wollten, was

die ersten Auflagen, in denen Lenz
 trict an seine Aufgabe, die alimen-
 zu schildern hielt, allerdings nicht
 nten. Alle genannten Autoren geben
 ir können ihnen darin nur beistim-
 das Orientiren im Gebiete der diäte-
 igen Schwämme grosse Schwierigkei-
 Wozu denn aber diese Schwierigkei-
 vermehren, indem man den Leser
 n neben der Kenntniss des wahrhaft
 , Nutzbringenden sich noch dieje-
 unnützem Ballast anzueignen! Das Stu-
 etztern muss unter allen Umständen
 wirken. Einigen Sinn und manches
 , daher Anregende, hat das Hinein-
 giftigen Pilze. Aber man wird dann
 endig auf Dinge geführt, welche sonst
 ochen zu werden brauchen und mit
 Zeit vergeudet wird, um so mehr als
 re Analyse derselben stets zu nega-
 raten führt, — wir meinen die sog.
 Kennzeichen der Giftigkeit und die
 unterscheidungsmerkmale giftiger und
 ze, welche, wie wir in unserem Hand-
 Toxikologie gezeigt haben, bei exac-
 völlig im Stiche lassen. Wir ver-
 t, dass, wenn es möglich wäre, durch
 ie vom Standort, Geschmack, Geruch,
 Färbung oder besonderen bei der
 hervortretenden Erscheinungen her-
 werden, die toxischen und nutritiven
 zu unterscheiden, und danach allge-
 n für Pilzsammler aufzustellen, da-
 allen vorgenannten Autoren in den
 l gestellte Tendenz, das zur Nutzung
 aterial zu verwerthen, am meisten
 ürde. Die Kriterien älterer Autoren

haben wir a. a. O. pp. 393 u. 394 und als werthlos erkannt; es ist hier Ort, auf einige neuere bei Cooke sich welche übrigens der Autor selbst zutreffend erachtet, detaillirt einzugehen können wir davon um so mehr absehen selbst nicht einmal allgemeine Kritik sondern sich nur auf die einzige Gattung *Arctia* beziehen, aber selbst nicht einmal durchgreifend angewendet werden kann bleibt daher als der einzig richtige grössere Kenntniss der essbaren Pilze zu breiten, nur übrig, die botanischen derselben in den betreffenden Büchern als möglich zu beschreiben und durch Abbildungen zu erläutern, ohne durch Details über nicht diätetisch verwertbares das Studium der erstern zu erschweren ist der Weg, welchen Badham beschreift und darin liegt der Vorzug der grösseren Nützlichkeit, welche wir seinem Buche wegen unsres deutschen Pilzkenner's einräumen. Wir unsrestheils sind freilich der Meinung dass die ganze Aufgabe, welche sich gestellt hat, alle oder doch den grösseren Theil der essbaren Schwämme Englands nutzbar zu machen, nicht gelöst werden kann. Man muss sich dabei auf eine Anzahl verwechselnder und leicht erkennbarer beschränken, und wenn man dadurch dem namentlich von Lenz erstrebten Zwecke das gesammte Nahrungsmaterial, aus dem Reiche der Pilze kommen kann, zu machen abgeht (ein Ziel, das ohne Zweifel nicht erreicht werden kann), so ist das recht viel, und zwar ganz sicher und reichlich, wie man leicht einsieht bei

Das es ganze Pilzgattungen, z. B. *Clavaria*, *Hydnum*, *Boletus* mit Ausnahme der beim Bruche zuwerdenden Arten sind, welche, indem man ihre dem Begriffsvermögen nicht Gebildeter leicht zugänglichen Gattungsscharaktere dem Volke in *secum et sanguinem* überführt, diätetische Verwerthung finden können.

Einen weitem wesentlichen Vorzug der Badham'schen Schrift vor allen übrigen bildet der strenge wissenschaftliche Geist, der sie durchweht und welcher vor Allem in den der systematischen Anordnung und der speciellen Beschreibung der essbaren Pilze vorausgeschickten Abschnitten allgemeineren Inhaltes (S. 1—72) sich kund gibt. Wie Badham's Pilzstudien nach allen Richtungen hin sich erstreckt haben, geht aus diesen deutlich hervor, und es ist nicht zu verwundern, wenn die anerkannteste Pilzautorität Englands, Berkeley, in den *Outlines of British Fungology* sich häufig auf Badham als Autorität beruft. Der Etymologies überschriebene Abschnitt ist das Beste, was wir über die Bezeichnungen der Pilze bei Griechen und Römern jemals gelesen haben, indem Badham sich niemals auf unbegründete Hypothesen einlässt, wie es z. B. Lenz thut, der unter den *ἀπαρτισταί* Galen's unsern gewöhnlichen Champignon verstanden wissen will, ohne dass irgend ein descriptives Merkmal dafür spräche. Wir stimmen mit Badham völlig überein, dass nur *Amanita caesarea* wohl charakterisirt unter dem Namen *boletus* oder *βολήτης* bei den Alten (vgl. die Beschreibung bei Plinius, XXII, 23) vorkommt, während die an demselben Orte vorkommenden *Suilli* als der Gattung *Boletus* Opatowsky angehörige Arten aufzufassen sind, ohne dass eine besondre Species darauf mit Sicherheit

bezogen werden kann; ebenso dass liche Trüffel par excellence den Alten kannt und *ὄδον* und tuber nicht näher mende Lycoperdaceen waren. Das *μ* Lybische Trüffel scheint allerdings e Art, *Tuber niveum* Desf. zu entspre auf hinzuweisen dürfte namentlich d messen sein, weil in dem neuesten der Nahrungsmittellehre von Ed. größten Irrthümer enthalten sind, Tuber ohne Weiteres als Trüffel und Plinius als *Boletus* der modernen Sy nommen ist.

Die weiteren Capitel allgemeinen Badham betreffen die Verbreitung d allgemeinen Formen, Textur und Far und Geschmack, ihr Vermögen sich und zu reproduciren, ihre Bewegung rescenz, Dimensionen, chemische Z zung, technische und medicinische ihre Benutzung als Nahrungsmittel, Production nothwendigen Bedingun die sog. Hexenringe, die Entwickl sporen, Ring, Velum und Volva, St Lamellen, Röhren, Stacheln u. s. w. statten wir uns nur einige wenige B Einzelheiten betreffend, indem wir in das Ganze unsre Anerkennung, sowo als Anordnung betrifft, nicht zurück len. Was die technische Verwendu anlangt, so gibt Badham S. 21 a ten von *Lycoperdon* zur Zunderfab nutzt werden, vergisst aber ganz die der hauptsächlichsten, der Gattung angehörigen Zunderschwämme. S. 23 des Gebrauches der *Amanita musca* bindung mit einem Decoct von Epile

Epilobium als berauschendes Getränk der Kamtschadalen und behauptet dabei, gestützt auf Rees Encyclopaedia, dass dies die gewöhnliche Art der Anwendung als Narcoticum sei, nicht aber das aus getrockneter Fliegenschwämme. Dies müssen wir nach genauer Einsicht der einschlägigen Literatur für irrig erklären. Das Epilobium delect., von welchem zuerst Kraschenikow in seiner Natural history of Kamtschatka redet, hat nur sehr untergeordnete Bedeutung und Verbreitung, und mehrere der neueren Berichterstatte, die allerdings nicht Englisch geschrieben haben, z. B. Langsdorf, erwähnen es nicht einmal. Die Sache selbst ist übrigens vollständig richtig und von verschiedenen ehrenwerthen Berichterstatte (Georgi, Steller, Erman) verbürgt und der oben genannte Ebbinghaus schwebt mit dem Lügner des fraglichen Gebrauches vollständig in der Luft. Sind doch nicht die Kamtschadalen allein, sondern auch andre Nordische Völkerschaften, Ostjaken und Samojeden, bei denen diese Unsitte angebrochen ist (Oedman, Kongl. Svensk. vetensk. Acad. nya handl. B. V. (1785) S. 240). Die S. 25—27 abgehandelte medicinische Verwendung von Schwämmen ist unvollständig, da nicht allein ausländische, sondern auch Europäische Arten, welche man früher in der Heilkunde benutzte, z. B. Exidia Auricula Indae, Tremella mesenterica, Polyporus annosus und P. atramentarius dabei übersehen sind. Die Schwärmerei des Verf. für den Gebrauch von Polyporus suaveolens gegen Lungenphthise bedauern wir nicht theilen zu können; ebenso wenig seine Abneigung wider Polyporus Laricis bei colligativen Schweissen Tuberculöser nach Ant. de Haens, später von Barbut und Kopp bestätigter Em-

pfehlung, da die von ihm beobachteten Schmerzen und Hyperkatharsis sich zu hohe Dosis hindeutet, in welcher allerdings eine drastische Wirkung ja zuerst die medicinische Benutzung des Schwammes veranlasste.

Die im speciellen Theile des Badham beschriebenen Pilze sind Agaricus, 3 Arten Boletus, 1 Cantharellus, 1 Clavaria, 1 Fistulina, 3 Helvella, 2 Morchella, 1 Peziza, 1 Polyporus und 1 Verpa, im Ganzen also 47 essbar gehaltene Pilze. Von diesen sind in der ersten Auflage des Buchs hinzugekommen sind durch Currey noch Tuber aestivum, welchen Badham auf keiner Weise ausgelassen hat, da die in den Englischen Märkten viel verkaufte Tuber in Shire und vielen andern Theilen Englands und Helvella esculenta, die erst nach der ersten Auflage in Surrey vorkam, aufgenommen wurde. Unter den essbaren Agarici sind auch Ag. (Amanita) rubescens trotz der Warnung der Pilze von Berkeley beigelegt, da die Berkeley'sche Species beibehalten wurde, da Berkeley selbst sich von seinen vortrefflichen Erfahrungen überzeugt hat; Lenz hat in der neuesten Ausgabe der deutschen Schimmelpflanzen des Gebiete der zum Genusse geeigneten wie andre Amaniten, A. excelsa, vorkommen lassen, und wir billigen diesen, trotzdem dass auch J. de Seynes in der flore mycologique de la région de Montpellier (du Gard. Paris, 1863. p. 112) sich auf die Schädlichkeit des Pilzes indirect auswirkt, grade diese Amanita zu den gefährlichsten Pilzen wechslungen Anlass geben kann. D.

nicht sind wir in Bezug auf *Boletus luridus*, als dessen Varietät wir den anerkannt giftigen *Boletus Satanas* Lenz. ansehen müssen, wenn auch ersterer Pilz nach Rabenhorst in Prag und Wien als essbare Sorte auf den Märkten verkauft wird. Diese beiden Pilze hätten wir daher sehr gern in Badham's Arbeit vermisst. Ungern vermissen wir dagegen Angaben über einzelne essbare Schwämme Englands, welche Cooke in seiner kleinen Schrift namhaft macht, da letztere dem Herausgeber Currey wohl bekannt war; z. B. *Ag. (Lepiota) gracilentus* Krombh., dem Parasolschwamm nahe stehend und nach Berkeley noch delicateser als dieser, in Northamptonshire vorkommend, *Polyporus intybaceus* und *P. giganteus* u. a. m. Currey hat es eben als eine Pietätspflicht gegen seinen verstorbenen Freund Badham betrachtet, so wenig Aenderungen als möglich zu machen, und das ist wol auch der Grund gewesen, weshalb er nicht die Confusion beseitigt hat, welche Letzterer in Bezug auf den St. Georg's-Pilz anstiftete, indem er eine von ihm als *Agar. exquisitus* als eigne Species aufgestellte Varietät des gemeinen Champignons als diesen in Anspruch nimmt, während als wahrer *Ag. Georgii* eine zur Tribus *Tricholoma* gehörige Art, *Ag. gambosus* Fr., bei Cooke als *A. Prunulus* auf Taf. 9 abgebildet, anzusehen ist. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, dass aus Badham's erster Auflage in verschiedene Bücher die Notiz übergegangen ist, unser Champignon *κατ'ἔξοχην* (*pratiola*) sei in Rom giftig; dies ist aber insofern unrichtig, als Badham nur angibt, man halte ihn in Rom für giftig; es ist ein Glaube des Volkes, der sich auf keine gut beobachteten Thatsachen stützt. In Ober-

italien isst man den Champignon bei uns.

Hätte übrigens Currey in gleichen seinen Pietätsrücksichten gegen den Freund als seinen Pflichten dem Publikum gegenüber völlig genügen wollen, so hätte dem Andringen des Buchhändlers nachgegeben, die Zahl der Tafeln zu vermindern, das Buch zu einem billigeren Preise, wozu er durch Cooke gemachten Concurreren zu verkaufen zu können. Die der zweiten beigegebenen Kupfer geben zum größten Theil die verkleinerten Figuren der ersten, zum Theil sind sie Berkeley's *Outlines of the English Fungology* entlehnt, zum kleinen Theil Originalen. Die Tafeln halten übrigens gleich mit den Cooke'schen recht wohl. Bedauern ist, dass der gewöhnliche Currey auf denselben keinen Platz gefunden hat, dessen auf Taf. IV drei Exemplare der erwähnten Varietät (*Ag. exquisitus* Berkeley) sind.

Th. H.

Histoire de la Terreur, d'après les documents authentiques et des pièces par M. M. Ternaux. Tome quatrième. Paris: Lévy frères, 1864. 582 S. in Octav.

Es beschränkt sich dieser vierte Theil auf die Behandlung eines Zeitabschnitts von wenigen Wochen und ist verhältnissmässig reich an Thatsachen als der vorhergehende. Den Ereignissen der Septembertage ist ein grosser Theil. Dagegen unterzieht der Vf. S.

und Kundgebungen der Parteien und ihrer Führer, die politischen Strömungen, welche Paris und die Departements durchziehen, alle Vorzeichen naher Wehen einer entsetzlichen Zeit, der sorgfältigsten Prüfung und gewinnt für seine Darstellung ein Bild, das an Lebendigkeit und Wechsel der Situation der Schilderung von einander drängenden Thatsachen nicht nachsteht. Gilt es doch dem Zusammentritt des Convents, der ersten Gestaltung und Erkräftigung seiner Fractionen, der Zeichnung und Abgrenzung von hochgehenden Wogen, die dem Ausbruch des Orkans vorhergehen. Es hat der Verf. in Bezug auf die in die dritte Nationalversammlung gesandten Deputirten nicht nur die Wahlprotocolle der Hauptstadt, sondern auch die der Departements durchforscht; in alle Einzelheiten der Debatte geht er ein ohne dadurch zu ermüden, theils weil die Bewegung in sich so mächtig als reich an Abwechslung ist, theils weil die Erzählung die Frische der Unmittelbarkeit besitzt, so dass man die leitenden Persönlichkeiten, den Eindruck der mit überfließender Heftigkeit durchgeführten Verhandlungen vor sich zu sehen glaubt. Diese Sicherheit der Anschauung stützt sich zum nicht geringen Theile auf einer speciellen Berücksichtigung der Tagesliteratur, Affichen, Proclamationen und fliegenden Blätter.

Seit den Schreckensscenen des September waren in Paris die letzten Bande gesetzlicher Ordnung gelöst und es gab keine Behörde mehr, die über Sicherheit von Leben und Eigenthum wachte. Die Mordbanden, deren Blutdurst durch die Schlachtereien in den Gefängnissen nicht gestillt war, Taschendiebe, Gauner, Diebsgenossenschaften, deren Handwerk gewaltsame Beraubung heimlich Ueberfallener oder schlau-verwe-

gener Einbruch war, gingen unter dem Namen der Nationalgarde, dass Geld und Pretiosen dem Vaterlande zufließen sollten, gebracht werden mussten, ihrer Neigung nach dem Handel und ihrem Gewerbe ungescheut am lichten Tage. Acht Tage lang war die Hauptstadt dem Gesindel preisgegeben und dem Schutze des Gesetzes entzogene Bevölkerung nur selten Widerstand. Auf belebten Straßen wurden die Opfer der Rache niedergeworfen, im Gedränge der Boulevards Vorübergehende, ohne zu wissen, viel ob sie den sog. Aristocraten oder den Handwerker und Gemüseverkäufern gehörten, überfallen und beraubt. Die Nationalgarde, welche den Septembriseurs ihren Befehl hatte, fühlte sich auch jetzt berufen, den öffentlichen Raub auf den Gassen zu beschönigen und sich zu entschuldigen. Auf der Nationalgarde lastete das Bewusstsein der Schandthaten, welche geschehenen, ohne dass sie den Muth hatten, gegen den Gemeinerath einzuschreiten, doch schon vor dem Sturze des Königs. Die Sections von Paris nur nach Gutdünken der Nationalgarde, den Erlassen derselben gefügt.

Die Wahl der Agenten, welche in den Departements die Bildung neuer Bataillone der Nationalgarde betreiben sollten, war leicht zu lassen und somit auf seine Gesinnung hin gefallen. Diese massten sich bald, unter dem Vorwande, zu vinzen eine unumschränkte Gewalt anzuwenden und entsetzten obrigkeitliche Beamten. In allen Orten überall Wohlfahrtsausschüsse in den Städten und terrorisirten die Wahlmänner, gebieterisch den jacobinischen Charakter zu zeichnen, mit der Erklärung, dass die Nationalgarde anderer Gesinnung in Paris angenommen werden, oder dass man zu entledigen wissen werde. Sonach

den Ausfall der neuen Wahlen kaum noch ein Zweifel aufsteigen. Ist es doch in Bezug auf Paris schon bezeichnend genug, dass dieselben in den Mordtagen des September erfolgten, wozu denn noch der Umstand kam, dass sie im Saal der Jacobiner, unter der Leitung von Robespierre und zwar durch mündliches Abgeben der Stimmen vor sich gingen, so dass an eine Opposition gegen die von den Leitern der Bewegung vorgeschlagenen Namen nicht gedacht werden konnte. Wenn damals Robespierre seinen bis dahin gänzlich unbekannten jüngeren Bruder als Candidaten aufstellte und ohne sonderliches Hinderniss dessen Wahl erreichte, so fügt der Verf. hinzu: «En 1792, un aîné dispose, en faveur de son frère, d'un siège à la Convention; attendons quelque temps encore, et un autre parvenu de la révolution fera asseoir ses puînés sur des trônes.» Dass in den Departements die Wahlfreiheit weniger beengt war, zeigt die überwiegende Zahl von Girondisten, welche dort erkoren wurden und dass diesen sogar einige Constitutionelle zur Seite standen. Stieß man aber bei der Prüfung der Vollmachten auf ein Mandat für Königthum und die Verfassung von 1791, so wurden die Träger desselben einfach zurückgewiesen. In nur wenigen Gegenden gelang es, das gesetzlich geheime Scrutinium durch lautes Abstimmen zu verdrängen. Hin und wieder musste man die Wahl auf empfohlene aber völlig unbekannte Persönlichkeiten richten, weil keinen der Heimischen nach der Ehre eines Deputirten gelüstete.

Sofort nach erfolgtem Zusammentritt der Stände, wo man dieselben Deputirten, welche in der Legislation der Linken angehört hatten, auf der rechten Seite — es waren die Girondisten —

gewahrte, trug Collot d'Herbois an die Abschaffung des Königthums an. Ihn begrüßte Grégoire mit den Worten: »Ce n'est qu'auté, qu'il faut punir; toutes les dynasties n'ont jamais été que des races dévorantes qui vivent que de chair humaine. Les rois détruisent l'ordre moral ce que les monstres sont pour l'ordre physique. L'histoire des rois est le calendrier des peuples.« Wer hätte da die Monarchie abzuwehren vermocht? Die Monarchie ist abgelehnt worden. Wer hätte da nach verlangt Danton die Beseitigung der administrativen und richterlichen Behörden? Auch wenn man zur wahrhaften socialen Verfassung gelangen wolle, jedem Bürger das Recht zu sprechen, auf dem Grunde bestehen zu müssen, das Recht zu sprechen. Auch hier war der Widerspruch unnütz und es wurde zum Siege erhoben, dass man die Richter beliebig ernennen könne. »In solchem Falle«, rief Lanjuinais, gehen wir noch vor dem Tode entgegen!« Zunächst gegen die Vorschläge der Gironde auf die Tagesordnung zu setzen ein Mal die Aufstellung einer bewaffneten Gendarmerie. Der Convent zur Verfügung gestellten Maßregeln gegen die gesetzliche Bestimmungen gegen die, die großen Haufen zu Mord und eigenmächtiger geübter Gewalt aufreizen würden. Dieser nannte Punkt musste, weil er zugleich die Verfolgung der Septembriseurs in sich schloß, der Club der Jacobiner die lebhafteste Zustimmung hervorrufen.

Dass Merlin de Thionville um die Verhinderung des drohenden Angriff abzuwehren derselben zuvorkommend gegen die Girondins tete und diese des Strebens nach der Republik oder einem Triumvirat anklagte, L'Assemblée derum die Beschuldigung auf Robespierre

Die Leiter der Commune zurückschleuderte, führte in einem Sturm, aus welchem die Stimmführer der Parteien in scharfen Umrissen hervortreten. Während Danton den Vorwurf der Betheiligung an dem Septembermorden von sich abzustreifen machte und durch den gegen Marat gerichteten Tadel eines masslosen Fortstürmens gewissermassen die Richtung des Gemeineraths verleugnete, gefiel sich Robespierre in überschwänglicher Verherrlichung seiner Handlungsweise und beanspruchte den Ruhm eines Begründers der jungen Freiheit. Gegen ihn ergriff Barbaroux das Wort, bezeichnete seinen Vorredner als den, welchen seine Parteigenossen zum Dictator ausersehen hätten und enthüllte, indem er zum Angriff auf das Hôtel de ville überging, die Absichten und Umtriebe Marats. Mit frecher Stirn nahm Letzterer, ohne sich an die von allen Seiten ihm kund gegebene Verachtung zu stossen, die Beschuldigungen entgegen, rühmte sich, dass er die Rache des Volks lebendig gemacht und, als dieses in seiner Leidenschaft zu weit gegangen, zur Herstellung der Ordnung einen Dictator für erforderlich erachtet habe. Dass der Convent mit Hohn gelächter diese Erklärung entgegennahm, liess ihn nicht aus seiner Rolle fallen. Den scharf einschneidenden Worten Vergniauds antwortete er nur mit einem bitteren Lächeln, die Summe aller Vorwürfe wies er mit dem Ausspruche zurück, das Volk kenne ihn besser und habe durch die Wahl zum Deputirten für seine Verdienste ums Vaterland Zeugniß abgelegt.

Schon nach Verlauf der ersten fünf Tage standen die Parteien des Convents in strenger Abgrenzung einander gegenüber. Seit ihrem Auftreten gegen die Septembriseurs und gegen den Gemeinerath konnte sich die Gironde der Majo-

rität versichert halten. Aber sie er-
 einheitlichen Leitung und eines kla-
 erreichbaren Zieles; sie zählte viele
 Männer in ihren Reihen, die jedoch
 duellen Richtungen nachgingen, ob-
 eine Gesammtrichtung der ganzen Ge-
 zu mühen. Ueberdies waren die h-
 sten Mitglieder unentschlossen in d-
 Mittel, nicht frei von jenen »génère-
 ses«, die einer edleren Natur die
 revolutionären Bewegung für länger
 gestatten. Mangel an Uebereinstimm-
 ihre Aufgabe, trotz aller Talente, v-
 konnte, vermöge der Letzteren, der
 Debatte nicht fehlen, aber den Sieg
 verstand sie nicht.

Ref. wird sich einer weiteren Aus-
 halten dürfen, wie ungleich präzise
 die hier gegebene Charakteristik
 ist, als die Declamationen Lamartine
 Lieblinge auf Kosten historischer T-
 poetisches Gewand zu hüllen sich b-

Die Montagne zählte bei Eröffn-
 vents vielleicht kaum 50 Mitglieder
 che, denen, nach dem Ausdruck
 d'Herbois, das Manifest der Septen-
 Credo galt; aber sie standen eng
 alle waren durch gleiche Mitschuld
 gekettet und sie wussten, dass A-
 Ungestüm in solchen Zeiten mehr v-
 Talente. Sie wollten Fortdauer d-
 weil nur diese ihrer Rachelust Sā-
 hiess. Zwischen beiden Parteien
 eine Menge von Deputirten aus den D-
 die keine andere politische Richtung
 das Land gegen eine Invasion von
 gegen Anarchie im Innern zu schüt-

hegten sie Misstrauen, gegen Marat, Dantons Energie würde ihnen schon zugetraut haben, wenn an seinen Händen das Blut der Septembertage geklebt hätte, eine Verurtheilung, welche sie in ihrer Heimath eingezollt hatten, war erkaltet, seitdem er persönlich näher getreten war, Vergessen würde sie unbedingt fortgerissen von dessen Verfahren mit grösserer Energie verbunden gewesen wäre.

F. glaubt sich zu der Behauptung berechtigt für die Gironde, falls dieselbe in den ersten acht Tage — und die Macht der Girondins nicht — die Züchtigung der September, die Vernichtung des Gemeineraths und die Begründung einer neuen Ordnung mit Consequenz verfolgt hätte, in bleibender gewesen sein würde. Er ist aber ein kräftiges, ausdauerndes und entschlossenes Handeln; der Glanz der Rede kann den Mangel der That nicht ersetzen.

In der Sachlage glaubte der Gemeinerath gegen ihn gerichteten Stosse auszuweichen und nachgeben zu müssen. Er stand der Reaction und diese musste gebrochen werden; wollten doch selbst die Bewohner der Commune eine Rückkehr zum Gesetz und die sich einfach um die Frage, ob die Girondins oder die municipale Autorität den Sieg davontrüge, bekümmerten. Durch die Erklärung, dass er aus dem Amte die Rechnungsabrechnung ziehen müsse, hofften die Vertreter eine Zeit zu gewinnen, innerhalb welcher sie in ihren Richtungen sich spalten würden. Aber so rasch geschah Letzteres, dass deshalb beschloss man, die Initiative in die Hände der Girondins zu ergreifen; sie war auf Um-

triebe gerichtet, in welche sich Vaterlandsverri-
ther, die auf den Bänken der Deputirten säs-
sen mit dem Hofe eingelassen hätten. Nun war der
Convent freilich weit entfernt, auf diese vages
jedes Beweises ermangelnden Denunciationen ein-
zugehen; aber die Jacobiner vertheidigten ihr
Terrain schrittweise, ermüdeten in der Ausdauer
nicht und konnten, weil in ihrer Genossenschaft
keine Zersplitterung galt, des endlichen Sieges
gewiss sein. Ein Unterliegen würde ihnen un-
fehlbar Vernichtung gebracht haben.

Trotz des lebensvollen Bildes, welches der
Verf. von dem Aufeinanderplatzen der Geister
im Convent entrollt, wird der Leser doch mit
einem gewissen Behagen sich dem 16ten Buche
zuwenden, dessen Ueberschrift »l'invasion repous-
sée« ihm den Uebergang aus dem Wortkriege
entflammter Parteileidenschaft in den Feldkrieg
und das Lagerleben verheisst. Es ist der Feld-
zug in der Champagne und am Rhein, der hier
einer Besprechung unterzogen wird, die nur hin-
und wieder bekannte Thatfachen ergänzt oder
Erzählungen, welche als *fables convenues* bereit-
willige Aufnahme gefunden haben, ausmerzt.
Dahin gehört z. B. die beliebte, von Terroristen
ausgegangene Angabe, dass die Frauen von Ver-
dun den emigrierten Prinzen einen feierlichen
Empfang bereitet und sich an einem von preus-
sischen Officieren veranstalteten Balle betheiligt
hätten. Die über die Persönlichkeit von Da-
mouriez — »cet aventurier de génie« — einge-
schalteten Bemerkungen sind so scharf wie wahr.
Hinsichtlich der nach der Kanonade von Valmy,
angeknüpften Unterhandlungen gesteht der Vf.
dass auf ihnen in so weit ein Dunkel ruhe, als
man nicht wisse, wie weit die Wünsche und For-
derungen des Herzogs von Braunschweig in Be-

fangenen Königs gegangen seien. Ob Dumouriez das Zugeständniss erzielt, dieser dem Rückzuge des preussischen Hinderniss in den Weg zu legen geschweigenst dagegen vorbehalten habe, seinen Haß auf die Emigrés und Oestreicher zu vertheilt, laßt der Vf. unentschieden lassen zu bleiben, während doch in der That kein nur ein genügender Grund vorliegt, der eine Annahme stützen könnte.

Das folgende Buch — »la Gironde et la Montagne« — führt wieder mitten in die Stürme der Revolution hinein, welcher dem Namen Souveraineté zustand, während diese im Hôtel de ville ausging. Wir beginnen zunächst einer Erörterung der Finanzen Frankreichs, des Stillstandes von Handel und Gewerbe, der Folgen, die aus dem Sinken des Werthes der Assignaten erwachsen, während gleichzeitig der zusammengesetzte Staatsschatz durch Unterschleife jezt verringert wurde. Die Gironde verlangte und die Rechnungsablage des Gemeineraths erzwang, weil dieser behauptete, dass die Finanzen derselben nur gestellt sei, um seine Verschwendung im Volke zu untergraben. Den Hefen der Jacobiner erregte die für den Antrag der Garde, zu deren Bildung alle Truppen gleichmässig in Anspruch genommen werden sollten. Die Gegner sehen darin ein Paris gerichtete Verdächtigung, die durch Berufung von Prätorianern die Revolution für Zertrümmerung der Volkssouveränität gewinnen. Noch stand die Gironde so fest, dass sie durch rasches Handeln jede Opposition hätte niederwerfen können; das verdrängte eine Motion verdrängt die andere,

die Zerfahrenheit unter den Deputirten sich und unaufhaltsam drängt der Co Catastrophe entgegen, durch welche Zahl entschlossener und einiger Männer schaft in ihm gewinnen musste.

Während dessen nahmen die Bew den Departements, namentlich in und in Lyon, einen immer heftigeren an; Roland bestätigte als Minister die täglich von einzelnen Volksführer einem Haufen Gesindels geübten Gekeiten in Paris, so wie dass die im durch Mordbanden geleerten Gefängn wieder überfüllt seien, ohne dass rich hören von dem Grunde der Verhaftun niss gewonnen hätten. Als sich bei gabe Aller Blicke auf Robespierre richteten, trat Ersterer zu seiner Ve auf, unterstützt von Danton, der sei tung gegen Marat unumwunden ausspr gelang beiden die Rechtfertigung nich dem die Majorität des Convents bei gen beharrte, dass der Gemeinerath Marat vorgebrachten Beschuldigung entkräften oder ihn aus seiner Mitte solle, erwuchs aus dieser Debatte d gegen Robespierre, dass er seit langer Mord noch Lüge gescheut habe, um z einer unumschränkten Gewalt zu gela nun diesem in seiner Vertheidigung ni zu erhärten, dass manches einflussreich der Gironde sich 'in den verhängniss tembertagen mit dem Geschehenen ein gezeigt habe, so warf er die Beschul Anreizung zum Morde auf seine Anklä und zeigte sich auf diesem Kampfbo Gegnern um so überlegener, als Letzt

hatte unvorbereitet aufgenommen hatten und in den entscheidenden Momenten in ihren Ansichten auseinandergingen.

An den durch die Ueberschrift des 18. Buches »les subsistances« bezeichneten Gegenstand knüpfen sich zwei den Clerus betreffende Fragen, welche einer Erörterung im Convent unterlagen. Die erste derselben gilt den von Cambon eingebrachten Anträge, die Erhaltung der Geistlichkeit jeder Confession den betreffenden Gemeinen zu überlassen und die bisher auf die Besoldung derselben verwandten Mittel in den Staatsschatz fliessen zu lassen. Diesem Antrage wurde die erwartete Unterstützung nicht zu Theil und, so auffallend es auch scheint, selbst die ungestümsten Jacobiner erklärten ihn für grausam, ungerecht und unpolitisch. Unter allen Vertretern der revolutionären Presse war Prudhomme der Einzige, der ihm das Wort redete und zwar mit einer überraschenden Mässigung. Robespierre sprach sich dahin aus, dass er jede priesterliche Autorität hasse, aber der Meinung sei, dass die Entfesselung von derselben der Zeit überlassen bleiben müsse, dass man das Evangelium der Vernunft nicht gewaltsam einer noch nicht hinlänglich reifen Bevölkerung aufdrängen dürfe; überdies komme in Betracht, dass in der Kirche und von der überwältigenden Idee eines höchsten Wesens Arme und Reiche, Mächtige und Schwache einander gleich gestellt seien. Dem Clerus seinen Gehalt entziehen, schloss er, sei gleichbedeutend mit einer Beseitigung des christlichen Cultus und könne nur dazu dienen, den Fanatismus zu entflammen und damit den Widersachern neue Waffen in die Hände zu liefern. »Nulle puissance, lautet seine letzte Aeusserung, n'a le droit de supprimer le culte établi jusqu'à

que le peuple en soit lui-même dé
 Die zweite Frage galt dem Cölibat.
 der Beseitigung des Königthums ware
 hin und wieder in den Stand der E
 theilweise selbst mit Beibehaltung ihr
 Die Folge davon war ein offener und
 Bruch mit ihren Gemeinen, und d
 hielt sich verpflichtet, einer hieraus e
 Bewegung durch das Decret vorzubeug
 Priester, der wegen eingegangener Ehe
 Beichtkindern angefochten werde, na
 seine Pfarre verlassen dürfe, ohne
 bisher von derselben bezogenen Ein
 lustig zu gehen.

Die angehängten Notes, éclaircis
 pièces inédites sind auch dieses Ma
 und umfassend, aber der Art, dass
 keine Weise verringert oder in der F
 kürzt sehen möchte. An der Spitz
 findet sich eine Zusammenstellung de
 welche in einem halben Dutzend par
 blätter über die Septemberereignisse
 den, Aeusserungen, zum Theil so scha
 Lüge und so cynisch in der Färbung
 dem Urtheil des Verfs., es werde d
 gegen die Mordbanden doch noch dur
 scheu gegen deren Lobredner überbo
 denklich beipflichten muss.« Schwä
 gungen, heisst es in den Spalten der
 de Paris, kennt das Volk nicht; p
 sent le crime, il se jette dessus, sans
 l'âge, le sexe, la condition du coup
 vergossene Blut müsse auf die Geri
 rückfallen, deren strafwürdige Langsa
 das Volk gezwungen habe, das Schw
 rechtigkeit in die Hand zu nehmen;
 jetzt nur noch übrig, dass man sich

lichen Reinigung des letzten Gefängnisses — des Temple, welcher die königliche Familie einschloss — unterziehe.

Eine sehr umfangreiche, auf Protocollen, gerichtlichen Actenstücken und Correspondenzen, die meist unverkürzt abgedruckt sind, beruhende Untersuchung constatirt, dass alle gegen die Frauen von Verdun gerichteten und mit dem Gange zur Guillotine abschliessenden Beschuldigungen auch des letzten Grundes entbehren. Andere Belegstücke beziehen sich auf die Statistik der Zusammensetzung des Convents, auf dessen Reglement und die Organisation der Comités, auf die Haltung, welche die Emigrés in Lothringen und in der Champagne beobachteten, auf das durch Beispiele erläuterte Verfahren des Revolutionstribunals. Eine confidentielle, höchst beträchtliche Correspondenz von Dumouriez, Beuronville, Westermann und dem unglücklichen Dillon verbreitet sich über den Feldzug in der Champagne und den Rückzug der verbündeten Heere.

The gray substance of the medulla oblongata and trapezium. By John Dean M. D. Smithsonian Contributions to Knowledge. Washington. Published by the Smithsonian Institution. February 1864. New-York: D. Addleton and Co. Mit 16 Tafeln. 75 S. in Quart.

Die hier vorliegende wichtige Originalarbeit verdient um so mehr berücksichtigt zu werden, als es der continentalen Wissenschaft nur selten möglich ist, die jenseits des atlantischen Oceans geschehenden Entdeckungen rechtzeitig zu würdigen. Der Schwerpunkt des Werkes liegt in 36 microscopischen Photographien, welche an Schön-

heit Alles übertreffen, was in dieser bisher in Deutschland bekannt geworden. Dem Ref. standen durch die grosse Güte des Vfs dieselben in Form eines nur aus Photographien bestehenden Gebote, wofür hier der beste Dank wird. Dieselben sind der im Buchhändlerischen Monographie als nach den Originalen gefertigte Lithographien beigegeben, die Führung ebenfalls nichts zu wünschen. Letztere füllen neun Tafeln; die sie enthalten microscopische Abbildungen enthalten, und es mag im Voraus bemerkt werden, dass, wie die ganze übrige Ausstattung, diejenige dieser Tafeln brillant zu sein. Ausserdem sind dem Text noch Holzschnitte gedruckt.

Alle photographischen Abbildungen sind dem Verf. selbst aufgenommen und durch die Hülfe irgend eines Retouchirens. Werth der vorliegenden Leistung durch den Umstand gesteigert wird, bedarf weiterer Erläuterung.

Der Plan des Werkes ging dahin, die Fortsprünge der Hirnnerven, welche sich von der Medulla oblongata oder der vierten Hirnnerven zurückverfolgen lassen, beim Menschen und bei den zugänglichen, grösseren Säugethiere zu verfolgen. Mit Hülfe der betreffenden Photographien wird hieraus ein übersichtlicher und klarer Einblick in die Structur dieses Hirnthheiles gewonnen, des einzigen, welches während des Fortbestandes des Individuums in seiner Function gestört werden kann. Die Monographie zerfällt in zwei Theile.

In dem ersten (S. 1—41) wird die Structur der Medulla oblongata abgehandelt. Der Stoff ist in neun Capitel folgendermassen

1. Morphologische Veränderungen in der Med. obl. beim Schaf. 2. Morphol. Veränderungen in der Med. obl. des Menschen. 3. Kern und Wurzeln des N. hypoglossus. 4. Uebergang der Columnae vesiculosae posteriores und des Tractus intermedio-lateralis in das verlängerte Mark. 5. Kern und Wurzeln des N. vagus. 6. Kern und Wurzeln des N. glossopharyngeus. 7. Die Olivenkerne beim Menschen. 8. Die Olivenkerne der Säugethiere. 9. Der Nucleus antero-lateralis.

Der zweite Theil bespricht die Form und Veränderungen der grauen Substanz der vierten Hirnhöhle bei den Säugethieren. Er zerfällt in fünf Capitel (S. 43—71). 1. Morphologische Veränderungen in der vierten Hirnhöhle der Säugethiere. 2. Der Kern und die Wurzeln des N. acusticus. 3. Kern und Wurzeln des N. facialis. 4. Kern und Wurzeln des N. abducens. 5. Die oberen Olivenkerne.

Zur Verständigung soll bemerkt werden, dass die Columnae vesiculosae posteriores und der Tractus intermedio-lateralis von Clarke beschrieben und vom Verf. bestätigt worden sind. Die ersteren stellen säulenförmige Gruppen von Ganglienzellen dar, die in den hinteren Hörnern der Med. spinalis liegen, und, worauf es ankommt, in directer Verbindung mit den eintretenden hinteren Nervenwurzeln stehen. Der Tractus intermedio-lateralis findet sich im Dorsal- und Cervicaltheile des Rückenmarks; derselbe scheint bestimmt die vorderen und hinteren Zellengruppen zu verbinden, indem er sie mit den longitudinalen Bündeln vereinigt, durch welche die Seitentheile der grauen Substanz nahe der Vereinigung der hinteren und vorderen Hörner begrenzt werden. Der Nucleus antero-lateralis ist vom Verf. zum ersten Male genau beschrieben worden: derselbe besteht aus Zellenhaufen, die neben den Oliven liegen, und nach aufwärts sich mit den

gesonderten, oberen Olivenkernen einsetzen. — Es ist leider an diesem **C**lich, eine Analyse der zahlreichen und **tail**beobachtungen zu geben, mit dem unsere Kenntniss der Med. obl. bereichern. Man müsste zu diesem Zwecke einen **gen**Auszug seiner sehr klar und prägnanten Beschreibungen mittheilen, wofür ein disponible Raum bei weitem überschritten dürfte. Es genügt zu bemerken, dass die Angaben der früheren Bearbeiter des **C** zum Theil bestätigt werden, was an Schwierigen und von Wenigen in Anspruch genommenen Gebiete immer von Bedeutung ist. Zum Theil aber werden sie in einzelnen Punkten berichtigt oder erweitert und Controversen dadurch aufgeklärt. **Vf**lich sehr genau nicht nur die englische, auch die deutsche Literatur, die hierher kommt; von französischen Leistungen im Falle nichts zu erwähnen. Sehr zahlreich finden sich an den betreffenden Stellen **for**den Text eingeflochten. Spätere Untersuchungen die Sorgfalt mit Dank erkennen, welche die Mittheilung der bezüglichen Methoden am **Werkes** verwendet worden ist. Zur Härte **obl.** wurden Chromsäure u. Alkohol verwendet. **Theil** auch die Carmin-Imbibition, zur Erleichterung feiner Abschnitte für die photographischen Aufnahmen Chloroform und Copal. Lichtquelle wurde direct die Sonne benutzt. **bare** Negative konnten nur auf nassem Wege erhalten werden. **Sc** liesslich bleibt noch der Wunsch, dass der **Vf** die nöthige Zeit finden möge, um die gegebenen Versprechen gemäss seiner Unternehmung weiter fortsetzen und die umfangreiche Arbeit in allen Richtungen hin verfolgen zu können.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

29. März 1865.

Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache von Leo Meyer. Zweiter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. VI und 628 S. in Octav.

Vor etwa anderthalb Jahren bereits wurde von dem nun vollendeten zweiten Bande meiner vergleichenden Grammatik der erste Theil ausgegeben, der unterm vierten November des Jahres 1863 von mir zur Anzeige gebracht ist. Mit dem nun ausgegebenen Schlusstheil des zweiten Bandes ist, von der Zusammensetzung und von wenigen besonderen Abschnitten wie dem über die Bezeichnung des weiblichen Geschlechtes abgesehen, die Bildung der Nomina nach den beiden Hauptabschnitten der unabgeleiteten oder, wie ich sie mehrfach nannte, der Wurzelnomina und der abgeleiteten Nomina ganz zu Ende gebracht.

Gerade dieser Theil meiner Grammatik ist im Verhältniss zu dem ursprünglich berechneten Umfang des ganzen Werkes etwas ausführlicher behandelt, ich denke, nicht zum Nachtheil des

Ganzen. Grade in Bezug auf die Wörter wollen sich noch immer die verschiedenartigsten Ansichten geltend machen konnte daher nichts nützlicher sein als das eigne Urtheil allzusehr vorzudrängen, all eine grössere Anzahl von Beispielen, aus denen die Bildungsgesetze immer am deutlichsten hervorleuchten. Die homerische Sprache ist in dieser Hinsicht der durchaus Vollständigkeit erstrebend.

Was weiter den Inhalt im Einzelnen betrifft, so ist in dem neuen Schlusshefte hier doch eigentlich nur die Rede zunächst der Abschnitt über die participiellen Bildungen durch die *alpha* zu Ende geführt, im Anschluss dem nächstfolgende über die Wörter auf *ti* handelt, das im Lateinischen nicht sehr häufig, im Griechischen namen zahlreichen Bildungen auf *alpha* noch er. Weiter folgt die Betrachtung des *tau* mit dem was ihm entspricht und im Zusammenhang damit die der lateinischen Wörter und *tura*, sowie dann die des Suffix *tar* man als der Persönlichkeit und daher des beraubte Nebenform jenes meist Ha zeichnenden *tar* ansehen kann, durch Wortumgestaltung die des Werkzeuge springt. Zu den Bildungen durch *alpha* hören auch zahlreiche lateinische mit solche mit *b* an Stelle des *t* dort, *cribrum* und weiter auch *poculum*, *pandre*. Die folgenden Abschnitte behandeln Bildungen durch altes *tau*, durch *tma*, bild im Griechischen noch oft ent durch *tu*, das im Lateinischen viel als im Griechischen, durch *taeja*, auf

griechisches *τσο* als lateinisches *stoo* zurückführt, und durch *tja*, dessen Dental im Griechischen oft in der Gestalt *δ* sich zeigt, während im Lateinischen die längere Suffixgestalt *tidn*, mit der zahllose weibliche Abstracta gebildet sind, sich daran schliesst.

Damit ist die Betrachtung der sehr zahlreichen unabgeleiteten Nomina mit suffixalem Te-laut zu Ende und es folgen dann nur noch einige minder umfangreiche Abschnitte über Bildungen mit suffixalem altem *ja*, mit suffixalen Kehllauten, und über seltenere Bildungen, mit Lippenlauten und vereinzelte andre. Angeschlossen sind noch besondere Abschnitte über die ihrer etymologischen Bedeutung nach fast noch ganz unverständlichen Zahlwörter, über die Fürwörter und auch über die Ausrufungswörtchen, die in Werken über sprachliche Dinge in der Regel am stiefmütterlichsten behandelt zu werden pflegen.

Von Seite 438 an bis zum Schluss des Bandes reicht der zweite Hauptabschnitt, über die abgeleiteten Nomina, das heisst solche, die nicht unmittelbar von Verbalgrundformen ausgingen, sondern auf einfachere fertige Nomina schon zurückführen. Was sonst noch ihre Bildung anbetrifft, so sind ihre Suffixe zu grossem Theile ganz die nämlichen, die wir schon bei der Betrachtung der unabgeleiteten Wörter kennen lernten. Das gebräuchlichste Suffix im Gebiete der abgeleiteten Wörter lautet in ältester Gestalt *ja* oder auch *ia*, im Griechischen und Lateinischen *io* = *io*; von ihm wird zuerst gehandelt und zwar in ziemlicher Ausführlichkeit, um zu recht klarer Anschauung zu bringen, wie zahlreiche mit volleren Suffixgestalten versehene Wörter als wirkliches Schlusssuffix doch nur jenes einfache alte *ja* enthalten, und wie wichtig

es überhaupt für die Bestimmung der Entwicklung der Wörter ist, eines jeden einzelnen neu zutretendes in ausgebildeteren Wortformen. In dem ausgedehnteren Abschnittungen auf *io* = *io* sind auch die Wörter auf *eo*, das man überall auf *io* oder *eio* wird zurückführen dürfte, in Betrachtung gekommen, deren etymologischeres für sich Stellen doch für die Möglichkeit des Ganzen vielleicht gewesen wäre.

Der zweite Abschnitt handelt von reichen abgeleiteten Bildungen auf *fix ta*, auf das auch unser *g* in *ruhig* und allen ähnlichen Wörtern und auch über alle übrigen, in der Kehllaute hervortreten. Wie schon in unabgeleiteten Wörtern, so zeigt sich auch unter den abgeleiteten besonders harte Telaut als suffixales Element. Zunächst die Nomina auf *ta* und die mit den ebenso ausgehenden offenbar im engsten Zusammenhang rauf ist die Rede von den abgeleiteten Wörtern mit dem Nominativ und von denen, die man als in näherem Zusammenhang mit ihnen stehend ansehen kann. Griechischen sowohl als im Lateinischen sehr gewöhnlich mit der Gestalt *tāti*, nur im Lateinischen werden die Suffixe *tāti* und *tādon*, nur im Griechischen *ovv* und *ovvo*, die auf ein *ta* zurückweisen. Nicht so sehr vieles von den Suffixen *tara*, *tama* und *tana* die Bildung des Comparativs und von näherer Betrachtung vorläufig

geschlossen blieb. Noch war unter den ableitenden Suffixen mit dem harten Dental ein *tja* aufzuführen, unter dem wir auch die meisten Bildungen mit suffixalem *d* glaubten nennen zu dürfen.

Der folgende Abschnitt bringt die abgeleiteten Nomina mit suffixalem Nasal oder auf die alte Suffixform *na*, wie wir sie in der Ueberschrift nannten, bei denen wie auch sonst vielfach sehr schwierig ist die sichere Gränze zwischen den wirklich abgeleiteten und den unabgeleiteten Wörtern zu ziehen. Enger unter sich zusammen hängen wieder die Ableitungen mit suffixalem *r* und suffixalem *l*, unter welchen letzteren aber eigenthümlich ausgebildet die grosse Mehrzahl der lateinischen Verkleinerungswörter bemerkenswerth hervortritt. Weiter werden als in meist ganz deutlichem Zusammenhange unter einander stehend zusammengefasst die Bildungen auf *vant*, *vara*, *vala*, *va*, *u* und *ev*; die ersteren sind im Griechischen sehr geläufig mit der Suffixform *fsvr* und später ohne den Halbvocal *svr*, während in den entsprechenden lateinischen Bildungen sich die Suffixgestalt *oso* (aus *ovenso*) bestimmt ausbildete, von der das oft dazu gestellte *lent* oder häufiger *lento* ohne Zweifel weit abliegt. Ableitungen auf altes *vara* und *vala*, *ss* und *u* liessen sich weniger zusammenbringen, wogegen die auf das Griechische beschränkten auf *sv* wieder gewöhnlicher sind. Ein weiterer Abschnitt sammelt die Bildungen auf *mant*, *man* und *ma*, von denen nur die letzteren, und zwar nur im Griechischen, etwas häufiger begegnen. Der letzte Abschnitt spricht kurz über die abgeleiteten Nomina, die man als durch ein Suffix *a* oder *as* gebildet scheint ansehen zu müssen, und stellt dann in bunter Ordnung noch eine

Anzahl homerischer Bildungen zusa-
auch zu den abgeleiteten zu gehö-
ren, ohne in einem der früheren
schon eine Stelle gefunden zu haben.

Leo

Adolf Wagner, die Gesetzmä-
ssen scheinbar willkürlichen Handl-
Standpunkt der Statistik. Erster T-
stisch-anthropologische Untersuchung
mässigkeit in den....; XX u. S. 1—
ter Theil: Statistik willkürlicher F-
I. Statistik der Selbstmorde, XVIII u.
Hamburg bei Boyes und Scheidler 1864.

Der Verf. bietet seinen Lesern in
gungen Schrift eine Untersuchung au-
biete der sogenannten Moralstatistik
erste Abtheilung enthält einen Vortr-
derselbe 1863 in der literar. Gesellsch-
näum« zu Hamburg gehalten hat. E-
darin zuerst die Frage, ob überhaupt
lichen Handlungen ähnlichen Gesetzer-
fen seien, wie die Erscheinungen
Sodann untersucht er den Charakter
setze und die Methode, dieselben
Drittens giebt er eine Reihe von Bei-
dem Gebiete der Statistik der Heir-
Selbstmorde und der Verbrechen, um
Gesetzmässigkeit in den menschliche-
gen nachzuweisen und schliesst mit
trachtungen über die Folgerungen, v-
aus jener Gesetzmässigkeit für die ph-

Frage über den freien Willen des Menschen ergeben.

Der zweite Theil behandelt kurz die Statistik der Trauungen und Ehen und darauf sehr eingehend die Statistik der Selbstmorde. Eine dritte Untersuchung über die Statistik der Verbrechen verspricht der Verf. für eine spätere Zeit.

Ich glaube der übernommenen Pflicht, die Leser dieser Blätter mit der vorliegenden Schrift des Verfs bekannt zu machen, am besten zu entsprechen, wenn ich einige der wichtigsten Ergebnisse der Hauptuntersuchung, über die Selbstmorde, mittheile und damit einige Worte über das vom Verf. benutzte Material, über die Methode seiner Untersuchung und über den allgemeinen Standpunkt des Verf. verbinde.

Was nun das vom Verf. benutzte Material anlangt, so muss vor Allem anerkannt werden, dass er dasselbe mit dem grössten Fleiss zusammengebracht hat. Zwar ist es ihm nicht gelungen, alle Originalquellen zu benutzen, ein Glück, das einem Privatstatistiker überhaupt selten zu Theil wird; aber weitaus die meisten hat er wirklich benutzt und von den privatstatistischen Arbeiten, die zum Theil das ihm fehlende Originalmaterial behandeln, ist ihm, soviel ich urtheilen kann, nicht eine unbekannt geblieben.

Ebenso ist die Sorgfalt anzuerkennen, mit der der Verf. den Werth der statistischen Unterlagen seiner Untersuchung geprüft hat. Man erkennt dies aus zahlreichen Bemerkungen und der ganzen Art, wie er die Untersuchung anstellt. Doch bedaure ich, dass er sich nicht ausdrücklich über die Zuverlässigkeit und den relativen Werth dieser Unterlagen in der Schrift selbst ausgesprochen, dies vielmehr (II. 103. Anm.) auf eine spätere Gelegenheit verschoben hat.

In Folge der Kritik, die der Vf. er zum Resultat, dass das vorhandene nicht nur umfassend, sondern auch sei, um daraus zulässige Schlüsse relative Häufigkeit des Selbstmords, und seiner einzelnen Arten zu ziehen. That machen die Angaben über die Sache wohl am meisten Anspruch auf Genauigkeit und Brauchbarkeit zu statistischen Zwecken unter allen statistisch erhobenen Quellen mit einziger Ausnahme der Hölle. Denn wenn man auch nicht behaupten der Wille, einen solchen Act zu commitiren vorhanden ist, — in England findet die constanten Uebung der Todtenkannntlich an diesem Willen so sehr, dass die dortigen Angaben als unbrauchbar für Vergleichen mit andern Ländern zu betrachten —, so sind doch die Fälle, wo aus Grunde die Angaben falsch sind, im selten; als dass dadurch das Gesammte unbrauchbar würde. Häufiger möge in den angegebenen Zahlen in Folge Irrthum bei der Beurtheilung der einzelnen sein. Selbstmorde können als Verurtheilungen oder Tödtungen angesehen und registriert werden. Aber ebenso findet das Entgegenstehende statt, wodurch der Fehler sich compensirt und dann ist dieser Irrthum als ein alljährlich in gleicher Stärke wirkender all gleichmässig vorkommender anzusehen, deshalb die Annahme berechtigt, dass die Selbstmordzahlen der einzelnen Länder dem gleichen Lande mit einander verglichen werden können, sondern auch die der verschiedenen Länder unter einander. Noch ein Fehler kann vorkommen. Erfolgt näm-

unblicklich, so kann der erst später ein-
terbefall auch andern Ursachen zuge-
werden als dem Selbstmord und das um
, wenn zu der durch den Versuch her-
ten tödtlichen oder lebensgefährlichen
noch eine andre Krankheit wirklich
mag diese nun Folge jener Verletzung
ständig eingetreten sein. Indess ist
r Fehler nicht hoch anzuschlagen und
so wie die beiden vorigen überall und
schmässig vorkommt, so verhindert er
r die Vergleichung der Zahlen aus ver-
Jahrgängen desselben Landes noch
en aus verschiedenen Ländern.

ner ist der Umstand, dass die amtli-
llen zum Theil verschiedenes Material
indem die einen, zum Glück weitaus
n, nur die in Folge von Selbstmorden
Todesfälle angeben, die andern alle
oder gerichtlich festgestellten Selbst-
che. Wie gross der Unterschied zwi-
en Zahlen ist, ergiebt sich, wenn man
ten ins Auge fasst, wo beide Listen,
odesfälle durch Selbstmord und jene
r Selbstmorde, veröffentlicht sind, z. B.
o 1844 — 56 die ersteren 3277, die
99 betrug. Dieser Umstand hindert
ergleichungen der Zahlen in dem glei-
e nach Jahrgängen und Gegenden
ber sehr störend, wenn man verschie-
er mit einander vergleichen will, be-
ann, wenn man nicht einmal immer
s, welche Fälle eigentlich in den auf-
Zahlen gemeint sind.

erwähne ich schliesslich eines Umstan-
eichfalls Vergleichungen der Angaben
nämlich dass die Jahre, welche den

Vergleichungen zu Grunde liegen, nicht die gleichen sind, indem manche Tabellen Kalenderjahren, andre nach Etatsjahren gestellt sind. Handelt es sich um Durchschnittangaben aus mehreren Jahren, so ist dies gültig; dagegen ist dieser Unterschied in Mittheilungen recht störend, wenn es um einzelne Jahre, z. B. besondere Nothjahre, handelt.

Trotz aller dieser Bedenken gegen die Brauchbarkeit der statistischen Angaben steht dem Verf. bei, dass Vergleichen doch nicht bloß nach Jahrgängen in demselben Lande, sondern auch unter den verschiedenen Ländern wohl zulässig sind. Gerade der Verf. hat gemacht, zeigt, dass die Bedenken nicht zu sehr urgirt werden dürfen; denn die Übereinstimmung, welche sich unter den verschiedenen gehörigen Ländern bei der Vergleichung der Zahlen sowohl im Ganzen wie im Einzelnen ausstellt, ist meist so überraschend, dass man daraus in Bezug auf die Brauchbarkeit der statistischen Unterlagen Beruhigung schöpfen kann. Freilich ist Vorsicht bei ihrer Benutzung nöthig, und manche Länder, bei denen die Zahlen nicht zuverlässig sind, sind weisbar oder vermuthlich die Zahlen nicht die Todesfälle, sondern auch die Selbstmorde enthalten, müssen bei der Vergleichung weggelassen oder wenigstens mit dem Vorbehalt eines starken Zweifels beigezogen werden. Es ist sehr zu wünschen, dass in der Zukunft Material an Sicherheit und Brauchbarkeit der Beziehung gewinne. Dies wird dann der Fall sein, wenn man sich zu den Selbstmordfällen mit tödtlichem Ausgange, weil diese jedenfalls viel sicherer constatiren können als die Versuche.

Der erste Punkt, den der Verf. bespricht, ist die Regelmässigkeit in den Selbstmordzahlen von Jahr zu Jahr und die Zunahme der Fälle in der neuesten Zeit sowohl absolut als auch relativ zum Wachsthum der Bevölkerung. Letztere ist neuerdings bestritten worden; aber nach den Nachweisungen des Verf., denen man die neuesten Mittheilungen von Legoyt (im Journal des Economistes 1863 IV. p. 461) anreihen darf, ist ein Zweifel nicht möglich. Nach Legoyt ist die Zahl der Selbstmorde in Frankreich von 1542 (1827) auf 4050 (1860) gewachsen und es kamen 1827—30 54.1, 1831—35 64.9, 1836—40 75.9, 1841—45 84.8, 1846—50 96.8, 1851—55 100.4, 1856—60 110.4 Selbstmordfälle auf jede Million Einwohner. Die Frequenz hat sich somit verdoppelt. Nach der Berechnung des Vfs ist die mittlere jährliche Vermehrung der Selbstmorde in Preussen (1816—20: 792, 1856—60: 2725) 40, die der Bevölkerung nur 16.4 pro mille; in Dänemark 1836—60 jene 31, diese 11.4; in Schweden 1816—55 jene 31, diese 11.7; in Deutsch-Oesterreich 1816—61 jene 44, diese 9; in Sachsen seit 1836 jene 48, diese 12.6 pro mille.

Die Regelmässigkeit in der Zunahme zeigt der Verf., indem er die nachgewiesene Gesamtzunahme der Fälle zwischen 1836 und 1860 gleichmässig auf die einzelnen Jahre vertheilt und dann prüft, wie weit die wirklichen Fälle von der so berechneten idealen Zahlenreihe abweichen. In Frankreich zeigt sich so in dem Nothjahr 1847 das Maximum der Abweichung mit 16.7%. Der Verf. rechnet nur $3\frac{1}{3}\%$; aber auch jene Abweichung erscheint gering, wenn man erwägt, dass die jährlichen Abweichungen vom Mittel selbst in rein natürlichen Verhält-

nissen, z. B. in der mittleren Regen-Ortes noch grösser sind. In kleineren treten die Jahresunterschiede natürlicher hervor, z. B. in Württemberg in den Jahren 1854 und 55, wo die Fälle gegen das Vorjahre um 80% zahlreicher sind. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Angaben mit Unrecht; denn die Noth war so drückend, wie aus der enormen Steigerung hervorgeht. Ich erinnere mich damals in Tübingen darüber verhandelt zu haben, ob nicht die Zahl der Aemter, aus denen Selbstmörderleichen nach der Anatomie entnommen werden sollten, zu vermindern sei, weil das Material sich übermässig vermehrt hatte.

Der nächste Punkt, den der Verfasser behandelt, ist die Häufigkeit der Selbstmorde in einzelnen Ländern und Landestheilen. Als dabei eine Vergleichung der einzelnen Länder stattfindet, kommt hier das erste in den Gedanken zur Geltung, dass die Tabellen überall die gleichen Fälle enthalten. Wir beschränken wir uns auf Staaten von wenigster Ausdehnung, so steht nach den Ergebnissen der neuesten Periode oben an Dänemark mit 268 auf jede Million Einwohner. Es folgen Altenburg mit 268, Meiningen 264, Sachsen-Mecklenburg 162, Hannover 137, Kurhessen 122, Frankreich 111, Baden 102, Württemberg und Nassau 102, Norwegen 72, Schweden 71, Oesterreich (derb.) 67, Belgien 47, Ungarn 30, Venetien 26, Portugal mit 7 innerhalb der grösseren Staaten sind wiederum die Unterschiede ebenso gross, Frankreich Ile de France - Orléans 217, Roussillon 177, dagegen Roussillon 41.8,

13,8 Fälle; in Preussen zählen die Kreise Liegnitz 235, Magdeburg 232, Merseburg 209 und andererseits Münster 44, Trier und Aachen 27 Fälle; in Bayern Oberfranken 126, Niederbayern 25,3; in Hannover der Harz 204,6, Osnabrück 25,6 Fälle.

Aber wie sind diese Verschiedenheiten zu erklären?

Unter den erklärenden Momenten weist der Verf. zuerst auf die klimatischen Unterschiede hin. Dieser Versuch wird durch die Listen nahegelegt, insofern wirklich der Süden weniger Fälle aufweist als der Norden. Aber der Verf. will sehr mit Recht für jetzt noch kein bestimmtes Urtheil hierüber aussprechen, weil die beobachteten Unterschiede zwischen dem Norden und Süden sich auch aus andern Momenten (Nationalität, Religion) erklären lassen, überdies die Data aus dem Süden wenige sind und zum Theil noch Bestätigung bedürfen. Auffallendes hätte übrigens die Erklärung nichts; denn die Menschen nehmen im Süden das Leben leichter als im Norden, sie haben auch weniger Bedürfnisse und befriedigen diese leichter als hier; deshalb werden individuelle Nothstände dort seltener zum Selbstmord treiben als hier.

Eine andre Einwirkung klimatischer Verhältnisse ist dagegen jetzt schon als bewiesen anzunehmen, nämlich das Steigen der Fälle mit der Jahrestemperatur, wofür sämtliche genauere Tabellen sprechen. Um ein Beispiel statt aller anzuführen, so kommen nach Legoyt von 12000 Fällen im Jahr auf den Winter (Dez. — Febr.) 2467, aufs Frühjahr 3346, Sommer 3571, Herbst 2616. Das Maximum fällt in den Juni. Wie dies zu erklären, dafür giebt des Verfs Tabelle 21 einen brauchbaren Fingerzeig, indem daraus

hervorgeht, dass vorzugsweise diejenigen Mordfälle im Sommer häufiger werden, die Folge von Geisteskrankheit und Leiden sind. Während nach der Statistik von 1000, andern Ursachen benennenden Fällen auf das Quartal Februar 255, auf die folgenden 300, 233 und 221 kommen, treffen Selbstmorde in Folge geistigen Leiden 238, 318, 236, 181 und 177 auf die Folge von Geisteskrankheit 243, 328 und 311 auf die bezeichneten Quartale.

An das Klima schliesst sich materielle Lage an. In Folge von ungünstigen Erndten und andern Umständen an. Die Einwirkung dieses Moments ist schon Wappäus bemerkt hat, bei den letzten Jahren Wachsen der Zahlen weniger stark zu sein scheint aber doch durch die Jahre 1847, 1853—55 bewiesen, insofern gerade in diesen Jahren die Abweichungen von der durchschnittlichen Zahl der Selbstmorde auf den gerechneten Mittelzahl am grössten sind.

Ich übergehe die wichtigen Nachforschungen des Verfs über den Einfluss des Geschlechts und des Alters auf den Selbstmord. Ich erwähne nur an, dass auch nach seinen Untersuchungen die Frequenz des Selbstmords bei dem weiblichen Geschlechte nur $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{5}$ der bei den Männern ist und dass die Frequenz von dem jüngsten an zunimmt bis ins höhere Alter, wo das höchste Alter zeigt wieder eine Verminderung. Bemerkenswerth ist noch die Thatsache, dass auch bei den Frauen die Frequenz der Fälle mit dem Alter beobachtet wird, dass diese aber in den Altersjahren 16—21, besonders 16—21, also in den Jahren der Entwicklung der Geschlechtsreife, eine verhältnissmässig grössere ist als bei den Männern.

An die Prüfung der Einwirkung von Alter und Geschlecht schliesst sich die Frage nach der Einwirkung von Krankheitszuständen an, deren Untersuchung der Verf. nach Anleitung des Materials zweckmässig mit den sonstigen Motiven des Selbstmords verbindet. Dass hier die Statistik vielen Bedenken Raum giebt, liegt auf der Hand. Dennoch lässt sich jetzt schon als Resultat der vollständigeren Beobachtungen feststellen, dass etwa $\frac{1}{3}$ aller Fälle Folge von ausgesprochenen Geisteskrankheiten sind, etwa $\frac{1}{10}$ aller Fälle Folge von körperlichen Krankheiten, ungefähr $\frac{1}{3}$ die Folge von Lastern, insbesondere von Spielsucht, nicht ganz so viel Folge von Familienzwist, etwas mehr die Folge von Vermögenszerrüttung, erheblich weniger Fälle aus edleren Motiven hervorgehen, wie Reue, Scham, Furcht vor Strafe.

Von ausserordentlichem Interesse und nach meiner Kenntniss zum Theil vollkommen neu sind des Verf. Ausführungen über die Einwirkung der Nationalität, der Religion, der Bildung und des Berufs. Es geht daraus hervor, dass der Selbstmord unter den germanischen Völkern am häufigsten ist und viel weniger unter den Slaven und Romanen vorkommt. Unter den germanischen Nationen zeigen die skandinavischen und unter diesen wieder die Dänen die höchsten Zahlen. Unter den Deutschen kommt am häufigsten der Selbstmord vor unter den Obersachsen; die andern vom Verf. aufgestellten Gruppen folgen sich in der Ordnung: Slavosachsen, Niedersachsen, Hessen, Alemannen, Franken, Schwaben, Friesen, Czecho-Deutsche, Slavopreußen, Westfalen, Rheinländer, Bayern, Südslavo-Deutsche, Linksrheinländer. Die Extreme sind: 233 Fälle per Million bei den Obersach-

sen, 27 Fälle bei den Linksrheinländern Durchschnitt, 104 per Million, stehen den Franken, Schwaben und Alemannen unter sich nicht sehr abweichend. Der Durchschnitt in östlicher Richtung ist über, der Süden und der Westen stehen unter dem Durchschnitt. Was die Religion betrifft, so ist das Resultat der Untersuchung dahin, dass Selbstmord sehr viel häufiger unter Protestanten als unter Katholiken; als wahrscheinlich weiterer Bestätigung bedürftig, ist dass er unter Reformirten häufiger ist als unter Lutheranern, unter Christen griechischer Confession noch seltener als unter römisch-katholiken, unter Juden seltener als unter Christen und sogar seltener als unter Mohammedanern. In Betreff der Bildung gelangt der Verf. zu dem Ergebniss, dass der verbesserte Schulunterricht und die durch ihn hervorgerufene Verbreitung von Kenntnissen und geistiger Kultur jedenfalls nicht mit einer Vermehrung der Selbstmordfrequenz zusammengeht. Der Beweis liegt nicht bloss darin, dass die Städte und ganz besonders die grossen Weltstädte eine bedeutend grössere Frequenz zeigen als die ländlichen Gegenden und dass die im Ganzen unzweifelhaft höher gebildeten protestantischen Länder mehr Fälle aufweisen als die katholischen Länder, sondern ganz speciell so, dass aus der Statistik Frankreichs hervorzugehen scheint, dass die Procentzahlen der »Unterrichteten« (Maassgabe der Rekrutenprüfung) in den verschiedenen Theilen des Landes eine im Ganzen übereinstimmende Uebereinstimmung zeigen mit der Häufigkeit der Selbstmorde. Endlich ist das Resultat der Untersuchung des Verf. in Betreff der einzelnen

ände gelangt, folgendes: Am häufigsten ist der Selbstmord unter Dienstboten, Soldaten und in sogenannten bedenklichen Klassen (Bettler, Verurtheilten, Hospitaliten u. s. w.); seltener ist er unter Landwirthen als unter Gewerb- und Handels-treibenden; doch ist der Abstand jedesfalls nicht bedeutend und die einzelnen Länder, von welchen Notizen vorliegen, nicht ganz übereinstimmend. Letzteres gilt auch in Betreff der verschiedenen Professionen und höher gebildeten Stände, in denen die Frequenz eine den Durchschnitt des ganzen Volks etwas übersteigende ist.

Gegen die Methode, durch welche der Verf. zu diesen Ergebnissen gelangt, weiss ich keine Anwendung zu machen. Das richtige Untersuchungsverfahren, wonach so viel als möglich solche Orte und Gegenden verglichen werden, welche in allen übrigen Punkten Uebereinstimmung zeigen und nur in dem einen Moment verschieden sind, dessen Einwirkung geprüft wird, ist von Verf. mit all der Sorgfalt eingehalten, welche man von einem wissenschaftlichen Statistiker verlangen muss. Freilich ist das Ergebniss nicht in allen seinen Theilen gleich sicher. Hier und da sind die Zahlen nicht gross oder nicht zuverlässig genug, um zu sicheren Schlüssen zu berechnen. Aber in der Hauptsache sehe ich bei dem Verf. die gewonnenen Resultate als erwiesen an, d. h. ich sehe als erwiesen an den Zusammenhang zwischen der Selbstmordfrequenz und der Religion, beziehungsweise der Confession, der Schulbildung, der sogenannten Civilisation, gewissen Berufsständen, der Nationalität. Ich glaube, man kann noch weiter gehen und den Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen im Allgemeinen als den von Ursache und Wirkung anerkennen. Dagegen ist es nach dem

jetzigen Stand unsrer Kenntnisse gütlich, das Maass der Einwirkung der genannten Momente auf die Selbstmorde zu präcisiren; sodann lässt sich nicht bestimmen sagen, wie weit die Einwirkungselben eine mittelbare oder unmittelbare drittens darf man unsres Erachtens als eine ursachlichen Zusammenhang zwischen Selbstmorden und jenen andern Momenten auf den augenblicklichen Zustand der Seelen beziehen; man darf aber nicht sagen, dass die Natur nach und mit Nothwendigkeit immer und überall in der bezeichneten Weise auf die Selbstmordfrequenz einwirke.

Um die Bedeutung der beiden letzten Einschränkungen, — denn die erstere ist klar und wird keinen Widerspruch naheher anzugeben, nehmen wir als behauptete Wirkung der protestantischen Confession auf die Selbstmordfrequenz in Vergleich zur katholischen.

Von einer unmittelbareren Einwirkung der auf das Vorkommen derselben in anderer Richtung liesse sich nur insoweit als die katholische Lehre den Selbstmord bedingt für verdammt erklärt, wo die protestantische Lehre zwar den Selbstmord nicht den Selbstmörder verdammt, insofern, als die katholische Kirche, ausschliessliche Vermittlerin des Heils, eine persönlichere Einwirkung auf den Einzelnen zuüben vermag als nach der protestantischen Lehre und kirchlichen Ordnung. Gewiss mag jene Lehre und diese in manchen Verzeifelnden von dem letzten Schritt abhalten. Indessen ist die Lehre und diese Einwirkung doch nur

unbedeutendes Moment gegenüber von dem allgemeinen Geist der Religiosität und Sittlichkeit, mit dem die Angehörigen jeder der beiden Confessionen erfüllt sind. Ob dieser Geist, der als sittliche Macht im Leben wirkt, gerade jetzt bei den Protestanten schwächer ist als bei den Katholiken, wage ich nicht zu sagen. Aber ganz gewiss ist, dass er nicht schwächer sein muss und dass Zeiten gewesen sind, wo er stärker und für die sittliche Hebung und Reinigung des Lebens wirksamer war als in der katholischen Kirche.

Diese religiöse Seite ist aber doch nur ein Moment und kommt nur insoweit in Betracht, als sie die Kraft bestimmen hilft, mit welcher der Einzelne die an ihn herantretende Versuchung, den äussersten Schritt der Verzweiflung zu thun, bekämpft und überwindet. Eine weitere Frage ist, ob die Versuchungen selbst auf beiden Seiten gleich häufig und stark sind. In dieser Beziehung muss man aber sagen, dass die protestantischen Gebiete in Deutschland — und hier allein hat die statistische Vergleichung beider Confessionen einen grösseren Werth, weil man Bevölkerungen vergleichen kann, die in allen oder den meisten andern Beziehungen gleich oder ähnlich sind und nur in der Confession abweichen — im Allgemeinen die regsameren und ökonomisch und social vorgeschrittenen sind. Damit mehren sich aber die geistig und körperlich aufreibenden Beschäftigungen und Lebensverhältnisse; es steigert sich mit der Concurrenz im Leben die Isolirung der Einzelnen und die Lockerung der altgewohnten socialen Bande. Durch all dies wird die Kraft der Persönlichkeit gestärkt; es mehrt sich aber auch die Gefahr für den Einzelnen, im Kampfe des Lebens un-

terzugehen. Insofern nur als die ge-
 Lebensentwicklung zum grossen The-
 selben geistigen Antriebe hervorgebr-
 che auch den Protestantismus be-
 haben und von ihm fortwährend gel-
 werden, kann man auch sagen, dass
 stantismus die Gefahren für den E-
 mehrt hat. Aber diese Wirkung
 der angegebenen Richtung ist keine
 sondern mittelbare, indem dasselbe
 gesteigerten Individualität, das den
 mus hervorgerufen hat und das die
 und Leben vertritt, auch das mod-
 schaftslieben mit seinem Guten und
 seinen Erfolgen und seinen Gefahr-
 bracht hat und fortdauernd beherrs-

Ist das Gesagte richtig, so wird
 ursachlichen Zusammenhang zwischen
 stantischen Confession und der Se-
 quenz recht wohl zugeben können
 leugnen müssen, dass eine Steigeru-
 teren überall und immer eine nothw-
 der ersteren ist; denn es kann
 Geist gerade durch die im Princip
 stantismus liegende Steigerung der
 welche die Persönlichkeit in sittliche
 an sich stellt, eine solche Kraft ge-
 hat sie zeitweise schon gewonnen, da
 grösseren Gefahren überwunden wer-
 das aus dem gleichen Princip der
 tatsentwicklung entspringende Leber-

Sagen wollen, der Protestantismus
 Nothwendigkeit jene traurige Ersche-
 starken Selbstmordfrequenz hervorbr-
 nicht weniger thöricht als die Behä-
 der Katholicismus mit Nothwendigke-
 zu Verbrechen minder stark entgegen-

Einige Statistiken beweisen, dass in gewissen Zeiten und Ländern gemischter Confession die Katholiken eine stärkere Verhältnisszahl von Personen in die Zuchthäuser und Strafanstalten liefern als die Protestanten.

Ich übergehe die weiteren Entwicklungen des Verf., namentlich das ganze reiche Kapitel über die Arten des Selbstmords und führe nur noch im Betreff der Einwirkung des Berufs an, dass die dort angeführten starken Zahlen vom österreichischen Militär aus den Jahren 1851—57 wahrscheinlich dadurch ihre enorme Höhe erreichen, dass die Versuche den Todesfällen zugechnet sind. Die angegebene Durchschnittszahl 444 stimmt nämlich ziemlich gut mit den Angaben (im statistischen Jahrbuch) für 1861—63, wonach in diesen drei Jahren 402, 384 u. 350 Fälle waren. Darunter waren aber 111, 97 und 94 Versuche und nur 291, 287, 256 Todesfälle. Rechnet man nur diese, dann vermindert sich die »Militärfrequenz« bedeutend im Verhältniss zu andern Staaten und steht nicht in so gar schreiendem Missverhältniss zur »Civilfrequenz«, obwohl sie diese noch immer ums Mehrfache übersteigt, was freilich in geringerem Grade überall der Fall ist.

Was oben über die Ursachen der Uebereinstimmung und der Verschiedenheit der Selbstmordfrequenz nach Zeiten, Ländern und Völkern gesagt worden ist, führt zu der vom Verf. am Schluss des ersten Theils seiner Schrift ausführlich erörterten allgemeinen Frage, ob und wann man die beobachtete Gleichmässigkeit in der Wiederkehr gewisser Erscheinungen des natürlichen oder gesellschaftlichen Menschenlebens als eine »gesetzmässige« bezeichnen darf. Den Begriff Gesetzmässigkeit und die verwandten Aus-

drücke Gesetz, Regel, Regelmässigkeit, Verf. dadurch fest, dass er den Unter diesen Ausdrücken in der mehr oder weniger genauen Kenntniss der Ursache findet, dass einer gewissen regelmässig wiederkehrenden Erscheinung zu Grunde liegt. Man müßte nem »Gesetz« einer Erscheinung sprechen, wenn man die bestimmte einzelne Ursache kennt, welche sie veranlasse, womit im Zusammenhange stehe, dass man die Stärke dieser Wirkung an der Sache messen könne; »Gesetzmässigkeit« würde vorhanden, wo man zwar nicht die einzelne Ursache kenne, aber aus der beobachteten Erscheinung auf »das Vorhandensein von Gesetzen« entweder constanten, gleichbleibenden, oder zusammenhängendes System bildender Ursachen mit Gewissheit schliesse. Die Ausdrücke »Regel und Regelmässigkeit« haben einen umfassenderen Sinn; man gebraucht sie gleichbedeutend mit Gesetz und Gesetzmässigkeit, aber auch »zur Bezeichnung von Gesetzen gleichmässig wiederkehrenden Erscheinungen« brauchen, bei denen wir ein Causalniss gar nicht begreifen können und die deshalb als vom Zufall abhängig betrachtet werden. Ich erkenne an, dass sich diese Begriffe für Bewegungen und ein darnach sich bildendes System von Erscheinungen gebrauch wohl rechtfertigen lassen, bezogen auf die Thatsache, dass unsre Statistiker, Naturforscher und Mathematiker sich dieselben zu eigen machen. Die Thatsache ist wenigstens, dass dieselben sich nicht nur von einem Gesetz der Mortalität, sondern auch von einem Gesetz der männlichen Mehrgeburten sprechen, obwohl sie hier nur höchstens von einer Regelmässigkeit sprechen dürften, da eine bestimmte einzelne Ursache dieser gleichförmig wiederkehrenden Erscheinungen zur Zeit nicht bekannt ist.

sch legt der Verf. selbst kein so grosses Gewicht auf jene Unterscheidung, dass er es nicht erlaubt hielte, » schon aus Gründen des sprachlichen Wohllauts mit den Worten Gesetz, Regel, Gesetzmässigkeit, Gleichartigkeit, Gleichmässigkeit u. a. m. abzuwechseln, um denselben Begriff auszudrücken.« Fragen wir aber, welchen jener Ausdrücke, ihre Annahme voraussetzt, man brauchen dürfe, um die gleichförmig wiederkehrenden Thatsachen auf dem Gebiete derjenigen Erscheinungen des Menschenlebens, welche mehr oder minder von dem Willen abhängig sind, also Verbrechen, Selbstmorde u. dgl. richtig zu bezeichnen, so glaube ich nicht, dass man überhaupt bis jetzt von gefundenen Gesetzen« sprechen darf; denn das Charakteristische des Gesetzes, dass man die der Erscheinung zu Grunde liegende Kraft messen könne, trifft wohl nirgends zu. Bei vielen kann man allerdings » auf das Vorhandensein constant oder veränderlicher Ursachen mit Gewissheit schliessen« und sie deshalb als gesetzmässige erkennen; sehr viele fallen aber unter den Begriff der » Regelmässigkeiten« im Gegensatz zum » Gesetzmässigen«, weil wir von ihren Ursachen so wenig wissen, dass sie für uns zur Zeit noch den Werth von zufälligen Erscheinungen haben, wenn wir auch annehmen dürfen, dass sie nicht wie das Fallen der Würfel oder der Loose wirklich vom Zufall, sondern von einem in ihnen selbst liegenden Einfluss beherrscht werden.

Mit dieser Beschränkung unsrer Kenntniss der Ursachen der gleichförmig wiederkehrenden sogenannten moralstatistischen Erscheinungen soll natürlich nicht die Thatsache der mehr oder minder grossen Gleichförmigkeit in derselben

selbst in Zweifel gezogen werden. theil. wie diese für die beobachtetheit anerkannt werden muss, so voraussichtlich in der Zukunft bedenden, natürlich vorausgesetzt, dass welche auf die betreffenden Erschken, in gleicher Kraft bleiben. U dem Vorhergehenden besprochenen Selbstmorde zurückzukehren, so zw dass, wenn alle äusseren Momente Einzelnen eine Veranlassung und Ver Selbstmord werden können, und w sönlichen Zustände, also namentlich richtung der Einzelnen, der Einfl gion, die sittliche Strenge gegen si nau dieselben bleiben, wie sie b auch die Selbstmordfrequenz die gl dass aber, wenn eines dieser wirken sich ändert, sie sich gleichfalls änd

Aber, fragen wir zuletzt, wird rerkennung der »Gesetzmässigkeit«, weise »Regelmässigkeit« derjenigen gen, die vom menschlichen Willen h werden, nicht der freie Wille des Me gelegnet? Bekanntlich wird dies Vielen bejaht, während Andere die nen und, wie der Verf. (I, S. 47), absolute Nöthigung so und nicht an deln, kann aus unsern statistischen vornherein »höchstens« für die » der Menschen abgeleitet werden; d der individuellen Freiheit wird findung jener Gesetzmässigkeiten ni lich gemacht. Ich bemerke indess, in die Untersuchung der Frage einz es mit der individuellen Freiheit d bestellt ist, wenn trotz ihrer so un

der »grossen Zahl« gehörige Individuen als der Nothwendigkeit verfallen angenommen werden, fürlich dies und jenes Verbrechen zu begehen, der sich selbst umzubringen. Was der Vf. (I, 1) von der »grossen Zahl« sagt, ist ganz treffend. Mir scheint aber, dass die in Rede stehenden Thatsachen zur Annahme einer individuellen, alle Freiheit und Verantwortlichkeit aufhebenden Nothwendigkeit zu gewissen Handlungen oder auch zur Annahme einer auf die grosse Zahl beschränkten Nothwendigkeit überhaupt keine zwingende Veranlassung geben. Eine solche wäre nur dann anzuerkennen, wenn sich nachweisen liesse, dass alle jene Handlungen entweder die unbedingte Folge der äusseren Einflüsse sind, denen der Mensch ebenso unterworfen ist, wie einem Naturereigniss, oder dass sich die geistige Verfassung des Menschen als in einer solchen Weise natürlich ein für alle Mal festgestellt erkennen liesse, dass andre Handlungen als die für jedes Alter, jedes Volk, jede Zeit statistisch beobachteten überhaupt nicht geschehen können. Giebt, fragen wir, die statistische Beobachtung zu einer derartigen Annahme eine zühigende Veranlassung? Ich sage: Nein, und glaube durch diese Verneinung nicht in Widerspruch zu kommen mit der oben in Betreff der Selbstmordfrequenz ausgesprochenen Ansicht, dass sich die beobachtete Gleichförmigkeit auch weiterhin zeigen werde, falls die Totalität aller darauf einwirkenden Ursachen die gleiche bleibt. Denn unter diesen Ursachen ist eben eine und zwar wohl die stärkste von allen, die herrschende Willensrichtung der Menschen. Aber kann diese sich nicht ebenso ändern, wie die äussern Ursachen, z. B. Nothzeiten? Und hat sie sich nicht schon mehrmals in der Geschichte,

z. B. in der Reformationsperiode, gerade die statistisch feststehende Thatsache, dass die Selbstmorde seit dreissig Jahren vermehrt haben, beweist in ungünstiger Weise eine Veränderung. Niemand wird es ablehnen, sich aus veränderten äusseren Ursachen erklären zu wollen, wenn diese auch einen grossen Einfluss daran haben durch Vermehrung und Verbreitung der Versuchungen zum Selbstmord. Niemand will nachweisen wollen, dass die menschlichen Natur mit Nothwendigkeit verändert ist, dass gerade jetzt im neunzehnten Jahrhundert eine Art geistiger Epidemie über die Menschen gekommen ist, die diese Vermehrung verursacht muss. Die Thatsache selbst nöthigt uns annehmen, dass eine veränderte Willensfreiheit vorliegt, welche jeder Einzelne die Verantwortlichkeit auf sich nimmt, die Hauptursache jener traurigen Erscheinung.

Ferd. Hirsch. De Italiae institutionibus saeculi decimi et undecimi. Hirzel. 1864. 74 S. in Octav.

Angeregt durch eine nähere Bekanntschaft mit der Geschichte der Normannen, versucht der Vf. der oben genannten Abhandlung die kleineren Annalen, Quellen für die Geschichte Unteritaliens während des 10ten und 11ten Jahrhunderts. Von Wichtigkeit sind, kritisch zu prüfen, welche Quellen uns vorliegen, sind

er Zeit, zu Ende des 11ten oder im 12ten Jahr-
 hundert geschrieben worden; es gilt zu unter-
 suchen, woher die Nachrichten stammen, welche
 sie über jene früheren Zeiten enthalten, eine
 Aufgabe, welche die bisherigen Editoren und
 Nutzer jener Quellen nur wenig berücksichtigt
 haben. Der Verf. sucht sie zu lösen. Er zeigt,
 wie mehrere dieser Annalen theils unter einan-
 der, theils mit grösseren Chroniken in naher
 Verwandtschaft stehen, und bemüht sich durch
 genauere Untersuchung dieser Verwandtschaft
 diese Quellen, auf deren gemeinsamer Be-
 zugsung dieselbe beruht, näher zu bestimmen.
 Im ersten Capitel wird von der Vergleichung
 dreier Annalen: Annales Barenses, Lupus und
 Anonymus Barensis ausgegangen, dann einerseits
 die Annales Beneventani und Chronica S. Bene-
 dicti, andererseits das Heldengedicht des Gui-
 larmus Apuliensis herangezogen und nachgewie-
 sen, dass die Nachrichten dieser Autoren über
 die Zeit bis zur Mitte des 11ten Jahrhunderts
 im Wesentlichen aus zwei Quellen, die der ei-
 nen aus alten Annales Barenses, die der ande-
 ren aus einem alten Chronicon Beneventanum
 geschöpft sind. Jene beiden alten Quellen sind
 in dem wichtigsten annalistischen Werke, dem
 des sogenannten Lupus, benutzt worden; auch
 in seinem späteren Theile ist dasselbe eine Com-
 pilation aus zwei Quellen, deren eine wahrschein-
 lich Annalen von Matera, die andere von diesen
 verschiedene, aus einem mehr universellen Ge-
 sichtspunkte geschriebene Annalen waren, welche
 letztere auch Romualdus Salernitanus benutzt
 hat. Endlich wird nachgewiesen, dass das Chro-
 nicon breve Northmannicum nicht, wie bisher
 geglaubt worden, auf Lupus oder dessen Quelle,
 sondern auf verlorenen Annalen von Tarent be-

ruht. Das zweite Capitel zeigt in
Weise, wie nicht nur die jüngeren
Monte Cassino und La Cava, sondern
Anzahl grösserer Chroniken (Leo un-
sin., das Chron. Vulturense, Casa-
mualdus Sal.) aus alten annalistischen
nungen von Monte Cassino geschöpft
Das dritte Capitel behandelt Romuald
nitanus und das Chronicon Amalfitanum.
Verf. war es durch die Güte des Herrn
des Herrn Dr. W. Arndt, vergönnt ge-
Text des Romuald nebst den Noten,
die Ausgabe im nächsten Bande der
Germaniae historica vorbereitet wurde,
manuscript einzusehen, eine Unterstützung,
er zu seinem Bedauern vergessen hat,
Abhandlung selbst anzumerken. Er
nächst, wie Romuald ausser den schon
besprochenen Quellen, den alten Annales
nenses und den auch von Lupus be-
nutzten, noch aus mehreren kleineren
schen Aufzeichnungen geschöpft hat,
dann in einer ausführlichen Unter-
suchung die Hauptquelle desselben, welche das
Chronicon Amalfitanum benutzt findet, nach-
zuweisen. Er weist nach, dass jenes
Chronicon war, welche die Geschichte der
Männer in Italien bis auf Robert Guiscard
behandelte, dass dieselbe in oder um
zwischen den Jahren 1102 und 1110
entstanden ist, dass ihr Autor keine schriftliche
Vorlagen vor Augen gehabt, sondern aus
seinem Gedächtniss die älteren Ereignisse un-
mittelbar aus ihm näher stehenden richtiger be-
schrieben hat. Mit einigen Bemerkungen über das
Verhältniss dieser sehr getrübbten Quelle geflossen
Amalf. schliesst die Abhandlung. U

über die verschiedenen chronologischen Systeme, welche einzelne der besprochenen Autoren angewandt haben, sind an mehreren Stellen derselben eingeschaltet.

F. Hirsch.

Das alte Griechenland im neuen von Curt Wachsmuth. Mit einem Anhang über Sitten und Aberglauben der Neugriechen bei Geburt, Hochzeit und Tod. Bonn, Verlag von Max Cohen u. Sohn, 1864. 126 S. in Octav.

Während in unserem Jahrhundert besonders in Folge des Erscheinens von Jakob Grimm's herrlichem Werk über deutsche Mythologie nicht allein die Deutschen selbst, sondern auch die meisten übrigen Völker Europa's die bei ihnen heimischen volksthümlichen Ueberlieferungen, Vorstellungen und Gebräuche mit liebevollem Eifer gesammelt haben und trotz der Fülle des bereits vorliegenden Stoffes zu sammeln unermüdlich fortfahren, sind die Neugriechen bis zur Stunde hierin zurückgeblieben, zumeist wohl aus Nachlässigkeit und Mangel an Interesse, oder auch in dem Wahn befangen, dass die auf so reichen schriftlichen Quellen beruhende Kenntniss des Lebens und Glaubens ihrer Vorfahren durch Aufzeichnung der mündlich in ihrem Volke fortlebenden Traditionen in keiner Weise könnte bereichert werden. Wenigstens sind ihre Leistungen auf diesem Gebiete, die übrigens grössten-

theils erst durch Fallmerayer's bit
dene Angriffe auf ihr Autochthonent
gerufen wurden, im Vergleich zu d
dern Nationen niedergelegten Schä
Art als sehr gering zu bezeichnen.
auch hie und da bei ihnen, besond
neren, nur sehr selten zur Kunde
des gelangenden Schriften manch un
Material sich findet, so ist doch nic
zu stellen, dass wir bei weitem da
grossen Zahl namentlich deutsche
scher und englischer Reisenden ver
che ihr schönes Land durchwandert
ren Nachrichten freilich überall vers
Bezug auf Werth und Grad der Zu
sehr verschieden sind. Erst in aller
haben sich, wie ich bestimmt vers
auch unter den Griechen selbst me
zugleich geregt, um diese Unterla
theilweise wieder gut zu machen.
eine sehr erhebliche Frucht ihrer T
jetzt nicht bekannt geworden, und
voraussichtlich noch gar viele Jah
ehe der reichhaltige Stoff zur Genü
und in der richtigen Art mitgethei
ein Ziel, das nur durch das Zusa
möglichst vieler erreichbar ist. U
Umständen kann es nur um so erwü
wenn auch ausserhalb des Kreises
zu solcher Arbeit berufenen Einheir
lässliche Männer, denen die Geleg
geboten ist, planmässig auf dieses sc
Feld der Forschung sich begeben
ihnen Gewonnene zum Gemeingut
schaft machen. Im vorigen Jahr
unsrer Landsleute, der Consul von
das Verdienst erworben, die erste vor

veranstaltete Sammlung griechischer Märchen herauszugeben. Dessen Werke ist in kürzester Zeit die kleine Schrift Wachsmuth's nachgefolgt, welche, wenn schon sie die allgemeinere Aufgabe sich gestellt hat, überhaupt das Alte im Neuen nachzuweisen und darum auch über den Nationalcharakter der Neugriechen und andre Dinge sich auslässt, doch vorwiegend die in Ueberlieferungen, Anschauungen und Bräuchen des Volkes erhaltenen Reste der Vorzeit in Berücksichtigung zieht. Indem ich nun diese Schrift im Folgenden einer näheren Besprechung unterwerfe, glaube ich dieses nicht ohne Beruf zu thun. da ich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Griechenland dem nämlichen Gegenstande besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe.

Das Buch des Verfs zerfällt, wie schon aus dem Titel hervorgeht, in zwei Theile. Der erste, »das alte Griechenland im neuen« (S. 1 — 38), enthält einen zu Bonn am 16. Januar 1864 gehaltenen Vortrag. Hier bringt der Verf. zuerst einige einleitende Gedanken über den Nutzen vor, welcher schon aus blosser Anschauung griechischen Landes und griechischer Natur für die Beurtheilung seiner einstigen Bewohner und ihrer Schöpfungen sich ergebe, und kommt dann auf sein eigentliches Thema, nämlich »das jetzige Griechenvolk selbst mit der ihm vom Alterthum in ununterbrochener Kette überkommenen und in ihm fortlebenden Ueberlieferung« darzustellen. Zu diesem Zweck spricht er zuerst über Körpergestaltung und Physiognomie der Neugriechen, so wie über Sprache und Nationalcharakter derselben, und geht dann zu den »weitverzweigten Spuren hellenischen Heidenthums und antiker Vorstellungsweise« über,

indem er hier besonders der Märchen-
 nung thut, dann der volksthümlichen
 gen vom Tode und vom Leben nach
 der zahlreichen Ueberbleibsel heidn-
 schauungen und Gebräuche, die im
 christlichen Kultus selbst, in der He-
 rung, in den Legenden, in den religi-
 und Ceremonien unter nur leichter
 bergen, ferner der Wesen, mit denen
 tasie der Neugriechen meist in Uebere-
 mit ihren Vorfahren die Natur bev-
 Krankheiten personificirt, hierauf de-
 bens des bösen Blicks, endlich des T-
 Zauberingen. Zum Schlusse gibt der
 Uebergang anderer Sitten, deren I-
 er sich zum Theil für den Anhang
 eine Beschreibung der griechischen
 feier.

Da der Verf. die ganze so reich-
 so eben angegebenen Stoffes in eine
 von einem bestimmten Zeitmass abbä-
 trag zusammenzudrängen sich entsch-
 so war es natürlich, dass er in den
 Ausführungen meistentheils absehen
 blosser Andeutungen sich beschränkt
 Doch hat er in den dem Vortrag a-
 Anmerkungen Gelegenheit genommen,
 nur kurz berührte Punkte eingehen-
 sprechen. Sodann sind in dem b-
 wissenschaftlich gehaltenen Anhang (S-
 welcher den zweiten Theil seines Bu-
 die an Geburt, Hochzeit und Tod s-
 pfenden Sitten und der damit zusam-
 Aberglaube der Neugriechen besond-
 grösserer Ausführlichkeit dargestellt.

Das Buch des Vfs beruht auf einer
 Verarbeitung des bereits vorliegenden,

swerken oder besonderen Abhandlungen allenthalben zerstreuten Materials. Hervorzuheben ist, dass er manche wichtige Bemerkung aus einer kleinen, in Griechenland selbst erschienenen und bisher in Deutschland nicht bekannten Schrift mitgetheilt hat. Einige griechische Quellen sind ihm jedoch entgangen, wie sich bei der Veröffentlichung meiner Sammlungen herausstellen wird.

Des wirklich Neuen bietet zwar der Verf. nicht eben viel; es scheint, dass sein Aufenthalt an Ort und Stelle von zu kurzer Dauer gewesen ist und seine Forschungen zu frühzeitig haben abgebrochen werden müssen. Doch ist auch das Wenige, wenn es sich nur durch Treue und Genauigkeit empfiehlt, stets willkommen zu wissen. Für weitaus die wichtigste unter den eigenen Angaben des Verfs, welche fast sämtlich auf den Mittheilungen eines Eliers aus dem Dorfe Zurtsa und eines Einwohners von *Βερίνη της Ηωγωνιανής* in Epirus beruhen, halte ich die elische Auffassung der Lamia als eines lämonischen Wesens des Meeres (S. 31 und 55), ferner die Vorstellungen des Volks im epiratischen Zagori von den bösen Geistern in der Natur (S. 53) und die von einer Hexe vorgenommene Ceremonie, um den Zauber des Netelknüpfens zu lösen (S. 104). Auch die genauere Beschreibung der schon von Fauriel Discours prélim. S. XXXVI kurz erwähnten, zum Schluss der Hochzeit an der Quelle stattfindenden Feierlichkeit (S. 100 f.) ist recht dankenswerth.

Besonnenheit im Urtheil und wissenschaftlicher Ernst treten in dieser Arbeit in anerkennenswerther Weise hervor und erheben dieselbe

über ähnliche Leistungen Früherer. Ich das Verfahren des Verfs in Betrachtung der ältern Litteratur keineswegs billigen; hier wäre grössere Verschiedenheit am Platze gewesen. Nach achtzehn Nachrichten Früherer und abergläubische Vorstellungen scheinen nur dann vollen Werth, wenn Angabe des Ortes, an welchem die Thatsachen beobachtet worden sind, hinzugefügt ist. In solchen Dingen natürlich nicht in Athen. Die Uebereinstimmung mit dem Griechischen selbst, wie ich aus Erfahrung weiss, ist auf einem verhältnissmässig sehr kleinen Raum, z. B. innerhalb einer Insel, in Gebräuchen nicht unerhebliche Abweichungen hervortreten. Wenn man also solche Mittheilungen, welche, wie die älteren Berichterstatteu leider so häufig der Fall ist, der genauen Ortsangabe entbehren, zur Benutzung heranzieht, so sollte man nicht ohne weiteres als allenthalben geltend annehmen. Der von Pouqueville berichtete z. B., dass man einem neugeborenen Kinde einen Kuchen, ein Geldstück und einem Mädchen einen Spinnrocken auf den Kopfkissen lege, ist sicher ein localer Brauch. (S. 75) nicht unter die griechischen aufgeführt werden sollte. Dann, was bürgt uns denn dafür, dass was ehemals an altem Glauben und Sitten in Griechenland noch lebend auf den heutigen Tag sein Dasein erhalten hat. Solche Ueberlieferungen aus der Vorzeit ja doch nicht ewig fort in ungeschwächter Form ebenso wenig als Formen und Wörter der Sprache immer dieselben bleiben;

mern allmählich immer mehr und verschwinden beim rascheren Vorwärtsschreiten der Kultur zum Theil gänzlich aus dem Bewusstsein der Menschen. Ueberall sind die Spuren des Heidenthums vor hundert Jahren weit zahlreicher und weit frischer gewesen als gegenwärtig, und was insbesondere Griechenland betrifft, so ist es nicht zu verkennen, dass dessen die ganze Nation bis in ihr Innerstes erschütternder, alle Verhältnisse neu gestaltender Freiheitskampf und theilweiser Wiedereintritt in die Geschichte auch auf jene stillen und verborgenen Seiten des Volkslebens wesentlichen Einfluss gehabt haben. Daher sollten die über jene Zeit zurückreichenden und durch keinen neueren Gewährsmann bestätigten Nachrichten zwar keineswegs unberücksichtigt gelassen, aber ebenso wenig als vollgültige Zeugnisse für jetzt Bestehendes gebraucht werden. Der Verf. hat diese doch so einleuchtende Regel ausser Acht gelassen, wie ich an einem augenfälligen Beispiel zeigen will. Er sagt S. 77 f., dass »die Gello noch heute um das Leben ihrer Kinder besorgte Eltern schreckt«, und dass »abgefallene Kinder noch jetzt Γελλοβόρα heissen.« Diese Notiz ist aus Michael Psellus dem jüngeren geschöpft, dessen Worte bei Leo Allatius de Graecorum hod. quor. opinionibus (in dem Buche de templis Graecorum recentioribus S. 117 f.) zu lesen sind, also aus einer Quelle des elften Jahrhunderts oder höchstens des beginnenden zwölften! Ob aber diese Namen gegenwärtig noch irgendwo in Griechenland unter dem Volk zu hören sind, möchte ich stark bezweifeln, wenn auch das Vorhandensein ähnlicher Vorstellungen fest steht.

Es kann selbstverständlich nicht meine Ab-

sicht sein, dem Verf. in alle Einzelheiten der Darstellung zu folgen und alle Dinge, die ich abweichende Ansichten habe, nachzusprechen; dazu wäre eine Ausführlichkeit nöthig, welche der Raum für eine Abhandlung nicht gestattet. Ich beschränke mich daher auf einige Punkte, deren Erörterung ohne Unmöglichkeit geschehen kann, sowohl aus dem Vortrag als aus dem Anhang herauszuheben, um gewisse offenbare Versehen des Verfassers zu vermeiden.

S. 5 behauptet der Verf., »im Alter raube die niemals völlig absterbende Jugend der Bewohner der Gelegenheit, an ihren Angehörigen klagend und aufjauchzend Theil zu nehmen.« In der deutschen Frühlings- und Herbst-Gedichtung wird dort von Haus aus nicht möglich gemacht, dass ein Satz ist, in solcher Schärfe auszusprechen, dass er falsch, da ja doch, wie bekannt, bei den Griechen z. B. im Kultus der Aphrodite vornehmlich in der mit diesem zusammenhängenden Adonisfeier, und ebenso im Eros-Gottesdienst ausgelassene Lust beim Vergnügen der Natur und wehmüthiger Schmerzen im Absterben zum unzweifelhaftesten Antheil kommen. Und wird ferner nicht der Hauptpunkt der Hauptung durch die von ihm selbst gegebene Art und Weise widerlegt, wie man sich in Theilen Griechenlands von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart den naheliegenden Dingen begrüsst?

Wenn der Verf. S. 18 bemerkt, »Griechenland ist für den Fremden so gut wie unzugänglich,« so ist es möglich, von den märchenkundigsten Lesern auch nur ein Märchen erzählt zu bekommen, so bezieht er sich ohne Zweifel auf die Sage, dass die Götter, welche von Hahn während sein

rigen Aufenthaltes daselbst gemacht hat (siehe dessen griech. und alban. Märchen, 1. Theil, S. 11 f.). Aber schon Zuccarini's Erzählung im Ausland (vom J. 1832, S. 230 und 243) hätte ihn belehren können, dass die Sache sich doch nicht ganz so schlimm verhält. Auch ich selbst habe in Griechenland, allerdings unter Verhältnissen, die für diese Gelegenheit besonders günstig waren, mehrmals aus Frauehmund Märchen vernommen, wenn gleich natürlich Kinder zu solchen Mittheilungen sich stets bereitwilliger zeigten.

Dass die heidnischen Götter und Helden in der christlichen Zeit vielfach durch Heilige von verwandter Bedeutung ersetzt worden sind, ist richtig und gilt gleich wie für andere Länder, so auch für Griechenland. Allein man muss sich doch hüten, aus theilweiser Uebereinstimmung im Wesen oder auch im Namen allzu voreilige Schlüsse zu ziehen. Wenn der Verf. S. 23 die Bemerkung macht, dass »den auf feurigem Wagen am Himmel fahrenden Sonnengott Helios in seinen auf hohen Bergen gelegenen Heiligthümern der auf feurigem Wagen gen Himmel fahrende, auch lautlich nahe stehende Elias« abgelöst, so hat er nicht beherzigt, was bereits Ross (Griechische Königsreisen II, S. 212) gegen dieses »beliebte Steckenpferd der archäologischen Topographen«, wie er's selbst nennt, mit gutem Fug eingewandt hat: dass nämlich der Prophet Elias in Griechenland Göttern aller Art auf hohen und niedrigen Bergspitzen nachgefolgt ist, wie auf dem Helikon den Musen, auf Aegina dem Panhellenischen Zeus, auf dem Menelaion bei Sparta dem Menelaos; dass es im ägäischen Meere keine Insel gibt, woselbst nicht wenigstens eine Bergspitze nach ihm be-

nannt wäre, und dass allein in der Mani nicht weniger als fünf Gipfel die seinen Namen tragen.

S. 27 f. entwickelt der Verf. den Satz, dass die heutige griechische Charfreitag-Oster-Feier mit ihren eigenthümlichkeiten aus den eleusinischen Festen hervorgegangen sein möchte. Ich bin sehr geneigt dieser Ansicht beizutreten. Diese Ansicht selbst ist aber bereits vor mehr als einem Jahrzehend von Hettner, griech. Reiseskizzen — 57 in einem besonderen Kapitel, worin beschrieben ist »der Charfreitag und die Charfreitagsfeiern«, in ausführlicher und schöner Weise vorgetragen worden.

S. 42 und 118 Anm. 124: Der Verf. ist gegen Fallmerayer gerichteten *Ἀνακτορίου* nicht *Λεύκιος*, eine Namensform, die Wachsmuth ohne Zweifel nach dem Titel vorkommenden Genitiv selbst genommen, sondern *Λευκίας*, und ist derselbe, der die Gründung der Athenischen Universität in traditionellen akademischen Kostüm des 18. Jahrhunderts mit grossem Pathos und seltener Lebhaftigkeit die Festrede hielt. (Erinn. und Mittheil. aus Griechenl. 1840.) Er hat höchst erbaulich geschildert hat.

S. 106 Anm. 85 sagt der Verf. *καὶ τοῦτο* heisse im Munde des Volks euphemistisch *πὺλι*, und übersetzt dieses Wort durch den vogel. Das ist ein arges Verselbstständigen. Das Wort ist keineswegs mit *χαρά* zu setzen, sondern mit *Χάρος*. Also *χαρὶ τοῦ Χάρου τὸ πὺλι*, der Todt ist wie ja die Eule auch bei uns genannt werden pflegt. Merkwürdige Euphemismen und Ausdrücken sind allerdings

an Tage dem griechischen Volk eigen, und auch für jenen Unglück verkündenden Vogel ist mir auf einer griechischen Insel eine schmeichelnde Bezeichnung aufgestossen, die indessen nur in einem besonderen Falle angewendet zu werden pflegt. Allein in *χαροπούλι* liegt sicher kein Euphemismus. Der Verf. verweist für seine Behauptung auf Protodikos *περὶ τῆς παρ' ἡμῶν ταυῆς* S. 18, welches jedoch nur folgendes sagt: *ὁ κρωγμὸς τοῦ κόρακος ἐπὶ τῆς οἰκίας τοῦ βασιλέως ἀσθενοῦντος νομίζεται ὡς προμήνυμα ἀπαθῶν πρὸς τὸν ἀσθενοῦντα, δυσάνητον δὲ καὶ τῷ νυκτικώρακος, ὅστις καὶ λέγεται κοινῶς χαροπούλι.* Schon aus dem Zusammenhang, in welchem diese letzten Worte seines Gewährsmanns mit den vorhergehenden stehen, hätte der Verf. die richtige Bedeutung jenes Namens ersehen können.

In derselben Anmerkung ist ein zweiter Punkt zu berichtigen. Der Verf. übersetzt den euphemistischen Ausdruck *ἡ συγχωρεμένη*, mit welchem man die Personification der Pocken, eine alte scheussliche Frau, bezeichnet, die Schonende. Das ist ein Fehler, welcher von Fauviel, Discours prélim. S. LXXXIV ausgegangen (derselbe erklärt *« celle qui épargne, qui se laisse fléchir »*, und übersetzt ebenda selbst auch den gewöhnlicheren Namen für jene Krankheit, *ἐνλογία*, völlig verfehlt) in mehrere Bücher, selbst in Grimm's deutsche Mythologie S. 1114 sich eingeschlichen hat, aber von Hrn Wachsmuth, der in Griechenland selbst gewesen ist, nicht hätte wiederholt werden dürfen. Wie kann *ἡ συγχωρεμένη* jene aktive Bedeutung haben? Es ist doch Partic. Perf. Pass. von *συγχωρῶ*, d. h. erlauben, und vorzugsweise verzeihen, vergeben. Folglich ist *συγχωρε-*

μένος wörtlich derjenige, welcher worden ist, woraus sich die in der Vulgarsprache ganz gewöhnliche Be-
 lig entwickelt hat. So sagt z. B. wenn er seines verstorbenen Vaters
 stets *ὁ πατέρας μου ὁ συγχωρεσ*
 mit umgekehrter Wortstellung *ὁ συγχωρεσ πατέρας μου*), d. i. mein seliger
 selbe Bedeutung hat nun auch jen
 stische Name der personificirten B
 heit. Sie heisst die Selige, der g
 vorn herein alles was sie thut v
 Ganz ebenso wird in Deutschland ma
 heit, deren rechten Namen man au
 sich scheut, das Selige genannt, w
 Grimm vergleiche in der deutschen
 1106.

S. 113 Anm. 108: Nicht von Zu
 der Verf. angibt, ist die Schilderung
 rens griechischer Klageweiber im A
 J. 1832, S. 1261 f., sondern aus de
 eines nordamerikanischen Philhellen
 scheinlich des Obersten Howe (s. di
 Uebersetzers).

Hiermit schliesse ich die Anzeige
 muth'schen Schrift, indem ich mir
 später bei der Veröffentlichung mei
 Sammlungen noch einmal auf sie zu
 men, um gewisse andre Punkte zu
 deren Erörterung an diesem Ort des
 ten Raumes wegen unthunlich ist.

Jena.

D. Bernhard

Göttingische hrte Anzeigen

unter der Aufsicht

gl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. April 1865.

he Götterlehre von F. G. Welcker.
rieterichsche Buchhandlung. Zweiter
817 S. in Octav. Dritter Band
380 S. in Octav*).

en beiden Bänden ist das Werk ab-
eins der bedeutendsten, welche wir
riechische Alterthumskunde besitzen.
iten Bande wird das in dem ersten
Wesen der Götter entwickelt und
t und bei dem grossen, leicht zur
führenden Stoffe mit einer Klarheit
mtheit geordnet, dass die reiche
deutlichsten Uebersicht gebracht ist.
odste Gelehrsamkeit, vereint mit dem
alen Manne in reichem Maasse ver-
nen Sinne für Poesie, Kunst und Na-
rdevolle Sinnigkeit in der Auffassung
en und höchsten sittlichen Dinge, lie-

nzeige, welche erst einige Zeit nach dem
rfassers an die Redaction gelangt ist, hat
Umfangs etwas lang liegen müssen.

Die Redaction.

gen in dem ganzen Werke zu Tage
chere und klare Erkenntniss des
Volksgeistes in seiner Eigenthüm
fortschreitenden Ausbildung, begeg
all in den Auseinandersetzungen de

Die Entwicklung der Götter in
Theile ist in einer Vollständigkeit
welche sonst nirgendwo zu finden i
sehr übersichtlich. Dem Verf. im
folgen würde ein starkes Heft füllen
steigt durchaus den Raum, welcher
zeige zugemessen ist, weshalb Ref.
auf den von ihm hie und da zu er
derspruch beschränken muss, denn
Uebereinstimmung in dem Grundwe
chischen Mythologie, sieht Refer.
nicht jedes so an, wie der Verf.,
Ref. Widerspruch in dem Vorwort
Bande aus dem richtigen Gesichtsp
Ueber die Zwölfgötter denkt Refer
beim ersten Theile bemerkt ist,
vermisst bei Zeus eine Erörterung
Reise zu den Aethiopen in Gesellsch
pischen Götter, wo er (nach der
Tage weilt. Der wahre Zeus, welc
unübertrefflich geschildert hat, geh
Aethiopen, sondern der Sonnengott,
mit Recht seine Stätte hat. Dass
Iliade auf Zeus übertragen ist, gehö
Märchenbehandlung an, lässt ab
Sonnencult schliessen, welcher du
seiner Bedeutung einbüsste, inde
ethische Gott den materialistische
Diener herabdrückte, wie der Hebr
schemesch, den Diener, nämlich
nannte.

Bei Apollon hätte Ref. gewünscht

Über das Apollische Scherzfest auf Anaphe zu vernehmen bei Gelegenheit des mimischen Festes im Homerischen Hymnus (in welchem der Verf. *χερβαλιασούς* als Geplapper erklärt, Ref. von dem die rhythmische Bewegung begleitenden Klappern versteht). Dieses Scherz- und Spottfest, wie es Apollonius Rhodius (IV. 1720 ff.) beschreibt, hat in dem Schütten des Wassers auf die Feuerbrände einen so eigenthümlichen Anhang, dass man diesen und das Ganze von einem so grossen Kenner des Alterthums, wie Welcker es ist, erörtert haben möchte, da auch die Scholiasten, welche zu jener Stelle sich nicht vernehmen lassen, vielleicht weil sie ohne Hände waren, uns im Stiche lassen. Da der Name Anaphe auch Feueranzündung bedeuten kann, so könnte sich die Erörterung vielleicht daran anknüpfen lassen. Den Lorbeer hat Apollon nach des Verfs Ansicht als einen sehr schönen Baum, worin Ref. nicht beistimmen kann. Der Lorbeer galt für besonders geeignet, um durch Reiben Feuer zu entzünden, ja der Hom. Hymnus auf Hermes lässt den jungen Gott mit Eisen Feuer aus dem Lorbeer schlagen. Apollon aber war ein Feuerspender, dem zu Ehren ein ewiges Feuer brannte, und bei welchem man auf Delos das reine Feuer nach Lemnos holte, wann das bis dahin gebrauchte ausgelöscht war. Der Lorbeer ist als reinigend angesehen worden auch in Rom, und wenn man dies dem reinigenden Gotte Apollon zuschreiben könnte, so ist doch das Feuer hinlänglich als reinigend bekannt, weil es ein Lebelement ist. War doch der Athene, der Feuergöttin, der Oelbaum geweiht, weil er das Oel, diese vorzüglichste Nahrung des Feuers giebt, und hatte man doch die an das Licht führenden Eileithyien, Damia und

Auxesia, d. i. die das Volk mehrere götting, aus Oelbaumholz in Aegina geschnitten sieht nicht ein, warum der Baum dens nicht eben so gut für einen Gott geeignet sein soll, als der Baum der Hestia der Feuergötting gehörte. Eben die Erklärung des Lorbeers, glaubt die Erklärung des Adlers, welchen des hohen Fluges dem Himmelskönig annimmt. Die indische Mythologie Vogel den Amritaräuber, das Amrit die Feuchtigkeit, das Wasser, die Nahrung, ohne welches kein Leben möglich der Unsterblichkeitstrank, Amrit raubt der Wind die Feuchtigkeit empor, und für den Wind ist der ständige Vogel doch wohl ein geeigneter. Der Adler trägt als Bild des Windes der Könige die Nahrung des Gewitters zu, denn eine solche Beziehung zum Wasser war der griechischen Mythologie ebenso wenig fremd, wie der indischen. Mythus von Boreas und Oreithyia, Verf. bei Gelegenheit eines Vasenbildes klärt hat, beweist dies allein schon. Auch der Fichte des Poseidon erkennt die sinnbildliche Bedeutung nicht. Man glaubt, sie sei diesem Gotte geweiht. Die Fichtenwälder an sandigen Meeresufern. Das kann Ref. durchaus nicht glauben. Die Fichte ist auch ausser ihrer Beziehung zu Poseidon bedeutend. Am Feste der Artemis war der Fichtenkranz ein heiliger, des Callimachus Hymnus auf Artemis. In dem Mythus von Kybele und Attis ist der Baum ein Sinnbild des Lebens, ein Baum, wie auch wir einen immergrünen Baum

die Gräber pflanzen und Lebensbaum benennen, ohne immer an seine sinnbildliche Bedeutung zu denken. Auch in Rom war die Fichte in sinnbildlicher Bedeutung bekannt, denn der Fichtenzweig war ein februum in der Hand der Flaminica, es müsste denn jemand in Ovids Festkalender (II. 28) das unverdächtige pinea aus Abseignung gegen die Fichte mit dem von Heinsius vorgeschlagenen spinea vertauschen, welche in der Virgilischen Ciris (439) wenigstens gegen die Verdrängung durch die spina alba durch das Versmaass geschützt ist. In Milet, wie Steph. Byz. meldet, diente Fichtenzweig und Fichtenzapfen an den Thesmophorien. Als Lebensbaum hat die Fichte reinigende Kraft, denn das Leben reinigt, der Tod verunreinigt.

In dem höchst lehrreichen Capitel über Apollon finden sich S. 349 die Worte: »dass der hohe Norden die Gedanken der Hellenen frühzeitig beschäftigt habe, lehren uns die hellen Nächte, die ihm die Odyssee zuschreibt (10. 82) und einiges andre.« Ref. sieht in der angeführten Stelle keinen Grund zur Vermuthung heller Nächte in der sehr unheimlichen Lästrygonischen Telepylos. Es heisst, daselbst höre der Hirte, der die Heerde austreibt, den der sie eintreibt rufen, und wer des Schlafes nicht bedürfe, der könne an einem Tage zwei Tagelöhne verdienen, den einen durch das Weiden der Rinder, den andern durch das Weiden der Schafe. Das Märchen enthält also nur die Angabe, dass dort die eine Gattung der Thiere bei Tage, die andere bei Nacht zur Weide geführt wird, nicht aber, dass die Nächte hell seien. Dass dies sich aber etwa von selbst verstehe, weil es der Helligkeit bedürfe, um die Thiere zur Weide zu führen, wäre eine zwecklose Annahme, da diese Thiere

um ihre Nahrung zu finden und z
des Lichtes nicht bedürfen. Zwa
Odyssee als Grund jenes Verhältniss
γὰρ νυκτὸς τε καὶ ἡματὸς εἰσι κέλευθ
damit ist nichts anderes gemeint, a
und Nacht dort einander nahe sind,
siodische Theogonie dem Tag und
eine Wohnung giebt, wo das eine
andre ausgeht, und wo sie sich ein
nend begrüßen (V. 748). Diese Wo
ist in der Unterwelt, dort wo Atla
mel trägt. Die Scholien zur Odyssee
nichts Brauchbares. Was für eine S
unheimliche Telepylos, d. i. die Fern
cherlich eine Unterwelt, wie die Pelc
Pylos, wo die Rinder, die Sinnbilder
und die Schafe, die Sinnbilder der
und einziehen. In Thrinakia sind
jener Sinnbilder, 350 Rinder und
dem Herrn und Schöpfer der Tage,
als der Tageszahl des Mondjahres er
und seine Töchter weiden sie. Das
loniaten nur eine dem Helios heilige
hielten, welche Nachts von angesehen
bewacht wurde (Herodot. IX. 93), ka
theilung in Rinder und Schafe nicht
tigen. Telepylos, die ferne Pforte
welt, ist natürlich im Westen, und v
von dem Norden spricht und dem St
Drachen, so mag er die Kenntniss vo
den langen Tagen gehabt haben, aber
zur Zeit des Homerischen Epos dies
nen nicht unbekannt gewesen wäre,
in der Odyssee keine Rede davon.
diese Telepylos nicht auf eine bestin
im fernen Westen zu beziehen, wie
Italien Unterweltsstätten gab, z. B. o

pel und im Wolfsland (bei den Irpinern oder Hirpinern) Amsancti valles, geschildert von Virgil (Aen. VII. 565 ff.), sondern es ist die Unterwelt schlechtweg, dichterisch in den Kreis der Odyssee gezogen. Indem Ref. in diesem Punkt entschieden widerspricht, erkennt er jedoch die Schilderung des Hyperboräischen Apollon sonst in Allem als durchaus gelungen an, und der Freund der Mythologie muss ihm dankbar dafür sein.

In der Erörterung des Wesens der Artemis erklärt der Verf. Manches aus der Synkrasie mit ihrem Bruder Apollon, und Refer., welcher schon vor 40 Jahren diese Gattung von Synkrasie in den etymologisch-mythologischen Andeutungen auf Apollon und Artemis als zur Erklärung ihrer Mythologie nothwendig angewandt, ist noch immer dieser Meinung. Doch in einem Punkte, welchen der Verf. auf diese Weise erklärt, ist Ref. in Zweifel, dass Artemis nämlich die Vorgebirge, Küsten und Häfen mit dem Bruder gemein habe. Hier bieten sich uns noch zwei Erklärungen dar, die eine, dass sie als Jagdgöttin auch dem Fischfang vorgestanden habe, und dass sie als Wassergöttin den Werken der Menschen auf dem Meere eine Beschützerin gewesen. An und für sich ist zwar Artemis keine Wassergöttin, denn sie ist ursprünglich die grosse Erdmutter und Lebensgöttin, welche zu einer eigenen besondern Gestalt gebildet ward, ohne jedoch ihrem Grundwesen in zu grosser Einengung entfremdet zu werden. Wir finden nun in der Mythologie, dass einer Gottheit über das auf sie Einwirkende eine Macht zugeschrieben wird, welche sie gradezu zu einer Gottheit der auf sie einwirkenden Sache macht. Wenn in der Arkadischen Legende Poseidon mit Demeter

zeugt, so ist der einfache Satz, die bringe die Erde zum Hervorbringen wachse. Aber bei Aphrodite wird niss des Wassers zu ihr in so we ausser Acht gelassen, und nicht in dem bloss äusserlich in seiner Verbindung mit ihr festgehalten. dem Meere geboren und erhält Gew Meer, welche gute Schiffahrt ver Sabazios, das Segenskind, welches und Feuchtigkeit gedeiht, für welche lingsstürme, die Blitze, die Nymphen, die Najaden und das Regengest den die besten Pflegerinnen sind, Hyes, Regner. (Man müsste denn schaft so deuten, dass er zu einem nige, einem Zeus, erhoben worden gradezu verwerflich wäre, weil in schen Culte des Segenskindes, die seiner Mutter und Himmelskönig w der wahre Himmelskönig für diesen ren ging). Selbst Semele wurde : (*Υή, Σεμέλη ἀπὸ τῆς ὕδατος*. Hesych. So ist auch Artemis Wassergöttin, her Verbindung mit den feuchten A Fluss Alpheios, und könnte auch mi in Verbindung stehen, ohne diese ziehung nur von dem Fischfang zu

In der hierauf folgenden Erör Hekate möchte der Verf. die drei mit der dreifachen Gestalt dieser G bindung bringen, worin Ref. nicht kann. Mochte die Verbindung diese dem Monde noch so enge sein, hä selbst zur Beherrscherin des Mond so würde sie nur Herrin der vier und des periodischen Monats, nic

lischen gewesen sein, welcher eine bürgerli-
 Kalendereinrichtung war und welche in Athen
 verlich über die Zeit Solons hinaufzurücken
 zu welcher Hekate doch wohl schon dreige-
 let war, da die Hesiodische Theogonie sie
 als mystische Göttin beschreibt, die da-
 zu im Himmel, auf Erden und im Meere.
 das Walten über die drei Decaden erwähl-
 die Athener die Schützerin ihrer bürgerli-
 Ordnung, die mit allem Fug auch dieser
 bürgerlichen Ordnung vorstand, wovon sie
 Beinamen Tritomenis erhielt, welcher wohl
 Anspielung auf ihre Namen Tritonis und
 Logeneia gewählt ward. Dass am dreissigsten
 Monats Speisen auf die Dreiwege getragen
 den als ein Hekateessen beweist in dieser
 he nichts, weil es den alsdann herumschwei-
 len Geistern, deren Gebieterin Hekate war,
 gebracht wurde. Die Unterweltsgeister aber
 nach einem alten Glauben an dem Schlusse
 r Zeitperiode, sei es einer längeren, wie des
 res, so des Monats rege und schweifen auf
 Oberwelt herum, wo man ihnen Speise hin-
 t auf Kreuzwegen, weil sie dort eintreffen,
 welcher Seite sie auch kommen mögen.
 der dreigestalteten Hekate erklärt der Vf.
 h den Hermes *τρίκεφαλος*, und begründet es
 reich durch die sogenannten Dreiwege. Doch
 sicher gilt dies dem Ref. nicht, da es auch
 en vierköpfigen Hermes gab, weil er der Herr
 vier Abtheilungen des periodischen Monats
 r, und die Zeiteintheilung ihm gehörte. Ist
 ch selbst schwerlich ein anderer genügender
 und dafür aufzufinden, dass seine Mutter Maia
 ter die Plejaden gerechnet wird, als weil die
 e Jahreseintheilung in die zwei Hauptabschnitte,

Sommer und Winter durch die Plejaden, wie Aratus sagt.

Ζεὺς — σφισι καὶ Θέρεος καὶ

Σηκουαινεῖν ἐπέλευσεν.

(Nur zwei Horen hatten die Athene, die Amykläischen Thron waren auch nicht.)

Bei der Erörterung der Mythologie der Dioskuren, in welchen der Verf. den Abendstern erkennt, Ref. aber die tergehende Sonne, sind einige Punkte ungeklärt geblieben, von welchen wir erfahren, ob sie der Verf. als wichtig oder als unbedeutend und zufällig betrachtet. Wir finden den Krug, die Diota, in Verbindung mit diesen Zwillingsgöttern, und Ref. findet diesen beim Morgen- und Abendstern, erkennt aber bei der auf- und untergehenden Sonne, das alte Bild des Zählens, welches darin bestand, dass man nach der Zahl der Tage eines Jahres jeden Tag einen füllte, und so für einen Kalender hatte, was ein Irrthum im Zählen zuliess. Zwei Dioskuren, die mit der Diota dargestellt werden, aber wie sind sie zu erklären? Plutarch (Camillus cap. 10) ist nicht wohl für diese Sache gebräuchlich, die Sache, wenn sie nicht erfunden ist, ist eine Erklärung wenig Schwierigkeiten darstellt. Ref. vermisst auch eine Erklärung, wie sich der eine Dioskure mit glatter Haut, der andere mit einem Barte dargestellt, bei Zwillingen wäre eine solche Darstellung eine unerklärliche Laune des Darstellers, eine Idee damit hätte ausgedrückt werden können. Die drei fusshohen Bilder z

ere sich neigenden Höhe, mit den
 en, waren dem Pausanias auffallend,
 te nicht, ob er sie Dioskuren oder
 nennen sollte. Die Möglichkeit letz-
 ung lässt sich nicht leicht zugeben.
 fushoch waren, würde nicht gegen
 n sprechen, die ebenfalls nur fush-
 arem Geburtsfelsinselchen Pephnos
 tanden. Nur die Zahl drei kann
 regen, nicht aber dass Athene bei
 Der Verf. erwähnt die Bilder, aber
 Erörterung. Die Kleinheit ist auch
 en bei den Anakes *παῖδες* zu Am-
 e für Dioskuren, oder Cureten oder
 ärt wurden (Paus. X. 38. 3). Der
 trapezium ist auch nur einen Fuss
 stat mensura pedem. Stat. silv. IV.
 t ist bei den Göttern, welche klein
 nd, dieses Maass überstiegen, wie
 VIII. 30, 3. 31, 1, 2) einen Pan an-
 hoch, Herakles bei Demeter 1 Elle
 er und Kore 3 Fuss hoch, Asklepios
 hoch, doch Ref. hält seine Erklä-
 nz kleinen Dioskurenbilder hier zu-
 m waren Morgen- und Abendstern
 sturmesnoth? Warum, was mit die-
 nicht zusammenhängen kann, Kampf-
 um waren sie sehr gastliche Götter?
κόσμος bedeutet den Ordner, was ord-
 um finden sich Morgen- und Abend-
 klepios und Hygiea verbunden? Ref.
 ragen, um zu zeigen, warum er die
 s Verf. nicht theilen kann. (In dem
 opfe des Janus ist wohl auch nichts
 erblicken als die auf- und unterge-
 , Tag und Nacht, welcher in Rom
 n Krieg vorstand, was auf den Käm-

pfer deutet). Ebenso wenig ist es in Hermes den Gott des Umschw und Nacht zu sehen. Dass ein s ein alter Hellenischer Gott, ja i Gott gewesen sei, widerstrebt all schen Anschauung des Ref. We der schönen Auseinandersetzung d ersten Bande die des zweiten würd und des Trefflichen viel darbietet doch jene Grundanschauung den Ve erklären, wie es vielleicht nicht a Er schreibt es der mathematisch dung, die dem Gotte gehöre, zu, die Zahl Vier heiligte. Dieses dü her geschehen sein, als man von m Geistesbildung wusste. Weder bei bei Dionysos oder sonst erörtert Priapos, und eben so wenig bei A nischen Mythos, nach welchem di Ares von Hera als Knaben empfan ihn den Tanz lehre. So giebt Luc 21) an, und sollte er nebenbei, i Priapos *πολεμιστῆς* sagt: *τῶν Τιανῶν ἢ τῶν Ἰδαίων Δακτύλων*, einen Sc phallischen Gott gemacht haben, wäre, so ist doch der Mythos kein Erfindung, und die Angabe, dass e von Ares erhalten, wäre als lucia doch zu armselig. Der ganze Z zeigt, dass der Waffentanz als der rig gemeint sei, und dass nach Mythos der Hellespontische Gott haben soll. Man könnte auf den G men, der Thrakische Ares, von we wenig oder beinahe nichts wissen, man in Bithynien vermuthen kan der Römische Mars Tänzer gehabt,

Frühlingstanz sei der Gott der Zeugung in Verbindung gebracht worden. Schade dass der Verf., welcher so fein und geistreich zu erklären leht, und so manches schwierig Erscheinende auf die einfachste Weise klar hingestellt hat, in Mythus seiner Erörterung nicht würdigte. Ueber das Einzelne in der Mythologie des Hermes zu reden, muss Ref. unterlassen, denn dem Begriffe des Umschwungs von Tag und Nacht, welcher ja den Himmel und die Erde in sich begreift, lässt sich alles in der Mythologie erklären, und es kommt nur darauf an, diesen Begriff als eine Gottheit anzunehmen. Ref., welcher in Hermes die Sonne (welche als Himmels-Morgens ihr Hauptbotenamt verrichtet, in sich die den Göttern und Menschen das Licht theilt, wie die Homerische Dichtung von Eos) erkennt, hat in dem ganzen Umfang des Werkes, was wir von der Thätigkeit des Hermes finden, nicht das Geringste gefunden, was sich nicht ganz natürlich aus dem Wesen und dem Amte des Sonnengottes erklären liesse. Doch ist hier nicht der Ort, um diese Sache durchzuführen.

Auf Hermes folgen Demeter und Dionysos, welche Erörterungen einen reichen Schatz von Belehrung enthalten. Das tiefe Eindringen in den hellenischen Geist, in Beziehung auf Poesie und Kunst, so wie in seinen Aeusserungen im Ernsten und Heiteren, hat der Verf. in diesen beiden Abschnitten in vorzüglichster Weise bewiesen, wie im ersten Theile das ethische Element die trefflichste und klarste Darstellung in der Lehre von Zeus und seinem Walten, so wie in der Lehre von Apollon und Artemis gefunden wird. In dieser Hinsicht kann sich, dies ist das Beste, keine feste Ueberzeugung, keiner mit dem Verf.

messen, weil keiner alles was da solcher genialen Kraft und Begeisterung hat. Ueber Philosophie und Glaubens Lyrik, Drama und das Verhältniß des Dionysos ist das Treffendste und einleuchtend gesagt. (Für sich einmal Ariadne geschrieben, als eine absichtliche Form möchte Ref. hält es lieber für einen Scherz, sich auch die Monatsnamen *Αὐδωναιος* und *Βενδιδατος* in *Αὐγανατατος* entstellt finden). Die Erklärer Pampano, als der Saatreiber, aber dem Ref. nicht ein, so wenig Allnährerin, aber ob *Πάμπανον* in Pampano zu ändern sei, steht fest und Ruhnken dachte anders. Die Mysterien haben in diesen Bezeichnungen ihre richtige Würdigung. Der Reichthum dieser Capitel ist zu vergleichen im Einzelnen in einer Analyse, und da Refer., welcher den Text jetzt nicht, so wenig wie früher, anwenden lassen, keinen Widerspruch zu machen geht er weiter.

Bei Pan Didymos gibt Ref. zu diesem Beinamen nicht eine Anspielung, wisse *δίδυμος*, die den Fabeleien fremd sind, zu Grunde liege. Mutter dieses Gottes vermuthet eine Anspielung auf dessen leichtglaubige Thymbra ist nasturtium, *δριμετα*, ist *δριμύς*.

ἐντὶ

καὶ οἱ αἰεὶ δριμετα χολὰ ποτὶ θεῷ
so sagt Theokrit (1. 18). Apollo der Thymbräische von der Oertlichkeit

1. Gewächs benannt wurde, und auch in Sim dürfte eher der Berg Thymbris, als der ihm fließende Fluss gemeint sein, und von 1. Gewächse den Namen haben. So sind Amkia, Marathon, Parrhasia u. a. m. benannt. irgend etwas Wahres an dem sei, was der Ohiast zu Theokrit l. 118 sagt, dass *θύμβρις* lisch s. v. a. *θύβρις* sei, achtet Ref. sehr ge-
 1. Wäre es aber wahr, dann wäre die Ab-
 ang von *θύω*, welche der Verf. vorschlägt,
 iss die richtige. Dieses Capitel enthält das
 te, was bis jetzt über den Pan geschrieben
 den ist.

Es folgen Poseidon (Amphitrite), Hephästos
 1. Hestia. Den Stier glaubt der Verf. dem
 ergott zugetheilt, wegen des Brüllens des
 eres, und da die Flüsse auch als Stiere er-
 einen, würde dies auch von ihnen gelten kön-
 1. Diese Erklärung ist natürlich und es lässt
 h an und für sich nichts Entscheidendes da-
 gen einwenden. Da aber der Stier auch Sinn-
 d der Befruchtung war, wie die stiergetragene
 tin (man denke dabei an den Ausdruck
κύριος) und der von den Elischen Frauen
 gerufene Stier Dionysos u. s. w. unwiderleglich
 gen, so kann er auch ein Sinnbild des Phy-
 mios sein, und Poseidon hätte durch seine
 rmählung mit der Demeter ohne allen Anstoss
 ier der Demeter sein können, wie der Kreti-
 ne Zeus Stier der Europa war. Refer. zieht
 ses Verhältniss als Grund des Sinnbildes vor,
 1. die Wirksamkeit des Wassers zu bezeichnen.
 anders verhält es sich mit dem Schafe oder
 m Widder, welcher ebenfalls Beziehung zu Po-
 idon hat. Dieser verwandelt die Theophane
 ein Schaf und sich in einen Widder und
 agt mit ihr den goldvliessigen Widder, welcher

den Phrixus und seine Schwester reist Personification des Regenschau mit dem Widder, d. i. der Wolkung gesetzt in einer Weise, wie chen gebrauchen konnte. Die bar ken konnte man nicht besser du darstellen als durch das von Woll Thier, wie auch Aristophanes se chor in Wolle steckte. Die leicht sehenden Wölkchen nennt man S Lämmer, was dabei nicht ganz zu weil es zeigt, wie nahe den Mensc gleichung lag. Theophane bezeich phanie des segensreichen Regens, langer Dürre, wie in dem Märchen eine Gotteserscheinung ist, und in mählung mit Theophane dem Her sers zugeschrieben wird. Da ein Thier zuweilen mehr als eine Eig Sache sinnbildlich bezeichnete, so rung ein Spielraum gelassen, welch in ganz bestimmte Gränzen einge den kann.

Den Poseidon als Arzt erklärt der für die Gesundheit heilsamen che Erklärung Ref. für vollkomme Ueber die Verbindung des Meerger stia, welche in Olympia Altarger hat der Verf. eine sinnige und so dass sie sich nämlich auf das Gefahrers für die Heimath beziehe. andere Ansicht darüber, welche v verwerflich ist. Poseidon war näm Hausgott (*δωπατήρ*) von Elis, son ganzen Peloponnes, und eines Temp matites zu Sparta erwähnt Pausan Peloponnes als dem eigenthümlich

tes spricht Diodor der Siculer (XV. Hestia ist aber eine *δομῶντις*, eine Hausgöttin, wie sie Aeschylus im Agamemnon nennt. Der Gott mit seiner Hausgenossin eine Altersgenossenschaft habe, schickt sich ganz gut. Er begehrt nicht, dass man seine Andeutung des Verfs. vorziehe. Wenn aber der Name im Capitel über Hestia diesen Namen der Vesta trennt: und den ersten von Hestia ableitet, den der Vesta von einem indogermanischen Wort, welches brennen bedeutet, so geht es nicht an, denn die Sprache steht entgegen. Das Digamma, und Hesychius führt *ἡγάα* an. Von dem Stamme *σάα* ein Wort herzuleiten, ist unmöglich. Griechische, lateinische und deutsche Sprachen haben einen Stamm *ῥσ*, *ῥσ* - ves - wes, welcher das Bleiben, Weilen, die Ruhe, das Verweilen bezeichnet. Da diese Uebereinstimmung ist, so bedarf es keines langen Redens über diese Sache. Im Deutschen ist noch *visan* vorhanden, goth. *visan*, hoch- und niederdeutsch *wesen*. *ῥσων*, die Stadt ist die Stadt des Weilens, wie deutsch Heimwist die Stadt, dasselbe ist *ῥσων* und West ist die West der Sonne, wie *ῥσος*, vesper; vesper. Von diesem Stamme nicht zu trennen. Lateinischen und Deutschen ist das Digamma entsprechende *v* nie abgestossen worden und jedes griechische Wort, welches mit *v* zum Anlaut habenden lateinischen Worten wirklich verwandt ist, hat einst das Digamma gehabt. Wenn die Stellen des Homer'schen Epos, welche auf das Digamma bei dem Namen der Here, nicht auf andere Art zu erklären sind, so ist die Ableitung dieses Namens von *ἡγάα*, Erde, unmöglich,

da letzteres Wort ohne Digamma ist Iris von *εἶμι*, gehen, abgeleitet worden der Verf. erwähnt, so ist auch dies da *εἶμι* (eo) ohne Digamma ist, da Iris, was dem Verf. nicht entging, und gewisslich den Sibilanten das Wort *ἑλῖος*, *ἄλς* u. a. m., deren wandte im Lateinischen und Deutschen durchaus nie mit v oder gar mit einem Vocal anlauten. Die Nichtbeachtung Sprachgesetzes fördert falsche Zusammenhänge zu Tage, wie sie zwar allgemein durch aber nicht aufhören, willkürlich zu sein.

Bei Hephästos möchte Ref. der des Homerischen Hymnus auf Apollo Werth beilegen, welchen der Verf. Dass Here über die Geburt der Zeus grolle, ist ein Motiv zu Fabel und man liess Here den Hephästos gemeinschaft mit Zeus gebären (oder Ares nach einer andern Fabel). diese Märchendichtung nicht, sondern Ares und Hephästos Söhne des Zeus leicht ist auch in der fraglichen nicht angenommen, dass Here den ohne Zeus allein aus sich geboren wenn man dem Worte *αὐτῇ* (V. 317) tzung zuschreibt, den ich allein gebären verstehen, welchen ich selbst ihm gegeben die Sache lächerlich, weil sie keine hatte, dem Zeus wegen Athene zu zürnen dem sie auf dieser Bahn vorangeht Wohl mochte eine Fabel gedichtet werden dass Here aus Zorn über Athene's Unterwelt beschworen und veranlasst Typhoeus ihr zu einem Rächer d

Ungethathen Beleidigung hervorzubringen. Hier lässt sich dem Homerischen Hymnus nicht zutheilen, als höchstens die zwei Verse, welche besagen, die Drachin, die verderbliche Apollon erlegte, habe einst von Typhaon empfangen und aufgenährt. Es wäre geeignet jenes Ungethüm recht zu machen und so den Ruhm Apollon zu vergrößern. Ref. hält auch diese und vorhergehenden Verse für ein Einschleichen, welches ein anderer Interpolator sehr leicht aus Reminiscenzen einen langen Lapscus effickt. Mag aber das Einschleichen einer oder zweien angehören, so ist es für die Kritik gleichgültig, und beweist nicht, dass der Interpolator gewusst habe, dass Hera die Mutter, oder dass er diesen Sinn in seine Erklärung habe legen wollen. Im ganzen Bereiche der Homerischen Dichtung gilt die Hera, in der Iliade erscheint, und wenn sie aus dem Zorn gegen Zeus den Typhon gegen diesen von der Welt erbittet, so ist dies ein oberflächliches Märchen, um die Geburt der Athene zu erklären, welchem man auch damit zu viel beilegen würde, wollte man annehmen, der Interpolator habe die spätere Deutung der Hera gekannt, und sie darum den Sturm zu erzeugen lassen. Im Culte haften die Züge, welche das Wesen einer Gottheit machen, und überdauern die Vorstellungen, welche sich von derselben im Laufe der Zeit ändern und das wahre Wesen der Gottheit verdunkeln. Etwas ganz anders ist es, wenn ein Bild Feuer aus den Brüsten der Gottheit hervorbrechend darstellt. Ref. stimmt dem Verf. nicht bei, und glaubt, dass der Interpolator einer im Geiste der Homeri-

schen Poesie gehaltenen Dichtung zu erweise, welcher durch den Ausdruck Abgeschmacktheit auf die Spitze treibt.

Das Capitel über Aphrodite ist stichthig geschrieben und entwickelt das Wesen der Göttin in meisterhafter Schilderung. Ein kleiner unverständlicher Satz hat den Verf. im Verzeichniss der Druckfehler nicht bemerkt, wiewohl derselbe störend ist. Es heisst S. 700. »Auf dem Gras unter den Füßen wächst die Meergeborne in der Theogonie, statt dass es heissen muss, Gras wächst an den Füßen der Göttin. Ueber die Natur von welcher wir allerdings kaum eine Ahnung haben, spricht der Verf. sehr wenig und schreibt sie selbst römischem Einfluss zuschreibend im Tempel der Libitina die Bestattungsorte waren. Ref. bedauert, dass der Verf. an dieser Gelegenheit nicht ein Wort gesagt hätte über die römische Darstellung der Venus in den Bildern der Göttin, der einen mit einem Apfel am Munde, also der Säuglingsgöttin, die andere mit dem Bande um den Mund, andeutend die Verstummung im Tode. Eine innerliche Verbindung des Hephästos zur Aphrodite will Ref. ebenso wenig anerkennen, als eine Verbindung des Ares zu ihr. Mag letztere Verbindung mit dem kriegerischen Wesen der Göttin aber so weit möglich ist, so vermag Ref. in Betreff dieser Stellen nicht beizustimmen. Der Apollon ist der Frühling, wo sie ihrem wahren Wesen nach Alles neu belebt und blühen und gedeihen macht, während die Frühlingsgewitter die Samen zum Gedeihen geben, dum graves semina Vulcanus ardens urit officinas. (Diogenes) an dieser Stelle, Vulcanus bereite im Frühling die Blitze, welche Jupiter im Sommer schickt.

und unnatürlich, Ref. erinnert sich aber
 em sie gehört.

Enyalios, welcher gefesselt war in Sparta,
 ein Hundeopfer im Heiligthum des Phö-
 ebracht ward, bezieht der Verf. natür-
 Beinamen auf die Enyo, und deutet
 Kriegsgetümmel, wozu das sichere Ety-
 t. Weil der Hund das gewaltigste Thier
 zahmen ist, sagt der Verf., wird er
 altigsten Gotte dargebracht. Dies be-
 Ref. Auch die Thraker opferten ihm
 und er war der Thrakische Sonnengott.
 nengott aber gehört die rasende Hitze
 stage, und diesem wird der Hund sinn-
 eopfert, um zu sühnen und gnädig zu

Gefesselt aber war der Gott, nicht
 nicht fortlaufe, sondern damit er nicht
 d Phöbos sollte helfen, damit er nicht
 Unter dem Namen Enyalios wird er
 tobender gedacht, als unter dem Na-
 , und dieses ist natürlicher Weise der
 uschreiben, deren Cult in Rom, wo sie
 iess, aber offenbar, wie ihr rasender
 t, aus der Fremde eingeführt, uns über
 n mehr Aufschluss giebt, als die grie-
 Dichter. Eine Feier rasender Trauer,
 e Trauernden sich blutig verletzten,
 asiatische Göttin, aber die Hellenen
 diese Feier nicht auf in ihre Mytholo-
 so gehört allerdings nur der Name
 dieselbe.

erakles geht der Verf. von dem Satze
 um sei das Menschlichtüchtige, die Aus-
 Ausüben der Tugend, wohlthätiger
 keit, welche Alles, was feindselig für
 chen erscheint, bekämpft und besiegt,
 t worden, so dass er nach dieser Seite

hin, das höchste Ideal des Menschlichen habe, und zuletzt zum Gotte erhoben sei. Der Heros ist trefflich geschildert dem Sagenkreise des Herakles kompendiös vor, welche weder aus dem Heroe noch aus dem allgemeinen Gottesthum, sondern lediglich im Allgemeinen hilfreich sei, sich lassen. Der Name ward gedeutet und gerühmt, weil er durch die Verfolgung zu seinen rühmlichen Thaten genötigt und der Verf. nimmt diese Etymologie an, würde sie auch dann nicht annehmen. Beispiel einer solchen Namengebung ist nicht aufgefunden wurde, was bis jetzt nicht gewesen ist. Die Frage, wie kam es dazu, dem höchsten Nationalheros der Hellenen die Feindin zu geben, will ich nicht zu beantworten. In den sittlichen Verhältnissen lag es doch schwerlich, der Göttin gegen die menschliche Tüchtigkeit einen Hass, gegen den Darsteller Argivischen Heroenthums die unablässliche Feindschaft anzudichten. Dass der Tyrische Sonnenkult, d. i. der Stadtkönig, der sogenannte Moloch, der Gott der Sonne durch den unter dem Namen Melikertes-Palaion der Ringer, welcher Heros der Isthmischen Spiele war, die seine Todtenfeier verherrlichte, dass die Hellenen diesen Gott aus dem Orient nicht verschmähten. Da sie wie das die Münzeinrichtung, auch einige Götter von den Semiten bekamen, so ist es nicht verwundern, dass sie die Periodenfeier, die sie von dort erhalten hatten, dem dort derselben zuschrieben und sich einen Heros aus bildeten. Mag Herakles noch so hellenisch, so ist doch Heros in seiner Ausb.

umfassen, was der Hellene als Heroenthath, so folgt daraus nicht, dass Herakles nicht der Semitische Sonnengott, gleich dem Heros geworden, sein könne. Die unübertreffliche Darstellung dieses Heroen, welcher der Verf. seine überlegene tiefen Kenntniss des Hellenenthums und seine Meister-Auffindung der feinsten Beziehungen zu Grunde legt, lässt dadurch, dass manche Züge nicht genügend in Beziehung auf das Heroenthum erörtert sind, die Ansicht zu, dass in dieser Dichtung zum Heros gewor-

den das Bild von Askalaphos sagt, Demeter ihn mit einem Steine in der Unterwelt erschlug und Herakles ihn davon befreit. Der Streit, die sich unter Steinen aufhält, ist die Eidechse, welche als sonneliebend erachtet wird, die der Demeter verhasst, da die Sonne die Getreidegöttin für ihren Segen leicht zu gewinnen wirkt. Einen Stein von einer Eidechse zu schlagen ist keine Heroenthath. Herakles ist noch mehr mit diesem Thierchen zu thun, er tödtet im Peloponnes, wie Pausanias erzählt, den Sauros, d. i. er ist *συνροϊόνος*, Apollon ein solcher war. Daran schliesst sich die *ἰνερσιώνος* und *κορυμβίωνος*, und die Hitze gedeihenden und sie liebenden sind im Zusammenhange zu erklären. Der Bau gehört dem Heros nicht, und doch ist Herakles *βουζύγης*, welchen Beinamen der Heros *βουφάγος*, von der Gefrässigkeit des Heros erklärt, ohne nähere Begründung stellt. Es konnte Niemand einfallen, zu fragen, welcher einst dem Theiodamas einen Pfluge weg verzehrte, mit diesem Beinamen zu bezeichnen, da dieses nur den bezeich-

nen kann, welcher die Stiere anspachius aber hat die Notiz γεώργης, welche zu βοῦζύγης passt. Das unglückliche Verderbniss des Wortes γεώργης, in welchem ausgefallen ist, γεωργίτης, welches nicht deutet, berechtigt nicht, diese Notiz zu ziehen. Der Verf. hat seine Meinung darüber geäußert, sondern diese Glosse. Die Glosse Μάλακα, τὸν Ἡρακλέα, erklärt der Verf. von den Aepfeln, statt der Schafe geopfert wurden, wie richtig lautet. Aber bei den Amathusen kann man doch wohl den semitischen Malek erwarten. Das Opfer der Aepfel man den Melitanesern, also Semiten Böotern zu. Es gehört wohl nicht zu den gemachten und unlängbaren Wahrheiten, die Aepfel nicht selbst das eigentlich Wesen, und durch Namenspielerei zu sein, sie seien den Schafen untergeschoben, die Veranlassung gegeben haben. dies für jetzt auf sich beruhen.

Wie kamen die Hellenen dazu, der Göttin die Rolle bei der Geburt zu geben, welcher nur ihr Ideal von Heroenthum zu verwenden, und ihr in Theben das darzubringen? Der Verf. hat dies für ein dings geistreich und scharfsinnig erklärt. will die Galiathias nicht als Katze angesehen wogegen er sich in den kleinen Semiten klärt. Ref. ist anderer Meinung. Die Göttin machie beweist, dass γαλῆ die Katze der ägyptische Zweig der semitischen Göttin zeigt die hohe Bedeutung der Katzen, der Lebensmutter als Geburtsgöttin, man Artemis mit ihr verglich. Das schlecht ist ein Sinnbild des Lichts,

benmutter zukommt, weil sie die Wesen durch burt zum Lebenslichte führt. Doch bei den Hellenen finden wir dies Sinnbild bei den Geburtsgöttinnen nicht.

Herakles ist Weissager und hat gleich Herakles das Würfelorakel, welches der Verf. so gelegentlich anspricht, dass er es ohne irgend eine Erwähnung in einer Note mit dem Worte, es sei übergeordnet, beseitigt. Refer. denkt nicht so leichtschätzig davon, um so weniger, als auch Herakles, welcher in Rom kein italischer Landsheros war, sondern dasselbe Wesen, welches die Hellenen Herakles nannten, in einem römischen Tempel Würfel spielt und einen eigenthümlichen Gewinn dadurch macht. Heroen haben keine Ansprüche weder auf Wahrsagung noch Würfelspiel. Auch die Reinigung des Rinderstalles des Augeias, d. i. des Lichtmannes, ist eine That, welche man für gewöhnlich nicht unter die Heroenthaten zählen kann, weshalb man einen besondern Grund für dieselbe anzunehmen berechtigt ist. Sie steht wohl in Verbindung mit der anderweitigen Sage von Rindern, welche von ihm erzählt wird. Dass die Rinder, welche er dem Geryones raubt, die Sonnenrinder des Tags seien, gleich denen des Helios, ist eine billigerweise nicht zu bezweifelnde Sache. Herakles führt sie durch Italien nach dem Peloponnes, denn bei dem Heros gelten sie der Rinderherde eben nur für eine schwer zu holende Beute aus weiter Ferne, wo auch am Ende der Welt die Rinderherde des Aides weidet, sicherlich keine andere, als die des Geryones. Der Heros trieb sie auch nach Sicilien, und von West nach Ost, statt naturgemäss von Ost nach West. Hermes führt die Sonnenrinder in die Unterwelt Pylos im Peloponnes. Eben solche

Rinder sind wohl die des Augeias, wir den Herakles mit diesen Rindryones, des Augeias in Verbindung, und als Stierjocher und Landfinden, werden wir in diesen Verh. Heros unwahrscheinlich, den Sonnencheinlich finden.

Eine noch seltsamere Heldenthat bei den Töchtern des Thestios, ein Scherz, um seine grosse Stärke. Ganz anders aber erscheint es, wenn der Herr der Perioden für gesetzlicher oder festgesetzter Zeit (Name Thestios anspielen kann) Monate, wie die fünfzig Kinder der Selene sind, erzeugt, um eine Periode als sein Erzeugniss. Der Name des Thestios lässt sich mit dem des Zadyk vergleichen, der des Vaters der sieben Patäken, der Ordnung der Woche. Auch Themis der Horen, d. i. der Zeitgränzen, der Begriffsreihe. Das Licht ist Ordnung, durch welche Ordnung in ihrer Folge die Welt ein Kosmos d. i. netes ist. Kadmos ist als Sonnen Ordner, und Elektra, die Lichtgöttin der Ordnung, der Harmonia. Die Orphik in der Anrufung des Helios & der Sonne *ἐναρμόνιον ὁρόμον* zu *ὄμμα δίκαιος* und *δεῖχτα δίκαιοσύνη*.

Der Eber ist ein Sinnbild der des Streifs von Borsten auf dem findet sich auch in der germanischen als Eber Goldborst, und wird d. i. Radfest, nämlich Fest des Sonnenopfert. In Tyrus erhielt Melkart d.

Von dem Schweinsopfer des Herakles
 der Verf., man habe ihm dieses Thier
 weil es gewöhnlich bei der Hand war,
 Ziegen und Schafen ebenso gut gilt,
 wurden ihm Ziegen nicht geopfert,
 nur Schafe ausser den Stieren und den
 . Ref. ist nicht geneigt, wenn einmal
 erwähnt wird, wie z. B. das Homeris-
 ein Eberopfer des Poseidon nennt,
 Schlüsse zu ziehen, glaubt aber, dass
 in andre Dinge eine Gottheit bezeich-
 innbildliche Bedeutung, welche sich zu
 gen fügen, in Betracht ziehen dürfe.

es tödtet seine Kinder von der Me-
 deshalb dichtete man, er sei rasend
 um die Ehre des Heros in etwas zu
 noch weder Kindermord noch Raserei
 en Grund in dem Ideal eines National-
 d dieser Zug, der denn als Prüfung
 ass, ist ein seltsames Einschiebsel in
 ahn des Heros. War aber der Gott.
 em der Heros hervorging, ein Kinder-
 und der semitische Stiergott, Moloch
 art, nahm die Kinderopfer, sie in sei-
 verbrennend, so musste bei dem Heros
 g entweder entfernt oder in passender
 geändert werden.

e Bäder, Heilbäder hat Herakles, und
 et der Verf. von den warmen Bädern
 en, der Kämpfer, her. Dies ist zwar
 klärt, wenn aber Herakles nicht ur-
 ein blosser Heros war, so ist es aus
 en der ihm zu Grunde liegenden Gott-
 gend zu erklären. Wie ist man dazu
 den Herakles zu einem Daktylos zu
 und ihn zu einem *παρὰστάνης* zu ma-
 einem Diener, welcher den Tempel der

Mykalessischen Demeter am Abend Morgens öffnet? Der Verf. nennt keinen Tempelwächter, was Ref. nicht hält, denn ein solcher Dienst bedächtigkeits und Thatkraft eines Heros. Die Alten wollten daher auch in der Demeter den idäischen Daktylen. Ref. stimmt in seiner Ansicht über den Zusammenhang des Herakles und der Demeter mit dem Verf. überein, will aber dasselbe am 21. December dem Hercules und der Demeter gemeinschaftlich dargebrachte Opfer eines Schweins nebst Brod und Met für die Sonne bedeutende Zeit auch nicht herbeiziehen, weil die Erklärung einen Raum erfordert.

Den Herakles Epitrapezios erklärt der Verf. von den Schmausereien der Diomedes. Das Fest dem Herakles gefeiert ward. Der Verf. ausgespürt und, an und für sich genutzte treffliche Erklärung. Ref. hegt über Epitrapezios eine andere Ansicht. Durch den Namen des Lysippus gelangte er zu Aristophanes, wurde als Kunstgegenstand beliebt, als Kunstgegenstand der Tafel, wenn uns das Statius anders zu einem solchen Gegenstande rechtigt. Die Nachrichten über den Herakles sind spät und dürftig. Hesychius hat geschrieben: *Γιγνῶν*: οἱ δὲ *Γιγῶν* (ist das eine Circes *γίγαντων*, und *γίγαντων*?) *Πατριπύριος*, οἱ δὲ, *Αἰγύπτιον* 'Ηρακλῆα. *Πατριπύριος* lautet: *Εὐφραδῆς* (l. *εὐφράδης*) *Πατριπύριος*. Dass der Name des Pausanias gebraucht sei wegen der Kleinheit bemerkt Casaubon zu Sueton. Julius, welcher den Ausdruck *εὐφραδῆς* v

uden hinlänglich erörtert. Dass das Bild nicht das Maass eines Fusses überstieg, nicht nothwendig darin, dass es auf den gestellt wurde, und wir dürfen auch eine re Ursache annehmen. Refer., welchem der ägäische Sonnengott als das Grundwesen gilt, welchem der hellenische Heros hervorgegangen zehen oder zwölf Hauptarbeiten der Empfangung der Finsterniss während der zehn zwölf, den zehn oder zwölf Monaten nachdeten Stunden des Tages nachgedichtet findet es wahrscheinlich, dass der kleine kles den Patäken nachgebildet sei. Der ke, d. i. der Eröffner, nämlich des Tages s (bei Homer eröffnen die Horen den Olym, ist als neugeborenes Kind klein, wie die pter den Hau, den jungen Tag, mit der ürde des Säugens darstellten. Solche kleine götter führten die Phönizier auf ihren Schiff und in Memphis gaben die Priester in Er gelung eines eigenthümlichen Feuergottes Patäken für den Hephästos aus. Die Sonne ihrer feurigen Natur war den Semiten ge, ohne dass sie für das im menschlichen Ge ache befindliche Feuer eine besondere Gott dichteten, wenigstens findet sich keine Spur r solchen bei ihnen. Der Schutz, welchen Palladium, Hestia, Hephästos (welcher im le als *ἐπιστάτης* Hausgott war, Aristoph. Av. 1. ed. Invernizi: *εἰς τὸν ἱπνὸν εἶσω, πλῆστον ἐπιστάτου*) gewähren, konnte bei ihnen nur dem Sonnengott erwartet werden. Die Be mentschaft mit den semitischen Patäken konnte Hellenen, welche mit Phöniziern verkehrten, ht fehlen, und sie konnten ganz gut die Ge ht auf ähnliche ihnen gehörige Götter über gen, welcher Uebertragung Refer. die kleine

Gestalt der Dioskuren auf Pephno, denn diese waren Schützer der Seefahrt, die Patäken (um so mehr als Aufgang der Sonne dem Schiffer Wetters währt). Dem Hausschützer gehört Gastlichkeit und der Gastschmaus, und aus dem meen war Herakles auch anderswo Gastlichkeit und Bewirthung. Bei der Herculis ging es hoch her. Macrobius (12): testatur Varro, maiores solitos oculi vovere, nec decem dies inter se pollucerent ac populum *δούμβολον* laurea dimitterent cubitum. Auch die waren sehr gastlich, was auf einem Hause deutet, und wenn dieses nicht wäre, einer Erklärung bedürfte, nicht in der Beschützung einer Gattung der Seefahrer gesucht werden kann, die Dioskuren die Römischen Staatshelden, kann kein beträchtlicher Zweifel Grund ihrer Gastlichkeit erhoben werden.

Für den Nationalheros war es besonders nahe gelegen, ihn mit dem identificiren, welcher bei Omphale in der Kerkopen, und mit den Kerkopen, die Schweifen den Lichtschweif der Sonne darstellenden Affen, wie sie ne bei den Vischnutempeln gehalten werden, in Verbindung steht (im dritten Theil wird durch Feuerwahrsager erklärt, welche Ref. nicht für richtig hält, wie der Beweis beigebracht ist). Eben so wird Herakles der Insel Kos eine wohlbestimmte Stellung des Nationalheros. Für eine tüchtige Erfindung mag Ref. die Einreihung Herakles unter die idäischen Daktylen halten, sondern schreibt dies seinem W

semitische Sonnengott das Feuer giebt und desselben ist, wie auch die Telchinen, die Niede, benannt wie Vulcanus Mulciber heisst, Rhodos eher in den Bereich des Helios, als Hephästos gehören mögen. Die Sonne als I des Feuers und als Feuerzünder anzuse- lag dem natürlichen Menschen, welcher die sende Glut derselben empfand, nahe genug.

Agni der Veda's ist auch das Feuer der re oder diese selbst, d. h. er schafft was e schafft, und in der sogenannten Orphi- n Speculation, in der Anrufung an Hephä- hymn. 66 (68), heisst es: *φαισάμβροτε δαί- φωσφόρε, αἰθήρ, ἥλιος, ἄστρον, σελήνη· ταῦτα Ἡφαίστειο μέλη θνητοῖσι προφαίνει.*

Doch mag es des Widerspruchs genug sein en die Abweisung des semitischen Sonnengot- in dieser meisterhaften Darstellung des He- Herakles, denn diese Darstellung könnte nicht r- und geistreicher durchgeführt sein, und . findet eine aufrichtige Freude daran, weil i überall das ächte Hellenenthum darin kund t, wie es klar bis in seine feinsten Züge von n Verf. wie von keinem Andern erfasst ist. e schöne Erörterung über Tyche schliesst a zweiten Band.

In dem Vorworte zum dritten Bande verthei- gt der Verf. seine Ansicht, dass der Götter- ube monotheistisch von der Gottesahnung aus- be, welche Refer. theilt. Wäre der Mensch zt davon ausgegangen, die Thätigkeit in der tur als Aeusserungen eines Willens, analog iner eigenen Thätigkeit anzusehen, sondern ess als ein Mechanisches, so würde er nie we- r zu einer, noch zu vielen Naturgottheiten ge- egt sein. Der seinen Willen und Geist auf e lebendige Natur übertragende Mensch kann

ihn nicht in verschiedene Willen spalten, da er eine geordnete Thätigkeit annimmt. Ohne den Geistesblitz der Natur hätte es keine Naturwissenschaften, da die Erde, worauf man Wasser, welches man trinkt u. s. w. benutzen konnten, um nach und nach sich zu erheben und zuletzt durch eine Chemie aus ihnen die Quintessenz zu gewinnen, welche die Welt regiert, zu gewinnen. Die Vereinerkennung der Gottheit in der Natur ist leicht zu Naturgöttern, ohne dass man stets den weltregierenden Willen festhält, es ihn aber, wenn er sich davon immer wieder hindrängt. Ohne die Idee der Gottesahnung in der Natur hätten wir den Euhemerismus, eine Vergötterung der Götter, gewiss aber keine Naturwissenschaften. Dass der Hellene, welcher den Himmelskönig alle seine Ethik legte, die ihm untergeordneten Naturgötter zu vernichten suchte, bewahrte ihn vor dem Polytheismus, welcher sich an Jehovah anlehnte, der alles dem einen, reinen Geiste und seinen Geboten unterordnend und Wissenschaft ausrottend, entwickeln konnte und hat. Unter des Zeus Herrschaft konnte die Anlage zur schönen Humanität entstehen, sie sonst nirgendwo sich entwickelt hätte, sie hemmte nicht die Denkfreiheit, sondern der Philosophie Raum zu ihrer Thätigkeit, während Jehovah und Allah nur Spitzfindigkeiten, Ritus und Gebot gestatten. Die griechische Humanitätsentwicklung hat in ihrem höchsten Inbegriff, ihren Mittelpunkt, ihr Leitstern war, wie alle griechische Wissenschaft und Kunst in Homer ihren Mittelpunkt.

in dieser Hinsicht kann man sagen, und Homer die grössten Geistesgüter ihnen gewesen.

Inhalt des dritten Bandes bildet die Erörterung der Dämonen im engeren Sinn, und die Anordnung, welche der Verf. lässt das Ganze klar überschauen und mit allem Rechte eine sehr vorzügliche zu werden. Eine sichere Beherrschung des Stoffes, vereint mit der Feinheit des Geistes, in seine Tiefen dringt, wie sie diesen Gelehrten eigen ist, waltet in diesen Capiteln und nur in sehr wenigem eine andere Meinung. Gern hätte Ref. Bestätigung im Einzelnen dargelegt, aber dem Verf. fast in Allem bei und so der Raum einer Anzeige ihm diese nicht. Um aber doch einige Bemerkungen zu machen, giebt Ref., welcher die Abtheilung über die Nymphen als ein sehr schön gelungenes Capitel betrachtet, zu bedenken, ob die Weissagung der Quellnymphen, namentlich die des Wassers, nicht aus der Unterwelt stamme, wo das Hauptschicksal der Menschen, der Tod, seinen Sitz hat. Selbst das Orakel war ein Erdorakel, wie jeder weiss, und die Schlange nur darum, weil sie der Unterwelt gehörte, ein Sinnbild der Weissagung und, als Folge der Folgerung, der Weisheit und Klugheit. Aber nicht nur Erdhöhlen galten als Eingänge in die Unterwelt, sondern auch tiefe Wasser, wie der Lernäische See und der See Averne, aus deren Quellen kommen aus der Erde, und es ist wohl zu sein, dass die Geister derselben in die Unterwelt wären, und das tiefe an die Unterwelt führende Meer, durch welches die Todten zum Jenseits gelangten. Wenn es auch in der

Gefährlichkeit des Wassers selbst natürlichen Grund geben kann, die ster als unheimlich zu denken, so leicht doch in Betracht zu ziehen, ob der Wassergeister nicht der Unterwer deren schlimmwirkende Geister durch ser auf die Oberwelt kommen konnten bloss dem segensreichen Wirken opferte man in dem so alten und breiteten Glauben an Wassergeister man suchte auch den schlimmen Ein wehren. Maltzan in seiner Reise das nordwestliche Africa meldet ein noch stattfindendes Opfer, welches dargebracht wird, um die Dsin, die ster abzuwehren, und dass es trotz für sehr wirksam bei der abergläubig gelte. Dass es schädliche Wasserd kann insofern der Grund des Unheim ches man dem Wasser zuschrieb, nie man grade an solchen Orten eine dichtete, weil man ihren Einfluss, die natürliche Ursache annahm. Ciceron. 1. 36) sagt: non videmus, quare terrarum genera? ex quibus et mor dam pars est, ut et *Ampsanti* in *Hind Asia Plutonia*, quae vidimus. Dar auch diese bösen Dünste den Gewei belte man zur Verherrlichung der We anhaben, weil ihnen die Unterwelt So führt Photius (p. 564) aus dem dors an, unter einem Tempel Apollo gien sei ein Niedergang mit tödtlich gewesen, welche Höhle nicht einmal oben ohne Gefahr durchdringen k viele dahin gelangten, kamen um.

aber, die hinabgingen, kehrten, ohne Schatz zu nehmen, von dort zurück.

In den Namen Acheloos und Achilleus ert sich der Verf. für die Ansicht, dass *αχ*-ser bedeute. Refer. findet dies, weil man er Silbe eben nur wegen des Flusses diese eutung zuschreibt, bedenklich, denn weder Lateinischen noch im Deutschen findet sich dahin einschlagendes Wort, lat. aqua und diesem entsprechende deutsche *ahwa*, *ach* Orts- und Flussnamen, können nicht vergli- n werden, da man nicht annehmen kann, eloos sei ein Dialekt für Akeloos. Wenn Dodonäische Orakel den Acheloos sehr hoch lte, so hatte es gewiss seinen guten Grund, l es geschah vielleicht auch erst, als es schon gere Zeit bestanden hatte, mag aber die An- ht von Acheloos, als dem Wasser der Was-, noch so alt sein, so ist uns doch die Ety- logie des Wortes unbekannt. Dass Achilleus n Wasser gehöre, mag der Thessalier auch merhin Sohn der Thetis sein, welcher Thes- lien gehören sollte, kann Ref. nicht glauben, n wäre er durch seinen Namen ein Wasser- sen, so würde er als solches im Widerspruch t allen andern seinesgleichen, einzig als ein ald der Heldenpoesie dastehen.

Die Auseinandersetzung des Heroenglaubens seiner ganzen Entwicklung ist klar und ge-ührt durch treffliche Anordnung einen deutli- en Ueberblick über diesen leicht verwirrenden heil der Mythologie. Zwar lässt Ref. die Na- ensableitung von *ἥρα*, als seien die Heroen rgeborene, nicht gelten, aber die Ausführung ängt nicht davon ab, sondern ist hervorgegan- en aus dem feinen Eindringen in den helleni- chen Geist, und der daraus hervorgegangenen

richtigen Würdigung aller einzelnen In der Ansicht über eine Stelle d im Aias kann Ref. mit dem Verf. n stimmen, sondern hält sie für irri sagt nämlich: Im Aias des Sop Teukros den Eurysakes an, sich wi flehender an den Verstorbenen, den Heros ihn schützen könne, zu ha Aeschylus sagt: das Grab nimmt S auf und Flüchtlinge. Jeder Todte ist heilig, und Sophokles sagt in d *Ζεὺς καὶ Ἀίη νόσος ἐν ἀνθρώπων νόμους* und die Katastrophe die dreht sich um die Heiligkeit des T Anfassen einer unverletzlichen Sac Herdes, des Altars, des Götterbild bes begiebt man sich insofern in desselben, als man glaubte sein theilhaft zu werden, und einen vo ligten Gegenstand wegreißen ward velhafte Verletzung angesehen. D Gefühl begründete Ansichten könn Spitzfindigkeiten Anlass geben, wi schichte des Kylonischen Gräuels d des Fadens, welcher am Bilde der stigt war, aber die Sache selbst l Begründung in dem menschlichen gegenüber den Göttern und dem einer angehörenden Todten. Die Worte selbst, sowohl in dem Fluch: Zeus, Dike mögen die Entehrer des todt derben, als auch der vorhergehende gen die den Knaben vom Todten den, enthalten nichts als die allg dem Schutze der Gottheit stehende F Todten, keineswegs aber nach der Ref. eine Andeutung, Aias werde al

l schützen. Ueberall begegnen wir einer gen Scheu vor der Verletzung der Todten uralt ist der Glaube an den Fortbestand Geistes, welcher den menschlichen Leib be- ze.

Ref. schliesst hiemit die Anzeige dieses Bu- , dessen reicher Inhalt sich nicht in die n Gränzen einer blossen Anzeige bringen t. Wer die Kraft und Eigenthümlichkeit enischer Phantasie im Gebiete des Glaubens, poetische und künstlerisch gestaltende An- dieses Volkes, wer mit einem Worte den enischen Geist kennen lernen will, der findet gends eine bessere Belehrung als in diesem he, dessen Verf. alles in seinem Geiste ver- igt, was zur Lösung einer so weitgreifenden gabe erforderlich ist, welche nur der Begei- rung für das Schöne gelingen konnte, welche so stärker und reiner in dem Verf. wirken, die gütige Natur an seiner Wiege die zwei en Dämonen, Neid und Dünkel, welche so le Menschen auf ihrem Lebensgange stets be- iten und ihr Thun trüben, abwies, dass sie n nie nahe kamen.

Konrad Schwenck.

Historia de la provincia de Guipuzcoa, por on Nicolas de Soraluce, consul de la epublica Argentina en San Sebastian. Madrid. 364. XIII u. 400 S. in Octav.

Von den zwei Abtheilungen, in welche das ben genannte Werk zerfällt, der geographisch-

statistischen Uebersicht des Land
Abriss der Geschichte desselben,
steren entschieden der grössere Wer
werden. Sie ist das Product einer
Kenntniss von Land und Volk, ha
der Liebe, mit welcher der Verf. s
stand behandelt, von jeder Ueber
und, was mehr sagt, verräth keine
der factiosen Stimmungen, die so l
puzcoa vorherrschend waren.

Die baskische Sprache wird, v
berichtet, mit jedem Jahre auf en
verwiesen, indem auf deren Koste
nen Seite der französische, von
Seite der castilische Dialect in Thä
nen sich einschleicht. Die Bevölke
coas zeigt sich als arbeitsam, gel
hohen Grade zuvorkommend gegen
gewissenhaft in der Vollziehung kin
schriften, aber zäh und starr im
sobald sie auf gutem Recht zu fi
Als Wächter der Grenze seit älter
Waffendienst verwiesen, zum Thei
bandistas mit allen Listen des kl
vertraut, geben diese Basken gewa
erschrockene Soldaten ab. Kirchli
tragen hier zugleich den Charakte
festen, denen das fröhliche Wesen
coaners eine eigenthümliche Färb
So die am 14. September übliche
Santo Cristo de Lezo. Schon am
ziehen aus Dörfern und Weilern c
in Schaaren nach San Sebastian, w
zeitig auf einer Flotte von Fisch
Strandbewohner in ihren bunten
finden. Trotz ihrer Grösse fasst
kirche nur einen kleinen Theil de

das Gotteshaus knieend ihre Andacht. Ist damit dem Gelübde ein Genüge, so sondert man sich gruppenweise Verwandtschaft und Freundschaft, lagert und in der Stadt zum fröhlichen Im-lässt die Bota mit dem heimischen Ge-eisen. Dann beginnt, Flöten und Gei-bourins und Guitarren voran, ein Auf-erwogen durch die Gassen, Arm und-ornehm und Gering in bunter Mischung. Bewusstsein baskischer Nationalität. In diesem Tage jedes sonst übliche Ge-Etiquette zurück; es ist ein wechseln-von graciösen Tänzen, muthwilligen-unter Begleitung schriller Jubeltöne, verschlungener, vom Klange eines Volks-leiteten Evolutionen. Die Nacht setzt kein Ziel und beim Leuchten von Fa-ingen sich die verschiedenen Gruppen-enden und Musicirenden durch einander, der französische und navarresische Baske-l schweigsam die Rückkehr nach der-antritt, sobald er in Santo Cristo sein-endet hat.

a sich der Verf. hiernach zu dem sta-Theil seiner Aufgabe wendet, gewinnt-ebiet, auf welchem er sich schon ver-ner amtlichen Stellung heimisch fühlt. d Wasserstrassen, Posadas, Bäder und-erden der Besprechung unterzogen, dem-eiss und der Verwaltung von Stadt und-e besondere Berücksichtigung geschenkt, mmtbevölkerung der vier Districte, in-e Provinz zerfällt, auf etwa 150,000-arunter San Sebastian mit 14111, Irum-Einw.) geschätzt, die in 162 Kirchspiele-sind. In der Seccion monumental be-

gegen wir einer genauen Beschreibung dem Entwurfe Fontanas und in der die Flügel ausbreitenden Adlers Kirche de San Ignacio de Loyola, je der das gelehrigste und bestdisciplinirte der Christenheit ins Leben rief. Mehr 80 Jahre lang an dem noch jetzt vollendeten Prachtgebäude, das, der Erörterung zufolge, an Ueberladungen jeder Art zu kränkeln schien Vergara errichtete Monument zeugt von einer Beschwichtigung jener politischen, welche einst die gesammte durchfurchten, während das auf derselben aufgeführte Denkmal doch kaum eine Erinnerung an die einstige Größe zurückrufen möchte. Der kurze Abschnitt die *beneficencia publica* und über die *publica* ist seinem Inhalte nach einlicher, während der über *comercio* an belehrenden Notizen überwiegt. Beschreibung der das Land durchziehenden Eisenbahn, die hier den Charakter eines *voyageur* annimmt, sich historisch-geographischen Erörterungen über alle von derselben durchzogenen Ortschaften knüpfen. — Die zweite Hälfte des Werks gehört einer bis zum J. 1860 heftig gedrückten Geschichte von Guipuzcoa, auf übersichtliche Skizzen beschränkt. Bezug auf die jüngsten Kämpfe der Partei mit manchen interessanten und berichtenden Erläuterungen.

Die beigegebene Charte der Provinz Guipuzcoa ist in technischer Hinsicht weit hinter ähnlichen Karten Spaniens aus der jüngsten

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

K. 12. April 1865.

...a der Kieler Bucht von H. A.
...nd K. Moebius in Hamburg. Erster
...ie Hinterkiemer oder Opisthobranchia.
Tafeln. Leipzig. Verlag von Wilhelm
...n. 1865. XXX u. 100 S. in gr. Quart.

...osser Antheil auch den deutschen Zoo-
...dem neuen Aufschwung ihrer Wissen-
...führt, blieben ihre Meere doch viel we-
...nistisch durchforscht, als die anderer
Hingenommen von der anatomischen
...cklungsgeschichtlichen Untersuchung be-
...er niederen Seethiere und von da aus
...te Erkenntniss der ganzen Thierwelt
...suchten sie sich ihr Material da, wo
...ichtesten und reichlichsten entgegen-
...nd wendeten sich daher in vielen Fäl-
...Mittelmeer zu, seltner schon die Nord-
...m aber die Ostsee besuchend. In rein
...aftlichem Gewande, meistens nur ein-
...ere eindringend behandelnd, wurden
...ften und Untersuchungen immer mehr
...die Fachgenossen beschränkt und wäh-

rend die Zoologie so in Deutschland
ten Bereicherungen erfuhr, wende
Theilnahme des grossen Publicums a
dieser Wissenschaft ab und nur di
gie erfreut sich zur Zeit noch zahlr
tanten. Sind wissenschaftlich auch
der Thiere unserer Meere bekannt,
tert doch kein Sammelwerk ihre Ke
nur aus zahlreichen zerstreuten un
nen Schriften ist es möglich, sich
belehren. Dem Besucher unserer Kü
Buch zu nennen, aus dem er sich ü
überall entgegentretenden, dem La
ganz fremden Thierformen, unterrich

Ganz anders ist es bei den meis
Nachbarvölker. Fast die ganze Th
norwegischen und schwedischen Zo
die vieler dänischen und englischen,
der Erforschung ihrer einheimische
zu und bewegt sich in faunistischen
oft allerdings ohne die Wissenschaf
jetzigen Fragen zu fördern, die Liebe
kunde in ihrem Lande ausserordent
Fast über jede in seinen Meeren leb
klasse hat uns so besonders England
sten Faunen geliefert und auch Ho
uns durch seine populäre Naturli
van Nederland in der Zugänglichkeit
wissenschaftlichen Landeskunde weit

Jetzt fangen aber auch in Deu
faunistischen Studien der eigenen
Meere an wieder grosse Kräfte zu h
Wir begrüssen in vorliegendem Wer
zendes Zeugniß dieses Strebens, un
ihm noch um so mehr unsere Thei
die Verff. uns darin nur die Frücht
Zoologie gewidmeten Musse bieten.

yer schon von Jugend auf durch sein grosses Import- und Fabrik-Geschäft von Rohren aus dem Thier- und Pflanzenreich den Naturwissenschaften zugewendet, konnte es unnehmen, uneingeschränkt durch äussere Mittel die prächtige Kieler Bucht zoologisch in umfassendster Weise zu durchforschen und indem in Hrn Dr. Moebius den kenntnissreichsten, thätigsten Mitarbeiter fand, dort den Zoologen einen Reichthum von Thieren zu zeigen, deren Ansichten von der Armuth der Ostsee an verschiedenen Geschöpfen ganz wesentlich umlert.

In der Einleitung beschreiben die Verff. zuerst einige der geographischen und physikalischen Eigenschaften der Kieler Bucht, die bis ihrer Spitze bei der Stadt Kiel mit ziemlich gleichbleibender Tiefe von 7—9 Faden (42—63 fms) sich etwa zwei deutsche Meilen ins Land treckt und einen der schönsten und grössten natürlichen Seehäfen bildet. Mit etwa 17,5 Tausendtheilen an festen Bestandtheilen steht das Wasser der Kieler Bucht etwa gleich dem Sundes Wasser in Kopenhagen und weicht bedeutend von dem Wasser in den östlichen Theilen der Ostsee (z. B. Danzig 7,5 p. m., Riga 5,7 p. m.) ab, während es sich allerdings sehr von dem Wasser der Nordsee (35 p. m.) unterscheidet. Wie so schon durch den geringen Salzgehalt die Kieler Bucht ungünstig für die Thierwelt beschaffen ist, wird es durch ein kaltes Klima gegen die Nordsee noch mehr zurückgestellt. Es ist bekannt, dass öfters die ganze Ostsee fest zufriert und unsere Beobachtungen haben gelehrt, dass das Wasser derselben unter Null und sicher überall unter Null sinkt, so dass die Thierwelt wahrscheinlich auch in den Tiefen keinen warmen Zufluchts-

ort findet. Das Klima der Kieler tern die Vff. durch eine Tabelle deren vom Juni 1863 bis dahin 1864 16 Faden und 5 Faden Tiefe, an d und der Luft darüber und stellen in einer Zeichnung klar vor Aug sich z. B. leicht ergibt, dass der Faden Tiefe (mit 0^0) in den April in 5 Faden Tiefe (mit $+1$ bis 2^0) bruar, März, April fällt, währen Oberfläche (mit 0^0) während des Februar dauert.

Durch dieses langsame Hinabsenk in die Tiefe wird es erreicht, dass wenn sie geringe Wanderungen machen eine Temperatur von 0^0 zu ertragen wenn die Oberfläche 0^0 zeigt, hern Faden Tiefe noch $+4$ bis 5^0 und eingetreten ist, hat die Oberfläche $+2$ bis 5^0 erlangt. Dennoch ste Klima der Kieler Bucht demjenigen see selbst bei den Faröern an Wär

Auch in Bezug auf die Boden ist die Kieler Bucht dem Thierleben stig, denn Felsenbildungen fehlen während allerdings sonst der Boden schiedenheiten darbietet. Die Vff. danach fünf verschiedene Wohnsitze, Abweichungen in den Thierarten untigkeit derselben zeigen. Zuerst sandige Strandregion, dann die Region Seegrases (*zostera marina*) vom zu meistens 3—4 Faden Tiefe, in den Boden bedecken, auch *Fucus*-Ar die Region des faulenden Seegrases Rottangs, von 3—6 Faden Tiefe, die rothen Algen (*Ceramiacea*) von 5

Tiefe und endlich die Region des schwarzen Schlammes in der ganzen Tiefrinne der Bucht von meistens 7 — 9 Faden Tiefe. Diese letzte Region zeigt schon ähnlich wie die kalten Meere eigenthümliche Thierarten, besonders Würmer, und grossen Reichthum an Individuen, wenn sie auch an Mannigfaltigkeit der Arten die anderen Regionen nicht erreicht. Hier kommt auch z. B. der bisher so seltne *Halicryptus spinulosus* Sieb. ziemlich häufig vor.

Ausser diesen natürlichen Wohnstätten der Thiere kommen auch noch künstliche, vom Menschen bereitete, in Betracht. Zunächst das verschiedene Holz- und Steinwerk, welches ins Wasser gebaut ist und besonders die s. g. Muschel-pfähle, welche die Fischer von Ellerbeck in zwei bis drei Faden Tiefe auf den Grund setzen. Es sind dies meistens junge Ellern (*Alnus*) Bäume, die entlaubt und ihrer kleinsten Zweige beraubt in dem Grunde befestigt werden und sich wie untermeerische Wälder in weiten Strecken hinziehen. Die Miessmuscheln (*Mytilus edulis*) siedeln sich nun in grossen Mengen an den Zweigen dieser Bäume an und nachdem dieselben drei bis fünf Jahr unter Wasser gestanden, werden sie meistens zur Winterzeit, wenn die Bucht von Eis bedeckt ist, aufgezogen und die Muscheln abgepflückt, von denen man jährlich über drei Millionen Stück nach Kiel auf den Markt bringt.

Den Grund der Bucht beuteten die Verff. von ihrer Jacht ab mit dem Schleppnetze (mit viereckigem $1\frac{1}{2}$ Fuss breitem und $\frac{3}{4}$ Fuss hohem Eingang und mit einem Beutel von grobem Stramin) aus; Steine, die den Grund an manchen Stellen bedecken, liessen sie zum Absuchen der Thiere mit Haken heben und die Oberfläche

des Wassers durchfischten sie besond. Larven von Mollusken, Würmern und andern mit dem dichten Netze. Auch verschafften sie sich noch feinen Seewasser durch eine Saugpumpe mit Langeschlauch (von $\frac{1}{2}$ Zoll Lumen) und dadurch z. B. lebende Foraminiferen. Mehrzahl ihrer Thiere brachten die Verf. nach Hamburg und hielten sie dort in ihren Aquarien, um in Ruhe alle Verhältnisse zu studiren.

Wie es nach der Ungunst des Klimas, der Tiefe des Bodens und nach der Entfernung vom Weltmeere zu erwarten war, ist das absolute Reichthum an Thieren in der Kieler Bucht gering. Allerdings ist es viel reicher, als man vor unsern Verf. allgemein glaubte. Derselbe für die Mollusken wenigstens erschöpft sein wird, bietet die Kieler Bucht zoologisch geographischen Vergleichungspunkte. Die Verf. fanden in der Kieler Bucht 17 Conchiferen, 16 Protozoen, 19 Opisthobranchien, ferner mehrere Bryozoen und entdeckten auf 100 Faden die sie in den grossen Belt machten, 100 Thiere, die sonst in der ganzen Nordsee nicht bekannt waren. Alle diese Thiere kommen auch an der Küste Norwegens vor und beweisen also, dass die Kieler Bucht mit der Nordsee zu einer zoologischen Einheit gehört, wenn auch als ein verarmter Theil. An den britischen Küsten kommen nur wenige schalentragende Mollusken vor, im Fjord 164, an den skandinavischen Küsten in der Kieler Bucht nach unserm Verf. 100 Arten, von denen die meisten aber in der Nordsee dem Nordkap hinauf verbreitet sind.

Durch Alder und Hancock's grosse Monographie der britischen Nudibranchien sind manche interessante Vergleichen mit denselben Arten, wie sie unsere Verff. aus der Kieler Bucht beschreiben, ermöglicht. Die Farben der Nordsee-Thiere sind meistens kräftiger, manche Nordsee-Thiere sind grösser, doch lange nicht alle und einige stehen den Kielern an Grösse nach, einigen Nacktkiemern fehlen im Kieler Wasser die Kalkkörper in der Haut, die sie schon im grossen Belte, noch mehr in der Nordsee erhalten, und die Verf. haben sehr Recht, wenn sie daher von eigenen Ostsee-Racen sprechen.

Obwohl alle Kieler Thiere auch in der Nordsee leben, ertragen sie doch nicht, wie der Vff. Versuche in ihren Aquarien lehrten, sofort das salzreiche Wasser der letzteren; Fische und Krebse der Ostsee bemühen sich zuerst vergebens im schweren Nordsee-Wasser unterzusinken, obwohl sie darin nicht sterben, dagegen finden die Kieler Nacktkiemer wie auch *Asteracanthion rubens* im Nordsee-Wasser gleich ihren Tod, ertragen es aber gut, wenn die Concentration ihres Heimathwassers allmählig, etwa in Zeit von 1—2 Monaten, hergestellt wird.

In dem vorliegenden ersten Bande ihrer Fauna der Kieler Bucht beschreiben die Verff. die dort vorkommenden 19 Arten von Opisthobranchien (16 Gymnobranchien, 3 Pomatobranchien), welche meistens von geringer Grösse (3—40 Millim.) durch die Schönheit ihrer Farben das Auge reizen. Die anatomischen Verhältnisse, wo u. A. die Geschlechtsorgane noch immer sehr viele Dunkelheiten bieten, werden im Allgemeinen, wie die Entwicklungsgeschichte, leider nicht berücksichtigt, dagegen schenken die Verff. aber dem

Bau der Mundmasse und ihren für tik so wichtigen Zungenzähnen grossartigkeit. Um die Form der Zähne zu erkennen und durch die Zeichnungen, ruhten die Verff. nicht eher als denselben grosse Modelle in Thon Gummi ausgeführt hatten, durch wogenthümlichkeit der Formen dem Auge klar wurden. Ueberall beobachtete dass die vorderen Zungenzähne, wie neue nachrücken, abfallen und so die Zunge in einer Aussackung ansammeln, sie lange liegen bleiben und dort öfters Wesen verkannt wurden.

Genau wird überall neben der äusseren Form, die Farbe, der Lebensmodus des Thiers beschrieben, ferner die Verdauungskapseln, Hautdrüsen, Kalkkörperchen, sonderer Vorliebe die Lebensweise, und Ortsbewegung. Hier sind viele Thiere von grossem Interesse. Bei ihrer Cata Mont. fehlen z. B. nach der Beschreibung die Zungenzähne vollkommen, während bei andern Arten dieser Gattung sicher vorhanden gebildet sind, und als merkwürdige Gattung erwähnen sie bei *Acera bullata* einen Mantel schmetterlingsartig ausgebreitet im Wasser, welches sicher eben so dem Beschauer überrascht, als das Fehlen der Klappen mit beiden Schalen, was man bei jungen *Pecten* oft beobachten kann.

Die Abbildungen, welche das Werk enthält, sind ganz vortrefflich, sie lassen sich mit Tafeln in Alder und Hancock's vergleichen, hinter sich und stehen auch den Zeichnungen hindostanischer Maler von indischen Kiemern, die in dem letzten Hefte

ungen der zoologischen Gesellschaft in London (Band IV.) publicirte, nicht nach. Achtzehn in Farbendruck ausgeführte Tafeln (leider ohne Numerirung) sind der Darstellung der ganzen Thiere in verschiedenen Stellungen gewidmet, sechs andere stellen die Mundmasse und Augenbewaffnung dar, eine erläutert den Gang der Temperatur der Kieler Bucht im Laufe eines Jahres und eine endlich ist eine Karte dieser Bucht mit Angabe der Tiefen.

Die Verff. haben ihr Werk der Universität Kiel zur Feier ihres zweihundertjährigen Jubiläums am 5. October d. J. gewidmet und werden hoffentlich die Wissenschaft recht bald mit einer Fortsetzung ihrer wichtigen Untersuchungen über die Kieler Fauna bereichern.

Keferstein.

Versuch einer physiologischen Pathologie der Nerven. Von G. Valentin. Zweite Abtheilung. Besonderer Theil. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1864. 396 S. in Octav.

Ueber den allgemeinen Theil des vorliegenden Werkes wurde schon vor einiger Zeit in diesen Blättern kurz referirt. Im zweiten oder speciellen Theil werden der Reihe nach erörtert: die besonderen Verhältnisse der einzelnen Nerven, der Einfluss des Blutes auf die Nerventhätigkeit, die örtlichen Nervenstörungen, die Wirkungen einzelner Gifte auf die Nerventhätigkeit, die Beziehungen der Nerven zu den physicali-

schen und den chemischen Vorgängen des Körpers.

Die besonderen Verhältnisse Nerven nehmen den grössten Bandes (S. 1—216) für sich in A wird darin eigentlich eine speciell siologie gegeben mit fortwährenden auf pathologische Verhältnisse logischer Beziehung sind die aus bekannten Thatsachen im Allgemeinen, obgleich mit wenig Kritik v Man stösst auf Widerlegungen alter derlegter Angaben, man findet st Ergebnisse der allerneuesten For zeichnet und dicht daneben werden vorgeführt, denen nachher viele an ter desselben Gegenstandes gefolgt fallend ist die vorwiegende Anerkennung der Verf. beim Rückenmark den vi selten Angaben von Schiff zu Theil In einem für Praktiker bestimmt hätten sie wohl nicht in so dogmatisch hingestellt werden dürfen, falls s vom Verf. durch eigene Nachunters stätigt worden sind, was aus de nicht hervorgeht. Noch ungleich die pathologischen Beziehungen l und wie wenig der Verf. auf diese Hause ist, zeigt eine Bemerkung ü Bindegewebswucherung (S. 54) der C Bekanntlich gehört diese Verände am häufigsten vorkommenden und Sicherheit von vielen Forschern con malien. Sie ist in vielen Fällen s ssem Auge zu erkennen. Gleichw über bemerkt, was man so genannt oft nur davon hergerührt, dass

Nervenröhren fehlte, oder die nicht zweckmässig gebrauchte Chromsäure die Gewebe zerstört hatte.

Was den Einfluss des Blutes auf die Nerven-thätigkeit betrifft, so werden unter dieser Rubrik (S. 217—234) zunächst die Störungen abgehandelt, welche auf Unterbindung oder Compression von Hauptschlagadern folgen; dann die durch pathologische Embolien bedingten; ferner diejenigen, welche die Einführung gewisser chemischer Körper, wie Alkohol, Aether, Chloroform u. s. w. in die Blutbahn veranlasst; und endlich diejenigen, welche entstehen sollen, wenn Harnstoff, kohlensaures Ammoniak u. dergl. im Blute kreisen.

Die örtlichen Nervenstörungen (S. 235—311) werden bedingt durch mechanische Eingriffe, Wärmeänderungen, electriche Misshandlungen und chemische Eingriffe. In dieser Abtheilung sind wiederum eine grosse Reihe von Thatsachen, die der speciellen Physiologie angehören und dort zur Aufstellung von Gesetzen oder wenigstens von Lehrsätzen benutzt werden, aneinandergereiht. Besonders umfangreich ist der Abschnitt über electriche Misshandlungen ausgefallen (S. 261—295). Darin werden die Erregbarkeitsstufen des absterbenden Nerven, das Marianini'sche Gesetz, der Ritter'sche Oeffnungstannus, die Voltai'sche oder Ritter'sche Alternative, die Aenderung der Nervenwirkung durch beständige Ströme, die Wirkungen kurz dauernder Ströme, die Empfänglichkeitsänderung durch electriche Ströme, der Electrotonus und Reizbarkeitswechsel, die Empfindungswirkungen des galvanischen Stromes, namentlich auf die höheren Sinnesorgane, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit und Erregungsgrösse, die Wirkung der verschiedenen Stromesarten abgehandelt.

Ausführlich sind auch die Wirkungen der Gifte auf die Nerventhätigkeit (S. 10) besprochen. Dieser Abschnitt enthält eine brauchbare Zusammenstellung der Gegenstand bekannt gewordenen Resultate und ist mit zahlreichen Hinweisen auf die umfangreiche Literatur durchwebt. In diesem Gebiete die experimentelle Toxikologie und Pathologie mit der Beobachtung der Thierkennzeichen und der Arzneimittellehre zu verknüpfen, so leuchtet es ein, dass die Resultate auch für den Praktiker ein sehr wichtiges Interesse haben müssen. In der eingeleiteten Einleitung wird der Gegenstand der Thatsache gedacht, dass die Thiere dem Menschen selbst, welches sie produzieren, zu schaden vermögen. Bei der Darstellung der einzelnen Gifte sind die Erkennung der Dosen, welche beim Menschen und bei den Thieren den Tod herbeizuführen, vorausgeschickt. Die Reihe beginnt mit Strychnin, und es werden die Erfahrungen, welche die vergifteten Menschen und Thiere wohl der gewöhnlichen Beobachtung gegenüber darbieten, aufeinanderfolge zusammengestellt. Das Verfahren ist bei den übrigen Giften dasselbe. Es werden dann die Eigenschaften, physiologischen Wirkungen des Curare, der Digitalis, anderer Pfeilgifte und der Tanacetum. Dann folgen das Opium und die Salicylate, der Haschisch, die Blausäure und die Cyanverbindungen. Unter der Gruppe der pflanzenerweiternden Gifte werden Atropin, Nicotin, Aconitin, Digitalin, Conium und andere aufgezählt. Ausführlich wird das Pupillen verengernde

delt, welches letztere bekanntlich den Bestandtheil der Calabarbohne bildet. Sind zu einer Gruppe vereinigt das Di-Nicotin und Coniin, sowie die den Col-angehörnden Pflanzen: die Herbstzeit-esswurz und Sabadilla. Die vielfach er-therapeutischen Verwendungen des Ve-sind hier nicht weiter berücksichtigt. wird auf die Giftigkeit des Anilin auf-gemacht, während die aus demselben en rothen (Fuchsia, Magenta, Solferino, h), blauen (Anilein, Harmalin, Violin, e, Anilinblau, Pariser Blau) und brau-vanna) Farbstoffe als an sich unschäd-mnt worden sind. Der letzte Paragraph t die thierischen Gifte, wobei vorzugs-f die Untersuchungen von Fontana (1787) sen wird, die über 6000 mit Viperngift te Experimente umfasste. Die übrigen ngifte sind noch nicht wissenschaftlich vorden.

achte Abschnitt (S. 386—396) bespricht ehungen der Nerven zu den physikali-nd chemischen Vorgängen des lebenden

Es wird die Hypothese eingeführt, Ganglienzellen in ihrer molecularen Be-heit an verschiedenen Orten der nervö-ralorgane von einander abweichen, weil ungen verschiedener Zellengruppen un-nder wesentlich differiren. Da noch echanik der Ganglienzelle existirt, so es vorläufig aus den abweichenden Wir-mehrerer Nervengifte auf die betreffen-tomisch zu unterscheidenden Zellengrup-ghlossen werden. Man wird indess, be-e Hypothese zugelassen wird, fragen ob nicht die mannigfaltige Verschieden-

heit der Verbindung von Ausläufern
 len mit verschiedenen Nervenbahnen
 um darauf die beobachteten Differen-
 wirkten Erregungen zurückzuführen.
 Auseinandergehen der an dem C
 kenntlichen Bewegungserscheinungen
 stromes und der Lebensthätigkeiten
 und des Electrotonus wird gelehrt (diejenige Molecularveränderung, welche
 tromotorischen und die, welche di-
 schen Erfolge bedingt, nicht in all-
 gruenz zusammenfallen. Daher tret-
 sel der electromotorischen Beziehung
 che Reihe mit anderen Nebenfolgen
 genblicke der Thätigkeit auftretende
 nungen, wie der Aenderung der El-
 Wärme oder der chemischen Beschaf-
 der Aufnahme des Sauerstoffs und
 chung der Kohlensäure.

Die Absicht des Buches, im Gan-
 tet, geht offenbar dahin, eine Dar-
 allgemeinen und speciellen Nervenph-
 geben, welche nur das enthält, was
 dem angehenden oder beschäftigten
 für wissenschaftlich und nützlich hält
 sollen Winke mitgetheilt werden,
 die pathologischen Processe im Nerve
 Hülfe messender Versuche erforscht v-
 ten. Im Uebrigen ist die Pathologi-
 ter berücksichtigt; und wie wenig die
 Anforderungen der modernen Physiolo-
 len Stellen Genüge geleistet ist, wird
 Mitgetheilten hinreichend einleuchten-

Die sehr gute Ausstattung wird in
 nen Theil durch eine Anzahl von Be-
 geziert.

W.

De indole ac ratione versionis Alexandrinae in interpretando libro Jobi. Scripsit Gust. Bickell. Marburgi 1862 (auf dem Umschlage 1863). 50 S. in Octav.

Abgesehen vom Samaritanischen Pentateuch spiegelt uns die alte Griechische Uebersetzung des A. T. allein eine von dem sonst bekannten rabbinischen Texte oft wesentlich verschiedene Gestalt des A. T. ab. Wie trübe nun auch dieser Reflex sein mag, wie sehr man auch jetzt allgemein anerkennt, dass im Ganzen und Grossen unser überlieferter Text besser ist, als der Alexandrinische, so wäre es doch eine fast ebenso grosse Einseitigkeit, wie die früher stellenweis beliebte Ueberschätzung des letztern, wenn man leugnen wollte, dass uns die sog. LXX bei vorichtiger Benutzung der Masora gegenüber oft auf das Richtige führen und dass wir z. B. zu den Büchern Samuels viele Verbesserungen unseres arg entstellten Textes aus ihnen entnehmen können. Schon aus diesem Grunde ist die genaue Kenntniss der LXX für die Untersuchung des A. T. von grösster Bedeutung. Nun ist aber diese Uebersetzung eine Sammlung von höchst verschiedenartigen Theilen und dabei hat sie so seltsame Schicksale erlebt, dass man wohl behaupten kann, auch schon die ältesten und besten Handschriften geben uns einen Text, der von dem der Uebersetzer selbst weiter absteht, als der irgend eines Theiles unsrer Hebräischen Bibel von seinem Urtext. Freilich haben wir allerlei Mittel in Händen, die verwilderte Textgestalt zu verbessern, aber es erhellt leicht, dass nur durch eine Reihe der eingehendsten Einzeluntersuchungen hier wirklich bleibende Er-

gebnisse zu gewinnen sind. Wenn die Benutzung des reichlich vorhandenen Materials zur Untersuchung der LXX Verhältnisse zum Hebräischen Text nicht mit allem wünschenswerthen verbunden ist, so haben wir doch mehrere gute Arbeiten auf diesem Felde zu erwähnen. Ich erinnere nur an die vortreffliche doppelte Ester-Texte von Fritzsch, an die höchst scharfsinnige, gründliche und interessante Abhandlung über die Zeitrechnung von Preuss und an die geistvollen Bemerkungen zur griechischen Uebersetzung des Hiob von Lagarde, welche sehr viel schätzenswerthes und Anregendes enthalten, und die auch nicht immer durch die gewöhnlich apodictisch vorgetragenen Sätze verdunkelt werden.

Das hier angezeigte Buch, zu welchem die in der Ztschr. d. D. M. G. XVIII, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000

eine nur einigermaßen genügende Nach-
der überaus schwer verständlichen Ur-
möglich war. Theils wegen der Schwie-
einzelner Wörter und Sätze, theils aus
Gründen, welche der Verf. sehr verständ-
einandersetzt (S. 39 ff.), hat der Ueber-
eine Menge von kleinen und grösseren
ausgelassen. Unter diesen Umständen
wir nicht erwarten, dass der Griechische
ns sehr bedeutende Dienste zum Ver-
s des Originals leisten wird; dennoch
wir den Uebersetzer für einen geistvol-
n halten, welcher die Pfücher, die den
und die Ester übertrugen, sowie »das
Geschöpf, das die Uebersetzung des Isaias
hat « (wie sich Lagarde a. a. O. S. 7
aber treffend, ausdrückt) sehr überragt.
wisse Verwandtschaft hat er mit dem
sehr originellen Uebersetzer des Spruch-
der aber doch nicht so frei übersetzt.
Hauptwerth hat die Arbeit des Hn Vfs
ie genaue Angabe der in der ursprüng-
Uebersetzung ausgelassenen und später
hlich aus Theodotion ergänzten Stellen.
em die meisten dieser Ergänzungen rüh-
e Zweifel von Origenes her; doch haben
e der Verf. nachweist, auch entschieden
nen, dass noch in Origenes' Recension
Stellen fehlten und erst später ergänzt
Die grosse Freiheit der Uebersetzung
den Origenes offenbar hie und da über-
prechen des Griechischen und Hebräi-
xtes, so dass er, welcher bei den wört-
etzten Büchern mit peinlicher Sorgfalt,
m Schaden der Deutlichkeit jedes aus-
e Wort ergänzte, hier ganze Verse über-
ante. Der grosse Unterschied zwischen

der Sprache des ursprünglichen Uebersetzers der spätern, aus welchen man entnahm, und ferner eine gerade ziemlich vollständige positive Uebersetzung. Diese Ergänzungen erleichtern dem Leser hier sehr das Geschäft der Ausscheidung. Auch wird derselbe auch hier nicht den hexaplarischen Text hinauskommen selbst wenn uns beim Hiob mehr solche Quellen zu Gebote ständen, als wir haben, würden wir aus denselben so viel Sicheres schöpfen. Aus den Citaten der Schriftstellern ergibt sich nur im Allgemeinen, dass die Texte schon damals vielfach und korrigiert waren, wie das schon Lachmann gesehen hat, aber im Einzelnen sind sie meist viel zu ungenau und durch viele Fehler entstellt, als dass wir sie zur Herstellung eines reinern Textes viel gebrauchen könnten. Ich glaube, in dieser Hinsicht legen wir zu viel Gewicht auf solche Citate.

Durchgängig ist die Untersuchung besonnen und erfolgreich, wo sie es zu thun hat, welche durch Vergleichung des Griechischen und Hebräischen begründet werden können. Dagegen ist eine genauere Bekanntschaft mit den Citaten der andern Bücher des A. T. und andern einschlägigen Litteraturzweigen, welche seine Urtheile über allgemeinere Fragen verfehlt oder ungenügend. Am wenigsten daher die einleitenden Abschnitte, die die erste Seite sucht mit einigen Phrasen auseinanderzusetzen, dass die alexandrinischen Uebersetzer durchgängig die hebräischen Texte vor sich gehabt hätten, während sich doch das Gegentheil

leichter aufs entschiedenste beweisen lässt. Eben-
selbst wird behauptet, dass alle Alexandrini-
schen Uebersetzer mehr oder weniger frei über-
setzt hatten, während ein Blick in die Ueber-
setzung des Kohelet und des hohen Liedes ge-
nügt, diese Behauptung zu widerlegen. Ist doch
nach das späte erste Makkabäerbuch allen Spu-
ren nach sehr treu und wörtlich aus dem Ur-
text übersetzt. Aus allgemeinen Gründen, wie
der mehr oder minder genauen Kenntniss des
Hebräischen, welche ein Uebersetzer zeigt, auf
eine Zeit zu schliessen, bleibt also immer sehr
unsicher. Noch weniger aber möchte es erlaubt
sein, den bekannten Zug jüdischer Aengstlichkeit,
welcher den Ausdruck aller Anthropomorphismen
und Anthropopathien zu vermeiden sucht, mit
dem Verf. (S. 6) auf einen einzelnen Philoso-
phen zurückzuführen, da er sich wenigstens in
einigen Spuren in allen jüdischen Uebersetzun-
gen und selbst den Recensionen des Urtextes
selbst findet.

Dem Verf. scheint beim Beginn seiner Arbeit
das entscheidende Zeugniss des Aristeas beim
Alex. Polyh. nicht bekannt gewesen zu sein: erst
nachträglich erwähnt er es (S. 28), ohne aber
deutlich die wichtige Folgerung daraus zu zie-
hen, welche sich für unser Buch daraus ergibt.
Wenn Alex. Polyh., welcher um 60 v. Ch. Geb.
schrieb, eine Stelle des Aristeas anführt, in
welcher dieser den Schlussanhang des Hiob be-
nutzt hat, während dieser Anhang doch ohne
Zweifel nicht dem ursprünglichen Uebersetzer an-
gehört, so kommen wir dadurch wenigstens auf
das Jahr 150 als letzten Termin der Ueberset-
zung selbst. Ausser für den Pentateuch (des-
sen Uebersetzung nicht sowohl der höchst ver-
dächtige Aristobulos, als der Dramatiker Ezekie-

los, und der wahrscheinlich vor 200 lebende Demetrios beglaubigen) und das Buch Ester (dessen Unterschrift leider nicht vollkommen deutlich ist) haben wir für keinen Theil der LX ein derartiges Zeugniß. Mit Unrecht führt auch unser Verf. wieder die Worte des jüngern Simas als Beweis dafür an, dass zu seiner Zeit schon das ganze A. T. übersetzt gewesen sei *). Auch sollte man allmählich aufhören, nur auf Auctorität des falschen Aristeas hin zu behaupten, dass der Pentateuch unter Ptolemäus Philadelphus übersetzt sei. Möglich ist das, aber möglich ist auch, dass die Uebersetzung geraume Zeit später stattfand.

Auch die Untersuchung über den Schriftcharakter des Hebräischen Exemplars, nach welcher der Uebersetzer arbeitete, befriedigt wenig. Dass die Juden zu Christi Zeit eine im Wesentlichen mit der Quadratschrift identische Schrift hatten, nimmt der Verf. — wenn auch aus ungenügenden Gründen — mit Recht an; seitdem haben wir dafür urkundliche Beweise bekommen (Rev. arch. 1864 Pl. VII). Aber dass dieselben diese Schrift erst seit Alexander Jannäus' Zeit angenommen hätten, ist eine willkürliche Annahme; denn die Münzschrift brauchte ja mit der Bücherschrift nicht identisch zu sein. Aber wenn man auch wirklich im 2. Jahrh. vor Chr. Geb. in Palästina dieselbe Schrift in Büchern gebraucht haben sollte, wie auf den Münzen, so wird sie in jenen doch gewiss nicht so steif und ungelenk gewesen sein, wie auf diesen; die genauere Gestalt wäre uns also doch unbekannt. Nun ist aber gar nicht nöthig, dass man ent-

*) Auch hier wie in so vielen auf die LXX bezüglichen Fragen hat schon der grosse Hody das Richtige (S. 194).

oder die Quadratschrift, oder die Münzschrift braucht haben muss; es gab ja in jenen Zeiten noch allerlei Variationen der Aramäischen Schrift. Könnten denn die Aegyptischen Juden ihre Hebräischen Rollen nicht mit ähnlichen Charakteren geschrieben haben, wie sie die einzigen erhaltenen Semitischen Bücherfragmente aus dieser Periode, die Aegyptisch-Aramäischen Papyrusbruchstücke, zeigen, deren Schrift allerdings der Quadratschrift nahe verwandt ist?*) Wenn wir uns nun nicht willkürlich auf eine bestimmte Form für jeden Buchstaben beschränken, so werden wir finden, dass die Buchstaben, welche hauptsächlich verwechselt werden, in allen einschlägigen Alphabeten einander sehr ähnlich sind: auf einzelne Fälle ist natürlich nichts zu geben, und von der Verwechslung wegen ähnlicher Form der Buchstaben scharf die wegen ähnlichen Klanges derselben zu unterscheiden, welche schon in schlechten Hebräischen Handschriften vorkommen mochte, wie in den Samaritanischen. Dahin gehört z. B. die Verwechslung von שר and שרר (S. 11). Unter diesen Umständen möchte ich es nicht wagen, über den Schriftcharakter des dem Griechen vorliegenden Hebräischen Hiob eine bestimmte Entscheidung zu fällen.

Mit Recht behauptet der Vf., dass der Uebersetzer des Hiob (wie die anderer Bücher) sich wenig um die genaue grammatische Form, um Person, Genus und Numerus gekümmert hat. Aber er geht wohl zu weit, wenn er meint, er habe die Vokalbuchstaben beliebig ignoriert. Wenn er

*) Beiläufig bemerke ich hier, dass der Vf. wiederum den Stein von Carpentras, auf der mehrmals der „Gott Osiris“ genannt und ein Osiris-Opfer abgebildet wird, einem Juden beilegen will (S. 18)!

אֵלֶּה wie אלה, עוֹלָם wie עולָם
 wird er jene Worte eben ohne Vor-
 vorgefunden haben. Ueberhaupt
 manche der scheinbaren Nachlässig-
 keit des Uebersetzers durch die Unvollkom-
 menheit des Originaltextes verursacht. Der Verf.
 an, dass einige Lücken der Ueber-
 setzung ein Homoeoteleuton im Text ver-
 ursacht. Sollte es nun da nicht natürlich
 sein, dass ein flüchtiger Abschreiber des Ori-
 ginals gemacht habe, als der Ueberset-
 zer Haupt ist, wie schon bemerkt, der
 sehr geneigt, die Vorlage des Ue-
 bersetzers ganz mit unserm Hebräischen Text
 anzusehen.

Wir wiederholen, dass die Ein-
 zelnheiten des Verfs über das Buch Hiob
 befriedigender sind, als seine all-
 gemeinen Bemerkungen. Zwar finden wir auch
 Annahmen, die wir nicht billigen
 durchgängig sind diese Untersuchun-
 gen, gründlich und erspriesslich.

Auch das Endresultat, dass die
 Kritik aus dem Griechischen Hiob her
 sehr geringen Gewinn ziehen kö-
 nen, billigen wir. Nur möchten wir
 sehen, daraus einen allgemeinen Schluss
 LXX überhaupt zu ziehen.

Wir sprechen zum Schluss den
 dem Verf. auf diesem Gebiete noch
 entgegen: hoffentlich wird er es da-
 versäumen, in seiner Muttersprache
 zu schreiben.

Kiel.

Th.

Recht und Beweis im Geschworenengericht.
Ein Beitrag zur Kritik der Praxis und
Gesetzgebung auf dem Gebiete des Straf-
verfahrens von Dr. L. v. Bar. Hannover
Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1865. XVI
u. 368 S. gr. 8.

Die vorliegende Schrift hat nicht den Zweck einer allgemeinen Erörterung über die Vorzüge und Nachtheile des schwurgerichtlichen Verfahrens in Strafsachen. Sie betrachtet das Geschworenengericht als etwas Gegebenes, als den Kernpunkt dieses Instituts aber das Verhältniss, in welches Richter und Geschworene zu einander durch Gesetzgebung und Praxis gesetzt werden. Die richtigen Gesichtspunkte für dieses Verhältniss aufzufinden, ist die Aufgabe, welche der Verf. sich gestellt hat.

Es wird nun gegenwärtig immer mehr anerkannt und in der deutschen Wissenschaft, kann darüber nach den Schriften Hugo Meyer's (»That- und Rechtsfrage im Geschworenengericht«) und Glaser's (»Die Fragenstellung im Schwurgerichtsverfahren«) ein Zweifel nicht mehr bestehen, dass die Geschworenen nicht beschränkt sein können auf reine Thatfragen, dass von ihnen vielmehr die Beantwortung der gesamten Schuldfrage erfolgen muss, auch da, wo schwierige Rechtsfragen die Entscheidung bestimmen. Ist dies aber richtig, so wird man zugestehen müssen, dass damit allerdings eine erhebliche Angriffswaffe den Gegnern des Geschworenengerichts geliefert ist, sofern es nicht ein sicheres Mittel giebt, die Rechtskenntniss des aus rechtsgelehrten Richtern bestehenden Schwurgerichtshofes für das Verdict nutzbar zu

machen. Denn die Behauptung, daß den Umständen die Geschworenen das finden besser verstehen, als rechtsgelehrter, ist, wie dem Verf. scheint, die von allen, welche zu Gunsten des Geschworenengerichts vorgebracht werden können. selbst in dem Heimathlande der he in England, vielfach anerkannt, daß Geschworenen nicht unter Leitung von rechtsverständiger Richter ihren Wahlen, die Entscheidung der Schuldfrage rechtsgelehrte Richter vorzuziehen

Der Verf. wendet sich nach einer leitung, in welcher jener für eine heilsamkeit der Schwurgerichte so wesentlich hervorgehoben wird, zu einer Darstellung des Verhältnisses von Richtern und Geschworenen nach englischem Rechte (S. 5—20). In der That, was hier gezogen wird, ist, daß eine Verurtheilung nur eintritt, wenn die Geschworenen als der Assise Richter, in den wichtigeren und schwereren Fällen immer ein Mitglied des obersten Gerichtshofes, die Verurtheilung gerechtfertigen. In dem folgenden Abschnitte (S. 21—24) wird das Verhältniss des Gerichts zu den Geschworenen nach den Gesetzgebungen Frankreichs und Deutschlands betrachtet, und daran knüpfen sich die eigenen Reformvorschläge des Verfassers, deren es verhindert werden soll, daß die Geschworenen Verurtheilungen ohne hinreichende Rechtsgründen ausgesprochen werden. Der Verf. führt jetzt in Frankreich und Deutschland die Versuche, dieses Resultat herbeizuführen, an, und zeigt sich einerseits als fehlerhaft, andererseits als unzulänglich bewiesen, und die englischen Einrichtungen sind schon der abweichenden

wesentlich collegialen — Gerichtsverfassung wegen nicht annehmbar, abgesehen selbst davon, dass sie durch einen Act der Gesetzgebung allein noch nicht die erforderliche Wirksamkeit würden erlangen können. Die frühere französische Gesetzgebung und Praxis verwandte als Mittel einer Controle der Geschworenen die Theilung der Schuldfrage in eine Menge einzelner anderer Fragen. Davon ist man später, da sich die Auflösung der Rechtsbegriffe in sog. Thatsachen als unmöglich erwies, und die in dieser Beziehung gemachten Versuche nur zu Verwirrung und Widersprüchen führten, zurückgekommen. Den Geschworenen wird nach der gegenwärtigen französischen Gesetzgebung und Praxis, welcher man in Deutschland sich vollständig angeschlossen hat, die gesammte Schuldfrage in Einer Hauptfrage zur Beantwortung gestellt, woran sich dann allerdings noch Nebenfragen über Erschwerungs- und Milderungsgründe und über die gesetzlichen Strafausschliessungsgründe reihen können. Dabei sind es aber nicht die Verbrechensbegriffe, nach denen regelmässig die Geschworenen befragt werden. Man befragt die Geschworenen vielmehr nach den gesetzlichen Definitionen in dem vielfach verbreiteten Glauben, dass so nur Thatsachen festgestellt, nicht aber Subsumtionen unter Rechtsbegriffe von den Geschworenen vorgenommen werden, und nur in einigen besonderen Fällen erkennt man es an, dass die in diesen Definitionen vorkommenden Begriffe wiederum Rechtsbegriffe sind, z. B. der Begriff der Urkunde, des Wechsels bei den Verbrechen der Urkunden- und Wechselfälschung. In diesen letzteren Fällen sollen dann die Geschworenen nicht nach dem »Rechtsbegriffe« gefragt werden, sondern nur nach denjenigen Thatsachen, welche nach

Ansicht des Schwurgerichtshofes und in höherer Instanz des Cassationshofes, im concreten Falle den Rechtsbegriff ersetzen.

Meyer hat treffend nachgewiesen, dass die letztere Verfahren ein durchaus fehlerhaftes und willkürliches ist. Den Geschworenen muss die Subsumtion der Thatfachen unter die Rechtsbegriffe immer verbleiben. Das entgegengesetzte Verfahren setzt die Geschworenen zu Prüfsteinen nur des Beweises herab, und der Richter selbst würde dabei es vermögen, trotz der entgegenstehenden Ueberzeugung der Geschworenen an einzelnen Thatumständen die Schuld des Angeklagten zusammenzuconstruiren. Der Verf. hat dieser Ansicht nur beitreten können; er führt dabei aber aus, dass jeder derartige Versuch einen Eingriff in das den Geschworenen unbestritten zukommende Gebiet der thatsächlichen Feststellung des Falles enthält, indem That- und Rechtsfrage in jedem Falle bis zu einem gewissen Punkte unzertrennlich mit einander verbunden sind. Zugleich sucht er nachzuweisen, dass es eine Täuschung ist, bei irgend einem Rechtsätze von thatsächlichen Begriffen zu reden. Jeder Begriff, dessen sich das Gesetz zur Erklärung seines Willens bedient, wird schon dadurch zu einem Rechtsbegriffe, und es kann nicht darauf ankommen, ob der Gesetzgeber selbst eine Definition des fraglichen Begriffes giebt. Diejenigen Begriffe, von denen das Gesetz keine weitere Definition giebt, sind oft gerade die schwierigsten, und vom Gesetzgeber gerade deshalb nicht besonders definirt, um nicht durch eine ungenaue Definition irre zu leiten. Um so nothwendiger ist aber eine Controle der Geschworenen bei Vornahme der rechtlichen Erwägungen.

Controle kann nun, wie bemerkt, nicht die sog. Auflösung der Rechtsbegriffe in sich erfolgen. Ebenso wenig ist durch Belehrung und grössere Genauigkeit der Urtheile zu helfen. Eine mündliche Verhandlung in der Voruntersuchung vor rechtsgelehrten zu dem Zwecke, die Sache vollends auch nur in Ansehung des Rechts zu erschöpfen, würde bald die Hauptaufgabe selbst zu einem leeren Nachspiele werden und schliesslich verschwinden lassen. Ist ferner die Leitung der Berathung durch einen rechtsgelehrten Richter empfohlen worden. Auch eine solche Einrichtung würde unhaltbar sein. Sie würde die Geschworenen gleichsam unter Vorbehalt stellen und bei der ungeheuren, je nach der Sache entbehrenden Gewalt jenes Richters keine Misstrauen erregen. Endlich kann eine Vereinigung einer Mehrzahl von Richtern, bestehend aus einer Anzahl Laien zu einer sog. Schöffenbank nicht segensreich wirken. Es spricht sich die geschichtliche Erfahrung und das Bedürfniss für eine Arbeitstheilung. Zwar sind in einigen Ländern, und namentlich auch in Hannover eine solche Einrichtung eingeführt, die im Ganzen sich behaupten haben scheinen. Aber diese für gewisse Strafsachen zweckmässige Einrichtung ist nicht das Mittel, die Entscheidung eines Einzelurtheils mit moralischem Ansehen und einigen Vortheilen zu umgeben. Die Vereinigung einer Anzahl von rechtsgelehrten Richtern mit einer Anzahl Laien, würde letztere nur verwirren und die Urtheile dem Zufall preisgeben.

Es kommt der Lösung des Problems ein

auch schon in der Praxis versucht worden, wonach der Gerichtshof in die Fragen, die den Geschworenen gestellt werden sollen, nur die concreten Thatfachen soll aufstellen, in denen seiner Ansicht nach ein Verbrechen im einzelnen Falle vorliegen kann. Dies ist aber, wie ebenfalls gezeigt, deshalb fehlerhaft, weil den Geschworenen dabei nicht die gesammte Anklage vorzulegen, sondern ein Theil derselben, die Frage vom Gerichtshofe vorweg zu entscheiden würde.

Die richtige Lösung des Problems liegt in der Stellung von Zusatzfragen. Zunächst soll den Geschworenen die Anklage zur Beantwortung vorgelegt werden, für den Fall der Bejahung sollen dann die Punkte, welche nach Lage des Falles die Strafbarkeit auszuschliessen könnten, in eine besondere Zusatzfrage formuliert werden. Wird die Zusatzfrage bejaht, weil alsdann klar ist, dass die That nicht zur Schuldigerklärung des Angeklagten führt, so können irrigere rechtliche Erwägungen gelassen werden. Der Angeklagte vom Gerichtshofe freigesprochen werden. Es ist eigentlich dasselbe, was schon jetzt bei den im Gesetz straffrei anerkannten Strafausschlüssen beobachtet wird; nur dass das gegenwärtige Verfahren in mehrfacher Beziehung fehlerhaft ist.

Erstens werden jetzt die gesetzlichen Ausschlussgründe lediglich in der Form des Gesetzes, und ohne dass die concreten Thatfachen angegeben werden, den Geschworenen vorgelegt, so dass ihnen der fragliche Strafausschluss zu verwirklichen haben soll. zur Freisprechung. Dies hat oft Missverständnisse zu

der Laie kann sehr wohl, wenn ihm kundiger Seite auseinandergesetzt wird, ankomme, urtheilen, ob in einem concrete bestande ein gesetzlicher Begriff verst. Fehlen ihm aber die concreten Punkte, so befindet er sich auf dem ihm en Felde rein theoretischer Erörterung. z. B., ob der Angeklagte zurechnungs- sen sei, in einem Falle, wo concrete für die Unzurechnungsfähigkeit sich angeben lassen, so wird der Laie in ganz etwas Anderes suchen, als darin enthalten ist. Noch mehr ist es zu dass die Geschworenen geradezu irre rden, wenn, wie z. B. nach der ge- n preussischen Gesetzgebung der Fall age nach einem gesetzlichen Strafauss- sgrunde immer bei Strafe der Nich- Verfahrens schon dann gestellt wer- wenn sie von der Vertheidigung be- ird, ohne dass dem Gerichtshofe ir- Cognition dartüber zukäme, ob für fenden Strafausschliessungsgrund An- e in der Beweiserhebung gegeben sind. ritt nach der gegenwärtigen Fassung rfrage nicht hervor, dass es nur um irung des Verdicts sich handelt. Man e Geschworenen, ob der Angeklagte i, und nimmt an, dass wenn keine h einem gesetzlichen Strafausschlies- le gestellt ist, in der Bejahung der e die Verneinung aller denkbaren Straf- ungsgründe liegt. Wird nun eine Frage n Strafausschliessungsgrunde gestellt, dies in der Form der Motivirung des eschieht, so liegt hierin ein Wider-

spruch, welcher geeignet ist, die zu verwirren.

Nach des Verf. Ansicht sollen merkt, die Zusatzfragen nicht auf in abstracto anzuerkennenden Sungsgründe beschränkt, sondern auf wirksamen Gründe der Ausschiessungkeit ausgedehnt werden, dabei aber keinen Platz greifen. 1) Die Frage Strafausschiessungsgründe soll imnahme concreter Thatsachen substantiell sein. 2) Sie soll den Geschworenen in der Hand gelegt werden, dass die Antwort darüber die Wirkung der Antwort auf die Hauptfrage bezieht. 3) Dem Gerichtshofe soll die Entscheidung über zustehen, ob aus den Verhältnissen die Wahrscheinlichkeit für die Annahme eines ausschliessungsgrundes sich ergeben. Wenn letztere Bestimmung wird vielleicht nicht zu finden. Man möchte einwenden, dass dem Gerichtshofe eine Entscheidung auf der Beweisfrage eingeräumt würde. Unrecht. Die Geschworenen sind es, der Gerichtshof die Stellung der Zeugenaussagen. Wegen Mangels an Beweismomenten verneint, den Strafausschiessungsgrund erwiesen anzunehmen und aus dem die Hauptfrage zu verneinen. Der Angeklagte entscheidet, indem er den Antrag auf die Zusatzfrage verwirft, nur dass die Geschworenen ein Motiv ihrer Entscheidung besonders festzustellen und anzunehmen. Eine Entscheidung des Gerichtshofes in Ansehung der Beweismomente ist bei der Zusatzfrage erforderlich, der Vertheidigung frei stehen würde.

mübersehbare Menge von Zusatzfragen das Verfahren in Unordnung zu bringen.

Durch solche Zusatzfragen wird jeder Rechtsirrthum, den die Geschworenen zum Nachtheil des Angeklagten begehen, klar gestellt und dadurch unschädlich gemacht werden können. Man möchte vielleicht entgegenen, dass nach des Vfs eigener Ansicht (vgl. S. 11. 86) den Geschworenen bei Feststellung der concreten Thatumstände immer noch die Feststellung bleiben muss, dass andere (rechtlich) erhebliche Umstände ausser den besonders hervorgehobenen nicht vorhanden seien, eine Feststellung, welche, da die Erheblichkeit von Thatumständen nur nach Rechtsgrundsätzen bestimmt werden kann, auch rechtliche Erwägungen in sich schliesst. Damit ist zugegeben, dass bis zu einem gewissen Grade die rechtlichen Erwägungen der Geschworenen der Controle des Schwurgerichtshofes und Cassationsgerichts sich entziehen, diese letztere also doch immer eine unvollständige bleibt. Aber dies ist, soweit es auf praktische Resultate ankommt, doch nur scheinbar der Fall. Das freilich ist richtig, dass wer die Thatumstände behuf der rechtlichen Entscheidung feststellen soll, nie rechtlicher Erwägungen entbehren kann. Denn erstens kann ein wirklich Geschehenes nie absolut vollständig in Worten wiedergegeben werden; dazu würde selbst eine Photographie der Thatsache nicht ausreichen. Und zweitens stehen alle Dinge der Aussenwelt in einem unendlichen Zusammenhange. Wer also Thatsachen erzählt, muss eine Ausscheidung vornehmen, und die Art der letzteren bestimmt sich nach dem Zwecke, welcher mit der Erzählung verbunden wird. So kann man auch genau genommen bei Vernehmung eines Zeugen dessen eigenes Urtheil

über das, was rechtlich erheblich
sem Umfange nicht entbehren. Di
heit in dem Sinne, dass ein factis
in jedem einzelnen Momente gleich
graphirt würde, kann kein Zeuge
schwört daher, verpflichtet die ve
zu sagen, genau genommen auch
wie es auch z. B. in der in Hann
chen Eidesformel heisst, etwas zur
riges nicht verschweigen wolle. W
her aus jenem Grunde das System
fragen angreifen, so würde man da
lichkeit einer gerechten Entscheidu
Falle leugnen, mögen nun rechtsge
oder Geschworene das Urtheil fälle
aber einer Mehrzahl von Geschwore
seres Gebiet der freien Beurtheilun
einem einzelnen Zeugen, kann wohl
denklich gehalten werden. Und pr
sich die Sache in jedem Processe s
einmal diejenigen Gesetzesstellen
sind, unter welche der Fall möglich
sumirt werden kann — eine Art
Verweisungsurtheile und jedenfalls
genstellung schon beendet ist — n
wenige Rechtsfragen übrig bleiben,
wortung Zweifel erregen kann. D
Dinge, welche jeder verständige
gut prüfen kann, als ein Rechtskur

Sofern nun — was immer meh
anerkannt wird und z. B. schon
badischen Strafprocessordnung eing
der Gerichtshof stets bei Feststell
gen mitzuwirken hat, sind von d
solcher Zusatzfragen, deren Stellung
ren auch in keiner Weise belästige
hebliche Vorthelle zu erwarten. D

ung, welche im entscheidenden Momente die richtige Frage würde formuliren können, würde damit ein neuer, bedeutsamer Raum eröffnet werden. Die Geschworenen würden auf die Rechtsbelehrung, welche der Präsident ihnen ertheilt, vertrauen können, da schwierige Rechtsfragen jedes Mal der Nachprüfung durch den Gerichtshof und in höherer Instanz durch den Cassationshof unterzogen würden. Die Wissenschaft würde endlich ebenfalls Vorthail daraus ziehen: sie erhielte in scharfer und bestimmter Formulirung die Umstände, welche die Schuld zweifelhaft gemacht haben, und zugleich darüber das Urtheil der Laien und des rechtsgelehrten Gerichtshofs.

Diese Untersuchungen füllen S. 21—125 des ersten Abschnitts aus, welcher unter der Ueberschrift »das Recht« die rechtliche Seite des schwurgerichtlichen Verfahrens in Bezug auf Fragestellung, Verdict und Urtheil erörtert. S. 125—307 behandeln einzelne Rechtsfragen in Bezug auf Fragestellung, Verdict und Urtheil und zwar auf Grund einer grösseren Anzahl von Entscheidungen, welche der deutschen und französischen Praxis entnommen sind. Es ist dabei immer die Untersuchung aus legislatorischem Gesichtspunkte mit der Untersuchung über das gegenwärtig in Deutschland und Frankreich geltende Recht verbunden, jedoch so dass, wie der Verf. hofft, es dem Leser nicht zweifelhaft bleibt, wo die Untersuchung des geltenden Rechtes aufhört und wo die legislatorische Erörterung beginnt. Dies Verfahren schien durch den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung geboten. S. 125—153 handeln von der Bedeutung der Anklage; S. 172—178 von der Subsumtion der Thatfachen unter die Rechtsbegriffe im Verdict; S. 179—191 von den Hauptfragen und den Fra-

gen nach erschwerenden oder m
ständen; S. 191—200 von den Fra
ausschlussgründen; S. 205—
nativen Fragen; S. 210—228 vo
stellung im Falle der Theilnahm
chen; S. 228—258 von der gena
lung der Zuständigkeit der Gesch
sehung des Inhalts der Fragen;
von den Controversen über das g
hältniss von Frage, Verdict und
—307 von dem Zeitpunkte der
und von der Mitwirkung der Par

Es kann hier nicht der Ort
zelheiten dieser Untersuchungen.
Nur Folgendes möge hervorgehoben
besonderer Wichtigkeit ist dem
rechterhaltung des Anklageprincip
genstellung erschienen. Das W
Anklageprincips besteht seiner A
darin, dass jedes Angriffs- und
moment von verschiedenen Seite
der Anklage und von Seiten der
beleuchtet und geprüft werde, el
scheidung des Gerichts oder der
verstellt wird. Davon ist es n
dass einerseits die Anklage so
werde, dass dem Angeklagten
des einzelnen Falles die volle Fr
theidigung bleibt, und dass ander
kennende Gericht regelmässig ni
über die rechtliche Qualification,
klage (das Verweisungsurtheil) der
Angeklagten beigelegt hat. Soda
Verf. mehrfach Gelegenheit das R
Nichtigkeitsbeschwerde zu beleuch
Idee der modernen Legislation s
tionshof der oberste Bewahrer de

ein. Er ist es aber nur scheinbar wegen der reinen Verbindung, in welcher Thatsache und Recht stehen, wenn ihm jede Prüfung auch des factischen Materials der Entscheidungen der unteren Gerichtshöfe versagt bleibt. Er ist alsdann beschränkt auf die Correctur derjenigen gröberen Verstösse, welche die untere Instanz begeht, indem sie die einzelnen gesetzlichen Begriffe nicht in der vom Gesetze vorgeschriebenen Weise zusammensetzt oder daran ungesetzliche Folgen knüpft oder gesetzliche Folgen nicht knüpft. Die viel schwierigere Arbeit zu prüfen, ob die einzelnen gesetzlichen Verbrechensmerkmale auf den gegebenen Fall passen, fällt dann ohne weitere Controle der souverainen Beurtheilung der unteren Instanzen anheim. Nun soll zwar der Cassationshof nicht selbst endgültig über Thatsachen entscheiden; aber er soll das thatsächliche Material insoweit prüfen können, ob jede aus den Verhandlungen sich ergebende schwierige Rechtsfrage eine besondere Prüfung und Feststellung gefunden hat. Ist dies nicht der Fall, so soll nach des Verfs Ansicht der Cassationshof die ergangene Entscheidung vernichten, regelmässig zwar nur dann, wenn ein Antrag auf besondere Feststellung in der Hauptverhandlung gestellt ist, im Interesse der Vertheidigung aber in besonders dringenden Fällen auch ohne solchen Antrag, da der Richter von Amtswegen das Interesse der Vertheidigung in gewissem Umfange wahrzunehmen hat.

Ueberall nimmt der Verf. Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass die Schwierigkeiten der Fragenstellung nicht sowohl aus dem Wesen des Geschworenengerichts, als aus dem des Strafrechtes und Strafprocesses, namentlich aber des Anklageprocesses entspringen, dass sie auch da

vorkommen, wo Collegien rechtsgele allein entschieden, dass sie hier aber j der Parteien und des obersten Gerichtsl ziehen und deshalb leicht einer grü fung entbehren, obschon die Art der lung und Abstimmung oft über d des Angeklagten entscheidet. Der V der Ansicht, alle Schwierigkeiten stellung gelöst zu haben, was in de dem Obigen zufolge unmöglich sein er giebt sich der Hoffnung hin, ge ben, dass dieselben nicht unüberw wie in neuerer Zeit mehrfach be Und wenn die Fragenstellung nic eines abstracten und dürrn Schen handhabt wird, so erscheint sie als Mittel, die Jury durch den Gerichts hung der rechtlichen Erwägungen z zwar — und dies erscheint dem V wahre Bedeutung des Geschworene dass eine Verurtheilung des Ange eintritt, wenn sowohl der verständ Geschworenen als die Gesetzeske rechtskundigen Richter die Verur ligen.

Soweit der erste Theil der S zweite unter der Ueberschrift »Der schäftigt sich zunächst mit der Be Entscheidungsgründe über den Bew freien Würdigung des letzteren. gezeigt, dass Entscheidungsgründe ter Richtercollegien das nicht lei was man von Entscheidungsgründ muss: die Befriedigung des allgeme bewusstseins und die Bildung von welche den Urtheiler leiten, ohne ih an starre Normen zu bilden, bleiben

die Ziele; eine Ansicht, welche ihre Begründung auch in der Erfahrung findet. Nur das Résumé des Assisenpräsidenten kann hier die eigenthümliche Stellung, welche letzterer gegenüber der Jury einnimmt, Befriedigendes leisten, wie auch die Erfahrung in England zeigt.

Es ist daher erforderlich, dass, unter Leitung des dem Anklageprocesse allein entzogenen Verhörs der Zeugen vorzugsweise die Parteien, dem Schwurgerichtspräsidenten im angemessenen Umfange verstattet werde, auch die Glaubwürdigkeit der vorgebrachten Beweise sich in seinem Schlussvortrage zu äußern, jedoch nur so, dass den Geschworenen die allgemeinen Regeln der Erfahrung dargelegt werden, ihnen also überlassen bleibt zu prüfen, ob diese Regeln nicht in Folge besonderer Verhältnisse des einzelnen Falles ihre Anwendung bleiben müssen. In Deutschland aber dabei unserer collegialen Gerichtsverfassung wegen nothwendig, dass das Résumé des Assisenpräsidenten unter die Controle des Gerichtshofes gestellt werde. Diese Controle ist dadurch zu bewerkstelligen, dass dem Gerichtshofe in gewissen Fällen gestattet wird, kraft motivirten Mehrschlusses den von den Geschworenen ausgesprochenen befundenen Angeklagten dennoch freizusprechen, wenn die allgemeinen Regeln der Erfahrung über die Glaubwürdigkeit und Zulässigkeit von Beweismitteln in dem verurtheilenden Urtheile verletzt sind. Es wird dabei vorausgesetzt, dass die Bestimmungen der gegenwärtigen continentalen Gesetzgebung über die dem Gerichtshofe anvertraute Controle der Entscheidung der Geschworenen an einem inneren Widerspruche leiden. Den Schluss der Schrift S. 15 bildet ein Gesetzentwurf, in welchem

der Verf. die gewonnenen Resultate der besonderen Aufnahme in der bedürfen, zusammenstellt.

Das Ziel dieser Reformvorschläge ist der Geist der englischen Institutionen, die Geschworenen die Achtung vor dem Willen dessen Organe, dem im Namen des Königs das Urtheil fällenden Gerichtshofe, die Wahrheit der Ueberzeugung verbinden, die neuen Formen zu bringen, welche von den Reformen der französischen Juristen erfunden sind. Die schwurgerichtliche Verfahren bei der Urtheilung und unentbehrlich sind. Diese Formen sind eine Verbindung mit einer collegialen Gerichtsorganisation und einer höheren Instanz, dem Cassationshofe, bieten zugleich den Vortheil, dass die Urtheile bereilungen schützen, welche bei der jetzigen Gerichtsorganisation, wo oft so Vieles von dem Willen einzelner Richter abhängt, eher mangelhaft wäre.

Les lettres de cachet dans la Normandie du XVIII^e siècle, d'après des documents inédits. Par M. A. Joly. Paris: Librairie impériale. 1864. 62 S. in Octav.

Der Verf. beschränkt sich auf die Untersuchung der lettres de cachet in der Normandie (basse Normandie) und zwar so weit sie in die Zeit der Regierungen von Ludwig XIV. bis Ludwig XVI. fallen, sodann soweit sie des Privatlebens angehören, einem

a der geschichtlichen Untersuchung ent-
 ieb, weil es das allgemeine Interesse we-
 Anspruch nahm. Es handelt sich so-
 er nicht um politische Verfolgungen,
 a die Opfer der Hofintrigue, der Rach-
 Günstlingen oder Maitressen, sondern
 befehle, die auf Gesuch einer Familie
 in Mitglied derselben erlassen wurden.
 erial für seine Untersuchung fand der
 r Hauptsache nach im Archive zu Cal-

lettres de cachet fanden unter den ver-
 sten Umständen und aus den verschiede-
 Motiven ihre Anwendung; man bediente
 er, um einen Minister aus dem Hofkreise
 Landgut in entlegener Provinz zu ver-
 einem todeswürdigen Verbrecher den
 einer Klosterzelle zu eröffnen, Janse-
 Protestanten, oder lästige Bittsteller,
 rer, Blödsinnige den Berührungen mit
 rgerlichen Leben zu entziehen und nur
 selten sieht man Staatsverbrecher durch
 offen. Auf solche Specialitäten geht in-
 der Verf., wie gesagt, nicht weiter ein;
 lettres demandées par les familles ge-
 Gegenstand seiner mit zahlreichen Bei-
 belegten Erörterung ab.

eine Familie mit einem hierauf gerich-
 esuche beim Ministerium ein, so pflegte
 s die Vollmacht zur Haftnahme dem In-
 n der betreffenden Provinz zuzustellen,
 mselben in allen Fällen eine Prüfung
 gebrachten Gründe aufzuerlegen. Als
 teller finden sich meist Eltern, welche
 er Verschwendung, Zügellosigkeit oder
 ätigkeit eines Kindes zu beklagen ha-
 eleute, denen ein ferneres Zusammenle-

ben unerträglich geworden ist, F
ner Missheirath auf diesem Weg
müssen glaubten. Bei solchen
Haft meist eine vorübergehende,
dünken derer, welche sie erwirkt
hoben werden und wird lediglic
punkte der Correction betrachte
kommt sie nicht immer zum V
Anwendung der eingeholten lett
als wirksame Drohung. Im All
lag dem Gesuche um einen Ha
das Verlangen nach Besserung
digten zum Grunde, als der Wur
der Familie zu retten, indem ein
tigtes Subject ohne Aufsehn besei
vor der Gerichtshof über ihn das
Unter solchen Umständen wurde
lettre de cachet als ein Gnaden
dem sich der Betroffene mitunter
unterwarf, als er dadurch in sein
Ehre nicht verkürzt wurde. De
hierbei nicht stehen und schon
sorgniss, der Argwohn oder die
dass die Ehre einer Familie durc
derselben gekränkt werden könne
um den Verdächtigen der Freihei
Dass auf diese Weise der Lüge
ein weites Feld geöffnet werden
tet ein und bedarf der vom V
Belege nicht.

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Leipzig. 19. April 1865.

Reisebuch des Landes Posen von Heinrich
Leipzig 1864. 472 S. Quart.

Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: 1. *Diplomaticus urbium magni ducatus Pos-*
auf 164 Seiten und enthält 253 städ-
kunden, zur geringeren Hälfte vollstän-
grösseren Hälfte in Auszügen und zwar
eils in lateinischer Sprache abgedruckt,
ge davon sind in deutscher, keine da-
polnischer Sprache. Dieser Reihe von
ten sind zwei Inhaltsanzeiger beigelegt,
personarum et locorum und ein *index*
nominum. Der 2te Abschnitt umfasst
(versuch der) »Geschichte der Städte im
« Posen » ausgeführt auf den nächsten 100
s zur pag. 264. Dieser zweite Theil
6 Epochen der geschichtlichen Entwi-
des Städtewesens im Grossherzogthum
davon fällt genau die Hälfte auf die
oche, in welcher vorwiegend die Ereig-
s Jahres 1848 in dem Posener Lande
erraschender Ausführlichkeit behandelt

werden. Der 3te Abschnitt fül
 »Geschichtliche Nachrichten von
 Städten des Posener Landes« un
 betischer Ordnung angelegt; er
 sendste (über 200 Seiten), obgr
 wichtigste Theil.

Für unseren Zweck, nämlich d
 dieses Buches, scheint uns vor alle
 zu sein, den Leser in den Geist d
 in die Intentionen des Verfs einz
 glauben kaum, dass unser Berich
 buch des Landes Posen« in ein
 Licht stellen wird, jedoch halten
 sehr für unsere Pflicht, als wir
 vorzuschicken für nöthig erach
 uns von jeder politischen Pole
 wollen; bloss der wissenschaftlic
 der Gegenstand unserer Beurthe
 Um nun den Geist des Werkes
 Weise zu schildern, wollen wir d
 nehmlich auf die Einleitung und
 schichtlichen) Abschnitt des Buc
 Hier bestrebt sich der Verf. den
 danken durchzuführen, dass die E
 der Deutschen in das ehemalige C
 materielle und moralische Wohlth
 jeder Zeit einer geregelten staatl
 entbehrende und in Armuth und S
 sunkene Land gewesen sei; dass
 chen Privilegien und Freiheiten
 Kolonisten in unverständiger Weis
 kümmert worden; dass ihr Schic
 der preussischen Occupation sich
 serte, und dass diese Inbesitznahm
 sen nur eine Ausübung des längs
 derten durch deutsche Colonisati
 nen Rechtes war. »Die Hand a

Posens legend, dürfen die posener Deut-
 Rede: »sie seien Eindringlinge in dem
 as sie bewohnen«, entschieden zurück-
 Sie haben ein altes Recht an diesem
 und sollen es wahren, da nöthig, mit der
 er Waffen.« Wir glauben nicht zu ir-
 n wir in diesen Worten die Hauptten-
 Werkes suchen, und wir sind der Mei-
 ass der Verf. nur aus diesem Grunde
 nisse des Jahres 1848 so detaillirt und
 ch erzählt hat, um zu zeigen, dass schon
 ie deutsche Bevölkerung Posens trotz
 ung und Behörden ihr »altes Recht«
 hat; denn in diesem Lichte werden die
 ilder des unglücklichen Jahres vorge-

oben angedeutete, mit der angeführten
 ohnung endigende Hauptidee wird vielfach
 t durch geschichtliche Aeusserungen,
 wenn ich das mildeste Wort wählen soll)
 rücksichtslosesten Misstrauen des Vfs
 Polnische zeugen. So wird auf S. 207
 elshass (der poln. Edelleute) gegen das
 sen, gegen Fleiss, Ordnung und wahre
 getadelt; sodann werden auf S. 209
 vollen Geistlichen« ein »allezeit unnüt-
 schädliches Volk« genannt; auf S. 206
 er Verf. seine Unzufriedenheit aus, dass
 der Grosse (den man in Polen noch
 n Bauernkönig nennt) »über Gebühr«
 wird; die Thatsache, dass in der letz-
 der polnischen Republik viele deutsche
 sich polonisirten, giebt dem Verf. auf
 Veranlassung auszurufen: »Der Sieg des
 lakenthums ist ein vollständiger gewe-
 ! er nimmt es sogar übel, dass die
 n Colonisten, welche Friedrich II. in die

Netzgegenden kommen liess, ihre
 delungen mit polnischen Namen be-
 ob *owo* oder *ewo* die unumgängliche
 einen Ortsnamen sei.* Ich will nicht
 lassen, dass nicht allein polnische
 Bevölkerung scharf getadelt werden
 auch, allerdings sehr selten, Worte
 gnügens vor, die gegen die preu-
 rung gerichtet sind; solche trifft
 Erzählung der Ereignisse von 18
 solche findet sich auch auf S. 226
 dauerliche Wirthschaft der ersten
 Beamten in Südproussen einer so
 unterzogen wird; auch bei Gelegen-
 ten preussischen Occupation (1815)
 dass »das neue preussische Regime
 Verkehrtheiten begann« (S. 231).
 punkte der Wissenschaft muss dar-
 gelegt werden, dass der 2te Abschn-
 kes, in welchem ein Versuch der C-
 Städtewesens gemacht wird, mehr e-
 Abhandlung mit historischer Färl-
 Umgekehrte ist; und gegen die C-
 in diesem Abschnitte so vielfach ge-
 auch sind die angeführten Thatsa-
 dürftig, theils ungenau, theils auch
 delten Thema so fremd, dass wir
 schaftlichen Werth dieses Abschnitte
 stellen. So muss man es z. B.
 finden, dass die Kriege Boleslaus
 mit dem Kaiser Heinrich II. in zi-
 führlichkeit erzählt werden; so i-
opole (auf lateinisch *vicinia*, bedeu-
 band von Gemeinden in der ältesten
 Zeit) in falschem Sinne gebraucht;
 verzeihlich, wenn auf S. 189 der
 laus II. zum Sohne Casimirs I. ma-

gekehrte richtig ist; so ist es befremdlich, wenn der Verf. (S. 199) schreibt: »das Gniewowske (soll heissen gniewkowsche) ist älter als eine Woiewodschaft abgemarkt, während es niemals eine Gniewkow-Woiewodschaft gegeben hat; es ist falsch, S. 190 gesagt wird, dass bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts in Krakau fast nur Eichmünzen als Geldwerth benutzt wurden; das ist falsch, es ist, dass schon seit Boleslaus I. polnische Münzen geprägt wurden, und dass sehr viele ausländische Münzen in Polen in Gebrauch waren. In nämlicher Weise scheint sich das nicht übereilt zu haben, wenn er den Umstand zum Schlimmeren in der Entwicklung des Rechtswesens in Grosspolen in der Gründung des Appelationstribunals für Entscheidung der Streitigkeiten zwischen deutschem Rechte abgeurtheilten Prozesse in Krakau erblickt, welches ja nur für Kleinpolen von Kasimir dem Grossen eingesetzt wurde. Auch weiss der Verf. selbst Facta anzuführen, dass die grosspolnischen auf deutschem Recht locirten Städte noch fortan sich an das Urtheil von Magdeburg holten. Warum sollte es dem Könige Casimir als einen Tadel anzurechnen, dass er, um die kostspieligen Appellationen nach Magdeburg zu verhindern, und die Würde seiner Landeshoheit zu wahren, das Appelationstribunal in Krakau für Deutsche einrichtete, vermag ich nicht zu beurtheilen. Gerade das Aehnliche auch für die »deutschen« in Grosspolen erfolgen können, ohne dass eine »Veranlassung zum Verfall der Städte« daraus hätte; diese Behauptung ist, so wie viele andere, ohne Beweis geblieben. — Ich will nur an dieser Stelle anführen, um meine Behauptung dem geringen wissenschaftlichen Wer-

the des qu. Abschnittes zu rechtfertigen wir: »Der Nachschub von (1815) war nicht mehr von Kerne. Abenteurer suchten Posenschen eine Stätte. Die mehrlinge waren auf weiter nichts abgedacht. . . . Indessen je mehr in die deutschen Beziehungen sich je mehr es mit dem deutschen wuchs, desto sichtlicher gewann Kraft.« Solche Widersprüche sind in einem streng historischen Buche nicht tadelnswürdig.

Es bleiben somit noch zwei Abschnitte zu besprechen; stellenweise wird auch der 2te Abschnitt noch hingewiesen. Der 1te Abschnitt hat einen wissenschaftlichen Charakter und der obgleich mangelhaft, hält sich meist in den Schranken der historischen Wissenschaft.

Die wichtigste Frage, welche sich hier stellt, ist die, um den Werth der Urkunden (Abschnitt I) und der historischen Nachrichten der einzelnen Abschnitte (Abschnitt III) ins rechte Licht zu setzen. Die Frage nach den Quellen, aus welchen der Verf. geschöpft hat. — Wir müssen vor allem darauf hinweisen, dass der Verf. die einzige auch die wichtigste Quelle nicht angegeben hat und dies ist das Posener Grodarchiv, welches sich in dem Appellationsgebäude befindet. Die Meinungen sind der Meinung, und können es sein, dass sich ein Städtebuch von Posen ohne die Einsicht in die Acten des Grodarchivs gar nicht in dieser Weise schreiben lässt. Der Verf.

a Buches hätte sich im Laufe der 20
ner Arbeit die Mühe nicht verdriessen
ollen, selbst oder durch Vermittelung
dem Archiv und aus ihm zu erfahren,
die dürftigen Worte: »das ehemalige
iv besteht aus 4200 Folianten! Doch
Wust noch Niemand in geschichtlicher
durchforscht.« Der Vorwurf trifft lei-
chst den Verf. selbst; er ist aber auch
ründet, denn Raczyński's Codex ma-
oniae, und Łukaszewicz Historya
v (Geschichte der Kirchen) sind haupt-
eine Ausbeute des Grodarchivs. Der
t in der allgemeinen Bemerkung über
en zu seinen Studien (S. 177), dass
rzahl der städtischen Urkunden ver-
und viele verloren gegangen sind. Was
nale anbetrifft, so wollen wir diese Be-
nicht im mindesten angreifen; was aber
igte Abschriften anbelangt, so
wir die hier gebotene Gelegenheit zu
dass kein städtisches Privilegium, wenn
noch so geringem Werthe, verloren ge-
t, dass vielmehr jedes von der Regie-
ebene urkundliche Schriftstück, sofern
e allgemeine Rechte begründet, in den
r Grodarchive glaubwürdig eingetragen
ist, und zwar oft in mehreren, damit
hergesehene Missgeschicke an mehr als
te die gerichtlich beglaubigte Abschrift
olt werden könnte. Die früheren gross-
a Grodarchive sind jetzt in dem Posen-
reinigt, so dass die an verschiedenen
hten (grod) eingetragenen Abschriften
vorhanden sind. Es wäre im höchsten
nschenswerth, wenn die Provinzialstände
e sich annehmen und die nöthigen Mit-

tel beschaffen möchten, einen systematischen Catalog aller grosspolnischen städtischen Urkunden im Druck zu veröffentlichen. Ich habe wohl an der Zeit, eine gründliche Untersuchung des Städtewesens im Posener Lande zu machen. Für einen, selbst den fleissigsten Mann ist es kaum möglich, die Arbeit zu vollenden. Um nur annähernd den Unterschied zwischen dem, was von Herrn Wuttke in Urkunden geliefert ist, und dem, was im Posener Archiv in dieser Hinsicht vorhanden ist, will ich auf folgende Dinge aufmerksam machen. Für die Stadt Fraustadt hat Hr Wuttke ungefähr 40 Documente, etwas mehr als 20 in extenso aufbewahrt, dem Posener Archiv befindet sich ein Manuscriptes, wenigstens 1500 Seiten umfassendes Volumen in fol., welches enthält: Wschowa privilegia, decreta et episcopi (Schenkungen) etc.; dass viele Urkunden auch in anderen Actenstücken abgeschrieben sind, versteht sich von selbst. Ich habe mehr als die Hälfte der Urkunden mit den betreffenden Manuscripten collationirt, und kann versichern, dass sich sehr wichtige Sachen in demselben befinden, von denen der Verf. leider keine Kenntniss hat. So z. B. liessen sich gerade aus den Actenstücken sehr belehrende Nachrichten schöpfen; es ist hier ein Privilegium vom Jahre 1422 vom Könige Wladislaus, welches die Kaufleute von Fraustadt, worin eine freie Handelsweg nach Russland über Piotrkow (Petrikau), Opoczno etc. bestimmt wird, und worin gesagt wird, dass die über Krakau dorthin ziehenden Kaufleute den Zoll zu entrichten gehalten

Privilegium vom J. 1455, ebenfalls für t, bestimmt die Bedingungen des freien der Fraustädter Kaufleute nach Lit-Reussen und Podolien; nach diesem Pri- durften die Fraustädter Kaufleute nur Stellen über die Weichsel setzen, ohne ntrichten, nämlich bei Sendomirz und au. — Ebenso wie für Fraustadt existirt Bromberg ein besonderes Copialbuch: privilegiorum civitatis Bidgost ab a. 1333 1538*; der Titel ist unrichtig, denn es in auch spätere Urkunden enthalten. a umfasst ungefähr 500 Blätter (1000 — Es mag mir vergönnt sein, noch 2 tizen beizufügen, welche auf die Reich- des Posener Grodarchivs Bezug haben. Stadt Pobiediska (Pudewitz) sind in dem stehenden Buche des Hrn Wuttke kaum en und zwar nur eine in extenso ab- in dem Posener Archiv habe ich ohne Urkunden in den Acten gefunden; das betrifft Klecko, welches nur ein paar irftiger Weise bedacht ist, und für wel- soweit gelegentliche Nachforschun- gebend sein können, im qu. Grodarchiv kunden finden. Und diese zwei Städte a doch eine eingehendere Berücksichti- sie zu den ersten Städten von Gross- ören, welche mit deutschem Recht wurden. — Leicht werden sich jetzt ernden Worte des Verfs über die Ar- theilen lassen; er sagt in seinen »Vor- gen über die Quellen« auf S. 177: sssten die städtischen Freibriefe in den Jahrhunderten, um unantastbare Gül- bekommen, von den Grod- oder Land- eingetragen werden. In diesen Bü-

chern ward sonach, und schon s
des 14. Jahrhunderts (also nicht
Jahrhunderten«!) vieles abschriftlich
(die allgemeine Freiheiten betref
urkunden gewiss alle). »Indess a
stand litt, der schadlos halten k
verlorene Urschrift. Hin und wie
wohl ein Starost die ihm missfä
er war es, der die Aufsicht hatte
rosteien oftmals verpachtet wurde
lich waren, so liess sich keine g
für alte Schriften erwarten.« Die
nen nur zur Verwirrung des Lese
Sache verhält sich ganz anders.
archiv (bei den Burggerichten
dem Schutze dreier Schlüssel: des
des Generals von Grosspolen und
rius. Ein besonderes Gesetz sch
übung der Controlle vor. Der V
wahrscheinlich einfache Starosteie
ohne Justiz) und Grodstarosteien
barkeit. Solcher Grodarchive i
Grosspolen gab es 14: Posen, Gr
Fraustadt, Kosten, Exin, Nakel, P
wroclaw, Kruschwitz, Deutsch-Kron
litz und Schildberg. Diese Archiv
sie das heutige Grossherzogthum
dem Posener Archiv vereinigt; das
Krone gehört auch dazu. — Der
ter fort: »Auch manches Grodar
Asche, und den nicht verbrannten
Verwahrlosung wie den Stadtarch
lich.« Uns hier an Ort und Stel
kennt, dass das Grodarchiv von P
Jahre 1386 abgebrannt ist. »Na
sung der Grodgerichte kamen ihre
ihr Schriftenvorrath an die preussis

blieben oder geriethen in Unordnung.«
 l sehr wahr, so ist zum B. das Schild-
 odarchiv durch die Schuld der Behör-
 ick desorganisirt und nur ein geringer
 on ist in Kalisch aufbewahrt. — Eben-
 u sind die übrigen Bemerkungen des
 ber die Quellen, und es hat den An-
 s wenn der Vf. sich über die Nichtbe-
 dieser Quellen entschuldigte; es wäre
 unehmen, dass diese Bemerkungen die
 chkeit derselben zeigen sollten.

minder ist es zu bedauern, dass Herr
 einige vorzügliche Bearbeitungen nicht
 oder nur sehr spärlich benutzt hat. So
 ihm gänzlich fremd geblieben, dass
 ecki schon 1810 ein nützliches Buch
 en hat »Oupadku miast« (von dem Ver-
 Städte); so ist ihm ebenfalls nicht be-
 worden, dass Łukaszewicz in seinen
 n der Kirchen Grosspolens (polnisch)
 werthe Notizen über die Städte gesam-
 auch ist ihm das sehr belehrende Buch
 ewicz, nämlich dessen »Reisen«, unbe-
 nisch); nicht minder das umfangreiche
 n Plater: Die Statistik des Grossher-
 Posen (polnisch); wir vermissen eine
 ere Benutzung des Raczyński'schen Wer-
 mnienia Wielkopolski (Erinnerungen an
 n), welches zum Theil bearbeitet ist
 gewiss zuverlässigen »Landbuch, eine
 der Oertlichkeiten von Posen«, welches
 Regierung nach der Occupation angelegt
 und (wenn wir nicht irren) in der Ber-
 gl. Bibliothek niedergelegt ist. — Auch
 dauern, dass der Verf. nur drei histo-
 nographien über einzelne Städte gekannt
 lich eine über Posen, eine andere über

Bromberg und eine dritte über
 Aeusserung aber, »dass nur drei
 Bearbeiter ihrer Geschichte gefund
 ruht auf einem Irrthum; es existirt
 so z. B. Geschichte von Lissa vom
 Geschichte von Klecko vom Deca
 (erschieden gegen 1860), Geschicht
 vom Pfarrherrn Fabisz, Geschichte
 Lauterbach; auch existirt eine C
 Gnesen, in polnischer Sprache e
 Ney.

Was den Codex diplomaticus
 anbetrifft, so hat nicht überall
 Quelle genannt, aus welcher er
 Urkunden abgedruckt hat; von de
 den im vollen Wortlaut* sind die
 der Quelle gedruckten 82 Urkun
 »grössere Hälfte, welche zum ers
 theilt sind* (S. V). Das ist ein
 Gewinn für die historische Wissen
 verdient Anerkennung, was der V
 Seite V sagt: »Die aus 15 Wer
 gedruckten (77) wird man gern v
 weil diese Werke, bis auf wenige
 sehr kostspielig, theils sehr kle
 die Fehler der betreffenden San
 denen der Verf. seine Urkunde
 druckte, ist er allerdings nicht
 wortlich, wie für die, welche et
 publicirten sich antreffen. In
 lesen wir die Entschuldigungswe
 auf S. VI mit Bedauern: »Aus
 konnte ich leider nur eine gering
 men. Kaum dürfte Jemand eine
 der Mühe haben, welche es gek
 Wortlaut vieler Urkunden und A
 Männern, welche des alte

der Abkürzungen, mitunter
 der lateinischen Sprache unkun-
 en, zurechtzurücken, zumal einem Hi-
 der die gangbare philologische Leicht-
 im Conjecturiren von sich fern hält.«
 hen, dass wir nach dieser Erklärung
 des Verfs: »Vorkommende Fehler fal-
 schwerlich zur Last« (S. VI) nicht gel-
 können. (Wir beurtheilen das, wo-
 Verf. mit seinem Namen eine Verant-
 wit übernommen hat). Es ist gewiss
 Zufall, dass bei einigen Urkunden der
 Abschreibers (z. B. Dr. Jänicke) bei-
 gleichsam als sichere Garantie für die
 t der Abschrift; der Leser ist in die-
 nicht ohne Verlegenheit bei den Ur-
 bei denen kein Wort über die Quelle
 t ist. — Somit erklärt sich schon aus
 tenden Worten des Verfs und aus der
 ansicht der Urkunden, dass der Text
 oft in unverzeihlicher Weise verdor-
 Vor allem muss es getadelt werden,
 polnischen Personen-, Ortsnamen und
 polnische Worte bis zur Unkenntlich-
 recht und corrumpt sind. Wir wissen
 e weit die Kenntniss der polnischen
 des Vfs geht; wir müssen aber diese
 solchen Werke, wie das vorliegende,
 verständlich voraussetzen, und glauben
 nicht zu täuschen, da er polnische Be-
 en citirt hat. Ich will einige dieser
 nführen und überlasse dem Leser zu
 ob sie mehr der Unkenntniss der Sa-
 der Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit
 ation zuzuschreiben sind. So steht S.
 o de *Osięczgowa* (ein unmöglicher Na-
 t Nicolao de *Dzierzgowa*; daselbst Eras-

mo de *Greczkow* statt *Kretkow*; um so weniger zu verzeihen, da richtig angegeben ist; so steht *Maczicowski* statt *Macieiowski* (eignischen Geschichte sehr bekannt); so steht S. 121 (beinahe in humoristischer Weise) *Piaskowa, Skaia* statt *Piaskowa Skaia* (Sandsteinburg); — die corruptionen für Pritschen (*Przyczyna* bei Fraiburg) 1447 auf der Seite 59 muss folgendermaßen rectificirt werden: in der ersten leerer *hujusmodi* kommen, in die zweite *per praesentes* und in die dritte *per praesentes* und in die vierte *per praesentes* statt des falschen Namens *Petro Odrowoz* *Sprouca* muss es heissen *Petro Odrowoz* statt *Heczkonie de Pomarzanin* *stione de Pomorzan* und statt *Crescentius* soll es heissen: *Przeslao de Pomorzan* vermag nicht zu beurtheilen, warum er den Vater Casimirs d. Grossen *Loktikus* bezeichnet; er hat keinen Namen; ist auch von Niemandem gebraucht worden. Deutschen nennen ihn Ellenhoch, so wie die Franzosen Pipin mit *le bref* bezeichnen. Ich könnte nicht sagen, ob die falschen Personen- und Ortsnamen nicht ver Hundertfachen; man braucht nicht nur für diese Namen auf der Seite 165 nachzugehen, um sich zu überzeugen, dass der vierte Theil davon falsch ist. Ich habe mich von den polnischen Wörtern in den Urkunden vorkommen; so ist es richtig, oft auf das sonderbarste. So lesen wir auf S. 114 in einer Urkunde *szyprorwie* statt *szyprowie*; so steht sowohl im Texte auf S. 114 als im index rerum das sinnentbehrliche

opowie (wird sich nicht entschuldigen, an seines Ausbleibens). Da wir von rten Namen sprechen, so möge hier Erwähnung gestattet werden, dass die men des Grossherzogthums im Texte in enso willkürlichen als unbegründeten rdorben sind; so lesen wir z. B. S. 200 Kodschesen, Koterschin, Kwitschische- empin und ähnliche Schreibart statt der hen *Kostrzyn*, *Kwieciszewo*, *Czempin* elche nicht nur zur Zeit der polnischen g galt, sondern auch jetzt amtlich t wird. Der Verf. ist, wie man sieht, er Anhänger von Kattner, welcher in rs citirten Buche »Die Ortsnamen der Posen« Aehnliches vorschlägt und thut. n gern jedem, woran er Freude hat, ber darauf bestehen, dass ähnliche Vel- n einem streng wissenschaftlichen Buche Orte sind. Wir müssen allerdings be- dass in dem III. Abschnitt bei jedem nen auch die polnische Schreibart an- t.

den Text der Urkunden anbetrifft, so m grossen Theil fehlerhaft und unzu- es ist kaum anders zu erwarten, wenn nicht alles selbst einsah. Die Urkunde 404 für Fraustadt (S. 41) ist zwar aus s Codex abgedruckt; trotzdem sind hier der hinzugekommen. So soll in der ser Seite *Item* stehen statt *Idem*; in ten Zeile ist vor den Worten *ad viam* ausgelassen *ad hoformy sen*; sodann ge Namen falsch angegeben: *a Lust- wicz* statt *a Luthkone Rakwicz*, statt in soll stehen *Falkiehayn*; und gegen der Urkunde muss statt *gnidagiis* ste-

hen *qui dagiis*, worauf in der 1ten Zeile hinter *eorum* das Wort *cuilibel* steht. Die Urkunde vom J. 1422 für Fraustadt ist aus dem Autograph copiirt; da sind einige Fehler zu corrigiren: in der 4ten Zeile statt *habendis* — *habituris*; in der 5ten statt *praeclarorum* — *praelatorum*; in der 20sten statt *nequiverunt* — *neque*. Die Urkunde für Przyczyna (Pritschen) vom Jahre 1444 (S. 58) hat folgende Fehler: in der 6ten Zeile statt *quoniam* lies *quia*; in der 2ten statt *dignorum testimonio* lies *testimonio*; die Namen sind: Luca de Gorka, Nicolao Furbow, Bryssae de Moturstio. Die Urkunde für Przyczyna vom J. 1273 (S. 12) ist zu verstehen. Folgende Fehler sind zu corrigiren: *Simul assercio nutrit memoriam* falschen *nutrix*; statt *collocandum* lies *collocandam*; statt *quae positae* lies *posita fuit*; in die leere Stelle nach *ecclesiam* kommen; statt *annonae* lies *avenae*; den Sinn giebt, muss *avenae* stehen. In der 7ten Zeile ist das Wort *perpetua* zu verbessern. In einer Urkunde vom J. 157) ist *rove* (?) *ratione* zu lesen. Es ist unwahrscheinlich, dass sehr viele Urkunden durch unsorgfältige Correctur hineingerathen sind; wie sich die Sorgfalt auch in dem *catalogus notarius* erkennen lässt. So ist z. B. die Urkunde für Fraustadt vom Jahre 1400 mit der Jahreszahl 1400 bezogen; die Urkunden sind in dem Register getragen; die Urkunden für Fraustadt vom J. 1322, 1529 und 2 vom Jahre 1530 sind in das Register übergangen; das Document

elches im Register unter Fraustadt ver-
ist und auf der Seite 111 sich befindet,
für Fraustadt, sondern für Dolzig;
ind im Register nicht verzeichnet die
te vom Jahre 1720 (S. 125) und vom
25 (Seite 150). So viele Ungenauigkei-
em Urkundenregister einer Stadt.

r den letzten (historisch - statistischen)
t des in Rede stehenden Werkes wer-
nur wenige Worte hier beifügen. Wir
iesen Theil trotz vieler Mängel doch für
en; dass die Nachrichten über sehr viele
ehr dürftig, zu dürftig sind, hat der Vf.
inleitung selbst gefühlt; für denjenigen,
oben allegirten und vom Verf. nicht be-
Werke kennt, wird diese Dürftigkeit
htbarer. Nicht ohne Grund haben ein-
ädte in der hiesigen Posener Zeitung
nden und Bedauern darüber ausgespro-
on unserer Seite hätten wir noch be-
zu erwähnen, dass wir ungern Nachrich-
eingegangene Städte (jetzt Dörfer, oder
verschollen) vermissen. Der Verf. hat
s einige wenige auf S. 201 namhaft ge-
nd auch im IIIten Abschnitte deren hi-
Erinnerungen mehr oder weniger dürf-
ezeichnet; aber es hätte zu einer voll-
n Städtegeschichte des Landes Posen ge-
e diese eingegangenen oder verschollenen
u nennen und gebührend zu berücksich-
So weit ich gelegentlich im Posener
hiv Notizen darüber gemacht habe, ge-
usser den S. 201 genannten noch fol-
ädte zu dieser Kategorie. *Stempuchowo*
elcze im Wongrowietzer Kreise (das letzte
en), *Lubowo* im Gnesener Kreise, *Rze-*
oo im Posener Kreise, *Zdzierz* im Kroto-

schiner Kreise, und *Kamieniec* bei Gnesen.

Posen.

D

Ostafrikanische Studien von W
zinger. Mit einer Karte von M
und den Ländern am Mareb, Barka
Schaffhausen, Fr. Hurter'sche
1864. VIII u. 584 S. in Octav.

In früheren Jahren würde man
wie dieses wohl als »Beobachtungen
schaften in Ostafrika« bezeichnet
dem aber die »Studien« an der St
lei Zeitschriften und Büchern in
sten Zeiten unter den Deutschen se
liebt geworden sind, muss man s
und zusehen, ob wenigstens das w
deuten wollen, selbständige und
schaften, ihnen wirklich unterliege
nen uns nun in der That freuen d
vor dreissig bis vierzig Jahren se
auch für unsre Wissenschaft wüs
Land wie Mittelostafrika (denn so
afrika überhaupt, sollte es hier
das alte Aethiopien bereits ebens
ein Europäisches Land in unsrer M
gar wie unser eignes Vaterland de
besonders emsiger Erforschung we
das vorliegende Buch dazu einen
und reichhaltigen Beitrag gibt.
merkt in seiner »Einleitung« selbs
den gewöhnlichen Reisebeschreibun

auch jene Länder betreffend überschwem-
in Vergnügen, und wolle deshalb seine
achte lieber in anderer Weise mittheilen:
mt damit nur einer Ansicht entgegen
früher in den Gel. Anz. vielfach ausge-
a ist, und erfüllt einen Wunsch den wir
megten. Zwar gibt der Verf. auch hier
chen Stellen Tagebücher seiner Reisen:
betreffen diese fast nur solche Strecken
eiten Länder welche noch nie ein Euro-
Fuss vor ihm betrat oder deren Wege
ns kein Europäer in unsrer Zeit näher
b; und in solchem Fälle lässt man sich
ise - Tagebücher wohl gefallen. Aber
ie verhältnissmässig sehr langen Jahre
der Verf. in jenen Gegenden reisend ver-
forschend zubrachte, ermöglichten ihm
res Eindringen in die Dunkelheiten jener
und ein übersichtlicheres sicheres Ur-
er viele noch wenig bekannte Dinge.
schon seit 1856 in jenen Gegenden sehr
nd nahm dann 1861 und 1862 an dem
Deutschen grossen Reisezuge Theil wel-
den Wunsch und die Kosten des Deut-
lkes unternommen wurde und von des-
gange wir hier schweigen.

a der Verfasser nun viele Jahre der Er-
g jener tausend Länder und Völker wid-
nte, so würde man vielleicht zunächst
er hätte sein Auge auf die bis jezt
wenig bekannten Länder Südäthiopiens
tet und wäre etwa bis zum Aequator
ngen. Wir kennen jezt Schoa und
on ziemlich: die weiten Strecken aber
avon, Enarea Kaffa und andere welche
r losgerissene Stücke des alten Aethio-
reiches sind und wo noch viele vielleicht

kostbare Trümmer der einstigen B
lehrsamkeit desselben sich finden
ten, sind uns noch immer sehr v
Allein er wandte seine Aufmerksam
den Ländern zu welche auf den
nördlichen Abhängen des Abyssini
stockes sich ausdehnen. Hier v
welche in früheren Zeiten, wie
Theile nach schon ihre Sprachen
mer ihrer alten Religion beweisen,
opischen Reiche enger zusamme
sich seit den letzten Jahrhunderten
von ihm losgetrennt haben, dadurch
nur immer tiefer gesunken und i
und unbekannter geworden sind.
nun aber seit dem letzten Jahrzel
neuen Weise wie zwischen zwei M
das Aethiopische Reich unter s
Könige oder Kaiser Theodoros sich
mächtiger regt und die schon se
Jahren von Norden her diese V
gende Aegyptisch-Türkische Ober
rückzuweisen sich anstrengt. Eh
einem solchen alles zermalmende
stosse ganz erliegen, ist es der M
Eigenthümlichkeit näher zu erke
manches auch in weiterer Ausdeh
zeigen: aber auch ihr Boden ist v
gewöhnlichen Aethiopischen Hand
fernter abliegt und durch die Ver
Menschen selbst immer öder un
geworden ist, bis heute sehr w
So fand der Verfasser hier in den
Wanderungen sehr vieles zu thun.
Länder und Völker beziehen sich
früheren Veröffentlichungen über
Bogos“ d. i. eines dieser kleinen

Das vorliegende sehr ausführliche Werk, deren Abhandlungen welche er in Aussicht

Originalthümliche unseres Verfassers ist dabei nach möglichst vielen wissenschaftlichen in alles zu beobachten suchte und daher diesem längeren Buche vielerlei Betrachtung allgemeineren Sinnes und Zweckes verleiht. Wo die fremden Länder und Völker wenig näher bekannt sind und man in der That kaum auch nur die dürftigsten Vorstellungen über sie besitzt, da ist es schwer zu verzeihen wenn er nicht bloss und Stelle beobachtend sondern auch der wissenschaftlichen Musse beschreibend sich mittheilend so vieles als nur möglichen zusammenzufassen sucht und allgemeinere Aussagen nicht zurückhält. Das schlimme ist dass solche theils übersichtliche theils erschöpfen suchende Gedanken leicht Originalthümlich werden, und wir dürfen an diese nicht verschweigen dass uns sehr viele der Verfasser hier mittheilt dahin zu gewinnen. Es will sich in neuester Zeit in Deutschland eine allgemeine Betrachtung der Menschen und der Dinge Bahn brechen doch nur auf höchst seichten Urtheilen beruhend ja für alle unsre Bildung und Entwicklung höchst gefährlichen Bestrebungen der heutigen Franzosen Italiener und Engländer. Unser Verfasser stand, da er nicht mit der Beobachtung der Flüsse und der Gewächse und Thiere sowie alles rein Sinnlichen begnügen wollte was er in Äthiopien fand, jene Menschen und Sitten alte und neue Trümmer erforschend einzeln geschichtlichen Räthsel gegenüber

welches auch für alle Gegenwart
 entfernten als der uns nächsten V
 sre eigne drückend genug ist un
 sich zu urtheilen erlaubt ohne es
 lösen oder auch nur seine Lösung
 ten Mitteln zu versuchen. Denn
 sagen wenn er (um in der Kürz
 anzuführen) S. 62 meint „das K
 zur Selbstverläugnung, zur Demut
 denfalls der Frau besser ansteht“
 erklären will warum der Islâm fr
 besonders wieder in unseren Zei
 so ungeheure Fortschritte mache
 dabei von der einen Seite doch
 Päpstliche Christenthum. von de
 aussetzt die Afrikaner seien von j
 sen wie sie doch erst vor allem d
 tödtenden Islâm selbst, dann aber
 durch die Niederträchtigkeiten Euro
 leute und die schweren Fehler Eur
 licher Herrschaften geworden sind
 er S. 534 den „Charakter der S
 sucht dass „sie Geld über alles
 dass sie nach S. 568 „den größ
 mit der strengsten Frömmigkeit v
 wenn solche grundlose Anschauung
 in der kurzen Zeit seitdem sie
 Renan von Paris aus neu verbreit
 srer heutigen Bildung und Wisse
 kundig aufs neue genug geschad
 S. 140 will er uns lehren dass g
 durch die „Natur“ selbst aus Chr
 medianer zu werden gezwungen v
 die Afrikanische Sklaverei betrach
 in einem viel zu milden Lichte, wä
 S. 579 f. selbst mit genug grellen
 dern muss von welchen entsezliche

bei ihrem Ursprunge unzertrennlich sei. Solche allgemeine Betrachtungen der Dinge dürften hier mehr anzudeuten als weiter vorzunehmen und so eifrig thätigen Männern wie Wasser ist und dazu bei den Deutschen zeigen wollen welche doch bis jetzt an ihrer Stellung und Ausbreitung am unschuldigsten sie aufrecht zu erhalten am wenigsten haben, so möchten daraus leicht am ehesten unter uns selbst die traurigsten Folgen entstehen.

Man sieht jedoch von solchen Ansichten des Verfassers, enthält sein Werk so mancherlei Beobachtungen und nützliche Erweiterungen der Kenntnisse dass wie hier nur kurz auf einige näher hinweisen können.

Über die Beschaffenheit des so höchst verdienstlichen Bodens dieses Landes, über den Zug der Gebirge, die Richtung und das Leben der Völker, und sowohl über seine freien als unterworfenen Erzeugnisse theilt der Verfasser das Neue und Wichtige mit. Es sind vornehmlich zwei der Ströme der nördlichen Abhänge des Nubiens welche er genauer untersuchte näher beschreibt: der Barka oder vielmehr Atbara d. i. Wüstenstrom welcher sich mit der Sobat den er aufnimmt nordöstlich zum Rothen Meer hinwendet, und der Mareb (ein Name den dem Verfasser selbst soviel als *מערב* bedeutet soll) welcher nach vielen Wechslungen erfährt westlich in den Atbara (den Namen der Alten) oder Takazze fast unsichtbar in einem Orte einmündet den der Verfasser zuerst sicher entdeckt zu haben meint; dieser heisst Gash da d. i. Mund des Gash und ist nur ein anderer Name für denselben

Fluss ist; da wäre dann wohl nur Lautwechsel mit *fa* welches Semit bedeutet. Man findet hier auch bemerkt als den eines kleinen Necher nach S. 216 f. sehr nordöstlich mat sich ergiesst: der Fluss ist bedeutend und die Geschichte seiner unsicher um in ihm den Ursprung Aegyptern und Semiten altberührend Aethiopiens zu suchen; doch ist weitere Erforschung immerhin mögliches aber was theils von dem Verfasser oben erwähnten Deutschen Reisezeit 1861 und 1862 theils von anderen in den letzten zwanzig Jahren zur Gewinnung der Bodenverhältnisse des nördlichen Aethiopiens erforscht ist, findet man in ebenen grossen Charte ebenso sorgfältiglich verzeichnet.

Mehr jedoch als auf den blossen Namen der Verfasser die Aufmerksamkeit auf die Menschen jener Küsten, Berge und Thäler selbst hie, und die tiefere Erkenntniss kam ihm besonders während seines jähriger Aufenthalt sehr zu Nutzen. Uns auch der wichtigste Theil des Werkes zu liegen. Denn die Entdeckungen an der langgestreckten Küste Aethiopiens sind zwar schon von anderen Reisenden vielfach beschrieben, wiewohl der Verfasser auch über sie manches neue mittheilt: aber die äusserst dunkeln Verhältnisse der vielerlei Gegenden des Binnenlandes hatte noch Niemand genau erforscht. Wir wussten so wenig vom Islâm hier in den neuesten Zeiten, dass die fortschreitende Fortschritte macht, dass

haften welche noch vor einem halben
erte oder vor wenigen Jahren dem Na-
h Christlich waren durch kühne oder
glaubenstolle Sendlinge von Mekka aus
llkommner die Beute des Islâm's wer-
die christlichen Sendboten welche von
aus dorthin kommen schon deswegen
spriessliches wirken können, weil die
n die Arbeiten der Evangelischen zu
a für ihre Hauptaufgabe halten, dass
Abyssinische Kirche sich noch immer
besseren Bestrebungen aufraffen kann
Volk dort unter dem neuen Kaiser
s ebenso immer tiefer sinkt wie unter
ögen und übrigen Theilfürsten welche
ten hundert Jahre hindurch beherrscht
h von den heutigen Sitten und Gewohn-
er Völker wussten wir durch die frü-
chreiber vieles. Indem der Verfasser
manchen einzelnen der vielen auf jenen
zerstreuten Völker eine besondere an-
Untersuchung widmete, empfangen wir
eine klarere Uebersicht über die höchst
nen Völkerschichten welche sich dort
neben einander gelagert haben und
nge über alle Erwartung gross ist, ob-
ihre Geschichten näher zu verfolgen
ar wenig Hülfsmittel besizen. Manches
der Verfasser hier kaum berührt oder
unbekannt geblieben ist, lässt sich
t aus anderen Quellen vielfach ergän-
zweifeln z. B. nicht dass der Hirten-
lu welcher nach S. 162 ff. 286 ff. auf
n Küste im Lande der Marea und
bis vor den lezten Jahrhunderten die
er unterjochend die Herrschaft übte,
Arabischen Stamme Bili verwandt ist

welcher in der älteren Geschichte viel genannt wird und von dem leicht über das Rothe Meer ziehen. Diese Männer sich also von den Abbasiden ab, so kann nach leicht schätzen welchen Grund habe.

Allein das Bedeutendste und was der Verfasser hier neu mittheilt, ist alles was er S. 448—536 über die einwärts bis fast gegen den Atlas den Völker Barea und Bazen oder diese beiden Völker sind nach den Erkundigungen weder jemals Christen gewesen, und unterscheiden sich durch sehr stark von allen den jetzt umringenden Völkern. Ob diese überhaupt einen Gottesdienst haben, welcher Art dieser sei, konnte der Verfasser erfahren, und stellt darüber nur auf welche wenig Grund haben; aber Deisten nennt, so hat die Name ja selbst nur einen höchst ungenauen und wird in unsern Zeiten ausser die Geschichte der früher so genannten Gelehrten erläutern muss von neueren Schriftsteller mehr gebraucht genug aber hat der Verfasser die ganze leicht sichtbare Lebensweise der Völker erkannt, und diese scheint thümlich und so merkwürdig dass etwas der Art noch im jezigen A. hätte. Die Völker sind so rein dass auch die ungünstigsten Bedingungen der neueren Zeit sie nicht wie andere Leben fortzureissen vermochten. sonst ackerbauende, ja sogar auch

Afrika's besonders an der Küste nach
 r genauen Beschreibungen unsres Ver-
 zeigen) zeltbewohnende Völker leicht von
 mächtigeren Stamme sich unterjochen las-
 so die mannichfachste Rechtsungleich-
 h unter ihnen bildet, so haben sich diese
 er solcher Oberherrschaft einzelner Häu-
 r Stämme völlig frei gehalten und be-
 fortwährend eine gemeine Freiheit und
 leichheit unter sich welche sogar die hoch-
 sten Völker unter uns so schwer erlan-
 aufrecht erhalten können. Dabei aber
 ie auch keinen König oder Fürsten wel-
 ie sonst von ihm als das beste erwartet
 e gemeine Freiheit schützt; auch Priester
 igstens unser Verfasser bei ihnen nicht
 . Noch weniger aber ist das ein-
 aus (die Familie) rein für sich unabhän-
 l wenn man bei anderen Völkern Afri-
 ht recht begreift warum das Recht der
 an den männlichen Blutsverwandten
 ter hafte, so kann man hier den Grund
 m wahrscheinlichsten eben darin sehen
 s einzelne Haus desto weniger für sich
 nseitig bestehen und fortdauern sondern
 rt das eine möglichst stark immer in das an-
 greifen soll. Alle Häuser eines Ortes bil-
 mehr erst zusammen eine so strenge Ein-
 Gleichheit dass nur die Greise die Herr-
 und das Gericht führen, aber auch all-
 nochgeachtet und gefürchtet werden; so
 n hier nicht sowohl mit dem Verfasser
 r Demokratie als vielmehr von der stren-
 ontokratie reden müsste. Diese Völ-
 in ihren eignen Kreisen äusserst fried-
 zufrieden, auch anscheinend glücklich,
 ten bloss bei Angriffen von aussen lei-

denschaftlich wild und kriegerisch steht sich leicht wie eigenthümlich diesen höchsten Grundsätzen ihre Verfassungen und Gewohnheiten z. B. den Diktatorien fähig gestalten müssen. Sie haben geschriebene Gesetze; und ob sie die Einrichtungen eines früheren und höheren Alterthumes unter sich bewahren, ist der Verfasser welcher gerade diese Verfassungen genau wie die anderen zu erforschen fand nicht näher erkunden. Alle diese Verfassungen allen Merkmalen einleuchtend das Ueberbleibsel einer uralten und ursprünglichen Volksbildung vor uns haben. Mögen die Aethiopen bevor das Reich unter ihnen herrschend wurde auch in einer ähnlichen Verfassung gewesen, deren Eigenthümlichkeit ihren fernsten Ruhm als das Volk der weisen Könige langt haben. Wie gewiss diese Verfassung alt ist, ersieht man auch daraus, dass die benachbarten Völker welche in ihren wesentlichen Grundzügen sehr von einander verschieden sind, doch die geringste nähere Verbindung haben.

Es ist zu bedauern, dass der Verfasser die Sprache dieser beiden Völker nicht näher untersucht. Denn sonst hat er auch auf die Verfassungen vielerlei Völker seine volle Aufmerksamkeit richtet, beachtet genau die Unterschiede einzelner Laute der Sprachen, und ist in der Lage unter anderm richtig zu urtheilen. Vor warnt man möge in dem Fluss nicht etwa ein *عين سبأ* d. i. die Sabäa's finden. Besonders ab-

369 einen ziemlich genügenden Entwurf
 n Wesen und dem Stoffe des *Tóbedavie*.
 nt er nämlich die Sprache der Bescharin
 lenda und eines Theiles der Beni-Amer,
 Gebiet ziemlich weit zwischen dem Meere
 m Nile von Oberägypten bis an den Fuss
 yssinischen Hochlandes reicht und welche
 r zu einem sehr eigenthümlichen alten
 tamme gehört. Der Name selbst bedeu-
 h dieser Sprache wie sie jetzt geredet
 chts als *das Beduinische*, da das vortre-
 o etwa unserm *das* entspricht; und die-
 ere Name ist insofern passend als alle
 öölker jetzt wie Beduinen leben. Da je-
 ese Völker auch den früher sehr allge-
 brauchten Namen Beg'a tragen, so möchte
 f. nach S. 282 diesen Namen selbst nur
 er Entstellung der Laute von Bedu oder
 ableiten; und er bemerkt zur Unterstü-
 ieser Ansicht dass das Arabische *d* in
 egenden oft ganz gequetscht laute, so
 as ungewöhnte Ohr es wohl für ein *g*
 und dann wie ein *g* handle. Wir könn-
 h mit einer solchen Erklärung ziemlich
 n sein wenn der Volksname Bega oder
 eueren Ursprunges wäre und sich nach-
 iesse dass die unter ihm sich zusammen-
 en vielen kleinen Völker sich früher mit
 narabischen Namen Bedavi nannten oder
 ns sich so nennen liessen. Allein nicht
 ie heutigen Araber und Türken ebenso
 weit nach Westen wohnenden Städter
 ssala nennen diese Völker noch immer
 as sowohl bei den Arabern und den ih-
 brauche folgenden Türken als bei den
 ern der Stadt Kassala schwer denkbar

ist wenn der Name bloss aus dem
entstellt wäre: sondern auch die f
bischen Schriftsteller reden schon v
und Volke der **بجدة** *Beg'a*, ja sie
wäre der fremde Name seit un
Zeiten erst ein vollkommen arabis
Wort geworden sogar mit dem A
tikel **ال** *al*. In jenen Zeiten aber
Arabische Name Beduinen noch
wie heute ausgebreitet, noch konnte
weit entstellt sein; zumal die Be
Sprache beweist mit den Araber
keinen nähern Zusammenhang ha
alten Arabischen Schriftsteller sie
ren« ableiten. Aber es ist auch s
ob nicht der bekannte Volksname
wie manche ähnlich lautende Orts
Gegenden einen ursprünglichen Z
mit den *Beg'a* haben, ja ob nicht
ἄζρον in Ptolemäos' *Geogr.* 4: 5,
alten Volke seinen Namen trage, da
mit dem ζ wechselt und da im M
Araber einen einzelnen kleineren S
selben Gegend *Bazah* nennen (s.
mémoires sur l'Egypte II S. 142).
der uralte Name unter den heut
dieses einst so weit ausgebreit
gänzlich verschwunden sein, so
der schon so lange tief eingeriss
Zersplitterung des alten Volkes m
Die Sprache selbst welche der Verf.
zen Umrissen zeichnet, scheint uns
zwischen dem Semitischen und dem
berischen oder richtiger Amazirgis
hen, es fehlt uns aber hier an Ra
ter zu beweisen. Hier bemerken

Munzinger einen bereits viel vollständigeren Uebersicht der blossen Stoffe d. i. der Wörter-Tigres oder der noch jetzt in ihren zertrümmerten Völkern so weit verbreiteten Nordäthiopischen und rein Semitischen in einem Anhang zu *Dillmann's* so eben erschienenen *Aethiopischen grossen Wörterbuche* vertheilt hat, wo man auch eine genaue Aufzählung vielerlei Völker findet welche heute von einander losgerissen sich doch noch Reste dieser uralten Semitischen Sprachen. Man ersieht auch daraus wie einst das alte Aethiopische Reich lange durchgeherrscht haben muss. Wir überlassen diese verwandte Arbeit des Verfassers deswegen hier auszeichnen weil in seinen anderen Werken nirgends darauf hingewiesen wird.

Es gibt zum Schlusse von S. 537 an Bemerkungen über Ethnographie von Kordofan bis in dieses jetzt innerhalb der südlichen Grenze des Aegyptisch-Türkischen liegende Land, wohin zu reisen eben heute wenigstens nicht mehr gar zu leicht, drang der oben erwähnte Deutsche im J. 1862 vor: er kehrte von da um sein ursprüngliches Ziel in dem nach jenem Dâr-Fôr liegenden Reiche Wadai erhalten. Auch hier trifft man auf manche Bemerkung des Verfs; besonders merkwürdig sind die dort gesammelten Nubischen welche er S. 543—550 unter Vergleichung ähnlicher Wortsammlungen von Rüppell mittheilt, sowie die Beispiele des Arabischen Sprachgebrauches S. 562 f. selbst haben zum Schlusse kaum nöthig zu versichern wie willkommen weitere Ver-

öffentlichungen aus den reichen S
 Vfs sein werden. Wir wissen ni
 rein wissenschaftlicher Eifer ode
 dere Gründe zu seinen langjährige
 Forschungen führten; jedenfalls l
 deutende Verdienste um manches
 liche erworben, und wird dieses n
 er die oben angedeuteten Män
 Hätte er aber was allgemeiner
 und Wahrheiten betrifft auch n
 kung mitgetheilt welche er S. 54
 gen. Negervölker macht, so wü
 schon dadurch allein nach dem S
 noch immer unter uns weit und l
 den höchst schädlichen Vorurtheil
 sein. Hier gesteht er nämlich d
 nem strengeren wissenschaftliche
 von einem Negervolke noch von e
 che reden könne, da der aufric
 selbst nicht wisse wo der Neger
 aufhöre; der Glaube an eine »a
 trennung« müsse mehr und mehr
 Wir haben dies schon seit Jahr
 lich genug überall gesagt wo e
 sich brachte, und können uns n
 solche Afrikakundige Männer die
 gebniss ihrer eignen vieljährigen
 Erforschungen bestätigen. Oder w
 ner und dünkelpvolle Schriftsteller
 immer aufs neue lehren wollen
 sei wenigstens für die heissen Län
 lich und eben deshalb sei das Ch
 sie ungeeignet, so bezeugt unser
 ner langjähriger Erforschung da
 jenen Ländern wo ihr alle möglic
 geräumt ist dennoch nur von den
 gen Theile der Menschheit ergriff

er wenig bekannt sei (S. 326. 386. 524).
re also endlich auf so leichtsinnige Ur-
fällen!

H. E.

Hermann Aubert. Physiologie der
t. Breslau bei E. Morgenstern 1864—65.
en mit 67 Figuren in Holzschnitt.

Ophthalmologie hat sich in den letzten
n eines so ausserordentlichen Aufschwun-
ent, weil zugleich mit der Verbesserung
sikalischen Werkzeuge die Möglichkeit
wendung auf das Auge erkannt wurde
ch die innige Verbindung von Physik,
gie mit Therapie und Pathologie weit
nenere Resultate erreicht werden konn-
in allen anderen medicinischen Discipli-
ieser Fortschritt hat immer mehr zur
ng angelockt, und es ist daher kein
, wenn sich mehrere tüchtige Gelehrte
selben Felde begegnen und dasselbe
n augenblicklich erschöpfender Weise zu
n suchen. Auch das Thema, welches
liegenden Buche zu Grunde liegt, ist vor
von Volkmann, von Fechner und von
z, früher von Purkinje u. a. in sehr
und exacter Weise behandelt. Zu ei-
en Physiologie der Netzhaut lassen sich
i veranlassende Gründe denken, einmal
chwierigen und oft mathematischer Be-
g bedürfenden Forschungen einem grös-
serkreise zu eröffnen, oder zweitens eine

wesentlich neue Seite derselben. Den ersten Zweck hat der Verf. denn häufig verschwinden unter den einzelnen Experimente die gefundenen Resultate. Den zweiten kennen wir mit grosser Freude in drei Abschnitten, während die letzten Abschnitte eigentlich nur Nachhelfer früherer Beobachter darbieten. Der Verf. verdient grosse Anerkennung, weil durch grossem Fleisse das Studium von der Lösung seiner Aufgabe gesättigt durch zahlreiche Arbeiten über ein und des Themas sein fortlaufendes Studium hat. Ebenso gebührt der Thematik, welche sich fast überall zu erkennen giebt, alles Lob. Aus den erwähnten Gründen sind aber die letzten Abschnitte den späteren weit überlegen. Man glaubt auch in ihnen eine freudigere Bearbeitung zu bemerken.

In der Einleitung theilt der Verf. die Thätigkeit der Netzhaut in drei Theile, 1) den Farbensinn, die Fähigkeit Lichtdifferenzen zu unterscheiden, 2) den Farbensinn, die Fähigkeit Licht zu unterscheiden, 3) den Orts- und die ersten drei Abschnitte werden bestimmt, der vierte für das binauculäre Sehen, der fünfte für das subjective Sehen.

I. Die Adaptation, die Einrichtung des Auges für Lichtintensitäten, die geringste Lichtintensität, so wie den merklichen Unterschied bestimmt mit ausserordentlicher Genauigkeit. Der Verf. nimmt in den ersten Secunden sehr rasch nachher viel langsamer. Als kleine Erhellung des dunklen Gesichts.

chtung einer weissen Fläche durch ein
ches Stück weissen Himmels von 41
Seite anzusehen. Doch wird ein gros-
t bei geringerer Helligkeit wahrgenom-
ein kleines. Bei der Vergleichung der
ionen ergibt sich, dass die Peripherie
rum gleich empfindlich ist für Lichtin-
. Eine Unterschiedsconstante existirt
ie Empfindlichkeit für Lichtunterschiede
s zur Helligkeit des diffusen Tageslich-
i grösserer Helligkeit wieder ab. Der
bietet in allen Regionen der Netzhaut
chiedenheit. Nach der Einwirkung des
uert die Lichtempfindung noch fort, sie
det aber bei langer Dauer und be-
Schwäche des Reizes nach einiger Zeit.
ersten Abschnitt herrscht eine grosse
und werden die Sätze den entgegen-
Behauptungen von Fechner und von
gegenüber mit voller Sicherheit be-

e Farbenempfindung ist abhängig von
ehnung, in welcher die Netzhaut afficirt
n dem Contraste der Farbe gegen die
g und von der Qualität der Farbe. In
herie der Netzhaut erscheinen farbige
farblos, und zwar lässt sich für jede
Erkennungskreis bestimmen, welcher
den verschiedenen Meridianen verschie-
dehnt ist. Bei schwacher Beleuchtung
a die Pigmente farblos, sie verändern
enton bei abnehmender Beleuchtung.
ene Farben erregen die Netzhaut mit
ener Intensität. Aus der Empfindung
be lässt sich nicht behaupten, welche
jectiv vorhanden ist. Die Ursache der
Empfindung bei verschiedenen Compo-

nennten der Farbenmischung mus-
gane liegen. Mit Young und Helmholtz
der Verf. für berechtigt, in der
ten von Fasern zu postuliren, roth-
leitende und violettleitende. Die
bis jetzt nicht den geringsten An-
diese scheinbar nothwendige Hypo-
these geliefert, sie muss sogar na-
geligen Standpunkte die Unmöglich-
keit erklären. Wahrscheinlich
Histologie zu einer ganz anderen
Farbenempfindung führen.

III. Nachdem der Vf. die ein-
wirkungen, Licht und Farbe discutirt
in den folgenden Abschnitten zu-
sammenfassen über, welche aus jenen ge-
hen. Es mischen sich in ihnen
gen psychische Thätigkeiten bei-
geht daraus eine neue, sehr be-
kaum eliminirbare Fehlerquelle
Grösse eines physiologischen Punktes
kleinsten wahrnehmbaren Netzhaut-
stimmt der Vf. auf 0,0022 Mm., was
durch die beinahe übereinstimmen-
Zapfen bestätigt. Diese Berufung
lig unstatthaft. Denn mögen die
kleinsten empfindenden Theile sein,
so folgt aus ihrer Grösse sicher nicht
des physiologischen Punktes. So
physiologischen Punkte der verschie-
denen nur in sehr geringen Dimen-
sionen, ferner müssten die physio-
logischen Punkte von Kindern kleiner sein als von
Denn ist noch zu fragen, warum
nicht noch Punkte unterscheiden
kleiner als ihr Durchmesser sind
sind die Stäbchen den Zapfen i-

icher gleichwerthig. Eine solche Ver-
der Histologie mit der Physiologie ist
t zu verwerfen und höchstens in der
ber die distincten Punkte verwerthbar.
lichtzerstreuung wird nach Volkmanns
völlig sicher bestimmt. Die Grösse ei-
indungskreises nimmt der Vf. für sich
8 Mm. Durchmesser an. Die Fähig-
Punkte distinct wahrzunehmen, nimmt
verschiedenen Meridianen sehr ungleich
st auch für beide Augen verschieden.
nd ruht jedenfalls in der Netzhaut,
der Undeutlichkeit der peripherischen
bilder. Das Gesichtsfeld hat eine sehr
issige Form, und es liegt nicht die ma-
, sondern die Eintrittsstelle des Seh-
n ihrer Mitte. Ausser dem blinden
das Gesichtsfeld noch an mehreren un-
en Punkten unterbrochen ohne dass wir
ken. Der Ortssinn der Retina ist sehr
aher stammt die Sicherheit der Augen-
en. Unbewusst wird die Vorstellung
nderungen der Netzhautbilder und die
ng von den Bewegungen so reducirt,
Einheit der Objecte und ihrer Lage er-
eibt. Finden Unterbrechungen zwischen
und Tastsinn statt, so treten Täuschun-

Das binoculare Sehen wird durch die
e Thätigkeit beherrscht. Die Intensi-
lichtempfindung und der Farbenempfin-
d durch binoculares Sehen um ein ge-
steigert. Eine Erklärung des Einfach-
ermag der Verf. nicht zu geben und
dass der Horopter in Bezug auf die
ng unwesentlich sei. Inzwischen hat
den Horopter und seine grosse Wich-

tigkeit bestimmt und endlich die unerquickliche Frage gelöst. Ueberskopischen Untersuchungen bringt Neues vor.

Ebenso enthält der V. Abschnitt was, was den älteren Untersuchungen fügen wäre.

Documenti diplomatici tratti
Milanesi e coordinati per cura di
Volume I. Parte I. Milano Tipogra-
seppe Bernardoni di Giovanni 1865
244 Seiten in gross Quart.

Der Vorsteher der Regierungsa-
land beginnt mit diesem Bande die
samm- lung von ungedruckten Quellen zu
aus den reichen Schätzen, die ihm
sind. Nicht die älteren Urkunden
sonders die politische Correspondenz
tern Jahrhunderte hat er ins Auge
er sagt auch deshalb, weil wir, aus
geringem Interesse bemerkt werden
anderer Hand einen Codice diploma-
bardo zu erwarten haben, che con
ordine cronologico tutti i documenti
inediti serbate nelle Biblioteche e
di Lombardia pubblici e privati. Je-
denz geht zurück bis gegen die Mitte
Jahrhunderts. Der erste hier mitgetheilt
ist vom Jahre 1368. Diesem sind
eine Anzahl wichtigerer Urkunden
der ersten Visconti und Mailands

schickt, die erste vom J. 1265, welche
ersten Theil dieses Bandes füllen.

dem Herausgeber haben sich mehrere
Gelehrte zur Sammlung und Bearbeitung
verbunden, die Herren Cossa, Cusani,
und Ferrario: die einzelnen Beiträge sind
den Namen oder Zeichen versehen. In
es handelt es sich um ein Werk von be-
deutendem Umfang: was vorliegt ist nur die
des ersten Bandes. Aber wenigstens für
den Anfang hat die Municipalität Mailands be-
tragsmäßige Kosten bewilligt.

an Material wird es nach dem, was der
Herausgeber über die Reichthümer des Mailän-
dischen Archivs in der Einleitung bemerkt, nicht

Diese giebt in dankenswerther Weise
Nachricht über die allgemeine Beschaffen-
heit der unter seiner Leitung stehenden Anstalt.

Ersttheilung ist das Archivio diplomatico,
nach der hier gegebenen Nachricht über
Pergamenturkunden enthalten soll, die
bis zum 12ten Jahrhundert unter dem
alten Titel Museo diplomatico vereinigt,
aus dem 8ten, 123 aus dem 9ten,
aus dem 10ten Jahrhundert. Davon getrennt

Sammlungen von päbstlichen, königlichen
herzoglichen, auch herzoglichen Urkunden

Noch gar nicht diesem Archiv einver-
leibt aber das »del gia fondo di Religione«,

auch noch einige Stücke bis zum 10ten
hinaufgehen, die, wie bemerkt wird (S.

in der historisch-diplomatischen Section
aufbewahrt werden sollen. — Zwei andere Haupt-

gruppen enthalten eben die diplomatische
Correspondenz, die eine bis 1535, die andere
die spätere Zeit. Dazu kommen noch zwölf
Massen, und einige besondere Sammlungen.

Auf jene Correspondenz, wie der Herausgeber besonders abgesehen leicht hätte er seinem Werke noch mehr geben, wenn er sich ganz auf diese beschränkt hätte. Wahrscheinlich bewog ihn zu dem Verfahren nur der Wunsch, auch Visconti, nach denen die einzelnen Briefe gebildet sind, nicht leer ausgehen zu lassen.

Die einzelnen da mitgetheilten Briefe sind sehr verschiedenartig und bilden keine zusammenhängende Reihe, sondern eine natürlich nicht Weniges, das geschichtlich keine Bedeutung hat. Die Correspondenz, die hier vorliegt, ist grösstentheils in Mantua geführt, und nicht von grossem Interesse. Ausser Briefen finden sich aber auch Instructionen, Aufträge über Sachen, die ein Gesandter vorzutragen hat, und anderes. Der vorliegende Band endet im Jahr 1384.

Für Deutsche Geschichte haben wir einen Brief von Barnabo Visconti an den Kaiser IV., 25. October 1380 (S. 214), einen Brief desselben an Gonzaga über die Heirat der Magdalena mit dem Herzog von Baiern vom 9. April 1382 (S. 220).

Die Register sind für das Ende jedes Bandes gesprochen. Der Abdruck soll diplomatisch sein und macht den Eindruck grossartigkeit. Einzelne zur Erläuterung beigefügte Bemerkungen sind beige. Die Ausstattung aber ist elegant und solid, das Unternehmen kann denen, die es unterstützt haben, nur gleichmässige

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

K. 26. April 1865.

ia de la legislacion y recilaciones del
ivil de España, por los abogados Ama-
ichalar marqués de Montesa y
no Manrique. Tomo VII. Madrid.
nacional, 1864. 567 S. in Octav.

iebente Theil dieses ungemein reichhal-
rks*) verfolgt die schon früher begon-
örterungen über Catalonien, umfasst
das ständische Leben und die Gesetz-
es Königreichs Valencia und gewährt
ne vielseitige Einsicht in die Entwick-
politischen und socialen Verhältnisse
nesischen Nebenreiche. In dieser Be-
wird das Interesse, welches Catalonien
um so überwiegender sein, als diese
ft früher als ein anderer Theil des spa-
ebens der politischen Durchbildung ent-
hrt wurde.

ede übersichtliche Einleitung fehlt und
sner die Ergebnisse ihrer mit nicht ge-
vorhergehenden Theile haben ihre Anzeige
864 S. 567 ff. dieser Blätter gefunden.

wöhnlicher Sorgfalt verfolgten in chronologischer Reihenfolge von Ref., um dem Leser einen Ueberblick zu gestatten, die erheblichsten Momente des Inhaltes kurz zusammenzufassen müht.

Der erste Abschnitt, auf welchen wir stossen, gehört den Cortes von Castilien an. Der Verfasser hat den Verfassern vielfach Gelegenheit gegeben, die Angaben Zurita's einer Berichtigung zu unterwerfen, während andererseits seine Texte einverleibt sind, wenn dieselben in den Quellen, denen der gelehrte Historiker seine Angaben aufzufinden waren. Hinsichtlich der Ereignisse der Tage, die herkömmlich in der Geschichte Castiliens zu werden pflegen, wird der Verfasser nachgewiesen, dass sie entweder aus den Urkunden, oder dass die Angaben der Historiker auf ihnen gepflogenen Berathungen beruhen. In Bezug auf die Cortes wird eine Wechselung mit früheren oder späteren Cortes angegeben. In Bezug auf so wichtige Ereignisse, wie die Versammlungen, welche lediglich zur Beratung und der Beschwörung des Königs, oder aber der Berufung der Cortes herbeigeführt wurden, oder der Berufung der Cortes herbeigeführt wurden, ist ein wenig weniger weitläufiges Eingegangen.

Das schon unter Pedro III. (1285) festgesetzte Uebereinkommen, dass der König jährlich zu berufen habe, falls ein wichtiger Grund dem entgegenstehe, wurde mit Beseitigung der hinzugefügten Bedingungen bestätigt. Acht Jahre später einigte man sich dahin, dass die Stände sich stets an drei Tagen in den Fasten und zwar zu Ostern, zu Ascension und zu Trinitatis in Barcelona und Lerida zusammenzusetzen, dass der Prälat die Verpflichtung habe, dort einzustellen und dass jedermann

zeit ein gewonnener Beschluss nicht ent-
 werde. Die Untheilbarkeit der Kronen
 Valencia, der Grafschaft Catalonien und
 ren wurde festgesetzt, der König ver-
 ndestens einen Tag in der Woche je-
 zugänglich zu sein und in jedem Ge-
 rk sollten ein Caballero, ein Bürger
 Rechtskundiger darüber wachen, dass
 den Ständen ausgehenden Verfügungen
 Weise gekränkt würden. Eine erheb-
 e, welche Pedro IV. (1357) begehrte,
 r unter der Bedingung bewilligt, dass
 liche Haus sich gleichmässig der aus-
 enen Auflage unterziehe; dieselbe Be-
 wurde 1413, als es sich zum Zweck der
 g einer Steuerrolle um eine Volkszäh-
 elte, dahin normirt, »dass König, Kö-
 Thronfolger der allgemeinen Besteue-
 erliegen sollten. Auf den Cortes zu
 (1388) wurde D. Juan I. gezwungen,
 ehte, Doña Carroza, zu entlassen, den
 n Hofhalt einer durchgreifenden Umge-
 ru unterziehen und den verhassten Erz-
 on Saragoza aus seiner Nähe zu ent-
 Nach dem Tode von D. Martin aber,
 genmächtig zusammengetretenen Stände
 olge, als Bruder D. Juans, zuerkannt
 rkor die Versammlung zwölf Männer
 Mitte, aus jedem Brazo vier, die in
 haft mit dem Rath von Barcelona sich
 rung unterzogen und bis zu der 1412
 Wahl des castilischen Infanten Fer-
 in Interregnum (gobierno interno) bil-

gebietende Stellung der Stände tritt
 minder beim Jahre 1422 entgegen, als
 aufgegeben wurde, die erledigten Stel-

len des Kanzlers oder Vicekanzler zweier Monate zu besetzen und dass man in dem Kanzler einen gelehrten und Doctor beider Rechte habe. Der Kanzler einen mit den Fueros vertrauten Laien ernennen, in den aragonischen Reichen gewohnsässig seien. Im Jahre 1533 erließ er, dass die erledigte Prälatur der Grafschaft stets nur einem Catalanen werde, dass ebendasselbst die Königs befindlichen Alcalden keine Strafen fällen sollten, dass keine gegen sie vorgebrachte Klage vom Landesgerichte geschlagen werden dürfe und (1541) den öffentlichen Söldner nicht beim Betreten öffentlicher Gebäude untergehen zu lassen, wenn aber Ersteres durch die Landesgesetze geboten sei, sich mit bescheidenen Mitteln begnügen, ohne auf Speise, Trank und derweitige Bedürfnisse Anspruch zu machen.

Während der dreißigjährigen Regierung von Philipp III. kamen die Cortes fünf Mal (1599) in Barcelona zusammen auf Veranlassung des Wunsches der Catalanen ihm 1,100,000 Ducaten zu bewilligen. Hier erfolgte die Bestellung eines Commissions, dem es obliege, alle Gefängnisse zu besuchen und der auch die getroffenen Mängel zu berichten; Aufgebot der Miliz, so solle für sich durch Geld vom Dienst freilassen, jedem im Heere des Königs Dinstag der Zutritt zu den Cortes verweigert und Baccalaureen, welche sechs Jahre an der Hochschule zu Lerida docirt hätten, ihren Ansprüchen denen gleich zu sein.

Mitglieder der audiencia real gewesen
 mer jeden obrigkeitlichen Person sei die
 ung am Handel untersagt. Auf den
 rch Philipp IV. nach Barcelona berufete
 tes sprach sich bereits der allgemeine
 gegen den König oder vielmehr gegen
 gebietenden Günstling, den Grafen Oli-
 egen dessen Eingriffe in die Fueros aus.
 rnd und nicht der Proposition gemäss ging
 f die begehrte Geldunterstützung zum
 egen Frankreich ein und als der schlecht
 e König gebieterisch sprach, trat man
 gleicher Entschiedenheit entgegen. Zür-
 rliess Philipp IV. die Stadt; ein ähnli-
 ultat gaben die 1632 von ihm convocir-
 es. Karl II. war dem ständischen Le-
 bhold, dass während der Dauer seiner
 g die Catalanen zu keinem Tage beru-
 len.

Schluss dieses Abschnitts bilden die un-
 ersten Könige aus dem Hause Bour-
 unter dem Erzherzoge Karl tagenden

den Cortes zu Barcelona 1291 vereinigte
 n dahin, dass, wer auf dem Gebiete ei-
 r ein Grundstück besitze oder sich auf
 n anbaue ohne Genehmigung dieses sei-
 or, in kein Lehensverhältniss zu einem
 eintreten dürfe. In ähnlicher Weise lau-
 Beschluss auf dem Tage zu Gerona zu
 des hohen Adels dahin, dass der König
 es Aftervasallen, der von seinem Señor
 ns verlustig erklärt sei, annehmen solle.
 trat der König 1365 den Forderungen
 ren Adels bei, dass den Ricoshombres
 werde, sie nach Belieben mit Auflagen
 ten.

Der zum Richter Ernannte, laudische Beschluss von 1299, darf keine übernehmen oder sich innerhalb seines bezirks ankaufen; alle auf das Geleitzüglichen Privilegien werden aufgehoben fortan in ganz Catalonien nur dem Geleit zustehen. Unterliegt ein eine gesetzliche Bestimmung mehrung, so mag ein aus Rechtsgelehrtenhombres, 4 Caballeros und 4 Bürger Commission sich über die Interpretation. Durch die 1300 in Lerida tates wurde die Gerichtszeit von 30 im Jahre ausgedehnt. Mit Beirat nach Montblanch berufenen Ständen Alfonso VI., dass ohne richterlichen Alguazil sich einer Execution unter Niemand innerhalb des Bezirks, in geboren, ein Richteramt bekleiden dass weder vom Könige noch vom Strafe des Todes oder der Verstärkung hängt werden könne, ohne dass den die Appellation verstattet sei. deren Gegenstand den Betrag von 50 sueldos betrifft, findet, nach dem von 1362 kein schriftliches Verbot 1481 vereinbarte sich Fernando el den Ständen dahin, dass weder auf Folter erkannt werden dürfe, ob Angeklagten ein Vertheidiger gegeben ausser dem Kanzler, sechs rechtskundigen das Gericht bildeten; werde die des Vermögens ausgesprochen, so nächst die Ansprüche der Gläubiger Frau (auf ihre Mitgift) zur Geltung Auf den Cortes zu Barcelona wurde mit 8 catalanischen Doctoren beider

Könige ernannten Richtern besetzte au-
real de Barcelona geschaffen, deren Mit-
während der ganzen Dauer des Jahres,
nahme von 40tägigen Ferien ihrem Amte
sollten (nach den Bestimmungen von
ussten sie täglich am Morgen 3, am
tage 2 Stunden im Gerichtssaale weilen);
erheischte den wöchentlichen Besuch der
nen und an jedem Freitage auf die von
vorgebrachten Klagen zu hören. Die
e eines Geschenks von Seiten der Par-
ar mit Entlassung aus dem Dienste und
fältigen Ersatz des Geschenkes bedroht.
deren Gegenstand sich auf mehr als 30
libras) belief, gehörten vor einer Ge-
tzung. In den nächstfolgenden Cortes
die Bestimmung Kraft, dass bei Klagen,
gegenstand den Werth von 60 Pfund über-
n Correferent zu bestellen sei. Liess der
3 Tage nach der Vorladung des Beklag-
treichen, ohne die Begründung seiner
nzureichen, so wurde Letzterer von der
entbunden. Wer nicht zum Doctor pro-
var, musste sich, um in der audiencia
sitzen, einer öffentlichen Prüfung unter-
Dem Richter war es nicht gestattet, in
che, welche sein Sohn oder Neffe als
vertrat, als Referent aufzutreten. Auf
tes zu Monzon (1512) wurde die Zahl
glieder dieses Gerichts auf 12 erhöht;
a theilten sich in zwei Senate, traten
einer Sitzung zusammen, sobald es
Fragen des peinlichen Rechts handelte.
s dahin nur dem Könige das Recht zu,
urtheilten zu begnadigen, so wurde die-
auch solchen Prälaten und Baronen zu-
die sich im Besitz einer Gerichtsbar-

keit befanden; unter allen Umständen musste die Verzeihung von Seiten des Königs vorangegangen sein. Nach dem Tode von 1547 musste die audiencia real in dem im königlichen Schlosse ihre Sitzungen abhalten, ihre Bescheide in ein Buch, Decretos, eintragen, das alle 3 Jahre der Krone übergeben werden sollte.

Im Jahre 1413 ernannten die Cortes eine Commission, um alle Gesetze Catalogirte und aus dem Lateinischen in die spanische Sprache zu übertragen; sechs Jahre später erfolgte der Beschluss, dass jeder Advocat, welcher sich nicht nachweisen konnte, dass er ein Exemplar der Usages und der Constituciones de corte besitze, in eine namhafte Geldstrafe verurtheilt werde.

Die Cortes von 1350 erklärte, dass die Rechte der Frauen abseiten derer, die noch nicht das vollste Jahr erreicht hätten, zu verwalten, wenn sie Vormünder für ungültig, falls keine anderen nächsten väterlichen oder mütterlichen Verwandten, oder in deren Ermangelung, der Landesherren ihre Genehmigung erlangt hätten. Eine andere, derselben Zeit angehängte, lautet dahin, dass die Frauen im ersten Jahre ihrer Wittwenschaft die Einkünfte aus dem Nachlasse des Mannes erhalten und im zweiten Jahr aus Letztem die Hälfte zu sich nehmen darf, als der Wittwengeld beträgt. Weil es ungerecht war, dass das mütterliche Vermögen von Kindern, die ohne Testament verstorben, dem Vaters Erbschaft auf Kinder übergehe, so wurde 1585 durch die Cortes gesetzet, dass unter solchen Umständen die Hälfte des Nachlasses der ersten Ehefrau an der

en solle. Wer einen Anderen getödtet
etwa in Folge der Nothwehr oder ei-
hen Zweikampfes. darf, auch wenn er
ige Gnade gefunden, erst nach Verlauf
hren in seinen Geburtsort zurückkeh-
i denn, dass er sich mit den Angehö-
Erschlagenen abgefunden habe. Heim-
obung mit einer Minderjährigen wurde
erer Strafe, die Entführung derselben,
etwa die Eltern das Geschehene ver-
t dem Tode gerügt.

en 1419 von Alfonso V convocirten
folgte die Bestimmung, dass die Geist-
bgesehen von der schuldigen Beisteuer
ge, keiner andern Abgabe unterliegen
wenn es der Krönung des Königs oder
attung einer Infantin gelte. Eine welt-
örde verfiel in die Strafe von 1000
alls sie den von ihr eingezogenen Geist-
obald dieser seinen Stand erhärtet,
erzüglich dem geistlichen Gericht über-

Förderung der Industrie Cataloniens
122) der Handel mit auswärtigen Tü-
der aus ihnen angefertigten Kleidung
es fehlte damals wenig, dass auch
das Verbot auferlegt wurde, sich einer
heimischen Stoffen bestehenden Klei-
bedienen. Nur Unterthanen der Krone
durften auf ihren Schiffen Salz, Tau-
olle, Getreide und trockene Früchte
; die Verladung von Wolle musste
n namhaften Häfen geschehen. Schiffe
Tonnen sollten, in Gemässheit des 1520
Cortes gefassten Beschlusses, eine Be-
von 36 Köpfen nebst 4 grossen Ge-
führen, bei grösseren Schiffen auf je

100 Tonnen 9 Mann und 1 Geschütz komme
Wer Fahrzeuge zur Vertheidigung der Küs
ausrüstete, blieb von der Abgabe des fünft
Theils der gewonnenen Beute an den König b
freit.

Die zahlreichen Verfügungen der Stände
Bezug auf Schuldner finden in dem regen Ha
delsleben Cataloniens eine genügende Erklärung.
Der 1291 gefasste Beschluss, dass Niemand w
gen Schulden der persönlichen Freiheit beraub
werden soll, es sei denn, dass er sich ausdrück
lich verbindlich gemacht habe, die Haft zu er
leiden, wurde wenige Jahre später dahin modi
ficirt, dass Wechsler, welche ihrer Verbindlich
keit zur Zahlung nicht nachkämen, bis zur Befriedigung der Gläubiger eine Haft bei Wasser
und Brod erdulden sollten. Ein Kaufmann, be
schlossen 1321 die Cortes zu Gerona, welche
zahlungsunfähig ist und seine Gläubiger nicht
binnen Jahresfrist befriedigt, wird für ehrlos er
klärt; 1365 aber begegnen wir der Verfügung
dass der König keinem wegen Schulden Verhafteten die Freiheit schenken dürfe, es sei denn
dass Letzterer seinen Gläubigern Caution be
stellt habe. Frauen konnten unter allen Um
ständen wegen Schulden oder übernommener Bürg
schaft nicht in Haft gebracht werden. Schuld
gefangene, lautet ein ständischer Beschluss von
1520, müssen auf Kosten ihrer Gläubiger erhalten
werden und gewinnen, wenn Letztere zw
Tage lang ihrer Verbindlichkeit nicht nachkom
men, die Freiheit. Wer wucherliche Geschäfte
treibt, ist unfähig für die Bekleidung eines öf
fentlichen Amtes. Juden, welche zum Christen
thum übertreten, dürfen das durch Zinswucher
Erworbene behalten.

Aus dem Abschnitt, welcher die Ueberschrift

los generales« führt, möge folgendes gehoben werden. Aus zahlreichen Urkunden giebt sich die Gewissheit, dass der Fuero bis zum Ende des 12. Jahrhunderts in Cam in Kraft blieb; ihm zur Seite bildete in Gewohnheitsrecht (los usages) durch, 1068 auf den Cortes zu Barcelona gesetzkraft beigelegt wurde, doch wurde damals uero Juzgo nicht etwa sofort beseitigt, wie Glossatoren, denen auch Zuñiga folgt, behaupten, sondern die usages traten ergänzend zur Seite. Letztere, die schon frühzeitig italische übertragen wurden, sind von den Römern nach dem lateinischen Urtext als ius hineingerückt. Königliche Ausschreiben Beschlüsse der Cortes ergänzten im Laufe der Zeit diese usages, neben denen dann das canonische und später das römische Recht Eingang

der Libro del consulado de mar entstand, in dieser Ansicht zufolge, im Anfange des 13. Jahrhunderts unter der Regierung von Jaime I und beruht vornehmlich auf der lex Rhodia und den örtlichen Bräuchen und Bestimmungen, die in Pisa, Genua, Venedig, Marseille und den italienischen Küstenstädten Anwendung fanden. Der vierte und letzte auf Catalonien bezügliche Abschnitt ist »Estado social« überschrieben. — Ob die Grafschaften Cerdaña, Urgel zu einer Zeit, als Catalonien dem fränkischen Reich einverleibt war, der Lehensherrschaft von Barcelona untergeben gewesen, ist eine Frage, über welche man sich bis zur Stunde noch so wenig geeinigt hat, als es bisher nicht gelungen ist, mit einiger Sicherheit den Zeitraum zu bestimmen, in welchem die in den Lehensband eingetretenen Grafschaften erblich wurden.

den. Die politischen Abstufungen zeigen sich in Catalonien als in irgend einem andern Theile. Die mächtige und in sich geschlossene Nation des alten gothischen Adels wurde durch die Einnahme Barcelonas durch die Araber gesprengt zu sein; was von ihr sich mit einem neu sich gestalten lassen, dessen Stellung und Zustände sich aus dem Folgenden ergibt. An der Spitze standen die Inhaber (potestades) der Lehen, an deren Lehenengerichten der hintersässige Adel sich betheiligte. In Sachen des bürgerlichen Rechts allein den Spruch fällten. Letztere konnten Tode verurtheilen, begnadigen und Leben feste Schlösser aufführen; Wasser aus dem Strom und Brücke innerhalb ihres Landes ihnen zu; desgleichen das Münzrecht. Die Befehdung des Landesherrn war ihnen vorbehalten, wenn sie 30 Tage zuvor dem Landesherrn eingeschandt hatten. Dem Grafen stand der vizconde; nach dem vizconde die comitores, dann die vasvasores, denen 5 caballeros als Vasallen folgten.

Diesem höheren Adel (magnates) stand die zahlreiche Classe der vassallos oder deren Hinterlassenschaft, wenn der Lehenherrn willige Verfügung aus dem Lehen dem Lehenherrn zufiel. Gegen die vassallos konnte sie den Schutz des Königs anfordern, nach erfolgtem Aufgebot vom Lehenherrn werden und unterlag wegen eines Fehls nur dem Spruche des Königs. In der Folge nannten sie nanzas de caballeria, welche ihm in der Folge des Ceremonioso eintrugen, erkundeten, dass nur die Geburt des Vaters,

Adelsstellung des Sohnes bedinge, dass sich mit Handel und Gewerbe beschäfticht als caballeros gelten könnten und den Ritterstand Aufgenommene durch particular en el brazo derecho con liente kenntlich sein solle. Der cabal- te der Folter nicht unterzogen werden; oder versetzte er aber, dem Feinde r, Pferd oder Rüstung, floh er aus der , gab er im Kampfe seinen Herrn oder chloss auf, so ging er der Ritterwürde.

Eigenthümlich war es dem cataloni- el, dass auch der Spurius in den Rang rs eintrat.

nicht zur nobleza gehörige Bevölkerung ciudanos und burgenses, Stadt- und ohner. Erstere theilten sich wiederum mayor, die durch Grundbesitz und bür- Stellung Bevorzugten, mano mediana e) und mano menor (Handwerker.) Erst Zeiten von Fernando el catolico war Adel gestattet, sich der mano mayor llen und an deren Vorrechten Theil zu

Die Landbewohner sonderten sich in d Unfreie; von Ersteren sagen die Usa-, wenn sie ein Pferd hielten, das zum geschickt sei, und täglich Weizenbrod n Tische liege, ihr Wehrgeld mit dem llero gleich zu stellen sei. Juden fan- in allen grösseren Städten; sie be- ein eigenes Quartier, waren dem Kö- Entrichtung eines Kopfgeldes verpflich- en, neben dem Handel, Handwerke und und durften gegen Zinsen — Jaime I e 20 Procent — den Christen borgen.

die königliche Gerichtsbarkeit anbe- wurde diese im realengo von vegueres

(vicarii) und unter denselben von bayles (Bailiffs) gehandhabt; ein vom hohen Adel, Bischöfen, Aebten und Rechtsgelehrten besetztes Tribunal, in welchem der König den Vorsitz führte galt als Appellhof. Im 14. Jahrhundert ging die Criminaljustiz, welche früher von den potestades geübt war, ausschliesslich in die Hände des Landesherrn über. Die Fälle, unter denen das Gottesurtheil des Zweikampfes Statt fand — den Geistlichen war derselbe bei Strafe der Excommunication, untersagt — werden in den Usages genau bezeichnet; ein Stellvertreter war für beide Theile zulässig; wer das 60. Lebensjahr erreicht hatte, blieb von der Verpflichtung zum Zweikampfe befreit. Der Kampfrichter hatte darüber zu wachen, dass die Parteien weder ein Amulet noch Steine mit Zauberkraften an sich trugen.

Die zweite und ungleich kleinere Abtheilung dieses Bandes gehört den Fueros de Valencia. Es liegt kein Zeugniß dafür vor, dass auch in Valencia Muzaraben die alten gothischen Gesetze unter sich in Kraft erhielten, ja es scheint fast, dass bis zur Zeit der Eroberung durch Jaime I. keine christliche Bevölkerung daselbst sich vorfand. Die gewonnene Landschaft wurde der Krone Aragon einverleibt und den Gesetzen derselben unterstellt. Ob die Vertheilung des Grundeigenthums unter die Sieger nach vorangegangenen Bedingungen oder lediglich nach dem freien Ermessen des Königs geschah, steht schwer zu entscheiden; sie erfolgte unter den König, die Prälaten, den Adel und die Städte nach Massgabe der von ihnen gestellten Mannschaft. Den Nachkommen von 380 caballeros aus Aragon und Catalonien, denen damals ein bedeutender

sitz zufiel, blieb die Benennung cabal-
conquista.

ltesten Urkunden von Jaime I. beziehen
fueros de poblacion und auf die Be-
der Rechte der neuen Grundbesitzer.
mals trat die Bestimmung in Kraft, ver-
lcher die Bewohner der Stadt Valencia
gende Gründe an Cleriker veräußern
der Grund davon wird einfach in dem
e zu suchen sein, dass die Stadt zum
gehörte und durch einen Uebergang
adbesitzes in die Hand des Clerus der
e Schatz Einbusse erlitt. Vier Geschwo-
rados), welche die Bürgerschaft jährlich
r Mitte wählte, stand die Verwaltung
bildes zu. Den auf dem flachen Lande
en Bekennern des Islam gewährte der
e Wahl von Alcalden und den Bau von
n; er erlaubte ihnen, ein Erbe von den
zu erstehen, verbot dagegen den Chri-
a Ankauf von Besitzungen der Moros.
lim waren zur Entrichtung des Zehnten
sammen Einkünfte (mit Ausnahme der
üchte) verpflichtet und durften in kei-
stlichen Hause übernachten. Mit wel-
cksicht der König gegen die ungläubige
ung verfuhr, falls es sich nicht etwa
r darum handelte, einer Verkürzung des
nses vorzubeugen. ergiebt die Verfü-
ass ein zum Christenthum übertretender
h seines unbeweglichen Eigenthums be-
usste; er konnte dasselbe an ehemalige
ngenossen, nicht aber an Christen ver-
1.

Bürger Valencias, der den Besitz eines
aren Streitrosses und der erforderlichen
nachweisen konnte, blieb, kraft des

Fuero von 1266, mit Abgaben schont. Unter Pedro III., dem mes, durfte Valencia 6 Jurados gleicher Zahl den genannten der Bürgerschaft entnommen wurden. Verordnete 1337, dass für arm ein Bürger desselben Quartiers stellt werde, der dafür Sorge trage. Bei einem Handwerker. Derselbe König untersagte den Uebernahme öffentlicher Aemter Bürgern der Hauptstadt den von Gütern des Clerus oder der gewährte, dass dem königlichen aus der Gemeinde gewählter Bei gestellt werde.

Die Cortesverfassung von Va grösste Aehnlichkeit mit der von C eigenthümlich war ihr, dass der beiden ersten brazos seine Genos rufen konnte, um Darlegungen, den Landesherrn abzufassen. S eines einzelnen brazo hiessen da Cortes, sondern estamentos.

Praktische Anwendungen für der totalen und partialen Differe von Dr. G. W. Strauch, Rect Unterrichtsanstalt zu Muri im Erster Band. Braunschweig, Dr von Friedrich Vieweg und Sohn. u. 644 S. in Octav.

Verf. erwirbt sich durch Ausarbeitung dieser Schrift ein ähnliches Verdienst um Lehrlernende, wie er es früher durch sein früheres Werk über Variationsrechnung (Theorie und Anwendung des sogenannten Variationsmethodes) gethan hat. Wie dort eine grosse Fülle von wohlgeordneten und sorgsam discutirten Beispielen Gelegenheit zur Uebung in den verschiedenen Zweigen der Variationsrechnung geboten wird, so wird hier dasselbe für einen anderen Zweig der höheren Mathematik geleistet werden.

In jenem älteren Werke theilt dieses neue Werk die Vorzüge auch wieder verschiedene zu lobende Eigenschaften, wie namentlich die Absonderlichkeiten in der Bezeichnung und Ausdrucksweise und eine übermässige Kürze mit. So z. B. sagt der Verf. von den Veränderlichen, der Constante, während die ganze übrige mathematische Welt die Veränderliche, die Constante sagt. Fragt man nach dem Grunde, so sieht man aus dem Vorworte des Variationscalculs (Th. I. p. 69), dass der Verf. das Wort Bestandtheil supplirt. Dass ja aber ein Veränderliches oder Bestandtheil nicht gerade nothwendig als Bestandtheil eines Ausdrucks ansehen, in welchem es vorkommt, sondern kann auch Veranlassung finden, dasselbe an und für sich zu betrachten, ist demnach gewiss logischer das Wort Veränderliches oder Quantität zu suppliren.

Was die Weitläufigkeit betrifft, so scheint der Verf. vorhergesehen zu haben, dass ihm die Vorwürfe nicht erspart werden würde; er selbst wiederholt in der Vorrede (p. V) zu begegnen. Dass der Sachverständige durch die Weitläufigkeit nicht beirren wird, dass ein solcher vorzugsweise die

Aufgaben und Resultate, nicht aber die Auflösung berücksichtigen wird, dass die Ausführlichkeit nur in dem Nutzen, die sie dem Anfänger gewährt, ihre Grenzen finden. Wirklich sagt der Verf., die Ausführlichkeit des ganzen Werkes sei so eingerichtet, dass der Leser, welcher nur halbwegs einen Unterricht genossen habe, niemals blos sich dürste, sich bei irgend Jemand Rath zu holen. Indessen scheint der Verf. bei der so schätzbaren Ausarbeitung nicht zu bedenken, dass der französische Spruch *le plus sûr c'est de tout dire* auch von den besten Lehrbüchern gilt. Auch die Ausführlichkeit jeden Anfängers hat ihre Grenzen; Wiederholungen klären nicht auf, sondern ermüden ab und verleiden das Studium. Die Ausführlichkeit, welche wirklich so beschränkt wäre, wenn einer so häufigen Wiederholung ein so einfaches Wahrheitsbedürfnis entgegen und Mühe des Verf. durchaus vorthun würde. Welchem nicht ganz unfähigen Anfänger man wohl z. B. mehr als zweimal denselben Satz zu wiederholen haben, dass man eine Annahme hat, wenn eine Integration zu einem Ausdruck führt, welcher Null im Nenner hat. Wenn der Verf. behauptet, dass fast alle Lehrbücher von diesem Satze schweigen, ist das eine offenbare Uebertreibung, da es theil wahrscheinlich kein einziges elementares Werk über Integralrechnung gibt, in welchem nicht hervorgehoben wäre, dass das Integral von $x^m dx$ nur dann existirt, wenn $m + 1 \neq 0$.

welchem nicht hervorgehoben wäre,

nicht mehr das Integral von $x^m dx$ existirt, wenn $m + 1 = 0$.

Verf. beschränkt sich aber nicht einmal mathematische Sätze bis zum Ueberdrusse zu wiederholen, sondern er dehnt dies sogar auf kleine Notizen aus. So hat Refer. die Gelegenheit, dass man die konische Ellipse auch als elliptische nennt, dreimal gezählt (p. 186, 200). Auch die Bemerkung, dass die Astroide eine Hypocycloide ist, kommt dreimal vor (p. 238, 314, 326). Solche Wiederholungen sind noch nebenbei die Folge, dass das Buch vermehrt und das Buch vertheuert wird, und Bücher dieser Art so billig als möglich zu erhalten.

Nach der Angabe des Verf. wird das ganze Werk aus zwei Bänden bestehen. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich ausschliesslich mit Aufgaben, welche auf Differentialgleichungen mit zwei Veränderlichen führen. Er besteht aus drei Abschnitten. Der erste kürzere Abschnitt ist theoretischen Inhalts und bespricht in mehreren Kapiteln die Theorie der Integration von Differentialgleichungen zwischen zwei Veränderlichen, wobei namentlich die singulären Aufgaben besonders berücksichtigt und ausführlich behandelt worden sind, und dann die Anwendung der Integrale solcher Differentialgleichungen auf die Geometrie mit besonderer Betonung auf die Theorie der einhüllenden

kurven. Die Theorie der singulären Auflösungen ist in den Lehrbüchern nicht in der Vollständigkeit dargestellt, wie es zu wünschen wäre, ist die Frage, in welcher Hauptung, in welcher man nur mit dem Verf. übereinstimmen kann; dass er selbst überzeugt ist, diesen eigenthümlichen Auflösungen in dem ganzen Werke die grösste Aufmerksamkeit zu widmen, ist als ein besonderer

Vorzug rühmend hervorzuheben. A gegen die Auffassung des Verfs sagen, dessen Entwicklung an d dessen zu weit führen würde; aus Verf., wie er ausdrücklich herv nicht beabsichtigt, eine vollständi ser Auflösungen zu geben. Es Folgendes erwähnt werden. Der p. 27 (§ 14) die auch schon bei kommende Differentialgleichung

$$y + x \frac{dx}{dy} = \sqrt{x^2 + y^2}$$

und bemerkt, man finde mitunter $x^2 - k^2 = 0$ als ein singuläres I ser Differentialgleichung angegeben offenbar doch nur ein particuläres bald man in dem Integrale diese gleichung, nemlich in $(y + A)^2 =$ wo A die willkürliche Constante ser Constanten den Werth Null man $x^2 - k^2 = 0$. In der Vorred wo er auf dieses Beispiel hindeute Thatsache, dass man hier ein par gral als ein singuläres genommen ihren Grund nur in dem Leichtsin steller, welche es unterlassen hätte Probe zu machen. Hierin ist wohl zu weit gegangen. Allerdings grange jeden Ausdruck, welchen m cialisirung der in dem allgemeinen haltenen unbestimmten Constanten ein particuläres Integral zu nennen Schriftsteller haben dies ausdrückl chen. Allein schon Magnus h •Sammlung von Aufgaben und L der analytischen Geometrie, darau

(p. 437), dass es Fälle giebt, wo man denselben Ausdruck auf zweierlei Weise kann, einmal, indem man der willkür-Constanten einen bestimmten constanten giebt, und dann auch wieder, indem man constante als eine Function der Veränderungsansieht. Magnus, dessen Werk unser nicht bloss kennt, sondern auch bespricht, hat auch dort an einem bestimmten gezeigt, dass man in solchen Fällen alternen Ausdruck nicht einfach als ein äres Integral ansehen darf, dass man, wenn man die Constante als Function änderlichen betrachtet, eine einhüllende erhält. Dies ist nun in der That, auch von unserem Verf. besprochenen Differentialgleichung der Fall, da man den Ausdruck $= 0$ nicht bloss dadurch erhält, dass dem Integrale $A = 0$ setzt, sondern der Ausdruck sich auch durch die Substitution $2y$ ergibt. Da es nun unserem Verf. besonders um die Anwendung der singulären Lösungen auf die Theorie der einhüllenden zu thun war, so hätte er diesen um so weniger ausser Acht lassen sollen, hätte er einer späteren Bemerkung Magnus (a. a. O. p. 438) mehr Aufmerksamkeit schenken sollen, da in der That die vorgewiesene einhüllende Curve nicht gewürde, wenn man sich der Regel des, welche er selbst als eine ausnahmslos zum Grunde betrachtet, bediente.

zweite Abschnitt, welcher den Haupttheil des ausmacht, enthält die praktischen Anwendungen, nemlich Aufgaben, welche auf die Lösung einer Differentialgleichung zwischen veränderlichen führen. Diese Aufgaben

sind sämmtlich der höheren analytischen Geometrie entlehnt, und in vierzehn Theile, wovon die acht ersten Klassen Aufgaben enthalten, welche zu Differentialgleichungen erster Ordnung führen, die sechs übrigen Klassen dagegen Aufgaben umfassen, welche die Integration von Differentialgleichungen zweiter oder dritter Ordnung betreffen. Dass der Verf. häufig verschiedene Methoden zur Ausführung einer und derselben Aufgabe anwendet, ist gewiss für den Anfänger sehr reich, doch will es dem Ref. bedünken, dass manchmal ein Verfahren angewandt wird, welches das Gelingen der Integration von vorn herein als glücklichen Einfall erscheinen lässt. Nichts ist doch wohl bei einem Unterrichte mehr als dies zu vermeiden, während einfache Methoden zu Grunde gelegt werden. Beispielsweise möge die Differentialgleichung $(\sqrt{nx^2 - y^2}) dy = y dx$ in § 62 als Beispiel dienen. Der Verf. beginnt die Integration damit, dass er $ux = \sqrt{nx^2 - y^2}$ setzt, wofür der Anfänger keinen Grund findet. Hier wäre es nun doch gewiss besser, wenn er darauf aufmerksam gemacht würde, dass diese Gleichung zu den homogenen Differentialgleichungen der ersten Ordnung gehört, deren Behandlung in jedem Lehrbuche der Integralrechnung vorkommt. Setzt man nach dem bekannten Verfahren $y = xz$, so erhält man

$$\begin{aligned} \text{nächst } \sqrt{n^2 - z^2} (z dx + x dz) &= \\ &= - \frac{\sqrt{n^2 - z^2} \cdot dz}{(\sqrt{n^2 - z^2} - 1) z}, \text{ wo es sich} \end{aligned}$$

versteht, dass man, um die Wurzel zu beseitigen, $n^2 - z^2 = u^2$ setzt, woraus

. Leyden, D. acute Phosphorvergift. 663

chung ergibt, welche auch der Verf. auf Wege findet. Schliesslich möge noch be- werden, dass die Correctheit des Druckes loben ist; p. 349 in Gleichung XIII lese statt x .

Stern.

acute Phosphorvergiftung. Mit rer Rücksicht auf Pathologie und Physio- perimentell bearbeitet von Dr. Ph. Munk E. Leyden. Berlin, Hirschwald, 1865. in Octav.

e giftige Substanz hat in den letzten De- Gerichtsärzte und Gerichtschemiker in a Masse beschäftigt, wie der Phosphor, auf dem Europäischen Continente dem , der früher bei den criminellen Intoxi- unbestritten die Hauptrolle spielte, den bzulaufen droht. Die fettige Degenera- Leber und anderer Organe, welche sich, Hauff 1860 die Aufmerksamkeit darauf als wesentlicher Theil der Phosphorver- erscheinungen herausstellte, hat in neue- t das schon vorhandene Interesse bedeu- teigert. Es muss daher eine ausführli- nographie der Phosphorvergiftung dem n Publicum im höchsten Grade willkom- n, zumal da selbst die neuesten Hand- der Toxikologie nur in geringerem Masse die Erkrankung entfernterer Organe be- n Thatsachen verwerthen konnten. er sehen wir uns ausser Stande, die vor-

liegende Arbeit der Herren Munk und Lewin so dankenswerthe und schätzbare Kenntniss des Phosphorismus als eine den Bedürfnissen der Gerichtsärzte vollständig Rechnung abzugeben, nographie zu bezeichnen. Wir können in Bezug auf die Reichhaltigkeit der Thierversuche und den bei Anstellung derselben befolgten Plan unsere Anerkennung aussprechen, aber wir hätten gewünscht, dass die ältere Literatur der Phosphorismus etwas ausführlicher eingegangen wäre, als ihnen geschehen ist. Vielleicht wird es nicht für nöthig erachtet, weil es auf dem weges richtig wäre, die Arbeiten von Munk und Lewin in dieser Hinsicht anzuerkennen; es spricht dafür der Umstand, dass mehrere der nach diesen erschienenen Abhandlungen, z. B. von Tüngel und verschiedene Male, nicht allein in der kritischen Uebersicht (S. 1—22) ihre Schrift eröffnen, sondern auch in den specielleren Abschnitten bezügliche Stellung der Symptome des Phosphorismus anführen und benutzen. Da es aber dass Munk und Leyden bei Berücksichtigung der kologischen Fragen der klinischen Medicin ihr von Rechts wegen zukommendes Ansehen nicht streitig machen, so können wir um so leichter begreifen, dass sie versäumt haben, die mannigfachen Lücken, welche in den Arbeiten von Lewin's und Ehrle's vorhanden sind, auszufüllen und damit ihr bleibende Stätte in den Händen der Gerichtsärzte zu bereiten. Es wird nicht allein der jetzt ziemlich unvollständige leitende Abschnitt, der eben genannt

Ueberblick von grösserem Interesse sein, sondern auch die beiden wesentlichen Capitel des Buches, das zweite, die Behandlung der acuten Phosphorvergiftung behandelt (S. 23—74) und das dritte, die Theorie der Phosphorvergiftung entwickelnde (S. 79 — 156), wesentliche und wichtige Erweiterungen.

Auch selbst die allerneueste Phosphorvergiftung scheint nicht vollständig benutzt zu sein; wenigstens finden wir die Arbeiten von G. J. Leyden und Lancereaux nirgends citirt.

Es könnte uns die Befugniss bestreiten, den gerügten Mangel unseren Autoren zu rügen, indem man es als ausserhalb der Aufgabe derselben liegend bezeichnet, eine vollständige Monographie der acuten Phosphorvergiftung zu schreiben, und ihnen nur die Tendenz zu zeigen, auf Grund ihrer Experimente die Symptomologie der betreffenden Intoxication festzustellen und darauf deren Theorie zu basiren. In diesem Fall, so hätten sich die Herren Leyden und Leyden auch darauf beschränken können, durch Hinzufügung zweier fernerer Capitel, welche den Nachweis des Phosphors (S. 157—158) und die Behandlung der Phosphorvergiftung betreffen und im Wesentlichen keine neuen nennenswerthe neue Thatsachen einbringen, den Schein einer abgerundeten Monographie herzustellen sollen, für welche freilich der Mangel einer durchaus ungleichmässigen Behandlung des Stoffes ein stets gerechtfertigter Vorwurf ist. Wir wollen übrigens nicht verhehlen, dass der Verf. einige antidotarische Versuche mit Aconitina angestellt haben, aber diese wirkungslos; es findet sich sogar ein neues Antidot, das Ferrum hydricum in aqua, vorgeschlagen, aber es fehlt die experimentelle Begrün-

dung und ohne diese sind heutzutage derartig Vorschläge gleich Null; es finden sich weite Experimente über die Wirkung des rothen Phosphors, aber diese bestätigen die bekannten That sachen; endlich ist die Transfusion im 2. Stadium des Phosphorismus empfohlen, aber Erfahrungen für deren Wirksamkeit liegen bis jetzt nicht vor. In Bezug auf den Nachweis des Phosphors musste die weiter unten zu erörternde Theorie der Phosphorvergiftung die Herren M und L. zu dem Vorschlage, Phosphorsäure im Blute nachzuweisen, führen, aber um das darzulegen, bedurfte es nicht der ausführlichen Mittheilung der Methoden von Mitscherlich, Lipowitz, Scherer u. A., welche in den toxikologischen Handbüchern bereits Aufnahme und Kritik gefunden haben und deren Auseinandersetzung daher weniger im Interesse der Leser als in dem Bestreben, das vorliegende Buch als ausführliche Monographie erscheinen zu lassen, liegen dürfte. Dass die beiden in Frage stehenden Schlusscapitel, das letzte namentlich auch selbst nicht in Bezug auf die etwas breit getretene Prophylaxe der acuten Phosphorvergiftung, als in keiner Weise erschöpfend angesehen werden können, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Weshalb die Herren Munk und Leyden consequent im Anschlusse an Fresenius den Entdecker des Nachweises von Phosphor als Phosphorwasserstoff Dussard nennen, leuchtet uns nicht ein; in seiner Originalarbeit (Comptes rendus 1856. p. 1126) heisst er Dusart.

Etwas näher eingehen müssen wir auf die beiden Capitel des Buches, welche die neuen That sachen enthalten, die die Herren Munk und Leyden über den acuten Phosphorismus mitzuthellen haben. Wir nehmen nicht den min-

Anstand, zu erklären, dass wir den von genannten Autoren mitgetheilten reichhaltig-experimentellen Apparat (die Zahl der Versuche beträgt nicht weniger als 90) mit Freuden begrüsst haben und dass wir den von ihnen bewiesenen Fleiss und Eifer im hohen Grade anerkennenswerth finden. Aber die Goldkörner, die wir aus dem Capitel über Symptomata entnommen haben, sind von einem solchen Mangel zum Theil indifferenter, nicht neuer, zum Theil geradezu unrichtiger Angaben bedeckt, dass die Mühe gekostet hat, jener habhaft zu werden.

Die Unrichtigkeit enthält z. B. gleich der des rännirenden Theiles des über die Symptome der acuten Phosphorvergiftung handelnden Capitels. Die Herren Munk und Leyden behaupten, dass Falck in seiner Darstellung der klinisch wichtigen Intoxicationen (Virchow's Handbuch der speciellen Pathologie Bd. 1. h. 1) aus den von jeher unterschiedenen Symptomen-Gruppen der acuten Phosphorvergiftung zwei Formen, eine locale und allgemeine, eine Cerebrospinalaffection und eine Cerebrospinalaffection gemacht habe. Dies ist ganz irrig. Falck's Phosphorismus intestinalis acutus ist nicht allein locale, aus der Anätzung resultirende Symptome in sich, sondern die allgemeinen aus der Resorption des Phosphors resultirenden nervösen Symptome, so weit sie im Jahre 1852 bekannt waren. Falck's Phosphorismus cerebrospinalis unterscheidet sich durch das Fehlen der gastroenteritischen Erscheinungen und den rascheren Verlauf. Das Symptom einer reinen Gastroenteritis phosphorica Nervenerscheinungen ist von Falck übersehen worden und somit die Behauptung

tung, dass Falck die bekannten
mengruppen des Phosphorismus
men metamorphosirt habe, fals
nicht ganz klar, ob mit dem gl
rügte Phrase folgenden Satze: »
fen beide fast ausnahmslos zus
denn, dass der Tod schneller
es zur Entwicklung der nerv
kommt« eine Opposition gegen
Krankheitsformen beabsichtigt is
natürlich in der Weise, wie sie
ganz im Sande verlaufen; den
nicht das selbständige Vorkommen
ropathia, sondern das der Encep
phosphorica behauptet und die
und Leyden opponiren gegen
letztere ganz ausser Acht. So la
grosse Frage des Tages: Gibt es
Phosphorvergiftung, bei welcher
im Tractus nicht vorkommen, a
phalomyelopathia arsenicalis a
Asphyxia arsenicalis? Die Herr
Leyden werden nach ihren Th
Frage nicht verneinen können, u
dass die Symptomatologie beim
falls dahin dringt, das Vorhande
chen Form zuzugeben. Man wi
darüber einigen müssen, wie wei
auf die Zulässigkeit sogenannter
men gehen will. Wir unsrerse
von Kussmaul (Untersuchungen
stitutionellen Mercurialismus. V
befolgte Princip, nur solche dur
gerufene Affectionen, welche se
ohne andre locale Affectionen au
als Vergiftungsformen bestehen
einzig richtig und haben desh

scher Vergiftungsformen, z. B. den *Alnus intestinalis acutus* u. a. m. beseitigt. den Phosphorismus cerebros spinalis haben aber aufrecht erhalten und glauben ihn wenigstens so lange noch festhalten zu müssen, bis Virchow's Wahrnehmung nicht durch Röthung, sondern durch Schwellung und Trübung charakterisirten, besonders Erkrankung der Drüsen zu beziehenden Ganges in den von ihm secirten Leichnamen Phosphor Vergifteter von nun an durch alle Autoritäten constant bestätigt wird. Die Herren Munk und Leyden haben in dieser Beziehung keine Angaben und scheinen die Mangel einer mikroskopischen Untersuchung unterworfen zu haben.

Hauptverdienst besteht vielmehr in der Feststellung eines makroskopischen Befundes, der die Phosphorvergiftung von Bedeutung ist. nämlich das Duodenum in allen Thier- und Menschenexperimenten entzündet, lebhaft geröthet, chymosirt und corrodirt und in fast allen Menschenexperimenten in grösserer oder geringerer Ausdehnung mit punktförmigen Schorfen bedeckt und die Schleimhaut injicirt, ferner in Thieren im Duodenum stets einen weisslichen chymusartigen Inhalt ohne jede gallige Beimischung. Wir sind mit den Verfassern vollkommen einverstanden, dass die Aerzte bei Sectionen nicht nur auf den Zwölffingerdarm besondere Aufmerksamkeit zu nehmen haben, der leider vielfach übersehen und vernachlässigt ist, übrigens auch in einzelnen Fällen beim Menschen im Duodenum die Entzündung gefunden wurde. Freilich wird wir nicht so sanguinisch zu hoffen, dass beim Menschen jene hochgradige Duodenitis gefunden wird, welche die Herren Munk

und Leyden beim Hunde findet der Hund zeigt nach Einwirkung tödtender Gifte immense Gastroenteritis. Bei den Carnivoren nur mässige Injectionen. Unsere Autoren selbst haben bei Darreichung von Magnesia Dysenterien beobachtet.

Wichtig ist das Auffinden für die Erklärung des Ikterus die Vergiftung, welcher von unseren Autoren wir wissen, zuerst, etwa gleichzeitig mit der von Virchow, als mechanischer Ikterus, bedingt durch die Gallenentleerung in den Darm. Die Schleimhautschwellung, gedeutet werden müssen wir uns vollkommen erklären; es spricht dafür ausser der strotzend gefüllte Gallenblase die galligen Färbung der Darmmucosa in grossen oder kleineren Strecken, die Nachweisbarkeit der Gallensäuren gleich bei letzteren stehen zu lassen. Wir können wir nicht umhin, zu bedauern, dass die Herren Verfasser, obschon sie Wyss (Schweiz Ztschr. f. Heilkunde 1864, 321) über Leucin- und Tyrosinvergiftung kannten, gar nicht auf die Vergiftung durch Phosphor, die bei der Phosphorvergiftung auf die Stoffwechsels eingegangen sind, von Wyss beobachtete Fehlen der Gallensäuren gradezu aufforderte. Es wäre gradezu interessant gewesen, von etwas Näheres zu erfahren.

Im Uebrigen müssen wir die Symptome der Phosphorvergiftung zu Zeiten und post mortem anschauen und sehen von der mangelhaften

Fälle, welche wir oben bereits rügten, vollständig abgehandelt sind. Unbe-
 tigt geblieben ist das Verhalten der
 Dankenswerth sind die mikroskopischen
 chungen über das Verhalten des Blutes,
 chen eine Abnormität wahrgenommen
 und der bei Phosphorvergiftung der Stea-
 erliegenden Organe, wenn auch über letz-
 Wesentlichen etwas Neues nicht beige-
 wird. Eine chemische Untersuchung des
 welche vielleicht über das Zustandekom-
 r Ekchymosen und Suffusionen, die für
 phosphorvergiftung so charakteristisch sind,
 Aufschluss geben könnte, ist von den
 Munk und Leyden nicht gemacht. Wes-
 eselben bei der Besprechung der Nerven-
 ne in specie Lähmung ihr Thema ver-
 nd auf die chronische Phosphorvergiftung
 ingen, ist uns nicht recht klar; dass un-
 n nervösen Symptomen auch solche,
 nenhüpfen u. s. w., welche in der Agonie
 mer vorkommen und mit Vergiftung und
 ndre Phosphorvergiftung an sich nichts zu
 ben, figuriren, dürfen wir unseren Auto-
 nicht vorwerfen, da die toxikologische
 ur überhaupt die Symptome des Collap-
 der Agonie von denen der Intoxication
 nicht zu trennen gewohnt ist.
 hst überraschend ist für uns das Verfah-
 r Herren Munk und Leyden, ältere
 ntungen abzuthun, wenn sie nicht zu ih-
 eorie passen. In dem die Theorie der
 orvergiftung behandelnden Capitel wird
 orption des Phosphors als solcher geläug-
 s muss den Herren Autoren also sehr un-
 sein, wenn sich herausstellt, dass der
 or in den Secreten, namentlich im Urin,

sowie in der exspirirten Luft oder
und Organen erscheint. Vom U
Phosphorescenz decretiren sie
(S. 54): »Die Angaben von Phos
Urins sind für Fabeln zu halten
dies auf acuten Phosphorismus,
hölzchen u. s. w. veranlasst, b
wir damit übereinstimmen; aber
Herren doch auf dasjenige aufm
was in Bezug auf das Phosphore
nach Einathmung von Phosphor
Literatur existirt: Vauquelin
selbst beobachtet und Chevall
nem Phosphorfabricanten die sic
dass Arbeiter, welche die Gew
Phosphordämpfe zu inhaliren, p
den Urin entleerten (Annales d
vol. II. p. 214). Sind das auc
Bezug auf den Phosphorgeruch
ten des Athems bemerken sie, a
berufend, dass dies kein Beweis
gang des Phosphors ins Blut u
scheidung durch die Lungen sei
das Phänomen wahrscheinlich d
partikelchen bedingt werde, welche
Schlunde haften geblieben sind u
fort: »Bei Thieren haben wir die
beobachtet, wenn die Vergiftung
gen und vermittelst Einführung
sonde bewirkt war. Dagegen st
tester Weise, wenn wir Thieren
rische Ende der Jugulavrene Ol.
injecirten«. Nun ist aber Lewi
Autorität, dass, wenn er einen
such conjicirt, dies auch der richt
jedenfalls braucht man Lewin's E
da Leuchten des Athems auch be

en vorkommt z. B. wenn Phosphor
ritonei gebracht wird. Wie wollen
utoren dies ohne Resorption des
solchen erklären? Wir citiren ih-
s Factum, von dem sie sich übri-
icht hätten überzeugen können, eine
lche wir aller Achtung unbeschadet,
den Herren Munk und Leyden
über letztere stellen, v. Hasselt
bleiding tot de vergiftleer II. p. 69.
Met Magendie en Tiedemann
inspuiting van oleum phosphoratum
n in de aderen, maar ook in-
esholte, somtijds met verrassenden
oedige witte dampen, in het donker
t den mond en de neusgaden te
reden. Orfila en Mulder zagen
het inbrengen van phosphorus in de
von Prof. Mayer bei einem Fro-
stete Leuchten des Blutes wird S. 12.
h Verunreinigung mit dem in der
ckgebliebenen Phosphor erklärt und
seitigt erachtet. Dass Chevallier
Reveil, endlich sogar unserer Au-
tät Lewin den Phosphor als sol-
eber nachwiesen, glauben die Herren
Leyden nicht und thun die »Be-
« mit: »Dieser »Behauptung« müs-
»Resultat unserer Untersuchungen«
len; es ist uns nicht gelungen u. s. w.«

Derartige einfache Negationen kön-
gs keinen Wissenden überzeugen;
ber bedenkt, dass weniger Eingewei-
mal durch solche kühne Kritik Sand
en gestreut wird, so kann man uns
gen, dass wir, diesen jungen Auto-
er, dies in der Medicin leider nicht

seltene, stets aber ungebührliche-
 derlich bescheidene Verfahren rü-
 sie die der von ihnen vermeintlich
 Theorie zu Grunde liegenden Daten
 genau kennen. Sie sind allerdings
 auf ihre 90 Versuche gemäss be-
 gen über Phosphorvergiftung ih-
 äussern; aber hätten sie, — was
 eine Monographie schreiben will-
 gen thun sollte, — das auf ih-
 bezügliche literarische Material ge-
 so mit eigenen Augen die Entw-
 Kenntniss von der Phosphorver-
 so würden sie sicher nicht mit
 bewusstsein hervorgetreten sein,
 perimente als trüglich zu verw-
 Grund der eigenen ein neue Th-
 phorismus aufzubauen, welche m-
 erscheint, wenn jene älteren V-
 als nicht existirend oder als
 trachtet werden. Wollen übrig-
 Munk und Leyden S. 12 mit
 sich von Mayer ab die fragliche
 alle Arbeiten hindurchziehe, letz-
 der Theorie stempeln, so ist zu-
 diese manche Jahre älter und z-
 Taylor (On poisons. 2e. ed. Ph-
 adoptirt ist.

Was die Herren Munk und
 ser ihrer negirenden Autorität d-
 Theorie entgegenstellen, ist irrig.
 Es soll kein Lösungsmittel der
 Blute existiren (S. 93). Diese Be-
 uns zweifeln, was unseren Autor
 kannt geworden, die Blutbestan-
 Löslichkeitsverhältnisse des Ph-
 Blut enthält ja $2\frac{1}{2}$ $\frac{00}{100}$ Fette

ammte Blutquantum zu $\frac{1}{13}$ des Körpers anschlagen, so berechnet sich doch mit Berücksichtigung des verseiften Fettes hinlänglich viel, um ein Paar Gran gelöst zu erhalten. Ist es denn aber nöthig, dass der Phosphor gelöst sei? oder nicht auch in emulgirtem Zustande in der Absorption durch die Chylusgefäße gerathen? Das sind Fragen, welche experimentell beantworten muss. Nach unsicht haben die Herren Munk und Leyden Theorie, dass der Phosphor als solcher im Blut gelange, nicht über den Haufen gehend und wir halten trotz ihrer Negationen daran fest, dass er als solcher eine Zeitlang im Blute verweilen und durch die Respiration unter der Gestalt leuchtender Dämpfe abgeführt wird. Weit entfernt sind wir von der Anschauung, dass die gelöst in den Magen gebrachte Phosphormenge resorbirt werde; sicher findet im Magen eine partielle Oxydation statt und zweifellos gelangen auch die gebildeten Oxydationsprodukte in das Blut. Ebenso zweifeln wir nicht im Mindesten an einer Verbrennung des Phosphors im Blute, und es ist eben eine von der Absorptionsfrage völlig unabhängige, selbstständige Frage, ob der Phosphor als solcher im Blute Alterationen bedingt, welche bei Phosphorismus bei Lebzeiten und nach dem Tode beobachtet werden.

Die Herren Munk und Leyden unternehmen directen Beweis dafür, dass der Phosphor als solcher nicht die Symptome des Phosphorismus hervorrufen könne. Dieser ist ihrer Erachtens vollständig misslungen. Ihr Grund, dass Blut mit einem Stückchen

Phosphor oder mit Oleum phosphoreum geteilt in Bezug auf seine Farbe und Verhalten zeige, wie bei der acuten Phosphor-Intoxication (S. 87) steht in Widereinstimmung mit dem eigenen Befund (S. 73): »Erblicket die Farbe des Blutes constanter Eigenschaften u. s. w.« Wir begreifen es mit der Logik zu vereinbaren, dass ein Experiment über Wirkung des direct eingebrachten Phosphors in Bezug auf die Farbe zu schliessen, der Phosphor sei auch bei Phosphorismus betheiligt, wenn das Blut bei letzterem keine eigenthümlichkeiten zeigt. Ausserdem ist das Experiment auch fehlerhaft angestellt, weil der Phosphor nicht bei der Temperatur eingebracht wurde. Der Umstand, dass Oleum phosphoratum, in der Arteria injicirt, die Erscheinungen der Phosphor-Intoxication nicht bedinge, ist ebenso richtig. Oel-injection an sich ist kein gefährlicher Eingriff; es ist längst bekannt, dass eine Entzündung und Oedem der Lungen, wie von mehreren Autoren nach Injection von Phosphor beobachtet, auch nach blosser Oel-injection steht, und es bleibt sehr zweifelhaft, ob die Herren Munk und Leyden durch diese Experimente überhaupt etwas mit Phosphor anstellen. Man hat versucht, die verschiedenen Oxydationsstufen zu thun haben, was von unseren Autoren constatirte, dass das phosphorhaltige Oel in den Lungen auch die Möglichkeit einer rascheren und vollständigeren Elimination des Phosphors enthält, dass diese vor sich geht, beweisen die vermischten leuchtenden Dämpfe, die nach der Möglichkeit, Phosphor post mortem nachzuweisen, und hieraus er-

hössere Dosen Phosphor in Oel gelöst in
t gebracht bisweilen ohne Schaden ver-
werden. Der so in der Enveloppe einer
Fettschicht kreisende und ausserdem in
n einem Orte, wo er rasch eliminirt wer-
n, deponirte Phosphor kann unmöglich
n intensiver Weise wirken, und erklären
den Mangel der Steatose, die übrigens
(XVII) nicht immer fehlt. Wir hüten uns,
Fusstapfen der Herren Munk und Ley-
treten und daraus, dass Oel injection an
ist Fettleber erzeugt, zu schliessen, dass
obachtungen inexact waren; berechtigt
d wir zu behaupten, dass ihre Schlüsse
genannten Versuchen im höchsten Grade
sind und dass sie, falls sie ihre Versuche
Zwecke des Nachweises anstellten, dass
phosphor als solcher die Erscheinungen der
ng bedinge, unbedachtsam handelten.
der Beweis, dass der Phosphor als sol-
e Phosphorvergiftungserscheinungen nicht
, auch als misslungen zu betrachten, so
wir andererseits doch uns der Ueberzeu-
cht verschliessen, dass die weiteren Ver-
welche die Herren Verff. mit Phosphor-
stoff, phosphoriger Säure, unterphosphori-
re, Phosphorsäure anstellten, zu der An-
drängen, es müssen bei der Phosphorver-
die Verbindungen des Phosphors mit
stoff eine nicht unbedeutende Rolle spielen.
n Versuchen und namentlich in den Phos-
re-Versuchen liegt der Glanzpunkt der
und der Schwerpunkt der neuen Theorie
sphorismus, welchen die Herren Munk
yden auf die Einwirkung nicht der nie-
ondern der höchsten Oxydationsstufe des
rs, der Phosphorsäure, zurückführen. Sie

gründen diese Ansicht hauptsächlich auf die Analogie, welche die Phosphorvergiftung mit der Arsenvergiftung hat, welche in ihrer Wirkung den Erythrasmus, welcher bei Phosphorvergiftung analog ist, an sich schliessen, dass sie bei Kaninchenvergiftungen weder im Blute noch im Herzen eine Spur von phosphoriger Säure zu entdecken, noch sie im Blute nach grossen Dosen von phosphoriger Säure im Magen zu constatiren vermochten. Die phosphorige Säure nur in seltenen Fällen die der Phosphorvergiftung entsprechenden Erscheinungen, in specie die Degenerationen, bedingt (S. 120). Die phosphorige Säure selbst dagegen bedingt nach den Versuchen die eigenthümliche Degeneration der Leberzellen, der Epithelien, des Herzfleisches und der Nieren, wie sie bei Phosphorvergiftung zu sehen ist, zwar wie bei dieser in einzelnen Organen eine Degeneration des einen Organes. Auch die Erscheinungen der Phosphorvergiftung, die Neigung zu Ekchymosen, der Harnes, der soporöse Zustand, stimmen überein. Endlich sind, um giftige Wirkungen der phosphorigen und unterphosphorigen Säure zu erzielen, viel grössere Dosen nöthig, als von der phosphorigen Säure. Gegen diese Gründe ist nichts einzuwenden; wenn nun die Autoren (S. 120) die phosphorige Säure als wirkend aussagen, weil sie die Blutkörperchen nicht auflösen, die Phosphorsäure als wirksam, weil sie die Blutkörperchen auflöst (S. 142), so sind sie mit ihren eigenen Worten (S. 73) im vollkommensten Widerspruch. Phosphorismus keine mikroskopische

der Blutkörperchen vorhanden sei. Die Erklärung der Suffusionen aus dieser Auflösung der Blutkörperchen durch die Phosphorsäure ist mindestens verfrüht, es ist überhaupt noch unerwiesen, ob Blutalteration diese bedingt oder ob sie nicht einer Alteration der Gefässwandungen, vielleicht fettiger Degeneration ihre Entstehung danken, worauf bei ferneren Versuchen zu achten sein dürfte. Die Herren Munk und Leyden glauben, dass alle Substanzen, welche die Blutkörperchen auflösen im Stande sind, unter Umständen eine fettige Degeneration der Gewebe und Organe bewirken (S. 151); dieser von ihnen bei Gelegenheit von Versuchen mit Schwefelsäure gewonnene Glaube hat erst dann Werth, wenn nach allen oder doch nach vielen Substanzen, welche die Blutkörperchen auflösen, derartige Verfettungen beobachtet sind, was bis jetzt nicht der Fall ist, und ausserdem dürfte doch a priori nicht zu läugnen sein, dass es auch Substanzen geben kann, welche die Blutkörperchen nicht zerstören und doch Steatose bewirken. So haben wir es in Bezug auf phosphorige und Phosphorsäure wieder mit nichts beweisenden, nicht mit der nöthigen Bedachtsamkeit verwertheten Theorien zu thun.

Schliesslich müssen wir noch einen Punkt erwähnen, der der Phosphorsäure-Theorie gefährlich werden könnte, wenigstens in der die Resorption des Phosphors als solchen ausschliessenden Fassung der Herren Munk und Leyden. Es fragt sich, wie kommt es, dass die Phosphorsäure vom Magen aus in ziemlich grossen Dosen vertragen wird und dass der Phosphor in so sehr kleinen Dosen tödlich wirkt? Unsre Herren Autoren bemerken darüber (S. 149), und ganz gewiss mit Recht, es komme allein darauf an, in welcher Menge die Phosphorsäure unter solchen

Bedingungen ertragen werde, leicht direct auf das Blut einwirkt. z. B. bei Injection in das Blut theils eine ganz geringe, annähernde Dosis des Phosphors glücklicherweise kommt nun die Phosphorsäure in das Blut? Darüber reden M. und L. weiter (S. 150), von den Geschwüren, welche bei Phosphorismus sich finden. »An diesen Geschwüren wird die Phosphorsäure in statu nascenti in die Blute in den Gefäßen, und dort lange, als dort noch Phosphor anliegt und sich fortwährend in Phosphorsäure umsetzt.« Gegen diese Theorie, die wir die durchaus nicht wegzulassende Theorie des Phosphors als solchen annehmen, da dann die Phosphorsäure im Blute entstehen kann, — erheben sich wichtige Bedenken, erstlich der Mangel von Thatsachen, zweitens, dass bei Vergiftung mit Phosphor, welche viel bedeutendere Ulcerationen hervorzubringen pflegt, ihre Resorption nicht häufiger in den Blutgefäßen erfolgt und daraus Erscheinungen hervorgehen, wie man sie nach Injection in das Blut beobachtet.

Wie dankenswerth manche Erfahrungen der Herren M. und L. in Bezug auf Phosphor und seine Verbindungen sind, so ist doch die Ansicht, dass dieselben in dem Journalartikel als zu einer sog. toxicologischen Monographie, welche nur den Schein einer Monographie trägt, verarbeitet wären. Von demselben weder eine exacte Kenntniss der Arbeiten über Phosphorismus noch eine Würdigung der Leistungen Anderer zu erwarten. theilsfreie und reife Kritik constant.

Theo.

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

ick. 3. Mai 1865.

Buch Dieterich Sigismunds von Buch
Jahren 1674 bis 1683. Beitrag zur Ge-
des grossen Kurfürsten von Brandenburg.
dem Urtexte im Königl. Geheimen Staats-
zu Berlin bearbeitet und herausgegeben
stav von Kessel, Königl. Preuss. Ma-
Disposition. Th. I, XII u. 355. Th. II,
in Oct. Leipzig, bei Costenoble. 1865.

Herausgeber hat, dem Rath seiner Freunde
, für gut befunden, das handschriftlich
einen Archive zu Berlin aufbewahrte und
in französischer Sprache abgefasste Tage-
her Uebersetzung ins Deutsche zu unter-
weil er damit einem grösseren Publicum
gen glaubt. Dass ein solches Verfahren
tuge sei, darf mit Recht bezweifelt wer-
ur Unterhaltung sind diese Niederzeich-
wenig geeignet, und Alle, denen es um
naue Kenntniss der behandelten Gegen-
zu thun ist, würden unstreitig den
glichen Text um so mehr vorgezogen
als die Uebersetzung häufig eben so

sehr an Ungenauigkeit wie anleidet. Ob der Herausgeber dem Original möglichst zu Ausdrücken wie »Ich verkrümelte Hand« (I, S. 128) gegriffen hat, wheimliches Fortschleichen handelstarken Drappe marschiren lässt, Autorität des Manuscripts dazu vermögen wir nicht zu entscheiden. Bezeichnung von »Kurfürst - Pa eine unglückliche, wenn auch nicht wie die sich wiederholende Uebung 254 ff.) des Französischen il »er ging zu sich.« Diesen U Seite muss sich der Leser an die Orthographie des Herausgebers Auge wird durch ein »Wyrtem Vangenheim, Borgund, Saxon et »Zavorne« kostet es schon ein zu errathen; es überrascht, dass als »Täufel« auftritt und dass eine wahre Verschwendung in einzelner Buchstaben — z. B. S. 247 ff. — geübt wird.

Die Aufschlüsse, welche der die früheren Lebensverhältnisse chen Reisemarschalls Dietrich Sie giebt, sind höchst dürftig und seiner beiläufigen Angabe (Th. I, nehmende Umstand, dass derse bildung der Klosterschule St. M neburg verdanke, hat keine Bea Man erkennt in ihm den gewissen Mann, der seinem kurfürst unverbrüchlicher Treue zugetha kecker Jugendfrische ins Leben ist kein Verächter fröhlicher Ges

er Wein in ihm spukt, leicht in Händel,
t sich auch wohl der Einladung zu einer
hen Tafel aus Furcht, dem Durste zu will-
zu dienen; kann er nicht ausweichen, wie
ster, wo der bekannte Bischof Bernhard
nen »Kampf der Gläser« vorschlägt, so
r doch rechtzeitig zu entschlüpfen. Seine
hnungen leiden durchschnittlich an Dürre
o es sich nicht um specielle Kriegsereig-
der Festivitäten handelt, an einer oft an
ändlichkeit gränzenden Kürze; mochten
h nur zur Anfrischung von Reminiscen-
timmt sein. Gewöhnliche Begebenheiten
ges, kleine Hofgeschichten, Raufereien un-
cieren bilden einen wesentlichen Theil des

Reflexionen finden sich selten einge-
t, dagegen endlose Reiseberichte, bei de-
sich um Nachtquartier, Pferdewechsel und
essen handelt; dazwischen kleine geogra-
und statistische Notizen nebst flüchtig
enen Zeichnungen von Persönlichkeiten.
tschiedenem Werthe sind die Mittheilun-
r da, wo der Verf. kriegerische Erlebnisse
ht, obgleich auch hier im Allgemeinen
ein Ueberblick der ganzen Action als
zählung von Einzelheiten geboten wird.
l die Berichte vom Standpunkte des un-
dneten Officiers

Tagebuch beginnt mit dem im August
erfolgten Aufbruch der kurbrandenburgi-
Regimenter nach dem Rhein und giebt,
a October der Zusammenstoss mit dem
ischen Heere erfolgt ist, manche interes-
ittheilung. Die Schilderung von der man-
Einigkeit im deutschen Reichsheere ist
treffend wie die Charakteristik des kai-
n Oberbefehlshabers Bournonville, der

mehr als ein Mal das rasche Vordringen des Kurfürsten hemmte und mit seinen Verdiensten einem Turenne gegenüber behaupten sollte. Um so glänzender ist diesem trostlosen Abschnitt der Geschichte der Kurfürst da. Der Verf. rügt ihm nicht, wenn er in ihm den klugen und umsichtigen Mann sieht, sondern ihm den muthigen, mit Treue verbundenen Georg Wilhelm von Brandenburg hervortreten lässt. Ueber den Tod des zu grossen Hoffnungen berechtigenden brandenburgischen Kurprinzen ist eine eingehende Erörterung. Seine Widerlegung der Verläumdungen, die sich bei dieser Gelegenheit in der Presse verbreiteten, so würde die schlichte Erzählung des Buchs dazu reichen. Dann folgt die Darstellung des Kampfs bei Ensisheim, der sich eine Schlacht der Prinzen von Homburg, »der Löwe ist«, anreihet.

Reichhaltiger ist das Jahr 1632. Der Zuges gegen die in die Mark Brandenburg einrückenden Schweden, und man wird unbeschadet der Partie des Tagebuchs als die Hauptbegebenheiten zeichnen dürfen. Der Ueberfall bei Fehrbellin, mehr noch der Kampf bei Fehrbellin, dessen sich der Verf. stets in der Nähe des Kurfürsten befand, das Vorgehen des Prinzen von Homburg, der dringender von Kottwitz geführt, eine frische Schilderung unter 6000 Reitern erfocht der Kurfürst die doppelte Zahl der Gegner. Dass dem alten Derfflinger die Ehre, die ihm gebührt, auf keine Weise

geht der Verf., welcher die Nachricht von
erfochtenen Siege nach dem Haag zu über-
beauftragt war, auf den Feldzug in Mek-
g und Pommern über, den Brandenburg
rein mit Dänemark unternahm. Demsel-
gegenstände gehören die Jahre 1676 und
Ueber die hier namhaft gemachten Be-
heiten berichtet indessen der Verf. nur
eise als Augenzeuge. Erst nachdem er
ner Reise nach Wesel, wohin er den Kur-
begleitet, zurückgekehrt ist, zeichnet er
ag zu Tag die Vorfälle vor dem belager-
ettin auf. Als endlich die Stadt, deren
ckige Vertheidigung mehr von der Bür-
aft als von der schwedischen Besatzung
g, zur Capitulation gezwungen war, wurde
befehligt, den Ueberbringer dieser Sieges-
aft an den kaiserlichen Hof abzugeben.
g auf die Belagerung der gedachten Stadt
die nachfolgende eingetragene Bemerkung
ervorgehoben werden: »Als der Kurfürst
gedeckt über den Wall der Batterie sah,
ihn, ein wenig Sorge für sich selbst zu
, denn es ging hier sehr heiss zu; da
tet mir der tapfere Fürst: »Aber wann
u gehört, dass ein Kurfürst von Branden-
etödtet sei?«

Bezug auf das Jahr 1678, mit welchem
weite Theil beginnt, überwiegt das Ver-
ss von Reisen, Gastgeboten, Kindtaufen,
mpfen, Jagden und flüchtigen Bekannt-
n jeder Art; daran reihen sich Mitthei-
vom Kriegsschauplatze in Pommern. Die
erfflinger mit so viel Muth als Geschick
stelligte Landung auf Rügen und die Ue-
e des schwer geängstigten, von Königs-
mit nicht gewöhnlicher Ausdauer verthei-

digten Stralsund sind einer eingehung unterzogen. Als hiernach gefallen war, begleitete Buch sein Doberan, wo eine Zusammenkunft von Dänemark Statt fand. verbreitet sich über den Feldzug Preussen eingedrungenen Schwedem Verf. Gelegenheit, über die deutschen Lebens und seine Bedeutung eine Bemerkung einzuschalten. Die Kurprinzen geschieht nur Erwähnung; noch weniger genügen hinsichtlich der politischen Verhältnisse von Brandenburg zu Frankreich. Für die Zeit von 1680 bis zum April 1683 finden wir nur Bruchstücke.

Der Herausgeber richtet im Vorwort an den Leser, ihn auf Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen. Das mag hier eine Errata aufzuzählen würde zu weit führen. Der Referent begnügt sich deshalb mit wenigen Beispielen. In der Aufzählung solcher, die dem Verf. angehören. Wir finden hier Nienburg, Schloss Callenberg statt Callenberg, den lüneburgischen General Chauvet (S. 15), Spönke für Spörke (S. 15), von Canstein für Rabe oder Rabe (S. 33), General Ente für von Ende (S. 33), Lodron; der 1677 gestorbene lüneburger hiess nicht Schulz (S. 278),

Die sehr zahlreichen, aber theilten und häufig nicht über den Text hinausgehenden Anmerkungen sind theilweise genealogischen Inhalts und gehören zum Theile einem bekannten Anonymen. Auch hier ist an einem Mangel. So wird z. B. der beim

he genannte Herzog von Celle als Christ-
dewig bezeichnet, der damals bereits seit
hundert Jahren dem Leben nicht mehr angehört.
(Th. I, S. 62) starb nicht als hannover-
scher, sondern als kursächsischer Feldmar-
schall (Th. I. S. 33 begegnet man der wunder-
lichen Angabe, dass nach dem Tode von Herzog
die drei Linien von Braunschweig, Wolfen-
büttel und Bevern entstanden seien; an einer
solchen Entstellung leidet die Anmerkung
(S. 141) über den Herzog Johann Fried-
rich (Th. I, S. 134 genannte General von
Lützow stand nicht in hessischen Diensten, son-
dern in der Bestallung des Bischofs von Osnä-
buck).

hidden wisdom of Christ and the key
to the knowledge of the Apocrypha. By
J. de Bunsen. London, Longman etc.
Zwei Bände in Octav. 489 u. 521 S.

Der Leser dieser Blätter erinnern sich viel-
leicht noch aus den Jahrgängen 1855 S. 281
und 1859 S. 681—699 mit welcher Liebe
und Interesse der Unterz. zwei der letzten grossen
Werke des sel. Bunsen beurtheilte und welche
Einwirkung auf unsere Zeit er von ihnen er-
wartete. Da nun das oben bemerkte ebenfalls
angelegte und mit anhaltendem Fleisse
geführte Werk von einem der Söhne Bun-
sens verfasst ist, so würde der Unterz. in ihm
eine Art von Fortsetzung der väter-
lichen Werke begrüßen; und da jener wenig-

stens während der letzten zweies Lebens ein herrlicher Verdienst Deutscher und Englischer Wissenschaften würde man etwas Aehnliches erwarten können, obwohl wir wissen ob dieser mehr in Deutschland in England wo er seit länger ist gebildet sein mag. Allein wie viele und wie übrigens und verschiedene Bestrebungen sich immer enger und immer zäher an der Bibel und der ganzen grossen ihr stehenden Geschichte angehängend um das Erhaschen einer welchen dennoch die meisten we in richtiger Weise zu erwerben wendige Mühe geben. Die Arbeiten und Erwerben ist unwehlig hin, und ein wildes Gähren allerbar unergründlichen Tiefe aufschweren Stoffe unter einander noch übrig zu sein: wer hier an für das rechte Arbeiten an gegen Werke neuer besserer Ordnunglicher Kraft und unerschütterlich gerüstet ist, wird durch den ausschenden Verwirrung selbst leicht beginnt wohl mit dem besten Versuch einzugreifen ob es ihm gelinge Seite aus und durch ein hier aufbar genügendes Mittel die Ordnung zustellen; allein weil das von einseitige Mittel nicht hinreicht, noch nichts richtig so stellen da eines festen Ganzen würde und Preis erworben werden könnte. Alterthum ist aus Gründen welch

teller heute auch nur vollkommener be-
 unvergleichlich schwieriger zu erschöpfen
 endein anderes; und dazu kommen die
 Verwirrungen welche die verschiedenen
 und Kirchen bei ihm um so ungestör-
 tigten zu können meinen je mehr hier al-
 reich in die Anwendung und damit in die
 des kirchlichen und volksthümlichen Le-
 bergeht. Diese ganze wilde Gährung ist
 t nur in Deutschland zum Ausbruche ge-
 n: sie verbreitet sich nun aber immer
 in die fremden Länder hinein wo sie noch
 eniger ihr gewachsene Kämpfer findet.
 cht in Paris und Frankreich aus und wird
 n so leichter durch Männer wie Renan
 ne Gegner zum wilden Sturme je weni-
 Deutsche Elsass seine Pflicht thut. Sie
 nach Holland hinüber und findet auch
 s heute keine hinreichend geschickte Ebner
 den Wogen. Sie stört immer mehr den
 hen Boden auf, und mischt sich dort fast
 mit Mächten welche bis jetzt mehr schäd-
 nützlich wirken können sofern sie über-
 viel wirken und nicht, wie sich etwa jetzt
 n Wirken Colenso's zeigt, bald wieder
 arlos verschwinden.
 t spurlos, so fürchten wir, wird auch dies
 Werk des jüngeren Herrn von Bunsen vor-
 en, da es zwar eine neue sehr vieles
 ende aber grundlose Ansicht aufstellt, wel-
 n übrigens aus seiner Aufschrift (wo das
 Geschichte« nur wegen seines heutigen
 Klanges gewählt zu sein scheint) nicht
 a genug erkennen kann. Das Werk will
 a nichts Geringeres beweisen als es habe
 ke Israel immer mehr oder weniger aus-
 et eine Geheimlehre bestanden welche

dann bei Christus selbst und von
sowie von vielen der ausgezeichneten
Christen in und ausserhalb des
ten niedergelegt ganz neu und a
gebildet erscheine. Eine solche
früher schon in alten und neuen
aufgestellt, allein sie schien so
vor dem Lichte unsrer heutige
ganz verscheucht zu sein, und wi
vom Verf. mit neuer Anstrengung
fach neuer Weise wieder hervor
frig empfohlen. Seine Beweise
sentlich von zweierlei Seiten er
will er sie unmittelbar aus ma
chen im NT. selbst und anderen
trigen Schriften beweisen, sei es
bloss durch Schlüsse aus gewis
findenden Erscheinungen. Zu je
bekannten Erzählungen in den i
lien Jesus habe zum Volke in
seinen Jüngern aber die Erklärung
wie die Redensarten Paulus' über
Weisheit Gottes welche jetzt er
in welchen allen niemand der il
chen Sinn begreift die Spur ein
finden wird. Die Schlüsse aber
Verf. seine Ansicht beweisen wil
inneren Widersprüchen der NT
abgeleitet, als ob hier Offenes
gelehrt würde: allein um solch
zu finden lässt sich der Verf. vi
den irrthümlichen auch bereits
ten Voraussetzungen der Bau
Schule leiten. Was sollen wir z.
er II. S. 184 lehren will der h
tende Unterschied in der Erzä
Taufe Luk. 3, 2 f. vgl. 1, 80 u

ist bedeutend und beweise dass Lukas aufer und von Christus etwas ganz anderes erzählen wollte als Matthäus? Die Sache (wie wir auch aus Markus sehen) die Sammlung des Matthäus hier ursprünglich in der Wüste« sagte, der letzte Herausgeber selbst aber in unserm heutigen Mattheangelium zur Erläuterung »Judäa's« hin. Allein da Hr v. B. bei den Evangelien te in Deutschland schon völlig wieder en und verfallenen Baur'schen Ansicht so meint er Lukas der anders als Matthe die Geheimlehre mittheilen wollte habe sich das Wort »Judäa's« weggelassen und daraus seine Schlüsse über die Geheimnisse bei Paulus Lukas usw.

Es meint der Verf. in dem Namen Apokryphen« eine sichere Hindeutung auf die in den Lehren zu entdecken, und geht daher in diesem Eifer den Spuren nicht bloss der Apokryphen sondern auch der sogenannten Apokryphen des ATs nach auch der Schriften Philon's und der so genannten Apostolischen Väter sowie der Klementinischen Geheimschriften oder vielmehr Romane. Ein solches Spiel mit der Bedeutung des Apokryphischen findet sich zwar ziemlich früh, aber der Verf. ist heute nicht der erste welcher die Apokryphen in diesem Sinne für Geheimschriften hält: allein es ist heute auch gezeigt dass der Gegensatz des Apokryphen zum Kanonischen ganz anderswo liegt als die Apokryphen als solche gar keine Geheimnisse lehren wollen. Einmal aber auf die Apokryphen geleitet, meint der Verf. auf ihr Wichtiges zu entdecken. Er will nun so etwas »Weisheit« lehrende Buch des ATs, die alten Sprüche »Salomo's« und

anderer und das B. Ijob, für
 halten, meint sogar im Deutero
 heime Weisheit Mose's endlich n
 zu finden, und entdeckt nun er
 nicht nur ein Apokryphon sonde
 sache warum es ursprünglich
 Prophetischen Bücher aufgenommen
 ähnlich meint er enthalte im N
 evangelium endlich die Geheimle
 das vollkommenste und treffende
 vielleicht noch zu des Herrn L
 geschrieben jedoch auf geheimnis
 um 140 n. Ch. veröffentlicht. —
 auch über diese Grenzen noch
 weiter hinaus, will Adam für ei
 thustra halten und macht dari
 (während der Beweis dafür ihn
 in seiner Ausdeutung der Geschi
 Abel's Gen. c. 4 liegt), schreib
 Zarathustrischen Osten her gek
 ham Geheimlehren zu, und will
 chen Daniel's beweisen dass da
 chem er sein Englisches Buch
 Zukunft eine grosse propheti
 habe, dass die Tausendjahre de
 J. 1914 n. Ch. beginnen würden
 bedenkt dabei von vorne an wede
 noch im besondern Gange sein
 reisen dass bei keinem einzig
 von den ältesten Zeiten her ohr
 bis zu den spätesten alle Wei
 Schule so öffentlich und so dur
 lich war als bei dem Volke Isr
 erst gegen den späten Abend s
 schichte hin bei den Essenern s
 zu Geheimnissen der Einsicht
 bildet, aber auch diese Neigun

ristenthum wieder vollkommen ausgetrie-
rde, die Bibel aber nirgends auch nur
eine geheime Lehre enthält. Und weiter
er nicht dass dies alles so sein musste
e wahre Religion welche in diesem Volke
ar oder wenigstens alles sein sollte und
sich in ihm von Stufe zu Stufe allein
ganz vollendete, gar keine Geheimlehren
eime Gesellschaften erträgt, sondern stets
ih genug alle auch die geheimsten volks-
nen oder nicht volksthümlichen Regungen
grosse Tageslicht zieht. — Uebrigens
das Buch auch viele blosse Auszüge aus
en Englischen und Französischen neue-
erken.

H. E.

té de calcul différentiel et de calcul in-
Par J. Bertrand, membre de l'insti-
Calcul différentiel. Paris, Gauthier-
1864. XLIV u. 780 S. in 4.

rend die neuere Zeit elementare Lehr-
der Differential- und Integralrechnung in
lle hervorgebracht hat, fehlt es noch an
Werke, welches für die Gegenwart das
was für eine frühere Zeit Lacroix's grös-
raité du calcul différentiel etc. war, eine
liche Uebersicht der Resultate, welche die
schaft bis jetzt in diesem Gebiete erwor-
t. Ein solches Werk wäre namentlich mit
ht auf die Integralrechnung und auf die
Geometrie wünschenswerth, welche beide
nen, seit dem Erscheinen der letzten

Ausgabe des Lacroix'schen Werkes
deutliche Fortschritte gemacht
selbe in dieser Richtung als v
ist. Herrn Bertrand scheint
vor Augen geschwebt zu haben
ein einfaches Lehrbuch schreiben
schon der Umfang des ersten v
welcher die Differentialrechnung
wendung auf die höhere Geome
spricht sich aber nirgendwo
aus, welchen Zweck er sich e
Ausarbeitung dieses Werkes v
der Vorrede, welche mit einer
Erfindung der Differentialrechn
sich ausführlich über den beka
streit zwischen Newton und L
dann eine Analyse der einzel
Werkes giebt, findet sich kein
über. Nur am Ende der Vorre
ihm die Mängel und Lücken se
unbekannt seien und dass er v
er hinter dem Ziele, welches
habe, weit zurückgeblieben sei.
den jungen Mathematikern das
Arbeiten der Meister der Wiss
diren, ohne irgendwo durch Un
den Principien, die zu Grunde
ten zu werden. Ein solches
sich aber ins Endlose aus, er
damit begnügen müssen den A
ersten Schritte zu ebenen. M
dings viel mehr thun, ohne jed
zeugt sei, jemals alle Schwierig
winden. Es sei dies vielleicht
dauern, da doch Nichts das u
dium der grossen Meister erset
dem man den angehenden Math

n erleichtere, könnte dies für sie die nach-
 Folge haben, dass man den Geist der
 ndigen Forschung zu lange zurückhalte.
 h dem Inhalte des Buches selbst zu ur-
 scheint es die Absicht des Verf. gewe-
 sein, zugleich zwei Zwecke zu verfolgen,
 a die Anfänger in die höhere Analysis
 hren und zugleich eine umfassende Ueber-
 es gegenwärtigen Standpunktes dieser Wis-
 st zu geben. Wie es aber gewöhnlich
 wenn man in einem wissenschaftlichen
 zu gleicher Zeit zwei wesentlich verschie-
 aufgaben lösen will, so hat auch in dem
 nden Werke die methodische Aufeinan-
 e der Materien und damit die Klarheit
 stellung sehr darunter gelitten. Es wird
 enig Leser geben, welche nicht zu viel
 em Werke finden, entweder indem sie als
 weiter Fortgeschrittene Vieles ihnen längst
 te für überflüssig halten müssen, oder,
 ie Anfänger sind, fühlen werden, dass sie
 ches nicht reif sind. Auf Anfänger sind
 lich die vielfachen allerdings in der Re-
 r gut gewählten Beispiele und die jedem
 angehängten Übungsaufgaben berechnet.
 änger muss auch der Verf. gedacht ha-
 wenn er nicht einmal eine vollständige
 ss der elementaren algebraischen Analy-
 aussetzt. Dies zeigt das erste Capitel
 eiten Buches, welches eine sehr ausführ-
 arstellung der elementaren Theorie der
 enthält und abgesehen von einigen Zu-
 im Wesentlichen mit Cauchys Behandlung
 Gegenstandes in seiner algebraischen Ana-
 ereinstimmt. Dasselbe gilt von der Be-
 ng der unendlichen Producte und der Ket-
 he im 6ten und 7ten Capitel dieses Bu-

ches. Die Zerstückelung, welche den Vortrag gebracht wird, zeigt, was dabei herauskommt, wenn differentialrechnung behandelt, ohne Kenntniss der algebraischen Analysis zu setzen. Consequent ist sich der Verf. hierin nicht geblieben, wie wir im 3ten Capitel des ersten Buches sehen, indem er die Sätze der Theorie der Determinanten ohne dieselben zu beweisen und ohne dass diese Theorie in die algebraische Analysis gehört, während doch die meisten älteren Werke über algebraische Analysis z. B. das erwähnte classische Werk von Laplace diese Sätze gar nicht enthalten, sondern nur vorausgesetzt werden darf, dass man diese kennen, als die elementaren Reihen.

Andererseits hat der Verf. eine Menge von Untersuchungen aufgenommen, die nur in sehr oberflächlichen Zusammenhängen mit den eigentlichen Gegenständen stehen und wahrscheinlich sehr weit Fortgeschrittenen nicht mehr weiterhelfen können. Der Verf. scheint in diesen Fällen offenbar mehr von persönlicher Liebhaberei als von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitet zu sein. Es ist ihm leicht, bei seiner ausgebreiteten Kenntniss, gar viele nicht minder wichtige, doch näher liegende Untersuchungen zu übersehen. Ich erwähne beispielshalber die ausführliche Behandlung der Aufgaben über die Maxima und Minima in § 488—491, welche mit der Differentialrechnung in keinem weiteren Zusammenhang steht, als dass dabei die Theorie der Maxima und Minima eine untergeordnete Rolle spielt. Dasselbe gilt von § 324, wo es

der Methode der unbestimmten Coefficienten bei der Entwicklung der Reihen spricht. Er veranlasst ihn auf die Entwicklung von Reihen überzugehen, hierdurch kommt er wieder zu der bekannten Eulerschen Entwicklung des allgemeinen Productes $(1-x)(1-x^2)(1-x^3)\dots$, welche, die gar nicht an jene Stelle gehörenden, ähnliches kommt noch vielfach vor. Es wird daher schwerlich behaupten können, dass in dem Werke des Herrn Bertrand, wenn man Werke von Lacroix verglichen, ein Fortschritt in der methodischen Entwicklung und der Klarheit der Materien gemacht worden sei. Was aber den Reichthum des Stoffes, die schärfere Begriffsentwicklung und die Strenge der Ausführung betrifft, kann sich das ältere nicht mit dem neueren messen, wie dies bei einer grossen Ausbildung, welche die Wissenschaftler inzwischen erfahren hat, und bei der Belesenheit des Verfs, nicht anders zu erwarten war. Hierbei kam Herrn Bertrand sehr zu Statten, dass er die deutsche Sprache versteht und daher viele Arbeiten benutzen konnte, die den meisten seiner Landsleute unzugänglich sind. Zu bedauern ist, dass Herr Bertrand, wie fast alle französischen Schriftsteller, der Sitte oder vielmehr der Unsitte geblieben ist, zwar die Schriftsteller zu nennen, deren Untersuchungen er benutzt hat, aber nicht anzugeben, wo die Originale zu finden sind. Hätte er dies gethan, so würde er den ausgesprochenen Zweck, jungen Mathematiker auf das Studium der Mathematik vorzubereiten, wesentlich gefördert haben. Gerade hierin macht das Werk von Lacroix eine rühmliche Ausnahme, indem es eine sorgfältige Angabe der benutzten Original-

arbeiten enthält, und dies hätte
trand zum Muster nehmen sollen.

Ich will noch eine kurze Uebersicht
halts angeben und einige Bemerkungen
knüpfen. Das Ganze ist in drei Theile
wovon die zwei ersten die analytische
tialrechnung enthalten, nemlich die
allgemeine Theorie der Differentialrechnung
die Anwendung auf Entwicklungssätze.
Das dritte Buch enthält die Anwendungen
die Geometrie und zwar besonders die
chungen, welche die Krümmung betreffen,
während die mehr geometrischen Betrachtungen
über die Tangenten und was dahin gehört, an
verschoben. Die beiden ersten Bücher eingeschlossen.

Im ersten Capitel des ersten Buches
Verf., nachdem er das Unendliche definiert,
Differentialquotienten definiert hat, wendet
geometrischen Betrachtungen über die
lichkleine verschiedener Ordnungen die
sung verschiedener Aufgaben über die
übel angebracht sind und die
brechen. Es folgt dann der Differentialquotient
einzelner Functionen (Cap. 2). Die Determinante
tionaldeterminante (Cap. 3). Anwendung der
rie der Tangenten und Tangentialen
lendo Curven und Flächen (Cap. 4). Die
tiale einiger geometrischen Functionen
Differential einer Bogenlänge (Cap. 5).
Differentialie (Cap. 6). Aenderungen
derlichen. Lamé's krummlinige
(Cap. 7). Differentialgleichungen.
Betrachtungen dieses Capitels hätten
ten Theile viel passender eine Synthese
tegralrechnung gefunden. Manches
gar nicht hierher, wie verschiedene

uchungen und namentlich die Betrachtun-
er das arithmetisch-geometrische Mittel.

s zweite Buch beginnt, wie ich schon oben
rt habe, mit einer Theorie der Convergenz
eihen. Im Anfang des § 223 muss es
du paragraphe 221. Die einfache Regel
aabe, aus welcher sich die Regel von
(§ 242) sehr leicht ableiten lässt (man
ein Lehrb. d. algebr. Anal. § 67) scheint
rf. nicht gekannt zu haben. Statt $\varphi = 0$
an p. 253 Z. 14 v. o. lesen $\varphi = \pm 2k\pi$
eine ganze positive Zahl bedeutet. Das
apitel enthält auch noch die Regeln von
Poncelet, Stirling und Kummer zur Ver-
ng der Reihen in stärker convergirende.
55 muss die Reihe $a_0 + a_1x + \dots$ am Ende
271 mit (1) bezeichnet werden, und p. 273
Reihe 3) heissen $P_0 + P_1h + P_2h^2 + \dots$
f folgt (Cap. 2) die Taylorsche Reihe, die
edenen Formen ihres Restgliedes und ihre
lung auf Reihenentwickelungen mit gros-
sführlichkeit. Die Bestimmung der Form
stgliedes, aus welcher der Verf. die Tay-
Reihe ableitet (§ 273) ist nicht ohne
en. Da man nemlich die Form der
 P nicht kennt, kann man auch nicht
sen, dass der Ausdruck, dessen letztes
$$\frac{(X-z)^{n+1}}{1.2\dots(n+1)} P$$
 ist, Null wird, wenn

Der Bemerkung, dass die sogenannte
rin'sche Reihe nur ein specieller Fall der
schen Reihe ist, fügt der Verf. die, wie
eint, wenig bekannte Notiz hinzu, dass
rin selbst diese Taylor zuschreibt, indem
, this theorem was given by Taylor. Die-
druck findet sich in der That in Maclau-

rin's treatise on fluxions (Edinb. p. 611). Sicher ist also, dass nach ihm benannte Reihe nicht hat. In neuerer Zeit hat man die Auffindung dieser Reihe Stirling'sche sie wohl auch die Stirling'sche Allerdings kommt in Stirlings tertii ordinis enumeratio p. 32 etwas anderer Gestalt vor. Da Reihe selbstständig gefunden wohl keinem Zweifel unterliegen braucht a. a. O. den Ausdruck ut sequitur. Anders steht es Frage, ob er sie zuerst gefunden lings Werk ist im Jahre 1717 e findet sich in Taylor's Methodus (p. 54) wenn auch nicht unmittelbar welche wir die Maclaurinsche Reihe eine Reihe, von welcher die Ma speciemer Fall ist. Nun haben emulare dieses Werkes ebenfalls 1717. Es giebt aber einzelne H che die Jahreszahl 1715 tragen il y a une édition ou plutôt datés de 1715. Demnach mu Prioritätsstreit zu Gunsten Tay werden. Das folgende dritte Fortsetzung des vorhergehenden ich schon oben bemerkt habe, gar nicht hierher gehört. Man nächst Bernoulli's Reihe zur En Function, die Lagrange'sche un Reihe. Anwendung auf die Methode der unbestimmten Coe lings und Booles Formel. Die gabe: es ist gegeben $Fx = f(x) +$ es wird gesucht $f(1) = A_1 F(1) +$

cheff. Die Formel für e^{-a} (p. 336) hat Moebius gegeben (Crelle J. f. d. M. Bd 9, . Herr Bertrand würde wahrscheinlich vorkommenden merkwürdigen Reihen-
 elungen nicht unbeachtet gelassen haben, r sie gekannt hätte. Die hierauf folgende e der erzeugenden Functionen ist durch-
 unrechten Orte, noch mehr die Anwen-
 auf die Zerlegung eines Polygons in Drei-
 Dann folgt ein Abschnitt über die sym-
 Bezeichnung des Taylorschen Lehrsatzes,
 igration über die Bernoullischen Zahlen
 re Anwendung auf die Summation der
 n Potenzen ganzer Zahlen und eine Di-
 n über die Kugelfunctionen. Die Formel
 de des § 355, welche der Verf. O. Ro-
 zuschreibt, ist nach Heine (Handb. der
 unct. p. 11) zuerst von Ivory gefunden
 . In Cap. 4 werden die imaginären Func-
 behandelt, wobei Abels und Puiseux's Ar-
 benutzt worden sind. Dann folgt (Cap. 5)
 twickelung einer Function mehrerer Ver-
 chen, die erweiterte Taylor'sche Reihe, die
 ge'sche Formel für Functionen zweier Ver-
 chen nach Laplace und Jacobi bewiesen.
 enswerth ist die Bemerkung über den
 an Strenge in dem letzteren Beweise.
 heorie der Convergenz der unendlichen
 te (Cap. 6) ist viel kürzer behandelt als
 sprechende Untersuchung in Beziehung auf
 und es fehlt manches Wesentliche, wie
 der Einfluss, welchen die Ordnung der
 en, ihre Zusammenziehung und Zerlegung
 n Werth des Productes hat. Sonderbar
 Behauptung, mit welcher der Verf. die-
 pitel einleitet. Er sagt nemlich, ein aus

einer unendlichen Menge Factoren
 setztes Product könne nur dann co
 wenn die Factoren sich unbeschrä
 heit nähern. Denn wenn es ander
 dere das Hinzutreten jedes neuen
 Resultat der Multiplication der vo
 Factoren und es könne also in
 keine bestimmte Grenze vorhanden
 letzte Behauptung ist jedenfalls un
 unendliches Product, dessen einze
 sämtlich um ein Angebbares kle
 Einheit sind, hat, wie der Verf.
 weiter bemerkt, die ganz bestimmte
 Aber allerdings scheint der Verf.
 Logik wie gegen den bisherigen Spr
 ein unendliches Product, dessen Gre
 nicht ein convergentes zu nennen;
 tion der Convergenz der Producte g
 haupt nicht. Es ist dies aus de
 (p. 410) zu schliessen, wo er sagt
P augmente donc lui-même indéfini
 proche indéfiniment de zéro, et ne
 considéré comme convergent. Di
 spricht aber wieder, wenn er in §
 merkung macht, dass man manchr
 vergenz eines Productes unmittelb
 könne, und als Beweis das Product
 anführt, dessen Grenze Null ist.
 v. u. lese man \mathfrak{P} et \mathfrak{P}' statt \mathfrak{P}' et \mathfrak{P} .
 welches die Entwicklung von Funct
 tenbrüche enthält, folgt in Cap. 8
 knappe Auseinandersetzung von Cau
 des résidus, während sich gerade h
 Gelegenheit zu interessanten Anwer
 boten hätte. In Cap. 9 geht der
 unbestimmten Ausdrücken und der

ren Punkte über, woran sich in Kap. 10
 orie der Maxima und Minima anschliesst.
 Z. 10 v. o. ist irgend ein Fehler im
 wahrscheinlich muss es heissen: on mène
 ente à cette courbe. Die Formel 2) auf
 muss in

$$\left(\frac{Dk}{A} + \frac{El}{A}\right)^2 + \left(C - \frac{E^2}{A}\right)l^2 + \left(B - \frac{D^2}{A}\right)k^2 - \frac{DE}{A}kl \text{ und die Formel 3) in}$$

$$\left(\frac{Dk}{A} + \frac{El}{A}\right)^2 + \left(C - \frac{E^2}{A}\right)\left(l + \frac{F - \frac{DE}{A}}{C - \frac{E^2}{A}}k\right) + k^2\left(B - \frac{D^2}{A} - \frac{\left(F - \frac{DE}{A}\right)^2}{C - \frac{E^2}{A}}\right)$$

elt werden.

dritte Buch ist nach des Refer. Urtheil
 besten ausgearbeitete Theil des Werkes.
 rstellung ist systematischer als in den
 rhergehenden Büchern, und man findet
 ht bloß sehr Vieles, was sonst noch nicht
 Lehrbücher übergegangen ist, sondern
 anches, was dem Verf. eigenthümlich an-
 Das erste Kapitel behandelt die Krüm-
 er ebenen Linien, besonders bemerkens-
 st der Abschnitt über die Krümmung der
 nalen Linien. Theorie der Evoluten. Der
 mmt hier Gelegenheit auf eine ganz in-
 te und anschauliche Weise zu zeigen,
 kommt, dass der Krümmungskreis zu-

gleich die krumme Linie schneiden
rührungen höherer Ordnung.
wird die zuerst von Euler an-
chung über die Krümmung der
einer Kugel gezogen sind, be-
dies ein specieller Fall der all-
suchung in Beziehung auf krum-
auf irgend einer Oberfläche ge-
später behandelt wird. Das
handelt die Linien doppelter Krü-
sich (Cap. 4) die Betrachtung
che Krümmung solcher Linien,
und Krümmungskugel anschlie-
(Cap. 5) die Krümmung der
Theorie der indicatrice nach Du-
6) die Normalen einer Oberflä-
Eigenschaften derselben, Theore-
dessen interessante Verification
tischen Versuch (§ 660). Cap.
Krümmungslinien der Oberfläche
rem über ihre Beziehung zu
Oberflächen. Krümmungslinien
ren Oberflächen. Cap. 8 enthält
Untersuchung über Linien, die
Oberfläche gezogen sind. Die
eines Stückes einer Oberfläche
plicable Oberflächen. Krümmu-
nalen Trajectorien auf einer O-
dieser Band abschliesst.

räge zur pathologischen Anatomie und Klinik der Leberkrankheiten von Dr. C. Liebermeister, Professor an der Universität zu Tübingen. Mit 3 Tafeln Abbildungen. Tübingen. Laupp'sche Buchhandlung 1864. 378 S. in Octav.

Frei von einander unabhängigen Abhandtheilt der Vf. seine Untersuchungen über die wichtige pathologische Vorgänge der Leber, deren Kenntniss dadurch nicht allein der Reihe neuer Thatsachen bereichert, sondern die dadurch zum Theil in ein wesentliches Licht gestellt werden.

Der erste bespricht gewisse Formveränderungen der Leber, welche in Folge von Veränderungen der Respirationsorgane entstehen und den Modus der Respiration in pathologischen Zuständen werthvolle Aufschlüsse zu geben im Stande sind. Ausser den bekannten Lebererkrankungen kommen nämlich auf der convexen Oberfläche der Leber bisher noch wenig beachtenswerthe Formveränderungen vor, welche aus den Eindrücken der Rippen herrühren und in Vertiefungen, welche Verf. als Rippenreife bezeichnet, bald tiefere und dann flachere, rinnenförmige Furchen bilden, welche zwar auch einander parallel laufen, aber nur in dem Verlauf der Rippen nur insofern entsprechen, als die unteren Ränder dieser, nur dann, wenn sie stark von aussen nach innen gedrückt werden, genau in sie passen. Vf. nennt sie nach

ihrer Entstehung Exspir
 Eine gewisse Unbeweglichkeit
 bei der die Rippen immer m
 der Leberoberfläche in Berüh
 für die Entstehung dieser K
 eine wesentliche Bedingung, z
 Zustandekommen bedarf es al
 Rippen eines anhaltend verst
 die Leber, welcher in einzel
 starke Inspirationsbewegungen
 ger Verhinderung des Eintritt
 Lungen gegeben sein kann, i
 Umständen das Zwerchfell d
 nach innen zieht. Auf diese
 indess nur die Rippenstreifen
 entstehen auch sie und die L
 stets in Folge von erschwer
 Expirationsbewegungen, inde
 nicht nach unten in den Ba
 chen vermag, und die Einw
 Rippenränder, welche die L
 bedingen, wie Verf. in sehr
 anschaulicher Weise auseinand
 Expirationsact durch die co
 der Mm. transversi und obliq
 men können.

Die zweite Abhandlung b
 den Wucherungen des B
 der Leber und zwar zuerst b
 Bisher hat man die Cirrhose a
 Bindegewebsentzündung betrac
 wuchernde und später sich co
 gewebe durch Compression un
 Gefässe die Stauungserscheinu
 system bedinge. Die Untersu
 lehren nun, dass bei dieser V

activer Weise betheiligt sind und dass
 ergang zum Theil auf ganz andere Weise
 l frühzeitiger zu Stande kommt. Indem
 zuerst von E. Wagener näher gewürdig-
 senhaften Kernbildungen bei der Cirrhose
 erfolgte, kam er zu der Ueberzeugung,
 den Wandungen der Capillaren selbst
 cherung von Kernen stattfindet, welche
 nen derselben verengen, schliesslich ganz
 n und so zum Verschluss bringen. Jene
 zeigen nämlich zum Theil eine ganz ei-
 liche, regelmässige Anordnung. Einmal
 sie Reihen, in denen sie entweder nur
 rosenkranzförmig aneinander gereiht, oder
 ite nach doppelt, dreifach bis sechsfach
 engelagert sind. Viele von diesen mehr-
 Reihen zeigen entweder auf grössere Stre-
 er nur an einzelnen Stellen mehr oder
 deutliche Conturen, so dass sie den
 k von Schläuchen machen, deren Wand
 nen durchsetzt und die mit Kernen er-
 d. Die Kerne sind meist rund oder el-
 einzelne Kernreihen besitzen aber auch
 e längliche schmale Kerne, die meist
 r Längsrichtung, selten nach der Quer-
 gestellt sind. Diese Reihen finden sich
 interlobulären Interstitien fast immer in
 r Zahl von 3 bis 6, in den breiteren
 a 10—20 neben einander, meist ziemlich
 t verlaufend, doch zeigen sie auch starke
 gen, selbst schlingenförmige Umbiegun-
 häufige Verästelungen. Bei mehreren
 hromsäure erhärteten Präparaten gelang
 Verf. den Zusammenhang solcher Kern-
 mit Gefässen, die noch Blutkörperchen
 direct nachzuweisen und in anderen

Fällen kamen ihm Gebilde vor, deren Wand bereits grosse Mengen von Kernen und die im Innern noch deutliche rothe Blutkörperchen enthielten. Die Menge der in den interlobulären Interstitien neben einander vorkommenden Kernreihen zeigt, dass hier, wie schon Frerichs nachgewiesen, zugleich eine Neubildung von Capillargefässen stattfindet, welche dieselbe Veränderung wie die präexistirenden erleiden.

Neben den Kernreihen findet sich häufig im interlobulären Gewebe und namentlich an den Stellen, wo mehrere Läppchen zusammenstossen, eine Anordnung der Kerne in rundlichen oder elliptischen Haufen von $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{5}$ Mm. Dm., welche ihre Entstehung aus vielfach gewundenen und verknäuelten Capillargefässen fast noch deutlicher erkennen lassen, so dass es sich hier offenbar um die Bildung kleiner Telangiectasien handelt, welche durch denselben Process der Kernwucherung in den Wandungen obliterirt worden sind. Ob diese Kernwucherung nur in den Verzweigungen der Pfortader oder auch der Leberarterie stattfindet, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, doch spricht der Umstand, dass die Kerne in den Reihen fast nur der Länge, selten der Quere nach gestellt sind, für die wenigstens vorzugsweise Betheiligung jener. Jedenfalls erklärt dieser Vorgang die klinische Thatsache, dass bei der Cirrhose häufig schon in den früheren Stadien, wo noch eine entschiedene Vergrösserung der Leber stattfindet, und deshalb von einer Retraction des neugebildeten Bindegewebes nicht die Rede sein kann, exquisite Stauungserscheinungen im Pfortadersystem vorkommen. Die Untersuchungen des Verfs bestätigen nun, wie aus dem Bisherigen hervor-

Die allgemeine Annahme, dass der Wucherungsprocess wesentlich vom interlobulären Ge-
 ausgeht und er tritt hiemit der Anschau-
 ageners entgegen, welcher denselben al-
 in den Läppchen selbst ausgehen lässt.
 stand indessen, dass die Läppchen, wel-
 physiologischen Zustände nicht durch
 webe von einander abgegrenzt sind, bei
 rhose oft vollständig von demselben ein-
 elt gefunden werden, zeigt schon, dass
 Ausbreitung der Wucherung in die Fläche
 det und die nähere Untersuchung lehrt,
 ie Wandungen der Leberzellenschläuche
 enn man will die Bindesubstanz der Läpp-
 bei wirklich activ betheiligt sind. Nach
 erf. hat man sich nämlich die Bindesub-
 der Leberläppchen als eine Masse zu den-
 welche von zwei mit einander communi-
 Systemen von Hohlräumen durchzogen
 on denen das eine Blut führet, die Ca-
 fässe —, das andere Leberzellen enthält
 Leberzellenschläuche. Die Wandungen
 Hohlräume sind nach innen scharf be-
 nach aussen findet eine Begränzung der
 ngen nicht statt und an sehr vielen Stel-
 d die Gränze zwischen dem Inhalt des
 ellenschlauchs und dem Inhalt der Blutge-
 ur durch eine dünne membranöse Aus-
 g der Bindesubstanz gebildet. In dieser
 nun gleichfalls eine Wucherung von Ker-
 tt, welche die Leberzellen verdrängen, die
 ellenschläuche ausfüllen und dadurch einen
 g von der Peripherie zum Centrum fort-
 nden Untergang von Leberzellen und eine
 nerung der Leberläppchen bedingen, wäh-
 ie interlobulären Interstitien an Breite

gewinnen. Denn manche der
reihen lassen, wie schon E. W.
ihre Entstehung aus Leberzellen
scheiden nachweisen und zum
sammenhang mit denselben d.
Dass diese Wucherung von
Wände und nicht von denen
selbst ausgeht, glaubt Verf.
wiesen, dass er in keinem S.
fallende Vermehrung der le
konnte.

Auch bei der atrophis
nussleber, welche durch an
hyperämien entsteht, geht, n
chungen des Vfs, die Bindegewe
wie die meisten neueren Beob
von dem Centrum der Läppche
venen, sondern gleichfalls vo
Gewebe aus. In einer Reihe
Verf. ganz dieselben Verhältn
Cirrhose, dieselbe flächenartige
Bindegewebswucherung mit den
ten und eigenthümlich angeord
gen, namentlich häufig die An
fen, welche sich hier noch d
Entstehung aus kleinen Telang
führen liessen. Häufiger ist
indess insofern ein etwas ande
cherung nur eine strichweise ist
sächlich auf die Bahnen besch
welchen bereits unter normal
das interlobuläre Gewebe verlä
den Verlauf der interlobulären C
ständige Abkapselung der Läpp
chengruppen demnach nicht sta
die Form der Granulationen e

bei der Cirrhose, von der sie sich auch noch durch die stets vorhandene Füllung der Lebervenen und die dadurch andere Färbung unterscheidet. Obwohl sie nach mit dieser identisch und wie eine Form der interstitiellen Hepatitis zu achten, hält Verf. doch ihre Trennung für richtig, wegen der ganz anderen ätiologischen Verhältnisse und des verschiedenen Verlaufs, namentlich des Hydrops, welcher bei der Lebercirrhose als zunächst von der primären Leberaffection bedingt, stets zuerst von den unteren Extremitäten beginnt, für gerechtfertigt. Eigens die höheren Grade der in Folge der Lebercirrhose auftretenden Bindegebindegewebswucherung in der Leber an und für sich wie die Cirrhose eine besondere Ursache der Bindegebindegewebswucherung im Pfortadersystem darstellen und was sie führen kann, zeigen die nicht seltenen Fälle, in welchen bei Herz- und Lungenleiden gerade dieser einen ungewöhnlich hohen Grad erreicht oder nach Beseitigung der hydropischen Erscheinungen in ungemein kurzer Weise fortbesteht. Unter diesen Umständen kann man die fraglichen Veränderungen in der Leber diagnosticiren dürfen.

Die Bindegebindegewebswucherung unter Umständen auch von den Gallengängen ausgehend, kann dieselben Veränderungen wie bei ex- oder intrahepatischer Cirrhose hervorrufen kann, weist Verf. in einem Fall nach, wo dieselben Gallensteine vorgefunden wurden.

Die weiteren Untersuchungen des Vfs erstrecken sich über die vom Peritonealüberzuge ausgehenden partiellen Bindegebindegewebswucherungen, über die sogenannte einfache In-

duration, bei der an ausge-
 Leber massenhaft ein festes
 gewebe sich entwickelt, welch
 vollständig zu Grunde gegang
 chyms einnimmt, und über
 des Bindegewebes zu d
 gen. In einem Fall hatte Ve
 Krebsbildung in der Leber g
 rer Entwicklung zu verfolge
 bei, dass die Leberzellen bei
 nicht activ theilhaft sind, d
 lung der eigentlichen Krebszel
 tende Wucherung von Bindeg
 durch welche das Lebergewe
 ersetzt wird, endlich dass d
 aus den zelligen Elementen d
 degewebes entwickeln. Auch
 fernung von den eigentlichen
 det eine Wucherung des inter
 webes statt, welche endlich
 Atrophie des übrig geblieb
 chyms führt. Ganz analoge
 nen auch bei der Eiterbildu
 stattzufinden.

Der dritte Abschnitt bilde
 Monographie der parenchy
 nation der Leber. D
 als acute gelbe Atrophie be
 ihm zuerst als anatomische G
 rus gravis beschriebene Verän
 beruht bekanntlich auf einer
 Leberzellen, welche sich trüb
 nigen Masse füllen und schlie
 zerfallen, der zum Theil reso
 Volumesabnahme der Leber b
 chow derartige Vorgänge in d

matöse Entzündung aufzufassen gelehrt hat, man sich ziemlich allgemein der Ansicht zuget, die acute gelbe Atrophie als eine parenchymatöse Hepatitis zu betrachten. Der Verf. durch seine Untersuchungen zu dem Resultat gelangt, dass der Begriff der parenchymatösen Degeneration oder Hepatitis noch weitzudehnen sei als auf die Fälle, welche mikroskopisch das Bild der gelben Atrophie zeigen und während des Lebens die für diese charakteristisch gehaltenen Erscheinungen darbieten haben und dass namentlich manche Fälle sogenannter Fettleber hieher zu rechnen.

Denn während es sich bei der einfachen Fettleber nur um eine Aufnahme von Fett aus dem Blut, um eine blosse Fettinfiltration der Leberzellen handelt, wobei dieselben erhalten ihre Function ungestört bleibt, leitet in der parenchymatösen Degeneration den Zerfall derselben.

Diese fettige Degeneration unterscheidet sich aber von der parenchymatösen Degeneration wesentlich, als dass die körnigen Massen, welche die Leberzellen erfüllen, nicht bloss aus albuminoiden Substanzen, sondern zum grossen Theil aus Fett bestehen, was vielleicht von einem vorausgegangen grösseren Fettgehalt der Leber abhängt. Diese Processe müssen deshalb als identisch betrachtet werden und kommen in der That häufig in derselben Leber neben einander vor.

Nach dieser Begriffsbestimmung der parenchymatösen Degeneration theilt Verf. 11 von selbst beobachtete Fälle mit, in denen er den Zerfall der Zellen mit Entschiedenheit constatiren konnte. Nur bei 2 Fällen war indess die Lebererkrankung eine primäre, 3 kamen bei

Puerperalerkrankungen, 1 bei einer Peritonealexsudate, 3 bei acuter Leberentzündung, 1 bei Abdominaltyphus und vor. Diese verhältnissmässig große Anzahl mit der dem Verf. bei einem kleinen Krankenmaterial die bislang als seltene Affection zur Beobachtung gekommen ist, selbst damit, dass die Leber in diesen Fällen diese Veränderungen hin untersuchen, nicht die Erscheinungen während der Erkrankung schon deutlich darauf hingewiesen haben, gerade die secundären Fälle boten die Erscheinungen während des Lebens nichts Constantes und Eigenthümliches mit Bestimmtheit auf die Lebererkrankung schliessen lassen, waren zum Theil in Beziehung ganz symptomlos verlaufen, nach seine Beobachtungen in keinem der anatomischen oder symptomatischen Entitäten sich einreihen liessen, sondern durch eine Zusammenstellung des vorhandenen Materials und namentlich der Statistik, wobei nur die genauere Beobachtung in denen die parenchymatöse Degeneration der Leber entweder entschieden nachgewiesen oder mit Sicherheit angenommen werden konnte, in Betracht gezogen wurden, und mit Rücksicht auf die primären Veränderungen den Gegenstand weiter aufzuklären, dem Verf. nicht in der sehr sorgfältigen ausführlichen Analyse der Erscheinungen er will nur einzelne der wichtigsten Ergebnisse die Untersuchungen des Verfassers haben, kurz hervorheben.

Die Volumsabnahme der Leber nach Rokitanski den Begriff der Atrophie

anatomische Bezeichnung aufgenommen als das für die Krankheit besonders Charakteristische angesehen, ein Umstand, der für übersichtliche Auffassung der in Betracht kommenden Fälle offenbar das grösste Hindernis gewesen ist, indem man die, welche jene Färbung nicht darboten oder selbst eine Färbung zeigten, abtrennte und so zwei von Icterus gravis unterschied, von welcher die eine die acute gelbe Atrophie zur anatomischen Grundlage hatte, die andere nicht. Es geht sich nun aber, dass diese Atrophie das Endstadium des Processes ist, dass der Zerfall der Zellen vielmehr ein Stadium Anschwellung und Vergrösserung derselben gesteigerter Hyperämie in allen Gefässbezügen vorausgeht, wie Verf. in mehreren Fällen, wo er die verschiedenen Stadien neben einander direct beobachten konnte, und dass deshalb von der Zeit des Todes abhängt, ob die Leber vergrössert, von normalen Dimensionen oder verkleinert findet. Aus der Zusammenstellung des Vfs geht nun auch hervor, dass eine beträchtliche Verkleinerung der Leber nur dann sich vorfindet, wenn die Dauer der Krankheit 9 Tage erreicht oder überschritten ist, während in denen, wo der Tod vor dieser Zeit eintrat, sehr häufig ein normales Volumen oder selbst Vergrösserung gefunden wurde.

Mit diesem Nachweis hört die acute Atrophie der Leber auf eine anatomische Entität zu sein, und das Fehlen der Volumsverminderung hindert nicht, Fälle, die in allen übrigen Beziehungen mit derselben übereinstimmen, mit jenen von acuter gelber Atrophie als vollkommen identisch zusammenzustellen.

Die gleichzeitige parenchymatöse Entartung der Nieren, meist jedoch Nephritis, wurde in allen genauer untersucht, die fettige Entartung des Leberparenchyms zuerst darauf aufmerksam gemacht. Mindestens von den meisten Beobachtern, ein Umstand, der darauf hindeutet, dass es sich hier nicht um einfache Processe, sondern um eine allgemeine Nierenerkrankung handelt. Die Entartung der Milz hält Verf. nicht durch Nephritis bedingt, sondern glaubt, dass dieselbe auf ähnlicher Weise wie bei den acuten Nierenerkrankungen entstehe.

Die Verminderung der Gallenbildung liess sich trotz der Schwierigkeiten in allen Fällen, wo darauf untersucht wurde, erkennen, was allerdings den fast völligen Untergang der Leber erwarten war. Der Icterus, welcher die häufigsten Erscheinungen gebildet, beruht eben dem Grunde nur durch die Verminderung der Gallenbildung. Es ist klarlich, dass wenigstens der Gallenstrom in der Leber gebildet wird und seine Abfuhr aus demselben durch die functionellen Zellen unterbleibt. Die Annahme des Verfs indess, dass die Gallenbestandtheile, zu deren Abfuhr allerdings bei normalen Verhältnissen die Thätigkeit der Leber in Anspruch genommen wird, unter pathologischen Bedingungen aus den Vorstufen im Blute entstehen können, ist allen physiologischen Thatsachen entgegen und wird wenigstens durch die Untersuchungen auch beim Icterus nicht bestätigt. Das Vorhandensein von Gallens

arn nicht mit Sicherheit erwiesen haben, mit Nothwendigkeit gefordert.

dem Auftreten abnormer Umsetzungspro-
in der Leber, des Leucin, Tyrosin
w. sieht Verfasser einen einfachen Zer-
gsprocess der zerstörten Leberzellen, wie
z in derselben Weise auch bei der Fäul-
ach dem Tode stattfindet, nur dass der-
hier schon während des Lebens beginnt,
die Substanz der zerstörten Zellen dem
Stoffwechsel entzogen ist. Werden die
eten Körper resorbirt, so treten sie im
auf und zeigen sich deshalb hier vorzugs-
erst dann, wenn die Leber in Folge der
ption schon eine bedeutende Atrophie er-
hat.

r die schweren nervösen Zufälle, die so-
nten cholämischen Erscheinungen, weiss
Verfasser keine bestimmte Erklärung zu
sie wegen der stets vorhandenen Nieren-
on als urämische aufzufassen scheint ihm
nicht allein wegen der doch unläugbaren
niedenheit beider, sondern auch deshalb
rechtfertigt, weil die Nierenentartung sich
noch zu wenig weit fortgeschritten zeigt,
rämie bedingen zu können, und die Ent-
g durch die Einwirkung der aus der Le-
sorbirten Zersetzungsproducte auf die Ner-
treten noch immer am wahrscheinlichsten.
eten deshalb auch stets nur gegen das
he Ende hin auf und können demnach
n pathognomisches Zeichen, um auf Grund-
essellen eine bestimmte Krankheitsspecies
tellen, nicht betrachtet werden.

e häufigen Hämorrhagien, unter 115 Fäl-
nd sie 82mal bestimmt erwähnt, erklärt

er aus der nach seiner Annahme Retention der Gallensäuren im bekanntlich die Blutkörperchen auch nach Injectionen Blutungen. Doch hält er es nicht für un- dass auch in den Wandungen der liche Degenerativprocesse wie im finden und eine grössere Zerreißen ben bedingen mögen.

Nach der Analyse der Erscheinungen nun Verfasser ausser dem Icterus eine Reihe anderer Affectionen chymatösen Hepatitis rechnen zu bisler nicht unter diesen Gesichts fasst sind. Als solche bezeichnet Fieber, welches nicht nur in lichen Erscheinungen mit den ang einstimmt, sondern auch nach gen, welche von dem Verhalten Nieren nach dem Tode gegeben gleichen Veränderungen derselbe scheinlichkeit erkennen lässt. An gen bis jetzt bekannten mikrosko suchungen ergaben fettige Entart weissen Zerfall der Zellen; die gewöhnlich, weil der Tod beim schon um den dritten oder vier tritt.

Die Veränderungen der Leber in neuerer Zeit als Folgen der vergiftung kennen gelernt u Steatose bezeichnet hat, und die einer rapide verlaufenden fettigen der Leberzellen bestehen, gehören schauung des Verfassers gleichfall er sich durch unter seiner Leitung

angestellte Versuche an Thieren, welche die Identität dieser Veränderungen mit der parenchymatösen Hepatitis ergaben, überzeugen konnte. Auch die Veränderungen in Nieren und Herzen fehlen hier nicht. Acute Steatose ist deshalb keine spezifische Einwirkung der Phosphorvergiftung, wie E. Wagners annahm. In ähnlicher Weise wie der Phosphor scheint auch nach einer Beobachtung des Verfassers Alcohol in concentrirter Form wirken zu können. Nach dieser Analogie ist der Verfasser geneigt auch in den Fällen von parenchymatöser Hepatitis, wo eine Ursache der Erkrankung in keiner Weise nachgewiesen werden kann, die Einwirkung eines unbekannten giftigen Giftes von miasmatischem Charakter anzunehmen, wofür ihm auch das oft gleichzeitige Auftreten mehrerer Fälle an demselben Orte und die Beobachtungen von epidemischem Character, bei dem schwere Formen nicht selten vorkommen, zu sprechen scheint.

Von besonderem Interesse ist nun aber, dass auch die primären parenchymatösen Degenerations-Veränderungen der Leberzellen, welche durchaus derselben Natur sind, ungleich öfter secundär bei manchen schweren Allgemeinerkrankungen vorzukommen scheinen. Ausser den schon erwähnten Fällen, wo Verfasser den völligen Zerfall nachweisen konnte, kamen noch weit mehr zur Beobachtung, wo die Leber noch zum Theil erhalten, aber getrübt, mit feinkörnigen Massen gefüllt waren, der Zerfall offenbar noch in einem früheren Stadium sich befand. Die Krankheitsprocesse, bei denen Verfasser bis jetzt diese Veränderungen nachweisen konnte, waren Pyämie, puerperale

Erkrankungen, acute Tuberkulose. In sehr vielen waren die Veränderungen der Leber durch keine auf sie hindernden während des Lebens bemerkt worden, offenbar weil die primäre Krankheit zum Tode führte, ehe es zur Störung der Leberfunction kommen konnte, oder weil nicht immer, namentlich war Icterus ja das Auftreten desselben bei verschiedenen Processen eine häufige Erscheinung. Eine wenig erklärte Thatsache ist. Es ist bei allen derartigen Erkrankungen eine Untersuchung der Leber nicht zu lassen und vielleicht noch manche dunkle Erscheinungen zu erklären sein.

Neben der acuten parenchymatösen Entzündung nimmt Verfasser noch eine chronische an und glaubt, dass manche Formen der chronischen Fettleber bei marantischen Zuständen dahin zu rechnen seien.

Die Abbildungen geben von den vom Verfasser geschilderten Veränderungen der Leber anschauliche Darstellungen.

Göttingische lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück.

10. Mai 1865.

des Leben und die Lehre des Mohammad
bisher grösstentheils unbenutzten Quellen
veröffentlicht von A. Sprenger. Bd. 2. Berlin
1864. 548 S. Bd. 3. ibid. 1865. CLXXX und
in Octav.

Im ersten Band des Epoche machenden
Werkes, welchen ich im Jahrg. 1862 Stück 19
der Anzeigen besprochen, ist der zweite rasch
erschienen, und wenn sich die Erscheinung des drit-
ten und letzten Bandes auch etwas länger ver-
zögert, so ist das grosse Werk doch rascher
abgeschlossen, als man erwarten konnte.

Bei aller Anerkennung der hervorragenden
Leistungen habe ich, als ich den ersten Band
sah, meine Bedenken gegen manche Grund-
rissen des Buches nicht verschweigen können.
Nur schon damals die Hoffnung aus, dass
in den folgenden Bänden viel mehr mit
einer sorgfältigen Darstellung und Beurtheilung der Er-
eignisse würde übereinstimmen können, und diese
Hoffnung hat sich für den zweiten und noch
mehr für den dritten durchaus bewährt.

Es bleiben zwischen uns allerdings bedeutende Differenzen, aber in wesentlichen Punkten — zum Theil, die ich früher anders ansah — mit Sprenger einverstanden erklären. Manche Dinge scheint mir seine Auffassung der meinigen nicht so weit von der wie es anfangs aussah. Ich glaube, dass er von Muhammed eine Vorstellung hat, ja eine gewisse Abneigung empfindet, welche ihn geneigt macht, die Thaten oder Reden desselben zum Nachtheil auszulegen; aber den Propheten viel höher schätzt, als wenn er nicht den geschichtlichen Charakter aufgeben will, zugeben, dass die Größe und Kleinheit, Erhabenheit und Niederbeugung, Heiligkeit und Vergeistigung und Trug wunderbare Erscheinung verschiedene Auffassungen haben. Das, woran ich festhalte, ist, dass er trotz alledem und alledem bis zum Ende an seinen Beruf geglaubt hat.

Wie ein solcher Mensch so bewirken, theils veranlassen k Sprengers Buch, unter genaue Verhältnisse; unter denen er le und wenn hier auch noch man kel bleibt oder eine andre Bele so hat der Verf. doch das grü ner endgültigen Lösung sehr bracht.

Der zweite Band führt Muhammad nur bis zur Flucht. Obwohl wir auf einem festeren Boden bewegen, so ist er doch noch sehr ungenau feststehende äussere Ereignisse haben wir nur sehr wenige aus-

der bedeutendsten ist die Bekehrung Omar's, welche Sprenger mit Recht ein sehr grosses Licht legt. Der Uebertritt dieses gewaltigen Mannes, der wie aus den Worten des Saïd b. al-Mu'alla S. 91 mit Sicherheit hervorgeht, durchaus so unvorbereitet kam, wie es die gangbare Darstellung schildert, gab dem Islâm einen neuen Halt. Mit Recht sieht Sprenger in diesem stolzen, selbstbewussten Geiste des Islâm's, mit der ursprünglichen mönchischen Demuth und Entsagung Muhammed's in grellem Contrast steht, die Erbschaft Omar's. Ich vermag gewiss nicht gegen die Ansicht des Verfs., dass die That und der andern thatkräftigen Männer seiner Umgebung und der Umstände, welche den Propheten zu einem Krieger zwingen, als Krieger aufzutreten. Der grösste Theil dieses Bandes beschäftigt sich mit der Entwicklung der Lehre Muhammed's nach Anleitung des Korân's. So viel ich hier auch gesagt wird, so wird der Verf. doch kaum läugnen, dass sich hier Manches auch anders auffassen oder doch ordnen lässt. Es hängt hier Alles von der Erklärung einzelner Korânstücke und der Ansicht über die Abfassungszeit ab, und wie viel Unsicherheit auf diesem Gebiet herrscht, weiss jeder, der sich damit beschäftigt hat. Dass ich viele der hier gegebenen Ansichten über die Quellen der Lehre Muhammed's nicht billigen kann, wird man nach dem, was ich früher gesagt habe, nicht auffallen finden. So muss ich noch heute die Existenz eines Buches mit dem Titel *asâtir al-ahwâl* in Abrede stellen, obgleich ich es jetzt für wahrscheinlich halte, dass das eigentliche Wort *asâtir* der Arabische Plural des Griechischen *ιστορία* ist.

Mit der Flucht Muhammed's gelangen wir

auf vollkommen geschichtlichen Fundamenten, auch aus den letzten zehn Jahren noch manche wichtige Einzelheiten, die Zeitfolge der Ereignisse sehr haben wir hier doch einen so geschichtlichen Stoffes, dass er weit weniger Spielraum geboten als den Quellen, welche Sprenger benutzen konnte, und zwar mit dem Vortheile, dass er nicht nur eine Fülle von nicht oder nur halb gekannter Geschichte liefert, und er hat das Seinige durch diese Einzelheiten zu einer wohlgeordneten Darstellung zu verbinden. Ich glaube mit meinem Urtheil nicht allein diesen Theil für weitaus den besten des ganzen Werkes erkläre. Gelegentlich häufigen Abschweifungen, wie sie in den ersten Bänden den Zusammenhang unterbrechen mussten, war hier viel weniger nöthig, die Darstellung der Thatfachen herrscht in der That viel neues Detail hier erscheint, die historische Erzählung doch oft etwas zu ausführlich, namentlich wo es sich um die That handelt, die schon in früheren Bänden dargestellt waren.

Die nach meinem Urtheil zu den besten der Darstellung des Verfs von Muhammed gehören auch in diesem Bande hervor. Besonders viel Gelegenheit, die schwachen Seiten der Gottgesandten bloss zu legen, und das mit um so mehr Gerathen als con amore gethan. So ist ein bischen Nebenabsicht dabei, die übrigens auch sonst sehr zweckmäßig ist. Nachrichten über die Frauen Muhammeds, der dem vielfachen Skandal, der damit verbunden ist, in ein Kapitel zusammenstellt,

ergisst, zu bemerken, dass Muhammed in Geschichten viel erbärmlicher erscheine, sei.

h in einem wichtigen Punkte scheint mir er den Propheten zu unterschätzen, nämlich seiner Weltklugheit und Politik. Ich freilich auch, dass Abû Bekr, Omar und sehr grossen Einfluss auf seine Politik und oft selbständig die Angelegenheiten slime lenkten, aber in manchen Fällen te sich Muhammed doch als einen nicht Politiker. Ich halte z. B. — gegen Sprengers scheinbar ungünstigen Friedensschluss daibija für eine sehr zweckmässige Mass- und berufe mich dabei auf den glänzenden Erfolg. Dies Ereigniss zeigt übrigens, dass Muhammed nicht so abhängig von seinen Freunden, wie Sprenger voraussetzt. Sie alle, und besonders Omar waren entschieden für den Frieden, der ihrem ungestümen thatigen Wesen weit weniger entsprach, als dem immer zum Transigieren geneigten Propheten. Dieser aber blieb bei seinem Entschlusse, und wer in einer so überaus wichtigen Sache selbständig handelt, der wird auch sonst in Angelegenheiten nicht ohne Willen gewesen sein.

h in einer andern Sache scheint mir Muhammed Sprenger's Vorwürfe nicht vollständig zu haben, obgleich er hier den Erfolg anführen kann. Er tadelt nämlich Muhammed hart, dass er sich mit einer oberflächlichen Bekehrung und Unterwerfung der Araber begnüge, statt seine Feinde zu zermalmen; Tadel erhärtet er durch den allgemeinen Haß der Stämme nach Muhammed's Tode, der die Frucht einer so verkehrten Politik ge-

wesen sei. In manchen Fällen Recht haben, aber im Allgemeinen Standpunkte des Propheten die Unterwerfung, wenn sie auch nicht gewiss das Zweckmässigste. Man hätte es gute Wege gehalten so manchen Häuptling und so zunächst durch ihre weltlichen Interessen und seine Religion gefesselt, Nachfolger die Aufstände nimmend icken können. Man bedenke, was geworden wäre, wenn er bei der Mekka den Abû Sufjân und die Kraten hätte hinrichten lassen, Führer der grossen Nedschd-Stämme rauh abgewiesen hätte, welche dem Glauben oder aus blossen Interessen: spätestens bei seinem Tode von Medîna und ein paar Nachbarstädten gewesen. Nur durch dieses Zögen des Propheten war es möglich, dass in den Herzen weit entfernter Völker fasste. Man bedenke, dass die der Aufständischen nur durch die Treugebliebenen möglich war ein solches Verfahren mehr klug für die Religion sind daraus Früchte hervorgewachsen *). Und auch Abû Bekr und selbst Omar ihres Meisters im Ganzen durch

*) Das Emporkommen des Mekka der Untergang der Familie des Propheten übrigens für das Reich nicht so verhängnisvoll sein. Der kluge Muâwija war ganz anders und als Herrscher dem Ali bei Weitem überlegen überhaupt war die antihierarchische Politik gewiss weit besser, als ihr Ruf.

Auf die treue Anhänglichkeit dieser be-
 männer an Muhammed bis an sein Lebens-
 ende lege ich überhaupt das grösste Gewicht.
 Mann, den ein Omar, obwohl er ihn durch-
 aus kannte, beständig aufs Innigste ver-
 muthet doch etwas Grosses in sich gehabt

würde uns viel zu weit führen, wollte ich die
 ers gelungenen Partien dieses Bandes einzeln
 neben. Ich erwähne nur den vortrefflichen
 mitt über die letzte Pilgerfahrt des Pro-
 pheten, in welchem der Verf. auf die Entstehung
 des Wesen des Pilgerfestes ein neues Licht
 Ohne so zu blenden, wie die von Dozy
 aufgestellten Sätze über denselben Gegenstand,
 seine Ausführungen doch weit überzeugen-

Dass das Fest im Frühling ungefähr um
 dieselbe Zeit, wie das jüdische und christliche
 Fest gefeiert wurde (was auch Dozy an-
 nimmt), scheint mir fest zu stehn. Von der an-
 nahme der grossen Festzeit, den Fasten des Ramadân,
 sprenger den Nachweis fast bis zur Evi-
 denz, dass sie den grossen christlichen 40tägigen
 Fasten nachgebildet ist. Auf die chronolo-
 gischen Untersuchungen, welche natürlich einen
 grossen Raum in diesem Bande einnehmen,
 kann ich leider nicht näher eingehn, da dazu
 naturhistorische und astronomische Kenntnisse ge-
 braucht werden, die mir fehlen. Auch über die sehr in-
 teressanten nationalökonomischen Bestimmungen
 kann ich kein Urtheil abzugeben.

Der zweckmässig ist die Aufnahme vieler

noch einige der eigenthümlichen bei der Pilgerfahrt
 vorkommenden Ausdrücke werden von Sprenger einleuch-
 tend erklärt. Dass *labbaik* auch ausserhalb der Ritual-
 vorstellung vorkam, ist gewiss richtig. (Vgl. z. B. Hamasa
 789).

Actenstücke, welche uns besonders halten hat. Ohne dass wir immer die Treue der Texte behaupten sie doch grösstentheils das Gerechtigkeit an sich. Eine vollständige in alten Quellen erhaltenen Schatzart, welche natürlich zur Unterweisung auch die unechten mit auf wäre ein sehr nützliches Unter

Einen ganz besondern Werth Band durch die ausführliche Einleitung eine Uebersicht über die Quellen und mit einigen weiteren litterarischen Angaben. Zuerst erhalten wir eine kurze Geschichte des Kontrahenten diesen Gegenstand eingehend wenn ihm dabei manche Quellen Sprenger benutzen konnte, so hat er mehr von Sprenger unbenutzte Quellen kennen, welche für diesen von hoher Wichtigkeit waren. Die Beziehungen zwischen uns beiden liegen in der Handlung der Fachmänner vor; ich kann sagen zu können, dass wir in wichtigen Dingen zu denselben Ergebnissen sind. Ich hebe nur eines hervor: Sprenger schreibt die Unordnung oder vielmehr Unordnung im höchsten Grade der Einrichtung Mühe zu, als ich.

Das zweite und dritte Kapitel behandeln Gebiete, welche Sprenger in der Hand herrscht, wie keiner vor ihm behauptet, das der Biographie und der Abschnitte gehören daher zu dem des ganzen Werks. Wir sehen die Getriebe der theologisch-juristischen

n, wie sie mit Aengstlichkeit das Ueber-
e erhalten und es daneben ohne Scheu
en oder geradezu Dichtungen für That-
ausgeben. Die ungeheure Menge der
lieferungen enthält zwar sehr viel Erloge-
d Verfälschtes, aber das Streben, nichts
opheten Angehendes umkommen zu las-
t selbst Manches vor der Vernichtung be-
was mit den herrschenden Ansichten sehr
t übereinstimmt. Ein interessantes Bei-
iebt Sprenger S. LVII, wo eine Tradition
nerfüllte Weissagung Muhammed's
. Wo wir zwei Ueberlieferungen über ei-
genstand haben, von denen eine mit der
enden dogmatischen mehr übereinstimmt,
andre, werden wir natürlich im Allge-
die letztere für wahrscheinlicher halten.
esem Grunde glaube ich z. B., dass die
t bei Mûta wirklich mit einer Niederlage
slime endigte, denn ich kann mir nicht
n, wie man den tapfern und hochverehr-
ährten Muhammed's eine Niederlage hätte
en und gar ohne Grund erzählen können,
en bei der Rückkehr als Ausreisser be-
t (Ibn Hischâm 798), während Grund ge-
lag, die entgegengesetzte Angabe zu er-
der Sprenger folgt.

e andre Art der Ueberlieferung, die poe-
bespricht Sprenger beiläufig wenig gün-
ch habe schon öfter ausgesprochen, dass
die Gedichte von Zeitgenossen Muham-
grossen Werth als Geschichtsquelle lege.
er verdächtigt die Echtheit derselben mit
gemeinen Gründen. Was nun im All-
nen gerade für diese Gedichte*) spricht,

spreche hier nur von denen aus der Periode

ist der Umstand, dass wir so
 hammed und seine Anhänger g
 haben, in welchen seine heftig
 serordentlich gerühmt werden.
 diese Lieder hie und da veränd
 gar zu starken Beschimpfungen
 die sicher nicht fehlten, zu ver
 Ganzen und Grossen bieten sie
 Echtheit. Oder meint man, d
 Todtenlied der Kutaila auf ihre
 welchem sie dem Muhammed V
 nen Mangel an Pietät gegen da
 liche Band macht, oder die EL
 Muhammed's Feind Arbad, ode
 des Umaiya auf die bei Bedr
 nem Muslim erdichtet seien?
 zen sich dazu die Gedichte
 Freunden Muhammed's gegensei
 einander Bezug nehmen, wie si
 äusserlich in Reim und Versma
 rechne es dem Ibn Ishâk hoch
 einen solchen Schatz historisch
 bewahrt hat. Freilich mit d
 der Traditionisten sind diese L
 liefert, aber gerade, dass sie n
 len der ebenso pedantischen,
 Theologen, sondern im Munde
 wiss grösstentheils in der Far
 fortgepflanzt wurden, bis man
 beschrieb, spricht für sie.
 Unterhaltung und bestimmte
 zwar auch manches untergesch
 gebracht, und nur die kritis

nach der Flucht, denn für die Mel
 wir höchstens einige Verse, welche
 stehen.

mit mehr oder weniger Entschiedenheit die Echtheit entscheiden, aber so ist es ja bei den theologischen Ueberlieferungen. grosse Menge von Liedern stellt sich alsifelhaft echt heraus. Was sollte wohl jebewogen haben, dem Sirma (Hassân wird als Verwechslung genannt) den bekannten unterzuschieben? Dass die pedantischenogen in ihrem Hochmuth auf das Zeugnißichters nichts gaben, ist doch wahrlich fürcht von Bedeutung*). Eine andre chrosche Bestimmung, welche von der sonstiberlieferung abweicht, ist die in dem Gebei Ibn Hischâm 703 Zeile 2. Hieres, die Verbündeten hätten Medina einenund zehn Tage belagert. Dass kein Musnen Vers erdichtet hätte, in dem es heisst,abe »den Muhammed überwältigt«, leuch(**), und ich gebe daher auf diese Beung mehr, als auf die Angaben der Bio- und Traditionisten.

Der Abschnitt über die Korânkommmentare istflüchtig. Die Willkür und Verlogenheit desAbbas und seiner Schüler, auf denen alleische Korânexegese — abgesehen von derwissenschaftlichen (grammatischen, lexi-hischen, sophistisch-dogmatischen u. s. w.)llung — beruht, ist mit starken, aberhinreichenden Ausdrücken geschildert.

Ich grössere Freude hat mir der Abschnittdie Genealogie gemacht. Ich habe mich

zweifelhaft wird das Zeugniß allerdings durch dieenger III, 35 angeführte Variante „fünfzehn“; aberasserung Urwa's zeigt, dass schon Ibn Abbâs wie

am Schluss wird es ursprünglich geheissen habenfür *chairu*.

schon wiederholt in ähnlichem relativen Werth oder Unwerth genealogischen Gebäudes geäußert, hier durchweg in Uebereinstimmung mit den Grundanschauungen des Verfassers ist, dass die Genealogien, welche eine Familie hinausgehn, nicht blos das Verhältniss im eigentlichen Sinne, sondern politische (soweit sie sich auf die Kern Stammverhältnissen der Nation beziehen kann), Vertragsbeziehungen ausdrücken, wenn sie richtig sind. Sprenger untersucht das genealogische System nach altem Arabien, die jetzige Gestalt bekommen haben, die Aufspaltung der grossen Stämme und die Dienste man sich der Genealogie angedient, welche man durch Juden erhielt, viel Material zur Fälschung der Geschichte herbeigeschafft haben. Der Verfasser kennt die Alten bekannten und noch unbekannten Stammnamen Qaḥṭān (Wurzel der verschollenen biblischen Joḡṭān) zu identificieren, entschied die endgültige Stellung der Stämme süd-arabischer Abkunft, die Aufspaltung im Uebrigen, wie Sprenger sagt, viel weniger gut durchgegriffen, als der andern. Von besonderem Interesse es sein, zu untersuchen, wie weit die Stämme in der Anschauung der Araber Muhammed's Zeit selbst schon in die Geschichte. Ein ziemliches Material zur Beantwortung dieser Frage bieten uns die Dichter, die die Ergebnisse nicht immer mit den Vorstellungen der spätern Genealogie übereinstimmen, habe z. B. schon an einem andern Orte gezeigt, dass alte Dichter zuweilen

e von Maadd ableiten, wie mir denn der Maadd — man beachte nur die häufigen arten, wie *qad 'alimat Ma'addun* (das weiss Maad) — in der Redeweise der alten Dichter ganze grosse Volk der eigentlichen Araber Gegensatz zu den Sabäern (Himjariten) fassen scheint. Für das Schwanken der Verhältnisse ist wichtig, dass oft dieselben Namen und ganze Gruppen von solchen in verschiedenen genealogischen Verbänden auftreten. In diesen Fällen haben wir oft anzunehmen, dass sich ein Stamm aufgelöst und die einzelnen Theile verschiedenen andern Stämmen angeschlossen haben. Finden wir z. B. in Medina Zweig Amr b. Dschuscham b. Alhârith b. Chazradsch sowohl bei den Ausiten wie bei den Dschachiten, so werden wir doch dies wohl erklären haben, dass sich zu irgend einer Zeit einmal ein Theil der Chazradsch von seinen Stammesgenossen löste und zu den Ausiten überging, wobei nur zu bewundern, dass sie als Ausiten den Namen Alchazradsch beibehielten. Uebrigens giebt uns ja auch noch die Ueberlieferung manche deutliche Winke über die Verknüpfung neuer genealogischer Beziehungen selbst in historischer Zeit *).

In diesen beiden Bänden geht Sprenger über auf die ältern Zustände Arabiens ein.

gelegentlich bemerkt Sprenger in einer Anmerkung zum Kapitel, dass in einem der von ihm benutzten Werke die Stelle Num. 20, 25 als in der 7ten im 4. Sifr befindlich citiert werde (S. CXXXI). Das zeigt, dass dem Schriftsteller die Bibel in der Eintheilung vorlag, wie uns. Freilich steht jene nicht in der 7ten, sondern in der 6ten פַּרְשֵׁי פֶסַח; aber hier liegt gewiss ein Versehen in der Vorlage vor.

Sehr lehrreich ist die Besprechung des alten Jemens. Mehrere bei Griechischen Schriftstellern vorkommend von Arabischen Stämmen und Orten treffend gedeutet. Freilich werden nicht alle ethnographischen Aufstellungen allgemeine Billigung finden. Ich will in Abrede stellen, dass das nordjemen bis in die Gegend von Medina bewohnt gewesen sei. Wenn man den eigentlichen (westlichen) Jemen, zeigt sie uns als Araber, und wir auch ihre südlichen Nachbarn für Araber halten müssen. Die Amalekiter, die nie bis in die Gegend reichten, hätte der Verf. besser gedeutet sollen. Ich habe über diesen Namen andern Orten ausführlicher geschrieben.

Dagegen gebe ich dem Verf. recht, wenn er eine Menge von Worten, deren Bedeutung, auch solchen, welche Muhammed bei den Heiden üblich waren, als Aramäischen ableitet, ohne dass der Einzelne seine etymologischen Angaben wie seine Erklärung des Weges, auf den Muhammed gelangt sind, vertretet. In diesen Wörtern möchte ich ausser den schon angeführten noch סגור, קרש in »heilig« u. a. m. zählen. Muhammed viel weiter in der Aufnahme solcher Begriffe, theils weil ihm entlehnte Ausdrücke, theils weil ihm entlehnte Ausdrücke besser passten, wie Sprenger fein auseinandersetzt (er für vornehmer hielt *). Gleiches

*) Es ist bezeichnend, dass auch Omer wie aus seinen Bruchstücken hervorgeht, für vornehmer angewandt.

esse sich in dieser Beziehung ein ganzer
 entar schreiben, da hier nicht nur ein-
 Wörter (wie das in beiden Talmuden und
 argümen vorkommende רחמנא), sondern
 ganze Redensarten den »Schriftbesitzern«
 sind. Zu den im Korân beliebten Fremd-
 gehört auch *sirdt* »Weg«, d. i., wie
 er erkannte, das Lateinische *strata*, unser
 se. Dies Wort kommt in der Form
 סרט auch im jüdisch-Aramäischen vor
 arg. Hiob 8, 12; 16, 22; Ps. 8, 9 u. s. w.).
 nliches Wort abendländischen Ursprungs
 r, »Schloss«, das sicher von *Castrum* her-
 ; die Aramäische Vermittlungsform ist
 (cfr. Buxtorf und Castelli; letzterer führt
 קצר als Syrisch an*). Wenn die Auf-
 von Wörtern, welche zwei Hauptmittel
 mer zur Behauptung ihrer Weltherrschaft,
 strassen und verschanzte Lager, bezeich-
 nie in so viele Europäische, so auch in
 abische Sprache nicht auffallen kann, so
 gewiss überraschend, dass selbst ein so
 nheimischer Begriff, wie der des Räubers,
 n Arabern durch ein Fremdwort ausge-
 wird. Ich meine das Wort *liss* (*luss*,
 lessen, als Tâitisch angeführte, Nebenform
 asammgehalten mit den jüdischen For-
 ל (Mischna z. B. Berachoth 1, 3); לִיסְטִים
 z. B. Gen. 21, 13 Jerus.) und der Syri-
 list *âjâ* (z. B. Matth. 27, 38), jenes als
 dlung des Griechischen *ληστῆς* ergibt.
 lichen Beispielen sehen wir, dass schon
 dnischen Araber gern Fremdwörter auf-

ach *gund* „Heer“ führt Sprenger mit Recht auf
 äische גנדא zurück, dessen Wurzel übrigens nicht
 dern גדר ist (das u ist kurz).

nahmen, welche freilich oft die Assimilationskraft ihrer Sprache gemacht wurden. Der Vers des »Lanzenspielers« Äscher als Gegner Muhammed's zeigt uns übrigens, dass das eine vorwiegend religiöse Bede

Von ganz besonderem Interesse reichen Bemerkungen und Ausführungen über orientalische Zustände und Sitten, welche der Verf. mit scharfem Blick und viel Erfahrung gründlich hat kennen gelernt. Das Kenntniss des Orients ist eben ein Vorzüge vor uns Büchergelehrten, die die Lebens- und Denkweise des Orients theil auch aus Büchern kennen lernen. Ich ist mir eben daran wieder klärte, dass ich gerade aus solchen für mich interessanten Bemerkungen gemacht habe, die Sitten auf andern Wege aus dem Leben zu kennen, aber freilich wird kein Verstehen, dass auf diesem Gebiete erst das Leben selbst die rechte Grundlage sein kann. Einen kleinen Vorzug hat doch wieder dadurch, dass wir es genauer nehmen.

Ich wiederhole zum Schluss, dass das Werk ein Epoche machendes ist, die ausserordentliche Bedeutung hat, die freimüthige Darlegung meiner Meinungen über manche Hauptfragen, welche durchaus nicht in Frage stehen.
Kiel.

De l'ataxie locomotrice et en particulier de la maladie appelée ataxie locomotrice progressive par le docteur Paul Topinard ancien interne des hôpitaux, membre de la Société médicale d'observation etc. Ouvrage couronné par l'Académie impériale de médecine (Prix Civrieux 1864). Paris chez J. B. Baillière et fils. Leipzig, E. Jung-Treutel. 1864. VIII u. 564 S. in Octav.

Im Generalbericht über die zuerkannten menschlichen Preise für das Jahr 1864 sagte die Académie, dass das vorliegende Werk unter drei eingegangenen Bewerbungen den ersten Rang erlangte. Dasselbe stelle eine wahrhafte Monographie dar, indem der Verf. als Basis 252 Krankengeschichten benutzt habe, von denen 43 das Eigenthum waren. Unter den daraus gezogenen Schlussfolgerungen sei folgende von der höchsten Bedeutung für die Wissenschaft, denn sie definire die Krankheit vollkommen und weise ihren Platz an unter den pathologischen Processen. Nach dem Verf. stelle nämlich die Ataxie locomotrice progressive einen bestimmten pathologischen Zustand dar; es sei eine »Art«, welche eine Reihe unter die Gruppe der chronischen Entzündungen der Rückenmarksentzündungen.

Um zu diesem Resultate zu gelangen, hatte der Verf. folgenden Weg eingeschlagen. Er ging davon aus, dass in Frankreich Duchenne als der Entdecker einer neuen Krankheit angesehen werde, die unter den oben bezeichneten Namen führt. Für die Natur derselben stehen zwei Ansichten sich gegenüber. Die ältere wirft die Beweise der Ataxie überhaupt zusammen mit der fort-

schreitenden Bewegungs-Ataxie Sie betrachtet die letztere als Krankheitsform, charakterisirt durch das Handensein von Bewegungs-Ataxie tendende Zunahme der letzteren. Die behauptet, dass die Bewegungs-Ataxie ein Symptom sei, welches in sehr vielen Krankheits-Zuständen vorkommt.

Um zwischen diesen Ansichten zu treffen, versucht der Verf. zu vergessen, was die Autoren von gebracht hatten. Er beschloss zu die vorliegenden Original-Beobachtungen denselben mit Rücksicht auf die teten Fälle seine eigenen Schlüsse ziehen. Die 252 Beobachtungen folgendermassen:

136 Fälle von fortschreitender Ataxie, von denen 46 zur Section

70 Fälle von verschiedenen Krankheiten, die sich mit Bewegungs-Ataxie

46 ohne Bewegungs-Ataxie, aber weniger unmittelbar mit dem Cerebrum verknüpft.

Das Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste (S. 12 — 135) wird unter verschiedenen Hauptkrankheitsgruppen das Bewegungsataxie vorkomme. Sie pathologischen Veränderungen, Neubildungen im kleinen Gehirn (24 Fälle) bei Krankheiten des grossen Gehirns (24 Fälle) oder bei Geisteskrankheiten, Gehirn-Erweichung, allgemeiner Paralysis. In der That ist Ataxie die Folge von Cerebralgiftung durch Quecksilber, Blei, Arsen etc. kommt auch vor bei secundärem Rheumatismus. Der Vf. behauptet

Bewegungs-Ataxie als Reflex-Erscheinung
 hen könne in Folge von Eingeweidewür-
 und Angina scarlatinosa. Diese fabelhaf-
 eauptungen sollen gestützt werden durch
 rankengeschichten, wonach bei den betref-
 Patienten Tania solium resp. Trichoce-
 dispar gleichzeitig mit epileptischen An-
 Lähmungserscheinungen und Bewegungs-
 e vorhanden waren. In einem Falle folg-
 nästhesien und Bewegungs-Ataxie drei Mo-
 nach überstandem Scharlach und sechs
 en nach abgelaufener Angina. — In
 ehland würde wahrscheinlich ein derartiges
 oses Compiliren von Fällen, in denen die
 delnden Aerzte glaubten, irgend welche
 einungen von Parasiten ableiten zu kön-
 die damit in gar keinem Zusammenhang
 en, hingereicht haben, den Verfasser des
 zu berauben. Freilich ist die französische
 und englische (ein Theil jener Fälle ist
 ancet entnommen) Medicin in dieser Be-
 g. noch auf einem sehr kindlich naiven
 punkte. Die Ataxie wurde ferner beobach-
 Nervenkrankheiten, Hysterie und Verlust
 uskelgefühls.

Wichtiger ist die Bewegungs-Ataxie in Krank-
 des Rückenmarks. Sie findet sich bei
 ämie, Apoplexie und Geschwülsten des Rü-
 marks. Was letztere betrifft, so ist der
 der Meinung, dass sie niemals Veranlas-
 zu Bewegungs-Ataxie zu geben vermöch-
 Jedoch ist diese Ansicht zu widerlegen
 einen auf Hasse's medicinischer Klinik in
 gen vor Jahresfrist beobachteten Fall von
 ungsAtaxie bei einem grossen Rundzellen-
 n der Lenden - Anschwellung [des Rücken-
 von spindelförmiger Gestalt.

Die chronischen Rückenmarksentzündungen stellen das grösste Contingent zu dem Symptom der Bewegungs-Ataxie bei. Es ergibt sich, dass die Erscheinungen des Rückenmarks durch graue Degeneration verändert sind, wenn jenes Symptom in sparsamen Fällen, in denen Bewegung in einem normalen Rückenmark gefunden wird, als nicht genügend verbürgt angesehen werden. Die pathologische Untersuchung zeigt, dass die gewöhnlichen Bedingungen der Erkrankung in grauer Degeneration und in entzündlichen Elementen der Hinterstränge liegen, wobei die Degeneration und die Entzündung nothwendiger Weise über einen grossen Theil ihrer Ausdehnung erstrecken müssen. Das Symptom der Bewegungs-Ataxie kommt in anderen Krankheiten, die mit grauer Degeneration verbunden wurden, vor. Nachdem auf diese Weise die Ergebnisse früherer Forschungen zusammengefasst sind, wendet sich der Verf. zu der neuen Aufgabe, nämlich der Analyse der fortschreitenden Bewegungs-Ataxie zu. Grundlage von 150 beobachteten Fällen sind folgende Sätze formulirt:

1. Unter den chronischen Rückenmarksentzündungen gibt es mit Ataxie verbundene Formen, welchen man den Platz lassen muss, den sie seit Duchenne (1858) eingenommen haben. Der allgemeine Name der Ataxie kommt.

2. Unter den sogenannten chronischen Rückenmarksentzündungen, die von grauer Degeneration zum Theil als Vorläufer auftreten, gibt es Formen, die sehr bemerkenswerthe und in der Regel häufige Form, welcher Duchenne

fortschreitenden Bewegungs - Ataxie gegeben.

Bei dieser letzteren Krankheitsform existiren Varietäten; namentlich eine cerebrale und paraplegische Form.

Die weitere Ausführung und Sicherstellung der Sätze bildet den Gegenstand des folgenden Abschnittes (S. 135—536), welcher von der fortschreitenden Bewegungs-Ataxie handelt.

In der historischen Einleitung wird zunächst angedeutet, dass die seit Hippocrates als *Tabes dorsalis* bezeichnete und von Romberg (1851) trefflich geschilderte Krankheit identisch mit der von Duchenne 1858 unter obigem Namen beschriebenen. Uebrigens macht der Verfasser darauf aufmerksam, dass schon Hufeland in seinem Compendium der praktischen Medicin (1834) eine sehr gute, kurze Darstellung der *Tabes dorsalis* gegeben habe. Der erste Forscher, der unter solchen Umständen eine Läsion des Rückenmarks beobachtete, soll Bonaparte (1679) gewesen sein.

Der Verdienst Tücker's zuerst das Microscop auf die Erforschung dieser Zustände verwendet zu haben. Seine Arbeit (1857) ist epochemachend, denn er erkannte die graue und atrophische Degeneration der Hinterstränge als anatomische Grundlage des mit dem Namen *Tabes dorsalis* bezeichneten Symptomen - Complexes. Was Duchenne später hinzugefügt hat, bezieht sich zum Theil auf Erkrankungen höher gelegener Theile der nervösen Centralorgane zu rechnen, welche mit der *Tabes dorsalis* nicht unbedingt gemein haben (Ref.). Nach dem Verfasser ist übrigens der Begriff *Tabes dorsalis* von

Romberg umfassender als die p
Duchenne's.

Die Symptomatologie (S. 14
ausführlich behandelt. Man ka
unterscheiden. In der ersten t
Functionsstörungen der Hirner
ckenorgane in den Vordergrun
ten Periode zeigt sich Anästhe
ven, Verlust des Muskelgefühls
Periode ist der Zustand der
Bedeutung. Verf. hält die Exa
risch, welche die mittelst des D
wonnenen Zahlenangaben an s
zu viel unberechenbare Fehler
Resultate influiren, wenn man d
gen des betreffenden Individuum
ner Erkrankung hat untersucht
klinischen Standpunkte ausgehe
auf den Gebrauch des genann
für diese Zwecke verzichtet. An
den die Widerstände geschätzt
ren einzelnen Extremitäten der
tes entgegenzusetzen vermögen,
gen oder zu strecken versucht;
thode natürlich ebenfalls keine
punkte für Vergleichen ge
können.

Das dritte Capitel (S. 274—3
Verlauf, der Dauer und den Co
progressiven Ataxie. Nur von
riode kann die Dauer angegeben
den späteren keine Heilungen
gleich die Dauer dieser Periode
gen Wochen und zwanzig Ja
kann, so lässt sich doch als mi
Zeit von 4—5 Jahren angeben.
plicationen sind besonders zu en

der Rückenmarkshäute, des Rückenmarks Erweichung des letzteren, Kopfschmerz, Schwächung des Gedächtnisses, in einigen Fällen auch Illusionen und Hallucinationen, Muscophobie etc. In diesem Capitel wird ein nicht veröffentlichter Sectionsbericht (S. 10) mitgetheilt. In der Arachnoidea fanden kleine, weisse, höchstens linsengrosse, fibrinöse Einlagerungen. In der weissen Substanz des Grosshirns waren die Gefässe erweitert; sie lagen zwischen sich und der Hirnsubstanz in einem reissförmigen Raum: *état criblé* des Gehirns nach Cruveilhier. Im rechten Sehhügel fand man einen alten hämorrhagischen Herd. Die Hinterstränge des Rückenmarks waren leicht geröthet und durchscheinend, die Seitenstränge erschienen grau und ebenfalls transparent; die Hinterstränge adhärirten an den Hintersträngen. Die Hinterstrangsnervenwurzeln erschienen normal. Diese Veränderungen erstreckten sich abwärts nur bis in den oberen Theil der Lendenanschwellung.

Die microscopische Untersuchung wurde von uns vorgenommen. Man fand in den Hintersträngen zahlreiche, eiförmige Kerne oder Zellkerne dicht anliegender Zellenmembranen von 0,004—5 Mm. Dieselben waren theilweise verfettet. Sie lagen in einer feingranulirten Grundsubstanz, in welcher die Nervenfasern dünn und atrophisch waren. Der Halstheil der transparenten Seitenstränge war ebenfalls durch ähnliche Kerne, die jedoch nirgends entartet waren. Ausserdem zeigten die Hinterstränge zahlreiche Körnchenzellen; die Capillargefässwandungen waren fettig degenerirt, wie es schien, waren die Körnchenhaufen zwischen den Nachbarschaft entstanden. Die Entar-

tung erschien in den Seitensträngen
 rem Datum als in den Hintersträngen
 graue Substanz war unverändert
 der Durchmesser der Nervenfasern
 teren Wurzeln vermindert gewesen.

Das vierte Capitel (S. 310–311) behandelt die
 pathologische Anatomie. Zuerst (S. 310)
 (1844) erkannt, dass die von Duchenne
 beschriebene Atrophie sich auf die Hinterstränge
 beschränke. Bisher liegen etwa 10
 tionsberichte vor. Von diesen sind die
 wesentlichen Resultate ergeben. Von
 Duchenne, Pihan-Dufeillay, Gombault,
 übrigen werden einige von Boissier,
 Duménil, Charcot et Vulpian (1862),
 (4), Friedreich (2 Fälle) geliebt und
 und 3 eigene hinzugefügt. In diesen
 den sich zahlreiche amyloide Degenerationen
 besonders längs den Gefässen finden.
 Die Kerne des interstitiellen Gewebes
 mehrt. Die atrophischen Hinterstränge
 nervenmuskeln zeigten ebenfalls eine
 ihre Nervenfasern waren dünn.

Im zweiten Fall boten die Hinterstränge
 optici ebenfalls graue Degenerationen.
 Nervenfasern waren atrophisch, die Kerne
 vermehrt. Die Nn. acustici und optici
 hielten ebenfalls zahlreiche amyloide
 Die Hinterstränge zeigten die gleichen
 Änderungen; die Vater'schen Stränge
 Finger waren normal.

In einem dritten Falle fand man eine
 Durchmesser des in Chromsäure gefärbten
 ickenmarks von links nach rechts gleich
 ben war; von vorn nach hinten gleich
 dritten Theil abgenommen hatten.
 tersträngen fanden sich auf Quer-

aufen (granulations graisseuses) um den durchschnittenen Axencylinder abgelagert. Kerne des interstitiellen Gewebes waren im meinen verlängert; amyloide Körperchen sehr zahlreich. In diesem nicht sehr vortrittenen Falle handelte es sich wesentlich fettige Degeneration der doppelt contourirten Nervenfasern.

iese Beobachtungen bestätigen also, dass microscopischen Veränderungen sich zurücklassen auf fettige Degeneration und spätere Atrophie der Nervenfasern, Vermehrung des interstitiellen Bindegewebes, Anhäufung von Körnchen und amyloiden Körperchen.

In einigen Fällen hat man auch periphere Nerven entartet gefunden. Friedreich sah Fasern des N. ischiadicus und Hypoglossus atrophisch; der letztere enthielt zugleich zahlreich amyloide Körperchen. Charcot und Volkmann vermissten die Nervenfasern ganz und gar im N. opticus. Auch Leyden sah Atrophie der peripheren Rückenmarksnervenwurzeln. Verf. ist geneigt auf einen von Gubler und Lays beobachteten Fall Gewicht zu legen, wobei keine Veränderung an den Hintersträngen gefunden war. Der Mann hatte seit 13 Jahren Glieder Schmerzen, Lähmung des linken Oculomotorius und beiderseitige Amblyopie gehabt. Die Nervenpapillen waren atrophisch. Die Sensibilität der Haut war verringert, das Muskelgefühl erhalten. Sechs Monate vor dem an Verfall erfolgten Tode war Unsicherheit des Gangs aufgetreten. Dieser Fall widerspricht nach Meinung des Refer. durchaus nicht der Meinung, dass die Ataxie von der grauen Degeneration der Hinterstränge abhängig sei. Denn er weiss ohnehin, dass der letztere Sections-

befund nur das Resultat einer heitsdauer sein kann. Es ist so seltener Fall nicht bessere in die Hände fiel, wobei vielleicht in der pathologischen Anatomie seltenen Krankheit hätte gemacht.

Das fünfte Kapitel handelt gie. Das Alter vom 35.—50sten den statistischen Zusammenstellungen am meisten disponirt. Unter 1 nur 33 Frauen. Was die Beschäftigungen sind solche Berufsarten, welche der Kälte, der Feuchtigkeit aussetzen, anscheinend von E. konnten vorausgegangene sexuelle in neun Fällen aus der Geschichte constatirt werden. Mehr Gewicht matische Einflüsse zu legen. In gleich sie in 15 Fällen unter wurde, ist ebenfalls von sehr deutung. Ererblichkeit wurde vier Fällen, die Glieder derselben trafen, nachgewiesen; weniger nisse erhielten Trousseau und nur Nervenkrankheiten anderer treffenden Familien sich gezeigt.

Die Diagnose ist leicht in zweiten und dritten Periode der Unterscheidung von chronischer weil letztere sich nicht mit St. sichtsinn combinirt. Die Gehirnet frühzeitig Störungen der Int. Anfälle von Gehirn-Congestion stisch, die Lähmungserscheinungen tremitäten sind halbseitig u. s. w. ist die Diagnose von der allgemeinen wenn man die häufigeren Formen

Der Gang der Paralytischen ist unsicher, wackelnd, während die Bewegungen der an der Krankheit Leidenden lebhaft und ungeordnet erscheinen. Grössenwahn und Tobsuchts-Anfälle kommen bei den Letzteren. Bei den Affectionen des Cerebellum finden sich Kopfschmerzen, Erbrechen, Sehstörungen und Congestionen, die der progressiven Ataxie nicht zukommen. Mit Ausnahme einzelner Fälle können auch Syphilis, Rheumatismen, Krankheiten des grossen Gehirns Veranlassung zu Verwechslungen geben.

Die Prognose ist in hohem Grade ungünstig. Meist ist der Verlauf ein langsamer, aber es giebt in der Literatur kein sicheres Beispiel einer Heilung. Dafür kommen zeitweilige Besserungen vor. Der Tod war nur in 13 Fällen von 43 auf die Krankheit selbst zurückzuführen. Derselbe erfolgte in 2 Fällen durch acute Degeneration des Rückenmarks, in 4 durch solche des Gehirns, in 3 Fällen durch Entzündungen des Rückenmarks, bei 4 in Folge von Decubitus des sacrum. Unter den intercurrenten Krankheiten war Lungentuberculose am häufigsten (13mal) tödtlich, ferner Bronchopneumonie, Typhus; selten kamen in Frage: Bluthrombose, Pericarditis, Peritonitis, Perityphlitis, Carcinom uteri und Zerreißung der Arteria femoralis.

Die Behandlung kann dem Gesagten zufolge nur eine palliative sein. Man kann den Stillstand und selbst eine Abnahme der Symptome zu bewirken hoffen. Für die Therapie bieten sich wenig Anhaltspunkte; wichtig sind hygienische und diätetische Regeln. Insbesondere sind weite Wege, Einwirkung Kälte und Feuchtigkeit und geschlechtlicher Verkehr zu vermeiden. Unter den eigent-

lichen Heilmethoden sind Blutegel bei Congestionen an den Kopf anzuwenden, die Köpfe längs der Wirbelsäule anzuwenden verdienen den Vorzug. Ammoniakalische Eisentincturen, ammoniakalische Eisenpräparate, kein Resultat. Glühisen längs der Wirbelsäule angebracht, sollen dagegen in der That nützlich gewesen sein. Mittel, speciell das Pulvis Doverianum, sind nicht genützt. Dagegen sind Schwefelbäder sehr nützlich, wie auch die eigentlichen Heilmittel (Bäder). Dampfbäder hatten keinen Nutzen. Unter den Brunnencuren sind die schwefel-salinischen oder die von Duchenne empfohlene Elektrotherapie nur Misserfolge aufzuweisen. Die meisten sind in grosser Zahl versucht. Dr. Bouchet empfahl Terpenthinöl, Terebinthina, Natrium, Duchenne Jodkalium. Diese Mittel haben keinen Werth. Nur das von Wunderlich empfohlene Nitroglycerin verdient nur das von Wunderlich empfohlene Nitroglycerin. Vulpian, Bouchet u. A. empfehlen Nitroglycerin. Es liegen aus der Literatur 28 Fälle von Besserung nach der Anwendung dieses Mittels auf 9 Fälle von Besserung, die dieses Mittels auf 9 Fälle von Besserung vor. Der Verfasser hat in 12 eigenen Fällen gar kein Resultat. Eine sehr zweifelhafte Besserung nach der Anwendung dieses Mittels. Nach muss das Argentum nitricum gemeinen wirkungslos bei der progressiven Bewegungs-Ataxie bezeichnet werden. Ein negatives Resultat, an dessen Richtigkeit man so wenig zweifeln kann, dass man sich nicht leicht unbefangen bei der Beurtheilung des Mittels zu Werke gegangen ist.

Das neunte Capitel handelt von der pathologischen Physiologie der Bewegungen.

re zeigt sich im Wesentlichen unter der einer aufgeregten Muskelthätigkeit, welche Willen auslöst, aber unfähig ist, sie zu be-
hen. Die untergeordneten Bewegungen, e daraus entstehen, haben den Anschein unwillkürlichen oder Reflex - Convulsionen dauern ebenso lange wie die Erregung an-

e Aehnlichkeit mit der Chorea major, wel-rousseau hervorhob, liegt auf der Hand. ataxie kann nicht mit Duchenne aus einer ten Harmonie der antagonistischen Mus-erklärt werden, was nur eine Umschrei-der Thatsachen sein würde. Die später zende Paralyse lässt die Symptome der e weniger deutlich hervortreten. Was die lgefühle anlangt, so folgt nach dem Verf. l aus physiologischen Experimenten als athologischen Beobachtungen, dass die ln zwei Arten von Sensibilität besitzen; ne gibt sich bei der Electricisirung zu er- n, die andere besteht in dem Gefühl der keit. Die Kenntniss der passiven Bewe- n und der Stellung der Glieder hängen n weder von der einen, noch der anderen ondern von einer gemischten Empfindlich- welche in der Tiefe der Glieder ihren Sitz und von welcher die Sensibilität der Mus- allerdings einen Theil ausmacht. Nach den enden Beobachtungen fehlte das Muskel- in 20 Fällen unter 50. Mithin kann nicht ptet werden, dass der Verlust des Muskel- s die Ursache der Coordinationsstörung in ewegungen sei.

e Haut-Anästhesieen fehlten in 18 Fällen aren 15mal unbedeutend unter 109 Beob- gen. Sie können so wenig als die Anä-

sthesie in der Tiefe der Gliedmaßen Ataxie sein. Als solche kann nur die anatomische Basis nur der Coordinationsthätigkeit des Rückenmarkes betrachtet werden. Obgleich der Zusammenhang zwischen den Functionsstörungen der Hirnnerven und den Erscheinungen, der Anästhesie und den anatomischen Veränderungen leich zu erkennen ist, so fehlt es doch an einer genügenden Kenntniss der letzteren selbst. Die Ursache ist offenbar nur ein secundärer Zustand, auf welchen voraufliegt, ob eine chronische oder acute, wie Manche meinen, oder eine progressive Sclerose, veranlasst durch Bindegewebe, die Ursache ist unklar. Wegen des Umstandes, dass die progressive Bewegungs-Ataxie, die sich entwickelt, durch eine Menge von Zwischenformen mit anderen Affectionen des Rückenmarks zusammenhängt, kann man wohl nicht zweifeln, dass es sich nicht um eine specifische Krankheit zu verhalten, unter den vielen vorgeschlagenen Namen, von Duchenne angewendete am besten fänglich.

Das zehnte Capitel gibt eine Zusammenfassung der Schlussfolgerungen. Angehängt ist ein ziemlich vollständiges Literaturlisten, eine Tabelle über die mitgetheilten Beobachtungen und ein Anhang, der gegen ein neuestens erscheinendes Werk von Jaccoud, les paraplégies et l'amyotrophie. Paris 1864 gerichtet ist. Ausserdem werden darin einige Bemerkungen von Duchenne besprochen. Ausser den Uebersetzungen kann hier nicht mehr gesagt werden.

Das Verdienst des Werkes

et, liegt in den sorgfältig mitgetheilten
Krankengeschichten und eigenen Beobachtungen
haupte. Es erhellt daraus, welches Gewicht
die Antheilnahme der Hirnnerven in 98 Fäl-
len unter 125 zu legen sei. Weitere Untersu-
chungen werden ohne Zweifel (Ref.) zeigen, dass
bei der sogenannten fortschreitenden Ataxie auch
die oblongata, wohin die meisten Hirnnerven
schon rückwärts verfolgt sind und viel-
leicht auch die Vierhügel von grauer Bindege-
webregeneration betroffen werden.
Druck und Ausstattung sind gut.

W. Krause.

Doctor Melchior von Ossa. Eine Darstel-
lung aus dem XVI. Jahrhundert von Dr. Frie-
drich Albert von Langenn. Leipzig bei
H. Schöns 1859. 206 S. in Octav.

Es liegt auf der Königlichen Bibliothek zu Dres-
den. Es ist ein Tagebuch Melchiors von Ossa
hiermit zum ersten Male vollständig dem
Publikum nach vor uns, eine gewichtige Quelle
für die Kenntniss der gestaltungsreichsten Abschnitte
deutscher Geschichte. Es enthält die Auf-
zeichnungen eines Mannes, der unter drei säch-
sischen Kurfürsten eine hervorragende amtliche
Einnahme, dessen rechtliches Gutachten
in nahen und fernen fürstlichen Häusern be-
achtet wurde und der durch Reisen und geschäft-
liche Verbindungen einen weiten Gesichtskreis
für die Beurtheilung von Zuständen und Persön-

lichkeiten gewonnen hatte. sich, indem er dem Tagebuch folgt, dunkle Partien desselben Erörterung unterzieht, flüchtig scheinungen beleuchtet, Aeussere und der Liebe durch Hinweisen staltungen der betreffenden Zeiss bringt und an solchen Stedruckweise des Tagebuchs Aufzungen des Schreibers besonders vortreten lässt, den Text worauf einem ihm vorzugsweise biete. Es sind nicht allein Studien desselben über die Gefürsten Moritz und August uheit mit den kirchlichen und gungen jener Zeit, welche ihn leichterten, das Lebensbild Osseren historischen Rahmen zu nicht minder ins Gewicht, da Bekanntschaft mit der EntwiRechtszustände die Handhabe chen, die Aussprüche des Ka begleitenden Commentar bot. dass, wenn der Verf. solcher mit einer Sicherheit beherrscht wandte, zwanglose Darstellung dergestalt, dass auch die Einslicher Begebenheiten ungern würde, so kann es einer wüber den Werth des vorliegenden bedürfen. Bei alle dem mag nicht zurückdrängen, dass sich gen gefühlt haben möge, das kürzt zu veröffentlichen, gewisse Text seiner vorangeschickten entbehrlichen Erörterungen. I

dass der Leser nach Neigung und speciel-
studien einzelne Partien der Aufzeichnun-
ungeschmälert vor sich sehen, der Schilde-
von Personen, Berathungen, Festivitäten,
wo sie der Breite nicht ermangelt, folgen
te. Dabei würde freilich der Umfang der
schrift wesentlich in Betracht zu ziehen ge-
sein, und es ist nicht unwahrscheinlich,
eben dieser dem Verf. die Beschränkung
egte.

ie Aufzeichnungen des wahrscheinlich 1506
enen, einem alten, bereits im 14. Jahrhun-
auftauchenden Adelsgeschlechte angehörig-
Melchior von Ossa beginnen mit 1542, in
em Jahre derselbe in die Bestallung des
ersten Johann Friedrich trat. Ueber seine
e dienstliche Stellung zum Herzoge Georg
der Verf. aus anderweitigen Quellen genü-
Aufschlüsse. Man wird nicht in Versu-
kommen, Ossa den genialen, mit schöpfe-
r Kraft ausgerüsteten, in alle Gestaltun-
es geistigen und bürgerlichen Lebens mäch-
ngreifenden Naturen beizuzählen, an denen
Zeit reicher ist als irgend eine andere.
erkennen in ihm den rechtlichen, gelehr-
kommen, wahrhaftigen Mann, der alle Fra-
er Politik und theilweise auch der Kirche
juristischen Standpunkte aus beleuchtet;
ist er nicht immer einverstanden mit dem
der Dinge, er befindet sich fortwährend
nfligten mit den Richtungen einer Zeit, in
er die Fundamente eines bis dahin gelten-
taatsrechts der Auflösung entgegengeführt
n und indem er übersieht, dass die fürst-
Stände auf dem Wege geschichtlicher
ekelung der Selbständigkeit entgegenzueilen

mussten, wiederholt er seine K
Ansehen von Kaiser und Reich.
Sonach darf nicht befremden, v
schon ein entschiedener Anhänger
Lehre, mit dem politischen St
die junge Kirche behauptete, n
den ist. Die Bewegung der Ge
stürmisch, sie greift zu schon
er möchte die hochgehenden Wo
sätzen besprechen und mit seiner
ternheit die überschäumende J
Solche Stimmen aus der Mitte
schen Lagers verdienen um so m
als sie nur vereinzelt laut werde

Dem Verf. des Tagebuchs is
verhasst oder doch bedenklich;
nicht, wenn seine »treu unterth
nung« kein Gehör beim Fürst
gar ein hartes Schelten nach sich
treue lässt ihn die Ausführung
ihm widerstrebenden Auftrags ü
bald solche »mit Gott, Ehre v
schehen kann. Es wurmt ihn,
nicht straff genug gehandhabt
im Gebiet der Grafen von Hen
rechterhaltung des Landfriedens
geistliches Gut der gräflichen
det. Ein solches Verfahren, n
sich nicht mit dem ehrbar für
Ossa ist weit entfernt, die Mäng
stantischen Kirche zu verkennen
Spaltungen unter seinen Glaub
zu Herzen und beim Jahre 155
in die Klage ausbrechen: »W
Dinge hinaus, wie gar bestürzt
die armen Leute, die nichts w

on ihren Predigern hören und unter den
en und unnöthigen Artikeln keinen gewis-
nterschied machen können.* Am wenig-
tann er sich mit einer unduldsamen, mass-
ernden Geistlichkeit befreunden; er ist der
ingten Verwerfung der Lehre von den gu-
erken entschieden abhold, er räumt der
lichkeit kein Recht ein, in politischen Din-
nizusprechen und hält mit dem Unmuth
zurück, wenn er dem Tischgebet des Va-
ers ein »erlöse uns vom Interim« einschal-
ört.

gleich bei seinem Eintritt in den kurfürst-
Dienst gerieth Ossa bezüglich der Beset-
des naumburgischen Bischofsstuhls in Wi-
uch mit seinem Herrn, weil seines Dafür-
s, das gute Recht für Pflugk spreche;
iderstrebte ein eigenwilliges, den Reichs-
tionen zuwiderlaufendes Eingreifen des
n in die Rechte der Kirche und die Be-
se des Capitels. Wie jedes rasche Zufah-
n ängstigte, so konnte er den Krieg ge-
leinrich den Jüngeren nicht gutheissen;
oe, behauptete er, widerstreite den Satzun-
es Reichs, für eine friedliche Ausgleichung
e Aussicht nicht benommen und überdies
zu bedenken, dass deutsche Stände zu-
gegen den Glaubensfeind geeint und ge-
sein müssten. Uebervorsichtig im Abwä-
er Verhältnisse wollte Ossa immer den
en Weg und das zu einer Zeit, die zu
indem Handeln drängte. Wie hätte es
Reibungen in der Kanzleistube und mit
Herrn fehlen können! Wie er sich gegen
überziehung des Wolfenbüttlers ausgespro-
hatte, so rieth er vom jülichischen Kriege

ab. Dieser Unfriede, diese Reiche lag schwer auf ihm nicht, als Verfechter der Lehren, welche die Stände dem K. Er konnte den Ausspruch so man habe mehr auf Förderung des als auf das Recht zu sehen fassen, als er der Ueberzeugung thers Lehre auch ohne Verletzung Rechtes sich Bahn brechen wollte.

Im Jahre 1545 legte Oss Kanzler nieder; er war der Lckereien in der Rathsstube nicht nach Ruhe. Es war ein welcher er sich solchergestalt Studium des Rechts hingeben Sitz im kurfürstlichen Hofgericht sich mit der Abfassung von G. tigte. Anerbietungen auswärtigen gelehrten und gewissenhaften Dienst zu ziehen wünschten nicht bewegen können, aus herauzutreten, aber der Aufforderung fürst Moritz konnte er nicht wider sich in dessen Bestallung und inneren Widerstrebens und oberzeugung von der Erfolglosigkeit gabe hegte, die heikle Gesandten kaiserlichen Hof in Inspruck, um Kurfürsten um die Freiheit der werben. Dass während des die nigung gegen das Reichsoberhaupt, war ihm unbekannt. Wie so nahm dessen Bruder und Namüthigen und viel erfahrenen Rath an.

Venn die Besprechung von Fragen des Rechts der Politik in diesen Aufzeichnungen über-
 so fehlte es dem zur Seite doch nicht an
 tellungen von häuslichen Szenen und Fami-
 reignissen, an kurzen Itinerarien und Schil-
 gen von kleinen Erlebnissen, Festlichkei-
 Persönlichkeiten, mit denen Ossa auf ge-
 tlichen Reisen in Berührung kam. Als er
 1546 nach Münden begab, um der Ver-
 ung Elisabeths, Wittve von Erich dem Ael-
 , mit Poppo von Henneberg beizuwohnen
 diese ihm ein Exemplar ihres unvergleich-
 n Büchleins »Unterricht und Ordnung für
 den Jüngeren« einhändigte, konnte, so
 nt es, die feierliche Versicherung der Für-
 dass sie die Schrift ohne menschliche Bei-
 verfasst habe, den Gast von der Wahr-
 dieser Angabe nicht überzeugen. Wer
 beth aus ihrer umfangreichen Correspon-
 kennt, ihre Sicherheit, den feinen Tact,
 welchem sie unter den schwierigsten Ver-
 issen die vormundschaftliche Regierung
 e, wird keinen Augenblick Bedenken tra-
 in der frommen, vielseitig gebildeten und
 erfahrenen Frau die alleinige Verfasserin je-
 Schrift zu erkennen.

ls Anhang des mit dem Jahre 1555 ab-
 essenden Tagebuchs giebt der Verf. einen
 ältigen Auszug aus Ossas s. g. »Testamente
 seinen gnädigsten lieben Herrn« eine um-
 nde und gewissenhafte Beantwortung der
 Kurfürsten August gestellten Anfrage »wie
 gottselige starke wohlmässige unparteiische
 z im Lande zu erhalten.«

Erster, Zweiter, Dritter Be
 Germanische Gesellschaft
 sität Leipzig von Dr. H. Br
 zig. Commissionsverlag der L
 handlung. 44. 52. und 82

Der durch manche fleissige Ar
 Dr., jetzt ausserordentlicher Prof
 des in Leipzig, versammelt um si
 welche Interesse für Geschichte
 Wissenschaften haben und sucht
 anstaltung und Leitung von Ark
 Studien zu fördern. Das ist sei
 auf den meisten deutschen Univer
 hen, mitunter in förmlichen von
 begründeten und unterstützten Se
 derswo in freierer Weise, wie es
 Docenten angemessen erscheinen m
 sich freuen, dass sich diesen Be
 Förderung historischer Studien e
 nigungspunkt angeschlossen hat,
 recht absehen, wozu es nöthig
 gerade dieser öffentlich von sich
 Um ein Urtheil über das wohl in
 hung eigenthümliche Verfahren, da
 Berichte einschlägt, scheint es
 thun zu sein, und ich bin fern d
 Kritik desselben geben zu wollen.
 geglaubt, ein Wort sehr entschei
 kens aussprechen zu sollen gegen
 lichung solcher Aufsätze, wie sie
 gereichter Arbeiten der Theilneh
 sellschaft in dem 2ten und 3te
 druckt sind. Es mag sein, dass

arien oder Uebungen auch anderswo manch-
u Anfang nicht besser gemacht werden;
ich denke, keiner meiner Collegen wird
öffentlich vorzulegen sich bewogen fin-
Ueber Ackerbau, Dörfer und Städte bei
alten Deutschen, über die Volksversamm-
derselben, über das Wergeld nach den
barbarorum, über die angebliche Theil-
der Sachsen an dem Krieg der Franken
die alten Thüringer, über das Verhältniss
Friedrich II. zu der Kirche seiner Zeit,
über das Verbrechen des Diebstahls nach
tschem Recht wird hier gehandelt, von ei-
der jungen Verfasser ganz fleissig Mate-
usammengestellt oder auch wohl einmal
igne Ansicht entwickelt, aber alles doch
unfertig, zum Theil ohne Benutzung der
lagenden Literatur, man kann sagen ohne
Ahnung von der Bedeutung der Aufgaben,
e es sich handelt. Man weiss oft gar
welches Publicum sich die Verfasser ei-
h vorgestellt haben, wenn es z. B. in dem
z über den Diebstahl heisst: »So sind
enn mit unserer Betrachtung zu Ende.
sie vielleicht dazu beitragen, dem Leser
eschäftigung mit dem alten deutschen
e lieb und werth zu machen.« Am mei-
Belesenheit und eignes Urtheil zeigt der
ser der Abhandlung über Friedrich II.;
n mag man wohl die Fähigkeit zur Be-
ung historischer Stoffe erkennen, für die
i den andern die Beweise vermisste.

Brandes sagt, er habe sich jeder Einwir-
auf die Gestaltung der einzelnen Arbeiten
ten, damit die Verfasser selber die volle
antwortung zu tragen, für sich allein Lob

und Tadel hinzunehmen hätten. Aber viel in Betracht kommt die Verantwortung haupt zu solcher Veröffentlichung angeregt haben, und ich glaube im Interesse so der Leute wie unserer Wissenschaft kann nur wünschen, dass sie nicht fortgesetzt. Jene können später an solchen Aufsätzen Befriedigung, diese hiervon keinerlei haben. Gewiss werden reifere Studierende schon der Wissenschaft manches Fruchtbringende liefern können: dazu werden sie in Dissertationen oder sonst Gelegenheit haben. Aber dazu die Kräfte sammeln, sich in einen Stand vertiefen, und nicht beiwegs und ohne eine oder die andere Aufgabe erledigen zu gilt, darf ich wohl hinzufügen, auch nicht allerlei Lockungen fähige oder halbfähige zu unsern historischen Arbeiten heranzuziehen, wo wir jetzt nur über zu grossen Zudrängen klagen haben, sondern vielmehr den Ernst des wissenschaftlichen Studiums zur Geltung zu bringen, ich denke sagen zu können mehr abzuschrecken als anzuziehen, die einmal in einer gewissen Unklarheit sich als tüchtiger ausbilden wollen.

In dem ersten Heft hat Hr Brandes eine Abhandlung gegeben »Die Nobiles germanen«, in der ich mich wundere K. M. treffliches und in vieler Beziehung abschließendes Buch über den altdeutschen Adel gar nicht benutzt zu sehen, wo übrigens die viel verhandelten Fragen noch einmal selbständig diskutiert werden.

G. Waitz

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück.

17. Mai 1865.

remisches Urkundenbuch. Im Auftrage der
Hansestadt Bremen herausgegeben von D.
hmck, Dr. phil. Erster Band, 1—3. Lie-
g. Bremen, C. Ed. Müller, 1863 u. 65.
Seiten in Quart.

ast als wenn eine Absicht und ein wohl-
gelegter Plan dabei vorgelegen, sind in den
Jahrzehnten für die verschiedenen Lande
deutschen Nordens umfassende und zum
ten Theil ganz vorzüglich bearbeitete Ur-
tenbücher erschienen. An das umfangreiche
von Riedel über die Mark Brandenburg
n sich die Urkundensammlungen für Pom-
, Rügen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein-
burg, Hamburg und die zahlreichen Publi-
nen für die braunschweig-lüneburgischen
e. Durch das Urkundenbuch der Stadt
en, dessen erste drei Lieferungen ich hier
sprechen habe, wird ein neues wichtiges
in diese Kette eingefügt.

in Vorbericht, der nach Abschluss des er-
Bandes durch ein ausführliches Vorwort

ersetzt werden soll, giebt Aufschluss über den Ursprung und Umfang des Werks. Das Urkundenbuch der freien Hansestadt Bremen, heisst es, kann nur die Aufgabe haben, die urkundlichen Quellen der Entwicklung dieses Gemeinwesens — der Stadt und des Gebiets, welches im Laufe der Zeit mit ihr zu einem Staate zusammen gewachsen ist, — vorzugsweise für die Zeit des Mittelalters zu veröffentlichen. Die Urkunden der Erzbischöfe und des Domcapitels des ehemaligen Erzstifts Bremen sind also danach zusammengeschlossen und hierauf wird gleichfalls in den Vorberichte noch eigens hingewiesen. Weil aber zwischen der Stadt und dem Erzstifte so enger Zusammenhang bestanden, dass die »Geschichte nicht ohne Berücksichtigung der gleichzeitigen Geschichte des Erzbisthums verstanden werden kann«, soll ein Anhang zu dem Bande die Regesten der gleichzeitigen Urkunden der Erzbischöfe und des Domcapitels liefern. — Es ist gewiss zu bedauern, dass dieser Plan, die landesherrlichen Urkunden zu sammeln, jedoch, mit Ausnahme derer, die sich auf die Stadt Bremen und deren Gebiet beziehen, nur in den Regesten kurz zu verzeichnen, nicht etwas weiter, bis zur vollständigen Zusammenstellung derselben erweitert ist. Allerdings wäre es in diesem Falle erforderlich gewesen, »die ganze erste Hälfte des Hamenischen Urkundenbuches — nämlich bis zum Jahre 1224 — zu wiederholen«, was der Herausgeber weit von sich weist; allein Niemand würde ihn dieserhalb getadelt haben, denn die grosse Seltenheit des trefflichen Urkundenwerkes von Lappenberg macht sich nur zu sehr geltend, und das Bedürfniss einer neuen Auflage geltend, die mit diesem Bremer Unternehmen ver-

ssmässig noch am leichtesten, Lappenbergs Zustimmung vorausgesetzt, hätte verbunden werden können. Doch hat solches nun einmal in dem Plane des Herausgebers, der selbst vielleicht durch die Beschlüsse des Bremer Senats gebunden war, von Anfang an nicht gelegen und müssen wir uns daher mit der engern Begrenzung einer Aufgabe begnügen. Auch werden ja die Gegenden, für welche nach dem vorliegenden Materiale mit Recht eine grosse Vollständigkeit erwartet werden kann und darf, den Mangel einermassen ersetzen.

Was nun die Ausführung des Plans, vor allem den Abdruck der Urkunden betrifft, so ist dieser in jeder Beziehung zu loben. Orthographie und Interpunction sind consequent nach den Grundsätzen bearbeitet, die in letzter Zeit immer mehr angenommen sind und sich als praktisch erwiesen haben. In den mit Fleiss und Sachkunde ausgearbeiteten Noten ist Ueberfluss und eine grosse Sparsamkeit vermieden, die Inhaltsangaben der Urkunden sind meistens genau und richtig, der Druck ist übersichtlich und correct. Trotz all dieser guten Eigenschaften habe ich aber doch allerlei an diesem Urkundenbuche auszusetzen und das hängt, wie ich glaube, zunächst mit dem Umstande zusammen, dass der Druck desselben zu früh begonnen hat, was gewiss vermieden wäre, wenn das Werk nicht in Lieferungen von mässigem Umfange, sondern nur in stärkern Bänden ausgegeben würde.

Von andern Rücksichten abgesehen, kann eine solche Form der Publication doch nur dann unbedenklich sein, wenn das ganze urkundliche Material, welches abgedruckt werden soll, bereits für einen grossen Zeitraum nach allen Seiten hin durchgearbeitet und gesammelt ist, sich

also vollständig übersehen lässt. Dieses nun aber augenscheinlich für das Bremer kundenbuch noch nicht im ausreichenden Maße geschehen, als der Druck begann. Erforderend wäre es gewesen, dass das Manuscript des ersten Bandes, der bis Ende des 13. Jahrhunderts reichen soll, druckfertig vorgelegen. Nun allerdings im Vorbericht gesagt, die für den ersten Band bestimmten Urkunden seien größtentheils druckfertig abgeschrieben: allein dies sind dieselben noch lange nicht fertig für den Druck. Dass dieses aber nicht der Fall gewesen, als der Druck begonnen, ergibt sich aus manchen Ungleichheiten und kleinern Mängeln, die bei der Sorgsamkeit, welche sich sonst bei der Bearbeitung findet, gewiss vermieden wären, wenn das Manuscript bereits für den ganzen ersten Band ausgearbeitet wäre. Ich zähle unter andern die unrichtige chronologische Anordnung einzelner Urkunden, z. B. S. 162, 223, wodurch deren Benutzung sicher sehr erschwert wird. Bei andern hätte, wie es sonst stets geschehen, in der ersten Note zu dem Texte angegeben werden müssen, wo bereits gedruckt, indem das Fehlen dieses Nachweises zu dem Glauben verleitet, man habe eine ungedruckte Urkunde vor sich; dieses geschieht z. B. S. 51, 54, 80, 123 u. a. a. St. sehr merklich. Dass sich aus einer Bearbeitung der Texte für einen weiter reichenden Zeitabschnitt noch viele Bereicherung der Noten hätte gewinnen lassen, muss als unzweifelhaft erscheinen, wenn mir auch in dieser Beziehung nur wenige Mängel aufgefallen sind, zu denen ich aber die Nichtbeachtung einzelner Quellen zählen möchte. Das im Jahrgang 1835 des Vaterländischen Archivs für Niedersachsen abgedruckte Dipty-

ense hätte z. B. an manchen Stellen wohl ent herangezogen zu werden. Namentlich e aber von dem Herausgeber, wie ich fest e, eine grosse Ungleichheit in der Aufnah- der Stellen aus geschichtlichen Aufzeichnun- vermieden sein, wenn der ganze erste Band g ausgearbeitet wäre, bevor er dem Drucke egeben. Dass dieses ein grosser Mangel sei, ch nicht behaupten, denn nach meiner Er- ng nützen derartige kurze Auszüge dem eher, für den doch die Urkundenbücher t werden, sehr wenig, allein wenn solche rpte einmal aufgenommen werden sollen, so en sie auch vollständiger, als in dem vor- den Werke, eingereiht werden. Andere eichheiten, dass z. B. in der Inhaltsangabe rkunde Nr. 190 ein Bürger Albert »Rex«, r von Nr. 214 aber ein anderer in Ueber- g Hermann »Herzog« genannt wird, sind s unwesentlich und wären nur der Sauber- der Arbeit wegen besser vermieden worden. einer Ansicht, dass es zweckmässiger gewe- die Herausgabe dieses Urkundenbuches bis ollendung des Manuscripts des ersten Ban- u verschieben, wird man vielleicht entge- alten, der etwaige Nachtheil der jetzigen nd Weise der Publication würde dadurch wogen, dass nun auch die neu mitgetheil- Urkunden der Forschung früher zugänglich ht seien. Allein einmal ist doch zu beden- dass der Herausgeber eines Urkundenbuchs den momentanen Nutzen desselben im Auge a darf, und dann ist das Werk auch, so nicht ein grösserer Theil ganz vollendet, ehr schwierig zu benutzen. Noch längere wird man die versprochenen Orts-, Perso- und Sachregister entbehren müssen, und

noch länger wird es dauern, bis in dem führlichen Vorworte die so nothwendige Rücksicht über die benutzten Urkundensammlungen oder Copialbücher, in der Weise, wie in der vortrefflichen Einleitung des Mecklenburgischen Urkundenbuches, abgelegt werden kann. Gegen diesem werden wir auch eine andere interessante Abhandlung erst mit dem Schluss des Bandes erhalten. Nicht nur unter den ältesten Urkunden des Erzbisthums, sondern auch unter den späteren Privilegien der Könige für die Stadt Bremen finden sich merkwürdiger Weise falsche; über beide will der Herausgeber am Ende des ersten Bandes einen besondern Nachtrag geben, der gewiss, nach dem in den Notizen enthaltenen Material zu urtheilen, manche neue, selbst in Bezug auf die ältern karolingischen Urkunden bringen wird.

Die vorliegenden drei Lieferungen des Urkundenbuches enthalten 277 Nummern aus dem Zeitraume von 787 bis zum 25. April 1230. Wie gründlich Lappenberg gesammelt hat, zeigt wieder durch die erste jener Lieferungen bestätigt zu sein. Bis zum 13. Jahrhundert findet sich keine Urkunde, die vorher ungedruckt gewesen wäre. Dass die Zusammenstellung, abgesehen von ihrem localen Zwecke, trotzdem sehr dienlich, braucht für keinen Kundigen ersagt zu werden. Von 1200 an mehr denn dann die ungedruckten Urkunden sehr stark, dass etwa von 1230 an bei weitem die meiste bisher noch völlig unbekannt waren. Für die wichtigsten Ereignisse des deutschen Reichs, z. B. den Streit der Erzbischöfe mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg, die innern Verhältnisse des Erzbisthums, den Kampf gegen die Stedinger, den Zustand der Ha-

und anderer norddeutschen Völkerschaften, ältesten Landfriedensvereinigungen in jenen Ländern u. a., erhalten wir durch dieses Urnenbuch sehr schätzenswerthe neue Aufklärungen, die sich aller Vermuthung nach, gegen Schluss des ersten Bandes noch bedeutend ehren werden.

Greifswald.

R. Usinger.

Geschichte des Karäerthums. Von 900 bis zur gewöhnlichen Zeitrechnung. Eine kurze Darstellung seiner Entwicklung, Lehre und Literatur, mit den dazu gehörigen Quellennachweisen von Prof. Dr. Julius Fürst. Leipzig, Verlag von C. F. Lehner, 1865. X, 324 u. 122 S. in Oct.

Dieses Buch ist im Wesentlichen der zweite Theil des von uns in den Gel. Anz. 1862 S. 593 besprochenen Werkes, nur dass diese beiden Hälften des vorläufig mit den zwei Bänden erschienenen Werkes äusserlich in keine nähere Verbindung mit einander gesetzt sind. Wir haben schon dort darauf hingewiesen dass das Werk sowohl seiner Anlage und Bestimmung als seiner fleissigen Ausführung und seinem reichen Inhalte nach eine Lücke in unsrer geschichtlichen Kenntniss ausfüllt, und wir freuen uns hinzufügen zu können dass sein Nutzen durch diesen zweiten Theil noch bedeutend vermehrt ist. Die Geschichte der Karäer wird über die Zeiten herabgeführt wo sich ihre Lebenslehre, ihre Lebensansicht und ihre Sitte am vollkommensten ausbildete und in einem

ungemein unermüdlichen reichen Schriftth darlegte von welchem viele der wichtigsten cke sich nicht nur bis heute erhalten ha sondern auch uns hier in den westlichen I dern allmählig bekannter werden. Die Geschi der Qaräer seit 1575 bis jetzt ist nur noch ihres immer unaufhaltsameren Absterbens: s sie wäre, nach ihren Gründen genau geschik nicht ohne Belehrung; und der Verf. behält vor sie vielleicht später zu beschreiben.

Aber auch schon die in dem vorliegenden Bande entworfene Geschichte der Qaräer v rend einer Reihe von beinahe sieben Jahr derten erregt überall sehr stark die F warum eine Religionsgemeinschaft welche den ersten goldenen Tagen des Islâm's durch diesen begünstigt sich zuerst so leb und so siegreich erhoben hatte und welche unstreitig so viele gute Gründe einer dem mudisch-Rabbanischen Wesen entgegengeset Richtung auf ihrer Seite sah, dennoch nach len und langen Kämpfen vor dem Talmudis Judenthume zuerst langsamer und zweifelh dann immer entschiedener wieder zurück Schon von den Zeiten Saadija's an welchen den ersten gewaltigen Bekämpfer der Qa nennen kann und mit dessen Auftreten der liegende Theil des Werkes beginnt, eröffnet diese Wendung des überaus langwierig z und in vieler Hinsicht so widerwärtig anzuse den grossen Kampfes im Schosse des Juden mes der Zerstreuung; und indem unser auch die ununterbrochenen Angriffe der Ra niten auf die Qaräer und zwar diese aus C len schildert welche ihm noch viel näher lie zeichnet er ein sehr farbiges lebhaftes Bild geistigen Ringens jener Jahrhunderte we

zuletzt nur um so stärker die Frage zuruft
 m der lange Kampf ein solches Endé gefunden
 . Auf die Beantwortung dieser Frage lässt sich
 Vf. nicht ein: er bemerkt zum Schlusse nur,
 Entwicklung der Qaräischen Bildung be-
 e die einstige Lebensfähigkeit dieser Reli-
 spartei, und man könne sogar die Geschichte
 Rabbanitischen Judenthumes das ganze Mit-
 ter hindurch nicht wohl verstehen wenn man
 genauer wisse wie mächtig alles Leben
 Bestreben der Qaräer stets auf sie einge-
 t habe. Damit lässt der Verf. dieser so
 ach denkwürdigen Geschichte volle Gerech-
 it widerfahren, und hält sich von jener ein-
 gen Verachtung der Qaräer ganz fern wel-
 unter den Anhängern des Talmud's so lange
 rrscht hat und noch jetzt zerstreut aus-
 t; dies ist ein bedeutender Vorzug der Dar-
 ung des Verfs, auf welchen wir auch schon
 der Beurtheilung der ersten Hälfte des Wer-
 hinwiesen. Allein auf die tieferen Ursachen
 ganzen grossen Wendung dieser langwierig-
 Geschichte möchten wir dennoch gerne in
 iger Weise aufmerksam gemacht werden, zu-
 noch eine besondere Ursache heute hinzu-
 welche uns diesen Wunsch sehr nahe legt.
 kann nämlich die Qaräer und ihre Stel-
 zu den Rabbaniten nach manchen Seiten
 nicht unpassend mit den Protestanten und
 n Verhältnisse zu den Päpstlichen verglei-
 : und es gibt heute unter uns Leute genug
 he diesen wohl auch ein ähnliches Ende an-
 schen und voraussagen möchten.

Nun aber ist schon dort bei der Beurthei-
 der ersten Hälfte dieses Werkes hervorge-
 n dass das Qaräerthum von Anfang an we-
 nlich durch das Emporkommen und die erste

Blüthe des Islâm's bedingt, ja in gewisser Weise eine Nachbildung von ihm ist, also auch sein weiterer Geschieke seine Blüthe und sein mählicher Verfall mit denen des Islâm's eng zusammenhängen. In der That wagte es sich nicht in den Zeiten seiner mächtigsten Anstrengung und Ausbreitung nie über die Länder der Herrschaft der Muslim weiter hinaus; und so dass es von Anfang an sich mit der Arabischen Sprache und Bildung als der damaligen Weltmacht aufs engste verflochten hatte, musste seiner Ausbreitung schwer zu überschreitende Schranken ziehen. Zwar zog es sich in den spätern Jahrhunderten auch noch in das in den letzten Zügen liegende Byzantinische Reich und ins östliche Europa herüber: allein eben dahin ging es seit den Zeiten der Kreuzzüge überhaupt nicht. Drängen des Islâm's so gewaltig hin; so dass auch diese geringe Ausnahme nichts gegen die wichtige Wahrheit beweist dass das Qaräer mit dem Islâm stand und fiel. Ist dies aber dann erklärt sich auch hinreichend warum die Angriffe des gelehrten streitlustigen und schlaggeübten Saadija schon um 900 n. Ch. ihm so schwere Wunde beibringen konnten von der es sich nicht wieder recht erholen konnte. Denn was für ein junger Brausekopf von dem Aegyptischen Kaiser aus gegen die Qaräer und besonders gegen ihren verehrten Stifter und Häupter in einer Weise der jugendlichsten und unreifsten Schriften wandte, das war einem grossen Theile seiner Kraft schwach und ungerecht genug; und leider setzte sich seitdem der Kampf von beiden Seiten lange in den unwürdigsten Ausdrücken fort. Allein Saadija und seine Nachfolger wandten dieselben Waffen der damaligen Islâmischen Weltbildung welche zuerst nur die Qaräer erg

aufs geschickteste gegen sie zurück; und durch diese Schläge der bittere Kampf häufig auch nur erst wieder in ein Gleichgebracht war, so vollendete die eigne Unkeits und Ziellosigkeit der Qaräer das übrige. wollten diese überhaupt etwas Klares und oft Erspriessliches, so durften sie ja nicht das Joch des Talmûd's und der Talmudien abwerfen, sondern mussten begreifen wasudenthum selbst sowohl für sich als im Verhältnisse zu aller Heiligen Schrift und zum Judenthume sei; bis zu einer solchen Freiheit wollten sie nie vordringen, blieben so in unsichern Schweben, übertrieben nur in ihren eigigen Weise nämlich im scharfen Gegensatz zu den Rabbaniten die Verehrung des Biblischen Buchstabens, und wurden auch deshalb endlich immer mehr wieder die Beute des Rabbinismus welcher wenigstens bestimmte wie man sich sowohl des Christentums als des Islâm's erledigen müsse. Die oft vorkommende unglaubliche Härte und Grausamkeit womit die Rabbaniten seit ihrer neuen Verfolgung gegen die Qaräer wütheten und die hier S. 164 f. 194 ff. 296 f. und sonst beschrieben wird, wollen wir deshalb nicht im Mindesten loben. Aber man wird sich nach dem auch wohl hüten das Qaräerthum in eine nähere Vergleichung mit dem Protestantismus zu bringen.

Wir bedauern nur dass die Art wie der Verfasser in so ungeheurer grosser Zahl zerstreuter arabischen Namen und Wörter wiedergibt, ungenau und irreführend ist; ein Kenner arabischen kann sich hier zwar leicht zurechtfinden, sonst aber bleibt für andere Leser in der Angabe des Sinnes der vielen Buch-

aufschriften vieles unklar. Ob die Hebräer Aussprache des nur dem Arabischen Mannamen سعيد (Felix) in diesen späten Zeiten gebildeten Namens Saadja die bessere sei uns zweifelhaft: wir würden entweder סַעַדְיָה (auch סַעַדְיָה) vorziehen, da Namen סַעַדְיָה Neh. 10, 9. 12, 5 von anderer Art doch ist diese Sache unbedeutender.

H. M.

Die hypodermatische Injection von Arzneimitteln. Nach physiologischen Versuchen und klinischen Erfahrungen bearbeitet von Dr. Albert Eulenburg, Privatdoc. und Assistenzarzt der chirurgischen Klinik in Göttingen. Eine von der Hufeland'schen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Berlin, Aug. Hirschwald. 1865. XII u. 218 S. in Octav. Mit 1 lithographirten Tafel.

Die hypodermatischen Injectionen von Arzneimitteln nach klinischen Erfahrungen von Dr. Lorent in Bremen. Leipzig, Veit u. Co. 1865. 48 S. in Octav.

Die erste Anwendung der hypodermatischen Injection von Arzneimitteln geschah 1853 von Alexander Wood in Edinburg. Nach zwei Jahre später erfolgten Publication des Verfahrens (Edinb. med. journ. 1855. Apr.) dasselbe schnell Anhänger in Grossbritannien, Frankreich, ja in den Vereinigten Staaten. In Deutschland langte eine ärztliche Gesellschaft sogar auf der neuen Applicationsmethode den unbed.

Vorrang vor der innerlichen Darreichung der Medicamente zu vindiciren. In Deutschland hat die hypodermatische Injection weder so rasch Eingang noch so ausgedehnte Verbreitung noch endlich so excentrische Lobredner wie in den vorgenannten Ländern gefunden. Die erste darauf bezügliche Publication rührt aus dem Jahre 1860 von A. v. Franque her, der im folgenden Jahre Arbeiten von Semeleder, Scholz, Jarotzky und Zülzer u. a. m. sich anschlossen. Die ersten Deutschen Bearbeiter sind wie die gleichzeitigen in Frankreich und England, Béhier, Hérard, Bell, Oliver und Rynd nur als Vermehrer der Casuistik der durch hypodermatische Injection heilbaren Krankheiten anzusehen. Es ist das Verdienst A. von Graefe's, das Fundament zu einer streng wissenschaftlichen Bearbeitung der hypodermatischen Injection gelegt zu haben, indem er, auf eine grosse Zahl von Beobachtungen gestützt, es versuchte, genaue Indicationen für die subcutane Application von zwei in der Augenheilkunde wichtigen Medicamenten, Morphinum und Atropin, aufzustellen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir seiner Anregung auch die Stellung der auf den Gegenstand bezüglichen Preisfrage der Hufeland'schen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Berlin zuschreiben, deren gekrönte Beantwortung in der vortrefflichen Monographie der hypodermatischen Injection von Dr. Albert Eulenburg uns vorliegt. So hat es Deutschland von Graefe zu danken, dass es in Bezug auf die in Rede stehende Methode der Arzneiapplication, welcher es seine Aufmerksamkeit erst spät zuwandte, zuerst die streng wissenschaftliche Bahn eingeschlagen zu haben sich rühmen darf und dass es früher als seine Nachbarländer eine

ausführliche Monographie der hypodermatischen Injection besitzt.

Wir wissen nicht, ob Eulenburgs Schrift verschiedene Concurrenten obgesiegt hat oder sie allein dem Urtheile der Preisrichter unterworfen war. Sicher aber ist sie des Preises würdig. Denn sie bringt uns nicht allein möglichst vollständige Zusammenstellung dessen, was seine Vorgänger leisteten, sondern auch eine grosse Anzahl eigener Beobachtungen am Krankenbette, nach denen die neue Applicationsmethode im concreten Falle zu beurtheilen ist, und, was uns besonders angesprochen hat, eine Reihe physiologischer Versuche, welche die allgemeinen Verhältnisse der hypodermatischen Injection Licht werfen. Das ist eben Eulenburg's Hauptverdienst, dass er der fraglichen Methode die physiologische Basis schuf, wo ihr bisher mangelte und ohne welche die Indicationen für ihre Anwendung nicht präcis gestellt werden können.

Wenn wir im Folgenden an die übersichtliche Darstellung des Inhaltes der Eulenburgschen Monographie einige kritische Bemerkungen knüpfen, haben wir dabei nicht im mindesten die Absicht, die Verdienste des Verfs zu schmälern oder über die Preisrichter in höherer Instanz zu urtheilen, wir glauben aber den Autor auf einige Punkte hinweisen zu dürfen, welche bei einer zweifelsohne nöthig werdenden zweiten Auflage Berücksichtigung und Aenderung verdienen. Uebrigens sprechen wir es offen aus, dass dem grossen Fleisse, welchen Eulenburg auf das Studium der hypodermatischen Injection verwandt hat, sowie der Umsicht, mit der er seine Versuche anstellte, unsere Anerkennung nicht verweigern können und dass sein Buch, wenn es a

was nicht in Abrede zu stellen, an einer gewissen Gedehntheit laborirt, wie sie sich bei jungen Autoren nicht selten findet, eine der wichtigsten neueren Erscheinungen im Gebiete der Pharmakologie ist. Jeder Abschnitt bekundet das Streben nach Gründlichkeit und Wahrheit und von jener transatlantischen Schwärmerei für die neue Methode findet sich in der deutschen Monographie keine Spur; das Für und Wider wird überall genau erwogen; Erfolge werden nicht gemacht und gepriesen, sondern skeptisch geprüft. Grade durch die nüchterne Beurtheilung der therapeutischen Erfolge gewinnt das Buch für den Praktiker bedeutend an Werth.

Die Schrift zerfällt in einen allgemeinen und speciellen Theil. Ersterer umfasst die S. 1—61, letzterer mit dem Anhange, welcher die während des Druckes erschienenen neueren Specialarbeiten und auch noch weitere Erfahrungen des Verfs über die hypodermatische Injection bespricht, die Seiten 61 — 212. Der allgemeine Theil, zu welchem besser noch der den Schluss des speciellen bildende Abschnitt über die forensische Bedeutung der subcutanen Einspritzungen zu stellen sein möchte, zerfällt in 6 Capitel; der specielle, das 7te bis 20te Capitel umfassend, ist nach den zur Injection verwandten Medicamenten zweckmässig geordnet.

Im ersten Capitel gibt Verf. einen historischen Ueberblick über die bisherigen Leistungen im Gebiete der externen Arzneiapplication, wobei die epidermatische Methode mit ihren Abarten (cispnoische Methode, Maschialatrie), die endermatische nach Lemberg und Lesieur, die Inoculation nach Lafargue und Max Langenbeck neben der subcutanen Injection besprochen wird. Ein Literaturverzeichniss, auf

sämmtliche äussere Applicationsweisen bezüglich aber nur für die letztgenannte einigermaßen vollständig, schliesst das Capitel. Eine der Weg genaue Kenntniss der älteren Literatur über endermatische Application z. B. scheint dem Autor nicht zu Gebote zu stehen; er würde er wohl S. 152 nicht von einem von ihm mitgetheilten Falle von Vergiftung durch endermatische Anwendung von Strychnin reden; Lion referirt in seiner am angegebenen Orte gezogenen mangelhaften Compilation über Strychninvergiftungen nur eine längst publicirte Beobachtung von G. H. Richter, dessen Verdienst Lemberg'sche Methode in Deutschland eingeführt zu haben, bekannt ist. In Bezug auf die Literatur der hypodermatischen Einspritzung steht übrigens Eulenburg selbst in der Vorrede ein, dass die ausländischen Arbeiten ihm zum Theil nur aus deutschen Auszügen bekannt sind. Das ist weniger zu bedauern, als dass Eulenburg'sche Arbeiten nicht in originali kennt und andere Autoren citirt, wie z. B. die von H. Pletzer in Bremen, welche im Anhange nach Erlenmeyer citirt wird, im Literaturverzeichnisse fehlt; diese Arbeit findet sich in Schuchardts Zeitschrift f. prakt. Heilkunde Jahrgang 1864. S. 253. Uebersehen ist, dass Schuchardt das Extract der Calabarbohne hypodermatisch angewandt hat; auch scheint es nicht ganz richtig, Nussbaum als Entdecker der Verlangsamung der Chloroformnarkose durch hypodermatische Injection von Morphinum zu bezeichnen, dieses Verfahren in England schon früher geübt sein soll (vgl. Schuchardt's Ztschr. 1865. H. 1. S. 163). Hinsichtlich der S. 4 von Eulenburg betonten problematischen Permeabilität der Epidermis für Arzneistoffe bei epidermatischer Application

möchten wir denselben auf die neueren Versuche von **R o s e n t h a l** (Wien. Med. Halle 1862. III. 28) mit Jodkaliumbädern verweisen, welche die ältern Angaben von **B r a u n e** wesentlich modificiren. Die Anhänger der Hautresorption haben jetzt nicht nur, wie Vf. meint, die therapeutische Empirie für sich, sondern auch das »Gewicht physiologischer That-sachen.«

Das zweite Capitel bespricht die Technik der subcutanen Injection, die Cautelen und übeln Ereignisse bei derselben, Dosenbestimmung und Wahl der Injectionsstelle. Mit guten Gründen spricht sich Verf. für den Gebrauch der Luer'schen Spritze aus, welche weit leichter und rascher als die Spritze von **P r a v a z** zu handhaben ist und daher in praxi mehr leistet als diese. Beide Spritzen, sowie auch die von **R y n d** und **Leiter** sind auf der dem Werke beigegebenen lithographirten Tafel abgebildet. Die von **Pletzer** (a. a. O.), sowie auch von **Lorent** benutzte Spritze von **Coxeter** in London scheint **Eulenburg** unbekannt geblieben zu sein.

Das dritte Capitel handelt über Resorption und Elimination der injicirten Substanzen; es ist eines derjenigen, in welchen sich die Umsicht der von **Eulenburg** angestellten Versuche am deutlichsten zeigt. Mit Recht bezeichnet E. als den directesten Weg, die Schnelligkeit der Resorption zu bestimmen, den Nachweis der eingeführten Substanz im circulirenden Blute selbst. Hiefür fehlt leider bei den meisten für die hypodermatische Injection passenden Substanzen die Möglichkeit, weshalb man in der Regel auf diese Methode ganz Verzicht leistet und die Schnelligkeit der Resorption aus dem Auftreten toxischer Erscheinungen nach Application

der betreffenden Substanz oder dem Ueberdieser in den Urin erschliesst. Eulenburg nicht darauf verzichtet, sondern in dem Amygdalin einen Stoff ausgewittert, welcher zur Lösung der Frage, wie rasch nach hypodermischer Injection Substanzen im Blute erscheinen können, sehr geeignet ist. Seine Versuche sind in der Weise an, dass vor der subcutanen oder internen Application die Vena jugularis auf einer Seite bloss gelegt, eröffnet und mit einer kleinen federnden Klammer verschlossen wurde, dann, nach Einführung des Amygdalins in Intervallen von je $\frac{1}{2}$ Min. der Versuch gelichtet und eine kleine Blutmenge in einem tergeschobenes, mit Emulsinlösung gefülltes etwas erwärmtes Uhrglas entnommen wurde. Durch Zusammenbringen von Amygdalin und Emulsin hervortretende charakteristische Mandelgeruch zeigte sich nach subcutaner Application von Amygdalin schon nach $3\frac{1}{2}$ —4 Minuten, nach interner Anwendung gleicher Amygdalinlösung erst nach Verlauf von mindestens 14 Minuten. Sehr richtig bemerkt, dass der Termin der Emulsinreaction nicht den Beginn der Resorption des Amygdalins, sondern dessen vorgeschrittensein bis zu einer nachweisbaren Quantität bezeichnet. Wenn er aber aus dem Schluss formulirt, dass bei Einführung derselben Substanzmenge in den Magen erst nach 14 Minuten eine gleiche Accumulation des Amygdalins im Blute stattfand, wie vom Unterhautgewebe aus nach $3\frac{1}{2}$ Minuten, dass also die subcutane Anwendungsweise auf eine viel schnellere Anhäufung (und cumulative Wirkung) zu rechnen ist, so muss Refer. die Angabe sehr gewagt bezeichnen. Wie kann man

Verhalten einer einzigen Substanz auf das pharmakologische Gebiet schliessen? Gibt es denn nicht Substanzen, welche erst einer chemischen Veränderung durch die Magensecrete unterworfen werden müssen, um überhaupt in das Blut übergeführt werden zu können und welche vom Unterhautzellgewebe aus langsamer oder gar nicht resorbirt werden? Ist nicht ferner die grössere oder geringere Füllung des Magens massgebend für die grössere oder grössere Schnelligkeit der Resorption? Und was hat die »cumulative Wirkung« der rascheren Resorption zu thun? Steht es nicht anerkanntermassen im Zusammenhange mit der retardirten Zersetzung oder Elimination der Arzneistoffe? Und behauptet Verf. selbst einige Seiten später, dass die Elimination der subcutan injicirten Medicamente rascher vor sich gehe als bei typischer Darreichung? Ja, sagt er nicht S. 40 geradezu: »Nehmen wir uns die zu obigen Versuchen benutzten Substanzen durch differenter wirkende Substanzen ersetzt, so hätte die wiederholte Einführung derselben von 24 zu 24 Stunden bei innerer Darreichung einen bedeutenden cumulativen Effect hervorrufen müssen, weil beim Verlaufe jeder folgenden Gabe erst eine relativ geringere Quote der frühern aus dem Körper eliminirt war; bei hypodermatischer Injection hingegen konnte eine solche cumulative Wirkung nicht eintreten, weil bei jeder neuen Dosis die Ausscheidung der vorhergehenden bereits stattgefunden war.« Die gerügten Syllogismen und Widersprüche wird Verf. gewiss bei einer zweiten Auflage seines Buches beseitigen. — Von Interesse ist übrigens im 3. Capitel noch ein Abschnitt über den Einfluss der Applicationsstelle auf Schnelligkeit und Intensität der Wirkung

hypodermatischer injicirter Substanzen, w
Verf. zu dem Resultate gelangt, dass die
stigsten Chancen die Wangen- und Schläfe
gend darbieten, demnächst die Regio epigast
die vordere Thoraxgegend, Fossae supra- und
fraclavicularis; die innere Seite des Ober
und des Oberschenkels; der Nacken; ä
Seite des Oberschenkels, Vorderarm, Unters
kel und Fuss; die geringsten der Rücken
Kreuz- und Lumbalgegend.

Von grosser Wichtigkeit ist auch das v
Capitel, welches über die örtlichen Wirkun
injecirter Substanzen (Narcotica) handelt.
Der Abschnitt enthält die Begründung des s
früher von Eulenburg publicirten Resultates
ner Untersuchungen, dass nach subcutaner An
dung verschiedener Narcotica (Morphium, A
pin, Coffein) die Tastempfindung an der I
tionsstelle bedeutend herabgesetzt ist, zu
Zeit, wo die entsprechende symmetrische L
stelle der andern Körperhälfte gar keine
doch nur eine geringe Veränderung ihres
sinnes erlitten hat. Hieraus erhellt zur
denz, dass den subcutan injicirten Narc
oder doch einigen unter ihnen (vom Ver
Strychnin und einigen Opiumalkaloiden ha
nicht dasselbe constatiren können) eine l
Wirkung neben ihren allgemeinen zuko
Weitere Versuche Eulenburg's haben darge
dass, wenn man die Einspritzung an einer S
macht, wo ein sensibler oder gemischter Ne
stamm oberflächlich unter der Haut verläuf
B. am Capitulum fibulae auf den N. peron
die Tastempfindung nicht bloss an der I
tionsstelle, sondern im ganzen Hautbezirk
betreffenden Nerven gleichzeitig herabgesetzt
an der Injectionsstelle jedoch im höheren G

von Eulenburg ermittelten Thatsachen vertheilen Licht über die Wirkung hypodermatischer Injectionen bei Neuralgien zu verbreiten.

Im fünften Capitel werden die verschiedenen neuen Applicationsmethoden sowie die typische Darreichung und die Infusion der Arzneien der hypodermatischen Injection verglichen und im sechsten die Indicationen und Contraindicationen der letzteren folgendermassen festgestellt: Die subcutane Einspritzung ist indicirt, wenn es sich darum handelt, die Allgemeinwirkung eines Mittels möglichst rasch und in möglichst kräftiger Weise hervorzurufen (also wo die Indicationen bestehen, wie bei Vergiftungen bei Erstickungsgefahren, ferner zur Coupage eines Anfalls bei Neuralgien, Krämpfen, Erstickens), ferner wo man mit der Allgemeinwirkung eine directe örtliche Wirkung auf sensible oder motorische Nerven verbinden will (Neuralgien, Hyperkinesen, Paresen, verschiedene nervöse Localaffectionen), endlich wo die subcutane Darreichung durch functionelle Störungen (Erbrechen, Brechdurchfall, gastrische Zustände) oder mechanische Hindernisse (starke Angina, Oesophagusstenose, Trismus, Hydrophobie, Arzneiverweigerung der Irren) unmöglich ist. Die subcutane wird contraindicirt durch den für den Zweck der hypodermatischen Injection ungeeigneten Charakter des Medicaments und in der klinischen Praxis durch die Unmöglichkeit einer zureichenden Beaufsichtigung des Kranken nach der Injection differenten Substanzen. Wir haben nur zu bemerken, dass wir in manchen Fällen von Erstickung der Infusion in die Venen den Vorzug vor der subcutanen Einspritzung geben möchten, weil bei solchen zweifelsohne eine Resorption in nur geringem Grade erfolgt.

So hat z. B. neuerdings Klebs auf die Anwendung des Ergotins in Infusion bei Kohlendungsvergiftung hingewiesen, um direct auf die lähmte Gefäßmuskulatur zu wirken; hier ist Infusion entschieden der von Remak's Amendement vorgeschlagenen hypodermatischen Injection vorzuziehen (Deutsche Klinik, No. 12).

Die im speciellen Theile nebst Nachtrag gehandelten Arzneistoffe sind, so weit es um allgemeine Wirkungen handelt, Opium, Opiumbasen (ausser Morphin im Anhang), Thebain, Narcotin und das neuerlich von Bernard als Substitut des Morphiums empfohlene Nowenin), Atropin, Coffein, Aconitin, Stramonin, Woovara, Digitalin, Veratrin, Nicotin, Coniin (beide im Anhang), Blausäure, Chloroform, Iod. Hanfinctur, Ergotin (Anhang), Emetin, Brechweinstein, Camphor, Liquor mon. anisatus und Sublimat (Anhang). Außerdem sind noch in Capitel 20 die Injectionen reizender Stoffe zur Erregung künstlicher Entzündung (die in praxi vielleicht nicht werthlos, der theoretischen Begründung ihres Erfinders Ideal höheren Blödsinns darstellende Substitution parenchymateuse von Luton), die Anwendung des Broms bei Hospitalgangrän Brinton, und die Injection von Liquor sesquichlorati bei Naevus abgehandelt. mit den aufgezählten Substanzen nicht derjenige erschöpft ist, welche zu hypodermatischen Injectionen tauglich sind, ist selbstverständlich und wird durch die oben schon erwähnte Anwendung der Calabarbohne des Schelske documentirt, übrigens von Eulen auch geradezu hervorgehoben. Ueber die Einzelheiten des speciellen Theiles uns so aus-

lich zu verbreiten, wie wir es wünschten und wie es der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend wäre, verbietet die Rücksicht auf den Raum d. Bl. Wir constatiren daher nur, dass der grosse Fleiss und das Beobachtungstalent des Verf. sich in jedem einzelnen Abschnitte offenbart und dass wir seinem Studium eine Reihe neuer Thatsachen verdanken, die für die Medicin im Allgemeinen und die Pharmakologie insbesondere von nicht geringer Wichtigkeit sind. So ist z. B. die von Eulenburg constatirte Wirkung des Chinins (die Reflexcentren lähmend) für die Toxikologie von Interesse, wenn auch die bisherigen Versuche des Vfs über das antidotarische Verhalten zum Strychnin, an Fröschen ausgeführt, uns noch nicht vollständig ausreichend erscheinen. Dass die subcutane Anwendung des Chinins gegen Intermittens, wenn dieselbe in der von Eulenburg angegebenen Weise die Dosis des Medicaments so sehr verringert, trotz des augenblicklich gedrückten Preises desselben in Fiebergegenden eine bedeutende Ersparniss herbeiführt, ist selbstverständlich. Es dürfte sich der Mühe lohnen, zu untersuchen, ob nicht auch dem Cinchonin durch die hypodermatische Injection eine ausgedehntere Verwendung und ein grösserer therapeutischer Werth zu verschaffen sein möchte. Ref. befindet sich leider nicht in der glücklichen Lage, darüber Versuche an Kranken anstellen zu können, die sich dem Verf. in dem an Fieberkranken nicht armen Greifswald leichter darbieten möchten.

In Bezug auf die Morphinum-Injectionen möchte Ref. noch die Bemerkung machen, dass das in Frankreich angewendete mekonsaure Morphinum seiner ungemein leichten Löslichkeit wegen vor den bei uns officinellen Salzen unbedingt den

Vorzug verdient. E. Merck in Darmstadt fert die Unze zu $9\frac{1}{2}$ Gulden, das Morph. crist. zu $6\frac{1}{6}$ Gulden. Dass die von Rynd bel. Lösung in Kreosot untauglich ist, was schon priori klar war, hat Verf. selbst experimentell erwiesen. Besondere Berücksichtigung verdienen noch die Einwirkung der hypodermatisch angewandten Opiate auf die Retardation des Stuhlganges bei Gesunden verdienen, über welche in der bisherigen Literatur Angaben vermehrt sind. Die S. 74 u. 75 als Neuralgie im Gebiete des zweiten Trigemini - Astes aufgeführten Fälle 2. und 3. glaubt Refer. nicht als solche betrachten zu können. Der von Friedreich mit Erfolg versuchten Anwendung hypodermatischer Morphiuminjectionen bei Graviditas extrauterina dankt die von Bacchetti u. A. in Gebrauch gezogene Electropunctur als gefahrloser vorzuziehen.

Wenn Eulenburg S. 165 die von Bunsen beobachtete Genesung eines mit Strychnin Vergifteten nach hypodermatischer Injection der Urarilösung als einen Triumph der angewandten Physiologie bezeichnet, so bedauern wir darin nicht beistimmen zu können. Es ist in dem Falle nur auffallend, dass der Kr. trotz des Urari und durch dasselbe nicht an Erstickung gestorben ist; die interessante Untersuchung Richter's haben ja längst erwiesen, dass von einer antidotarischen Wirkung des Urari nur dann die Rede sein kann, wenn gleichzeitig künstliche Respiration eingeleitet wird. In Bunsen's Heilverfahren bekundet sich nur eine mangelhafte Kenntniss der neuesten physiologischen Untersuchungen.

Bei dem Aconitin hätte die Bezugsquelle angegeben werden sollen. Bekanntlich wirkt das Englische Aconitin, namentlich Morson's Aconitin,

time pure, und das nach Hottot's Vorschrift bereitete, viel stärker als das in Deutschland dargestellte, von welchem manche Sorten in grossen Dosen ohne physiologischen Effect bleiben. So ist uns eine Dame bekannt, welche $\frac{1}{2}$ Gran Aconitin pro dosi, im Ganzen 5 Gran in drei Tagen, nahm, ohne dadurch irgendwie belästigt zu werden und ohne Veränderungen der Pulsfrequenz und der Sensibilität zu zeigen.

Nach Eulenburg's trefflichem Buche über hypodermatische Injectionen ein neues schreiben zu wollen, müsste man als Ilias post Homerum bezeichnen. Die Arbeit Lorent's ist aber eine gleichzeitige, ohne Kenntniss der Eulenburg'schen Schrift verfasste, und die Versuche am Krankenbette sind zum Theil schon früher angestellt als die in jener mitgetheilten. Die Zahl der Beobachtungen, zu denen das Bremer Krankenhaus das Material lieferte, ist eine sehr bedeutende und deshalb ist auch das Gewicht, welches Lorent in die Wagschale zu Gunsten der hypodermatischen Injection einzelner Medicamente legt, nicht zu gering anzuschlagen. Morphinum, Atropin und Strychnin sind die am meisten berücksichtigten Stoffe; doch ist auch mit Daturin, Aconitin. german., Veratrin, Digitalin, Coffein, Colchicin und Chinin, sowie mit Extractum Aconiti experimentirt worden. Im Ganzen sind die gewonnenen Resultate mit denen Eulenburg's übereinstimmend; nur die Wirksamkeit so kleiner Dosen von Sulfas Chinini bei hypodermatischer Anwendung, wie sie Eulenburg bei Intermittens angibt, hat Lorent nicht gefunden. Ein Lapsus ist es, wenn derselbe consequent das stickstofffreie Digitalin als Alcaloid

bezeichnet. Die knappe und anschauliche Darstellungsweise des Verf. machen sein Buch dem beschäftigten Arzte besonders werthvoll und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet dürfte es auch neben Eulenburg's Monographie, die für genaueres Studium der hypodermatischen Injection natürlich zweckentsprechender ist, Beachtung verdienen.

Theod. Husemann.

Cartulaire de Brioude. [Liber de honoribus Sto Juliano collatis] publié par l'académie des sciences, belles-lettres et arts de Clermont-Ferrand, avec des notes et des tables par M. Henry Doniol. Clermont, Paris 1863. 385 Seiten in Quart.

Den zahlreichen Publicationen von Chartularen und Urkundensammlungen, die in den letzten Jahren in Frankreich erfolgt und von denen mehrere in diesen Blättern zur Anzeige gekommen sind, reiht sich eine neue an. Es ist auch nicht bloss die grosse Sammlung der Documents inédits, die solche in Paris zu Tage fördert, sondern in den Provinzen ist ein Wetteifer entstanden, die ihnen angehörigen Quellen der Geschichte und namentlich eben solche Sammlungen von Urkunden einzelner Stifter, bekannt zu machen. Man hat hier ein bestimmtes, leichter zu übersehendes und zu bearbeitendes Material, manchmal alles in einer Handschrift bei einander, deren Inhalt höchstens mit einzelnen, anderweit erhaltenen Stücken ergänzt wird. Wenn aber

auch nicht zu verkennen, dass nach einem bestimmten Plan angelegte und geordnete Urkundenbücher ganzer Provinzen oder einzelner Stifter, wie wir sie mehr in Deutschland haben ans Licht treten sehen, ihre wesentlichen Vorzüge haben, so werden wir doch auch jene gerne willkommen heissen, und namentlich bei älteren und wichtigeren Sammlungen, deren Originale vielleicht ganz oder grossentheils verloren, eine solche Veröffentlichung völlig gerechtfertigt halten.

Das ist aber sicher auch bei dem hier vorliegenden Band der Fall. Das Kloster des h. Julian zu Brioude in der Auvergne gehört zu den ältesten und berühmtesten in Frankreich und hat, wie wir hier sehen, einen bedeutenden Landbesitz in den benachbarten Grafschaften gehabt. Die darauf bezüglichen Urkunden sind in einem Chartular unter dem Titel »Liber de honoribus S. Juliano collatis« zusammengestellt, das freilich im Original nicht erhalten, aber wenigstens in einer neuern Abschrift bewahrt ist, die sich in der reichen Sammlung der Pariser Bibliothek befindet und nun hier zum Abdruck gelangt. Recht eigentlich zum Abdruck, sagt der Herausgeber, habe die Akademie dies und ein zweites Chartular von Sauxillanges bestimmt, auf Bearbeitung und Erläuterung dagegen verzichtet. Das geht diesmal so weit, dass nicht allein die Reihenfolge der einzelnen Stücke beibehalten, sondern auch nichts geschehen ist, um ihre Daten zu bestimmen und ihren Inhalt zu erläutern. Keinerlei Noten sind beigegeben, nur eine Einleitung, von welcher der auf dem Titel genannte Herausgeber bescheiden bemerkt, dass das Gegebene keinen Anspruch mache auf ir-

gend welche Vergleichung namentlich mit den Arbeiten Guérards, sondern nichts sein wolle als »des notes de lecture pures et simples.«

Mit jeder Enthaltksamkeit in Ausbeutung des Inhalts für historische oder geographische Gesichtspunkte kann ich mich sehr wohl einverstanden erklären; aber der Mangel aller chronologischer Bestimmungen scheint mir allerdings empfindlich und kaum zu rechtfertigen. Die Sache hat bei den vielfach ungenauen Daten der Urkunden allerdings ihre Schwierigkeit: fast alle zählen sie nur die Regierungsjahre der Könige, und es ist wohl nicht immer gleich beim ersten Anblick zu sagen, wer von den verschiedenen Karl oder Ludwig gemeint ist. Doch muss bei Vergleichung der Aebte oder anderen Vorsteher und Functionäre des Klosters meistens darüber ins Reine zu kommen sein, und ich sollte meinen, keiner mehr als der Herausgeber hätte die Aufforderung gehabt, eine solche Arbeit zu machen und dem Leser die nöthigen Anhaltspunkte an die Hand zu geben. Nun ist dieser hier sich ganz selbst überlassen, und muss sich, wenn er für irgend einen Zweck die Urkunden benutzen und dann doch vor allem die Zeiten unterscheiden will, zurechtzufinden suchen.

Die Mehrzahl der Urkunden gehört dem 9ten, man kann sagen der zweiten Hälfte des 9ten und dem 10ten Jahrhundert an. Die häufig vorkommenden Karoli scheinen meist Calvus und Simplex zu sein; ich wüsste keine Nummer bestimmt Karl dem Grossen beizulegen. Einzeln begegnet Ludwig der Fromme (Nr. 252. 338); Pippin wird wohl immer sein Sohn, der König von Aquitanien sein, wie an manchen Stellen ausdrücklich gesagt ist (Nr. 127. 172. 191). Dagegen geht

Urkunde bis in die Zeit des princeps, wie heisst, Waifarius hinauf (Nr. 25): sie hangen von einem Gut, welches der Vorgänger bald der Kirche entzogen. Hr Doniol setzt jedenfalls nicht richtig die ältesten Stücke den Anfang des 9ten Jahrhunderts. Die Urkunden gehen hinab bis auf die Zeiten Königs Heinrichs und Philipps, einzelne scheinen selbst noch späteren Ursprungs zu sein, tragen aber einen etwas fremdartigen Charakter an sich und liegen später an leeren Stellen des Chartulars nachgetragen sein. Das Original desselben wird jedenfalls dem 11ten Jahrhundert angehört zu sein.

Ueber die frühere Benutzung des Chartulars zur Herausgabe der einzelnen Stücke wird auch nichts bemerkt: es ist aber leicht nachzuweisen, dass Baluze, sei es diese Abschrift oder das Original, kannte: er hat jene Urkunde des Waifarius und mehrere andere publiciert. Die Vergleichung dieser spricht nicht eben für die Genauigkeit des hier gegebenen Textes, der vielmehr modernisiert und zurecht gemacht erscheint, so dass die Schuld den Herausgeber oder von ihm benutzte Copie trifft.

Nur vier Nummern sind von fränkischen Königen (Nr. 334. 338—340), Ludwig dem Frommen, Pippin, Karl dem Kahlen und Ludwig IV., früher bekannt (Böhmer, Reg. Kar. Nr. 374. 377. 1785. 2007), ein paar andere von den Karolingern Bernhard und Wilhelm (comes, dux et marchio Nr. 228, oder comes, marchio und senior Nr. 64, wie dieser genannt wird, oder bestimmter Aquitanorum dux, Aquitanorum dux et marchio Nr. 51. 66), die das Kloster längere Zeit in Besitz hatten, oder von Bischöfen der Nach-

barschaft: alles andere sind Schenkungen von Privaten, oder Notizen bezüglich auf Güterverhältnisse des Stifts. Die Schenkungen tragen alle auch einen sehr gleichartigen Charakter an sich: Uebertragung von Land verschiedener Art gegen Niesbrauch für Lebenszeit des Schenkers oder einiger anderer namhaft gemachter Personen.

Dabei kommen eine Anzahl wenig üblicher oder gar nur aus diesen Urkunden nachzuweisender Ausdrücke von Land oder Landbesitz vor, die nicht ohne Interesse sind und die der Herausgeber grossentheils in der Einleitung hervorgehoben und kurz besprochen hat. Im Ducange auch der letzten Ausgabe fehlen davon *) z. B. *aratrarium* (Nr. 176), *aridiva* (Nr. 199: *aridivas très cum mansis*). Wenn aber der Herausgeber dazu auch *hostis* in einer ganz besonderen Bedeutung rechnet, so ist ihm freilich ein sehr komischer Irrthum passiert: Ce dernier mot, sagt er, est appliqué très-vaguement; il s'agit d'une terre donnée à Saint-Julien, *terram unam*; le donateur, qui paraît avoir rédigé lui-même l'acte et l'avoir fait avec une affectation cherchée de tournures et de termes, qualifie cette *terra*, dans le cours de la charte, de: *ille antiquus hostis* [222]. In Wahrheit lesen wir aber in der angezogenen Urkunde: *cedo . . . terram unam . . . ut, quando de hoc seculo migrabo, ille antiquus hostis in me nullam habeat potestatem, sed crucis coelestis etc.* Also der Teufel hat sich hier Hrñ Doniol in ein Land verwandelt! —

Ein Wort, das Ducange nur einzeln kennt

*) Ebenso der Ausdruck *carta confortaria* Nr. 204.

(VI, S. 862), *violaria*, und als eine Art Zins, gleich dem in Spanien später üblichen *violarium*, erklärt, findethier älteren Beleg, N. 113: *casam.... teneat J. decanus in vivolaria*, und dies wird nicht übel S. 22 gedeutet: zu lebenslänglichem Besitz; undeutlich ist aber Nr. 327: *aliquid de rebus nostris quas nobis B. per quartam quae vocatur vivoralia dereliquit*, und wie mir scheint zweifelhaft, ob dasselbe Wort gemeint ist. — Auch zu dem seltenen *parrago*, *parrigo* (Ducange V, S. 105) findet sich hier ein weiterer Beleg: *cum parigine una et salicia*.

Das Wort *cultura* bezeichnet hier einen Landbesitz, der häufig einen eigenen Namen trägt. — Wiederholt findet sich der sonst nicht bekannte Ausdruck *terra comitatus* für Land, das zur Grafschaft, zum Grafenamt gehört (Nr. 57. 142); vgl. D. V. G. IV, S. 141. Dem entsprechend heisst es von Land zum Amt eines Vicarius: *terram de illa vicaria Nonatensi* (Nr. 109). —

Sehr häufig ist der Gebrauch von *aicis* als Bezeichnung für eine Abtheilung des Landes. Guérard (*Essai sur le système des divisions territoriales* S. 49) führt nur ein Beispiel an aus einer Urkunde, die eben aus diesem Chartular stammt (Nr. 95); andere giebt aus eben dieser Quelle die Ausgabe des Ducange (I, S. 154), und ausserdem werden hier ein paar weitere Stellen beigebracht. Jetzt liegt ihrer eine ganze Fülle vor, und andere, bemerkt der Herausgeber, wird das Chartular von Sauxillanges bringen. Ganz deutlich ist die Bedeutung aber doch nicht. Am wenigsten richtig scheint, was von den Herausgebern des Ducange und Hrn Doniol angenommen wird, dass der Ausdruck im allgemeinen gleichbedeutend mit

vicaria sei. Dies ist in der That nicht der Fall. Einzelne Stellen zeigen die Verschiedenheit sehr deutlich, z. B. Nr. 16: in aice Brivatensi, in vicaria Cher.; 37: in aice Brivatensi, in vicaria Rad.; 325: situs in aice Brivatensi, in eadem vicaria. Vergleicht man damit Nr. 142, wo es heisst: in comitatu Brivatensi, in ipsa vicaria, und nachher von einem andern Gut: in ipso aice seu in ipsa vicaria, so kann man nicht zweifeln, dass es hier für »comitatus« steht; vergleiche Nr. 45: in comitatu Briv., in eadem vicaria, und nachher: in ipso aice; 55: in aice Brivatensi . . . in alio comitatu qui dicitur Telamitensis. Dagegen wird allerdings aicis einzeln auch neben comitatus (Nr. 15) gebraucht, einmal aber auch neben comitatus und vicaria; Nr. 19: in patria Arvernica, in aice Limanico, in comitatu Telamitensi, in vicaria Broniensi; aber auch hier kann man wenigstens nicht an eine kleinere Abtheilung, nur etwa an den Begriff eines »pagus« noch verschieden von comitatus denken. Und darauf werden auch sonst die meisten Stellen hinarlaufen. Steht es mitunter von solchen Districten, die anderswo vicariae heissen, so ist zu erinnern, dass auch pagus nicht selten auf die Theile der Gaue oder civitates angewandt wird. Neben »pagus« wird es aber fast nie gesetzt; ich habe nur einen Fall bemerkt, wo, wie in dem vorher angeführten Beispiel in aice Limanico, steht »in pago Limanico«, und daneben von einer Unterabtheilung: in aice Nonatensi; »pagus« kommt überhaupt selten vor, dann meist der pagus Arvernica, für die Auvergne überhaupt, wofür sonst patria, orbis, einige Male auch comitatus steht, zum Beweis, dass ein recht cor-

unter Sprachgebrauch für diese verschiedenen
 unddistricte sich nicht findet. Aber darum
 an man doch nicht mit dem Herausgeber sa-
 a, dass das Wort eine bald beschränktere,
 d ausgedehntere Bedeutung als *vicaria* habe.
 nigstens, wenn er meint, dass es auch auf
 biete einzelner Villen oder Dörfer angewandt
 , so ergeben die S. 13 angeführten Beispiele
 nicht. Nr. 95 (nicht 195) liest sein eigener
 kt nicht, wie er dort citiert: in *aice Mussia-*
asis villae, sondern, und ohne Zweifel richtig:
aice Mussiacensi, in villa etc.; Nr. 335 ist
 tt »in *ipsius aice et vicaria*« zu lesen oder zu
 stehen, wie Nr. 142 und sonst: »in *ipsa aice*
vicaria«, wo sich *aicis* wieder auf den vorher-
 genannten comitatus *Telamitensis*, *vicaria* auf die
 de *Maciago* bezieht; in Nr. 337 weist das
 a *ipso aice*« entweder auf die *vicaria Nona-*
sis oder auf den vorher genannten comitatus
vatensis zurück, und dasselbe gilt von ei-
 zweiten Stelle der Urkunde, die die Aus-
 oe entstellt so abdruckt: et in *ipso, aizo,*
villa.

Bemerkenswerth sind in einigen Urkunden
 auffallend zahlreichen Personen, zu deren
 elenheil eine Schenkung dienen soll, Nr. 272,
 en Vater und Mutter, pro *dilectis amicis*, 16
 men, et pro *ceteris innumerabilibus* qui diffi-
 ter possunt recitari, seu etiam pro omnibus
 elibus nostris et *amicis atque propinquis*; vgl.
 315.

Ein ganz lehrreiches Beispiel, wie im 9ten
 arhundert die Begriffe *Beneficium* und *Precaria*
 einander liefen, giebt Nr. 132: *Eldegarius* bit-
 , dass ihm *ad beneficium* concederetur quae-
 m villa; dies bewilligt der damalige Vorsteher

des Klosters, der Erzbischof Fructarius von Bordeaux, *ea videlicet ratione, ut quamdiu vixerit Eldegarius quasi per praestitum beneficium nostrum ei liceat possidere et nunquam alienare, nec vendere, nec in ullo naufragio ponere, habeat tantum, ut diximus, cunctis vitae suae diebus usum et facultatem tenendi beneficium; dafür hat er andere Güter der Kirche verkauft, doch so, dass er für Lebenszeit titulum usuarium behält und Zins zahlt; zuletzt heisst es von dem ganzen Act: Facta est praecaria ista etc.* — Nr. 26 sichert einer den Ususfruct nach seinem Tode auch seinem senior Heralius. — Die vorher angeführte Urkunde des Waifar, die durch den Gebrauch von »compendium« für »beneficium« merkwürdig ist, war, wie bemerkt, schon aus Baluze bekannt.

In Nr. 43 wird bei einer Schenkung der Zustimmung der Frau gedacht, unter Beziehung auf die Lex Salica: *consentiente sodali mea Fredegunde, sicut lex Salica docet, und am Schluss: Fredegunde ejus conjuge consentiente.*

Sonst mag ich noch hervorheben, wie die Aussteller der Urkunden sich zu den Fränkischen Königen, nach deren Regierungsjahren sie rechnen, verhalten. Oefter steht wohl einfach die Bezeichnung rex oder rex Francorum, nicht selten aber der Zusatz: *et Aquitanorum princeps* (Nr. 51. 66. 70), oder bloss: *et (sen) Aquitanorum* (Nr. 77. 81. 145), wo der König Odo als Odilo erscheint, Nr. 154) vgl. Nr. 331: *Rotberti clarissimi regis Franciani sive Aquitaniani.* Andere, und nicht bloss Pippin, Kaiser Ludwigs Sohn, sondern auch Odo, Karl, Rudolf, werden manchmal bloss als rex Aquitanorum bezeichnet. Lebhaftes Sympathien scheint man für den w-

glücklichen Karl den Einfältigen gehabt zu haben: es heisst Nr. 39: anno tertio que (l.: quo) Karolus rex per infidos Francos dehonestatus est; Nr. 167: anno primo regnante Rodulpho rege et Carolo in custodia tenente; Nr. 315: anno quarto quo Franci dehonestaverunt (so ist zu lesen statt: francidae inhonestaverunt) regem suum Karolum et contra legem sibi Rodulfum in regem elegerunt; Nr. 327: anno quarto quo infideles Franci principem suum Karolum propria sede exturbaverunt et Rodulphum elegerunt, Roberto interfecto.

Die auf dem Umschlag des Bandes gemachte Ankündigung, dass das Cartulaire de Sauxillanges unter der Presse ist, nehmen wir mit Dank entgegen, auch wenn die Ausgabe voraussichtlich nicht eben mehr als diese alle Anforderungen oder Wünsche, die man machen möchte, befriedigen wird. Es ist doch ein weiteres Material für die Erforschung der Verhältnisse des fränkischen Reiches durch diese Publicationen gegeben.

G. Waitz.

Dictionnaire de l'administration française par M. Maurice Block, avec la collaboration de M. M. Alauzet, chef de bureau au ministère de justice, P. Andral avocat, Barreswil, commissaire expert du gouvernement etc. Troisième tirage. Librairie administrative de Veuve Berger - Livrault et Fils. Paris, Strassbourg 1862. VII u. 1630 S. gr. 8.

Dictionnaire général de la politique par M. Maurice Block, avec la collaboration d'hommes d'état, de publicistes et d'écrivains de tous les pays. T. I. VI u. 1176 Seiten. T. II 1140 Seiten. Paris. O. Lorenz libraire-éditeur 1864. Gr. Octav.

So wenig es den höchsten Anforderungen an die Bearbeitung einer Wissenschaft entspricht, dieselbe in der Art und Ordnung eines Wörterbuchs zur Darstellung zu bringen, da eine solche rein äusserliche Anordnung von vorn herein darauf verzichtet, den innern Zusammenhang der einzelnen Lehren nachzuweisen, so hat doch eine derartige Behandlungsweise auch ihre ganz besondern Vortheile. Abgesehn nämlich von dem praktischen Gesichtspunkte, dass auf diese Weise die Resultate der Wissenschaft sehr viel leichter zugänglich gemacht, und deswegen an maassgebender Stelle eher berücksichtigt werden, so bringt die Vereinigung einer Mehrzahl wissenschaftlicher Kräfte, wie solche bei diesen Unternehmungen die Regel ist, den doppelten Vortheil mit sich, dass einerseits die einzelnen Lehren von den anerkanntesten Autoritäten des Fachs behandelt werden können, während bei Kompendien die Kraft eines Einzelnen ausreichen muss, und dass andererseits die Berücksichtigung des Gesamtgebiets des betreffenden Wissenszweigs möglich ist, was bei monographischen Bearbeitungen, die ohne Rücksicht auf einen derartigen Plan unternommen werden, dem Zufall unterliegt.

Wenn in Bezug auf Rechts- und Staatswissenschaft gerade in Frankreich alphabetisch geordnete Werke des verschiedensten Umfangs

früh unternommen sind, die noch jetzt vielfach
Hilfsmittel für die Kenntniss der Geschichte
französischen Rechts benutzt werden können,
sowie sich die beiden neuern dictionnaires,
unter Leitung des Herrn Maurice Block,
Chef im Ministerium des Ackerbaus, Han-
dels- und der öffentlichen Arbeiten entstanden
den frühern Werken dieser Art wür-
den.

Das erste derselben beschränkt sich auf das
französische Verwaltungsrecht, welches
theoretisch wie praktisch einen
Grad von Vollendung erreicht hat,
in manchen Beziehungen zum Vorbilde die-
nen kann. Der Herausgeber hat unter seinen
Mitarbeitern die Namen von Cotelle, Dufour,
Rivière und Reverchon; die Verfasser der
meisten Artikel jedoch sind höhere Ver-
waltungs-, namentlich Ministerialbeamte, denen
die Bearbeitung derjenigen Materien über-
tragen ist, mit denen sie praktisch ex professo
umgehen haben. Die Lösung der meistens kei-
neswegs leichten Aufgaben ist eine solche, dass
dies ein höchst ehrenvolles Zeugniss für die
Tüchtigkeit des höhern französischen Beam-
tenthums abgelegt wird, und dass der Wunsch
Nachahmung in solchen Ländern sich gel-
ten macht, bei denen vermöge ihrer staat-
lichen Bedeutung die Schwierigkeit einer sol-
chen Arbeit sich lohnen würde, also insbeson-
dere in Preussen, wenn gleich die neueste Dar-
stellung des preussischen Verwaltungsrechts
von Rönne in manchen Beziehungen kaum
getroffen werden kann, namentlich was Ge-
nauigkeit im Einzelnen und Vollständigkeit be-

Als ein besonderer Vorzug des Wörterbuchs für Verwaltungsrecht ist noch zu erwähnen, dass bei den einzelnen Artikeln sehr vollständige literarische Nachweisungen sich finden, die oft über mehrere Seiten sich erstrecken, und namentlich dem Auslande erwünscht sein müssen.

Durch passend angelegte Register wird die Benutzung sehr erleichtert.

Das zweite Werk, welches hier zur Anzeige vorliegt, umfasst das gesammte Gebiet der Staatswissenschaften im weitesten Umfange, also allgemeines und positives Staatsrecht, Völkerrecht, Kirchenrecht, Politik, Polizeiwissenschaft, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Statistik, und allgemeine Staatengeschichte, erinnert also insofern an die neuern deutschen alphabetisch geordneten Darstellungen der Encyclopädie der Staatswissenschaften. Indessen sind die Artikel in dem französischen Werke zahlreicher, als in den beiden deutschen, obgleich an äussern Umfang der dictionnaire général de la politique hinter dem Staatslexicon und Staatswörterbuch weit zurückbleibt. Das hindert jedoch nicht, dass einzelne Gegenstände auch hier sehr ausführlich behandelt sind; die äussere Ausstattung ist aufmögichste Raumersparung bedacht gewesen. Manches freilich vermisst man, z. B. die biographischen Artikel, die namentlich bei Bluntschli einen sehr bedeutenden Raum einnehmen, fehlen hier ganz.

Ohne auf die Beurtheilung einzelner Abhandlungen einzugehen, müssen doch zwei Vorzüge, die sich auf das Werk im Ganzen beziehen, rühmend hervorgehoben werden. Zunächst die durchaus sachgemässe, durch keine

ideoctrin gefärbte Behandlungsweise. Mag
 im heutigen Frankreich die Versuchung
 dergleichen, namentlich für Beamte der hö-
 Administration sehr fern liegen, jeden-
 wird die Brauchbarkeit dieser Aufsätze
 den durchgängig in ihnen herrschenden
 tivismus sehr erhöht. Bei einem Buche,
 es doch zunächst zum Nachschlagen und
 augenblicklichen Belehrung bestimmt ist,
 auch eine übertriebene Hervorkehrung des
 tsächlichen sehr viel mehr am Platze sein,
 noch so gute Betrachtungen de lege ferenda.
 unsererseits wenigstens haben gar nichts dage-
 wenn in dem Artikel Pavillon die sämmtlichen
 gs- und Handelsflaggen beschrieben, in dem
 kel Ordres de chevallerie die sämmtlichen Or-
 aufgezählt, in dem Artikel Papauté die Regie-
 sjahre sämmtlicher Päpste angegeben werden.
 beinahe überreiches genealogisches Material
 ält noch der Artikel Dynastie. Auch die
 hweisungen über die wichtigsten europäi-
 en Zeitungen und Zeitschriften, ihre Entste-
 g und Entwicklung sind sicher nicht zu ta-

Der zweite Vorzug ist sodann die umfas-
 de Berücksichtigung, welche den Zuständen
 andern europäischen Länder zu Theil ge-
 den ist, wodurch ein nicht unwichtiger Bei-
 zur vergleichenden Rechts- und Staats-
 enschaft geboten wird. Es ist in dieser
 sicht namentlich auf diejenigen Artikel hin-
 eisen, in denen Verfassung und Verwaltung
 einzelnen Länder unter Mittheilung eines rei-
 n statistischen Materials ausführlich dargestellt
 l. Dieselben sind nach einem gemeinsamen
 ne gearbeitet, und häufig die wichtigern Un-

terabtheilungen besonders befähigten Verfassern übertragen, wie z. B. die Darstellung der englischen Verfassung von Lord Brougham, der amerikanischen von Labaulaye herrührt. Vor allen Dingen ist jedoch auf Deutschland grosse Rücksicht genommen; ich verweise namentlich auf die Artikel von Zachariä über den Bund, von Brachelli über Oesterreich, von Strantz über Preussen, von Pözl über Bayern, von Roscher über Sachsen, von Hopf über die sächsischen Herzogthümer, von Richelot über Zollverein u. s. w. Aber auch sonst sind fast bei allen wichtigen Artikeln die ausländischen Zustände zur Vergleichung herbeigezogen, und namentlich die deutschen häufig besonders bearbeitet, wie z. B. Pözl zu den Artikeln Election, Justice administrative, Propriété souterraine eigene Zusatzartikel geliefert hat.

Die Mitarbeiter gehören durchgehends zu den ersten Celebritäten ihrer Fächer; ausser den schon genannten sind namentlich noch hervorzuheben von Deutschen Bluntschli, v. Mangoldt, Julius Mohl; von Franzosen Berthélemy Saint-Hilaire, Batbie, Coquerel, Duvergier de Hauranne, Floquet, Girardin, Guizot, beide Hélie, Lavergne, Ortolan, Rémuset, Rénan (Alt. Mahometismus), Royer-Collard, Saint-Marc Girardin, Wollowsky, Vivien Saint-Martin etc.

Ernst Meier.

Göttingische lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

stück.

24. Mai 1865.

träge zur Kirchenverfassungsgeschichte und
politik insbesondere des Protestantismus
r. K. B. Hundeshagen. Erster Band.
den 1864. XXII u. 546 S. in gr. Octav.

ses Werk des verehrten Heidelberger Theo-
umfasst drei geschichtliche Abhandlungen,
äusserlich unabhängig von einander sind:
religiöse und das sittliche Element der
ichen Frömmigkeit nach ihrem gegenseitig-
verhältniss und dem unterschiedenen Ein-
fluss derselben auf die Lehr- und Kirchenbildung
des Protestantismus; II. Das Reforma-
tionswerk Ulrich Zwingli's oder die Theokratie
in der Schweiz; III. Die unterscheidende religiöse
Eigenthümlichkeit des lutherischen und des
reformirten Protestantismus und dessen Rück-
gang auf die Neigung und Fähigkeit beider
Kirchenbildung. Innerlich aber verbindet
die Untersuchung der praktische Zweck, der
in der Kirche Deutschlands zu zeigen, dass
sie mit den ihr eigenthümlichen Mitteln
fähig an zu einer eigentlichen Kirchen-

bildung nicht gelangt ist, und dass deshalb auch die moderne Repristination oder Uebertreibung der Kirchenamtstheorie eine Befriedigung des Bedürfnisses nach Neugestaltung der evangelischen Kirche nicht verspricht. Ich darf gestehen, dass der Gedankengang des Verfs und die geschichtliche Begründung desselben für mich nicht durchaus unbekannt und neu waren; aber das Gewicht der von dem Verf. aufgerollten geschichtlichen Bilder, und das Gericht, welches sie über die in der Gegenwart bei der Mehrzahl des Klerus vorherrschende selbstgenügsame und selbstgewisse Stimmung ausüben, ist bei verschiedenen Punkten fast erdrückend auf meine Seele gefallen. Wird auch das Buch seinen Weg zu denen finden und von denen reiflich erwogen werden, welche auf ihren Pastoralconferenzen und in ihren Kirchenblättern das schnell entscheidende Wort führen, und die, weil sie in Kleinen, in ihrem localen Amte wirklich thätig sind, meinen, dass ihnen ohne gründliche geschichtliche Kenntnise und umfassende historische Bildung auch die ausschliessliche Leitung der Kirche im Grossen anvertraut sei? Es ist ja leider kein Geheimniss, dass eine Menge von Klerikern zum Urtheil über Strebungen und Aufgaben kirchlicher Art, sowie über Erzeugnisse theologischer Wissenschaft nicht fertig sind, indem sie sich auf die Darstellung in der von ihnen als Autorität gewählten Parteizeitung verlassen und beschränken. Und daher rührt die immer zunehmende verhängnisvolle Gleichgültigkeit oder misstrauische Spannung der Kleriker gegen die theologische Wissenschaft, in der man sich zutraut, das Neue oder Unbequeme, was die theologische Forschung etwa darbietet, als »ungläubig« oder wenigstens

erthlos für die christliche Gemeinde zu ver-
 . Diese Separation des Klerus von der
 ogie, welcher auf den anderen Gebieten
 schaftlicher Praxis nichts Gleichartiges zur
 geht, ist freilich ein Zeichen separatisti-
 und nicht kirchlichen Geistes, dessen
 te wir mit Besorgniss reifen sehen; aber
 wir nun das vorliegende Werk als ein
 nes Gegengift gegen solche Gesinnung freu-
 begrüßen, so können wir nach Lage der
 a nicht sicher erwarten, dass diese Medi-
 n den ihrer Bedürftigen in dem nothwen-
 Maasse genommen wird. Ref. will seiner-
 n dieser wissenschaftlichen Zeitschrift ver-
 , dem Buche Leser zu gewinnen.

n Schlüssel zu dem Urtheil, welches der
 über die Disposition des Lutherthums zur
 mbildung durchführt, und welches er durch
 einere Vergleichen zwischen den bei-
 onfessionsgestalten der Reformation unter-
 bietet er uns in der zweiten Abhand-
 in der meisterhaften Charakteristik der
 ratischen Reformation Zürich's
 Zwingli. In der Lösung dieser Aufgabe
 rt der Verf. seinen durchgebildeten politi-
 Sinn, seine historische Gerechtigkeit und
 religiöse Begeisterung für alle Formen
 urch Gottes Vorsehung hervorgerufenen
 nreformation in um so mehr befriedigen-
 eise, als man sich der oberflächlichen und
 üchtigen Weise erinnert, in der Stahl vor
 Jahren gemeint hat, sich in der Charak-
 t Zwingli's vergehen zu dürfen. Aber der
 der Darstellung Zwingli's durch Hundes-
 gilt überhaupt gegen den weit verbreite-
 d mit Zähigkeit festgehaltenen Maassstab
 theils über diesen Reformator, dem gemäss

man meint, denselben unter Luther herabsetzen und deshalb überhaupt geringschätzen zu dürfen, weil er demjenigen Ideal eines Reformators nicht entspricht, das man sich ausschliesslich nach der Person und Wirkungsweise Luther's zurechtgemacht hat (S. 133). In diesem Sinne hat auch schon eine Stimme in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche sich zurechtweisend vernehmen lassen gegen die vorläufige Mittheilung eines Theiles der Darstellung H.'s in den Studien und Kritiken. (1862. Heft 4). Die überaus sorgfältige und feine Vergleichung Luther's und Zwingli's, die sich im vorliegenden Buche von S. 136 an durch die Lebensskizze Zwingli's hindurchzieht, wird mit dem frühen nicht neuen, sondern im alten Lutherthum sogar dogmatisch fixirten Gesichtspunkt berichtet, dass Luther als der Prophet unter den Reformatoren Zwingli specifisch überrage. Allein wird dadurch doch nicht Luther's ganze eifervolle Thätigkeit gerechtfertigt und erklärt werden kann, so hat andererseits auch Zwingli's religiöse Leitung des Zürcher Staates nicht nur bei Anderen den Eindruck prophetischer Macht hervorgeufen, sondern ihm selbst ein Gefühl ähnlicher Stellung erweckt (S. 217). Was wird also der Unterschied beider Männer bestimmen? Das Lebensgebiet, auf das sie ihre Geisteskraft bezogen, und die Schranken, durch welche dieselbe gehemmt und getrübt wurde. In jener Hinsicht erkennt H. bei Luther eine Begabung und Richtung von überwiegend theologisch-dogmatisch und kirchlich-pastoraler, bei Zwingli eine andere von ebenso überwiegend theologisch-politisch und kirchlich-socialer Natur (S. 169). In der andern Hinsicht aber unterliegt Zwingli's reformatorischer Charakter der Schranke der weltlichen

en Rücksichten, die von seiner theokratischen Tendenz nicht getrennt werden konnten; Luther's prophetischer Genius aber ist beschränkt durch den Gesichtskreis des ehemaligen Bettelmönches und getrübt durch die Einseitigkeiten des Professors der Theologie. Demgemäss hat sich die Triebkraft des lutherischen Princip's abgeschlossen in der Umgestaltung der subjectiven Gerechtigkeit und der dogmatischen Theologie; jene, von der man Zwingli bewegt sieht, hat sich zugleich gedrängt, Hand anzulegen zur Reformation der Kirche als socialer Institution (S. 165), aber die kirchliche Schöpfung Zwingli's ist in Hinsicht auf ihre Grundanlage, die theokratische Zusammenfassung von Staat und Kirche, mit einem verhängnissvollen Fehler behaftet* (S. 173). Demnach scheint Zwingli's reformatorisches Programm in Hinsicht der im 16. Jahrhundert zu lösenden Aufgabe umfassender und sicherer zu sein, als das Luther's und seiner Genossen, welche dem Staat nur aus Noth und mit Misstrauen die Leitung der Kirche überlassen. Diese Behauptung der Ueberlegenheit der Reformation Zwingli's über diejenige Luther's wird nun freilich geeignet sein, dem ziellosen Parteistreite der unbedingten Verehrer Luther's die Nahrung zu verleihen. Deshalb möchten wir den Gedanken H.'s nicht ohne folgende Ergänzung zu dem unsrigen machen. Es kann nicht geläugnet werden, dass nicht bloss der Name, sondern auch die wirkliche Persönlichkeit Luther's eine geschichtliche Nachwirkung übt, welche der Zwingli's und Calvin's entschieden überlegen ist. Die lebendige Auctorität dieser Männer ist auf dem Gebiet der reformirten Kirche selbst nicht nur dadurch eingeschränkt, dass die theokratischen Gründungen sich längst aus-

gelebt haben, sondern auch dadurch, dass die Sectenbildungen des Baptismus einerseits und des Methodismus andererseits weite Verbreitung, und der letztere eine noch bedeutendere indirecte Einwirkung gewonnen haben. Luthers reformatorischer Werth hingegen leuchtet nicht nur auf dem engern Gebiete der nach ihm genannten Kirche, sondern überall da, wo man sich auf die Nothwendigkeit der innerlichen religiösen Befreiung zum Zwecke sittlicher Wiedergeburt und Selbständigkeit besinnt. Und mit gutem Rechte! Denn eine Epoche machende Persönlichkeit wirkt in dem Maasse in die Weite und Ferne, als ihr allgemeiner Grundgedanke noch nicht zur systematischen Umspannung aller besonderen Lebensverhältnisse ausgearbeitet worden ist. Dies ist Luther's Fall. Dagegen konnte es nicht ausbleiben, dass indem Zwingli und Calvin die reformatorische Aufgabe auf die Feststellung einer theokratischen Staatsordnung ausdehnten, und indem sie wenigstens eine christliche Sittengesetzgebung als integrirendes Glied ihrer Reformation erstrebten, sie sich an Mittel zu diesen Zwecken banden, deren nur relativer Werth nothwendig zur Zersetzung ihres eigentlichen Werkes gereichte. Wäre Jesus der Systematiker der Ethik gewesen, dem Strauss (am Schlusse seines neuen »Lebens Jesu«) bereit wäre, die Ehre der höchsten sittlichen Mustergültigkeit zuzuerkennen, hätte also Jesus sein Reichsgesetz der umfassenden Liebe gegen Gott und die Menschen specificirt zu den Grundsätzen über die sociale Bedeutung und die sittliche Normalität der Familie, des Staates, der Kunst, des Handels, der Industrie, der Literatur, so würde die geschichtliche Wirkungskraft Jesu gerade die Schranken

unden haben, welche die Einsicht von Strauss zu setzen sich bestrebt. Aber weil Jesus socialen und sittlichen Werth aller dieser sonderen Lebensgebiete als solcher unbestimmt lassen hat, und weil demnach dieselben, so sie naturgemäss zur Entwicklung unter den aschen kommen, ihren sittlichen Werth nur ch die Unterordnung unter das Reich Gottes das Gesetz der allgemeinen Menschenliebe pfangen, so ist vorläufig trotz der Strauss'sen Art von Geschichtsforschung ein Ende der cht Jesu über die Menschengeschichte nicht usehen. Mit der Anwendung dieses Gesetzes die Stellung der verschiedenen Reformatoren ften also die Lutherolatren sowohl sich be- digen, als auch ihre Ansprüche an die als gner geachteten Reformatoren auf das er- bte Maass zurückführen.

Zwingli hat den Gedanken von der Rechtfertigung durch den Glauben in derselben Präcision Luther, und zu demselben Zwecke der Re- rung der innern Heilsgewissheit und des wah- Werthes des sittlichen Handelns aufgefasst. ein während Luther die sittliche Wiederge- t des Menschen als eine übernatürlich noth- dige Folge des rechten Glaubens erwartete, e dazu noch besondere Mittel von Gesetz r Institutionen in Bewegung zu setzen, so Zwingli durch seine Lebensführung darauf gewiesen worden, die religiöse Reform und sittliche Reinigung seines vaterländischen Ge- nwesens mit inneren und äusseren Mitteln, ch Ueberzeugung wie durch gesetzlichen ang zu erstreben. Denn nach Zürich war er ufen worden von der patriotischen Partei, che mit ihm die Plage der militärischen Pen- en des Auslandes an die Schweizer als Grund

der eingerissenen Sittenzerrüttung anerkannte. Diesem Verderben gegenüber ergriff er vor Allem das Mittel der Predigt des göttlichen Wortes durch zusammenhängende Erklärung neutestamentlicher Schriften. Um aber den Erfolg dieser Thätigkeit durchzusetzen, gewann er der Staatsobrigkeit allmählich sowohl das Verbot des römischen Gottesdienstes, als auch die Reihe von Sittengesetzen ab, in denen dieselbe als berechnete Vertreterin der christlichen Gemeinde deren religiösen Zweck für den unmittelbaren Staatszweck erklärte. Durch die Institution des »heimlichen Rathes« endlich sicherte Zwingli seinem leitenden Einfluss ein Gewicht, welches in seinem kirchlichen Amte allein nicht begründet war. Man braucht sich das Befremdende und Bedenkliche dieser Gestaltung der Reformation Zürichs nicht zu verhehlen, und darf doch darüber weder die Grossartigkeit des Unternehmens noch die Möglichkeit desselben nach den christlichen Voraussetzungen der Zeit verkennen. Die Bedenklichkeit dieser Art der Kirchenreform hat Zwingli mit seinem Leben gebüsst. Denn die einfache Consequenz seiner Theokratie war die Ausdehnung derselben auf die Eidgenossenschaft, und als das berechnete Mittel hiezu erschien ihm der Krieg oder wenigstens die kriegerische Demonstration gegen die am römischen Glauben wie an den ausländischen Pensionen festhaltenden Urcantone. In dieser Collision fand er seinen Tod, verschuldeter und unverschuldeter Weise. Denn gerade die Maassregel der Proviantsperrre gegen die Urcantone, welche von denselben durch den Angriff bei Kappel durchbrochen wurde, war von Zw. missbilligt worden. Aber wie dieser echt tragische Ausgang des grossen Mannes das innere Unrecht

theokratischen Reformation fast handgreif-
kennen lehrt, und wie er in Zürich selbst
absetzung der Theokratie auf die Stufe
ndesherrlichen Kirchenregimentes herbei-
so ist sein Unternehmen dennoch getra-
n einem Zusammenhang herrschender An-
der christlichen Welt des 16. Jahrhun-
die auch H. (S. 77. 92) an ihrem Orte
nnerung bringt, die aber vielleicht eine
schärfere Betonung verdienen, je fremder
s gegenwärtig geworden sind.

ist eine Erbschaft der innigen Verflech-
er christlichen Kirche und des römischen
s, und eine Folge der durch ein Decret
kaisers Gratian anerkannten kirchlichen
n über die Trinität und die Person Chri-
ss man im 16. Jahrh. weder eine christli-
gesellschaft sich vorstellen konnte, in wel-
gerade diese Dogmen bestritten werden
a, noch darauf vorbereitet war, dass sich
at dogmatisch indifferent benehmen könnte.
eshalb z. B. die confessio helvetica poste-
ren Anspruch auf Orthodoxie durch aus-
che Berufung auf jenes Decret über den
tab des Katholischen und Häretischen be-
so entspricht nicht nur das Todesurtheil
ervet diesem dogmatischen Standpunkt der
allein vorstellbaren christlichen Gesell-
sondern es erklärt sich von hier aus
das Recht der Züricher, dass sie 1528 ei-
ann hinrichteten; der die Züricher Obrig-
s Ketzer bezeichnet hatte (S. 211). Die-
sah sich eben trotz ihres Abfalles von
ls katholisch an, weil sie dem kaiserlich
tellten Maasse dogmatischen Glaubens zu-
rechnen sich bewusst war. Aber eben auch
Voraussetzung dieser dogmatischen, also

specifisch-kirchlichen Legitimation konnten Obrigkeiten und Landesherren im 16. Jahrh. sich nicht hingeben, die rein-religiösen Zwecke der Kirchenreformation in die Hand zu nehmen, als die eigentlich kirchlichen Organe ihre Mitwirkung dazu versagten. Dass die von allen Reformatoren zugleich behauptete theoretische Entgegensetzung zwischen Staat und Kirche nicht unmittelbar zum praktischen Maassstabe für den Verlauf der Reformationsgeschichte wurde, kann als nicht Wunder nehmen. Jener Grundsatz ist vielmehr nur eine Weissagung auf die Zukunft, dessen Recht auf unmittelbare Geltung erst erkämpft werden musste durch endloses Unrecht, welches im Gefolge der halbtheokratischen Maassregeln der landesherrlichen und obrigkeitlichen Kirchenleitung ausgeübt worden ist. Aber dieses Unrecht, auch wenn es noch in unserem Zeitalter nachwirkt, müssen wir verschmerzen, da der innere segensreiche Kern der Reformation gegenüber den mächtigen Gegnern nur wirksam gehalten werden konnte durch jenes kirchlich-dogmatische Selbstgefühl der Staaten, welche damals nach den Voraussetzungen des römischen Reiches möglich waren.

Auf diese Bedingung der Kirchenbildung der Reformation leitet nun H. auch schon in der ersten Abhandlung hin. Dieselbe hat aber ihre Bestimmung darin, den Widerspruch zwischen ganz- oder halbtheokratischer Vermischung von Kirche und Staat sowohl mit dem Begriffe der Kirche als auch mit der deutlichen Tendenz der Reformation erkennen zu lehren, zugleich aber diejenigen Bedingungen jenes fehlerhaften oder unfertigen Verlaufes der reformatorischen Kirchenbildung aufzuzeigen, die in der Lehre gelegen sind. Zu diesem Zwecke erinnert

rf. daran, dass die Reformation das christ-Subject durch die Aufweisung des recht-nden Werthes des Glaubens nicht nur in ser Hinsicht zurechtgestellt, sondern auch ncip sittlich befreit und selbständig ge- hat. Hiemit war nun ein anderes Ver- s des Subjects zur Kirche begründet und ndere Form der Glaubensgemeinschaft ge- t, als welche der Katholicismus ausgebildet . Denn diese ist ebenso mit allen Merk- des Staates (ausser der Nationalität) aus- et, wie der »unbedingte« Gehorsam des iken gegen die Kirche (S. 13) präciser als gehorsam bezeichnet wird und die »blosse« tät der katholischen Kirche (S. 17) einge- nermassen als Rechtsautorität gemeint ist. auch das Verhältniss Gottes zu dem ka- hen Christen wird nur dem Namen nach e Gnade zurückgeführt, der wahre Sinn ehre vom Verdienst ist doch aber der, er Mensch von Gott nach Recht und Bil- beurtheilt wird, wenn es auch eines gött- Geschenkes bedarf, dass dieses Verhält- auernd zur Geltung komme. Der refor- sche Begriff vom religiös-sittlichen Subject on der Gemeinschaft des Glaubens fordert ine solche Art der Gemeindebildung, bei r der Unterschied vom Staat und der von elt aufrecht erhalten und durchgeführt (S. 58). Diese Aufgabe ist nun freilich der französischen Hugenottenkirche aus- t worden, weil der französische Staat die nation dauernd von sich ablehnte. Sonst berall die Geneigtheit des Staates gegen eformation in verschiedener Abstufung zur nahme der Kirchenleitung durch denselben t; dadurch aber ist die Kirchenbildung der

Reformation überhaupt verkrüppelt worden. Das Urtheil bewährt der Vf. sehr richtig (S. 66) daran, dass die Einheit der Staatskirche die Einheit in der bestimmten Confession ausläuft, durch welche jedes Recht einer andern christlichen Confession am bestimmten Orte ausgeschlossen ist, deren Bestehen am andern Orte aber geduldet werden muss, — dass die Heiligkeit der Kirche durch die staatspolizeilichen Kirchenordnungen nicht erreicht, sondern durchkreuzt wird, — endlich dass die Katholizität der Kirche verleugnet wird, indem die Raingrenze des Staates auch die Grenze des unabhängigen Kirchenwesens bleibt. Lehrreich nun, wie der Verf. diesen Erfolg der reformatorischen Kirchenbildung durch den Wechsel der Ansichten der Reformatoren über das Recht und das Unrecht eines Zwanges zum Glauben beleuchtet (S. 106. 114). Jedenfalls ergibt sich auch hieran wieder, dass Luther aus äusseren und inneren Gründen überwiegend als der Vertreter der Gewissensfreiheit das Vorbild gegenwärtig herrschender Strebungen ist, nicht als Zwingli und Calvin. Aber die Hauptsache der uns eben beschäftigenden Abhandlung ist die Nachweisung derjenigen Bedingungen in der Lehrbildung der Reformatoren, welche jener kirchenpolitischen Verkümmern der Reformation entgegenkommen. Diese Bedingungen weist nach in solchen Lehren, welche von der religiös-sittlichen Triebkraft des Gedankens von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht beherrscht oder nicht genügend durchdrungen sind, die Geltung also eine partielle Rückbildung des ethisch-reformatorischen Begriffs vom Glauben auf die Stufe des dogmatisch-rechtlichen Glaubensbegriffs nach sich zieht, wie derselbe im

mus gilt. Dahin gehören nach H.'s Urstems die von der allgemeinen christlichen als unumgänglich vorausgesetzten Lehren der Trinität und der Person Christi, deren Revision und Eingliederung in die erste Heilsordnung man nicht dachte (S. 26); das die Steigerung der Lehre von der Erbsünde, die nicht nur überhaupt über die Grenze ethischen Selbstbeobachtung erhoben, sondern auch so zur Beurtheilung der Thatsünden wurde, dass die letztere einer Lähmung untergehen konnte; drittens die Lehre von Prädestination, sofern sie den Gedanken der Gottes hinter den der willkürlichen Macht stellt; endlich die metaphysische Ausprägung der Abendmahlslehre und das Gewicht, das Luther auf die Anerkennung derselben Zweck der kirchlichen Einheit legte. Wir nicht umhin, diesen Erörterungen des zuzustimmen; wir vermissen aber noch einen Punkt in dieser Reihe, der eigentlich erst den angeführten Lehrbildungen ihren verhängnisvollen Charakter für die Lähmung des ethisch-atorischen Antriebes verleiht, nämlich die und hauptsächlich durch Melanchthon vermittelte Auffassung des Evangeliums oder Wortes als *doctrina evangelii*, wodurch intellectualistische Rückbildung des Begriffs Glauben im Allgemeinen eingeleitet wird. Beitrag zum confessionalistischen Epigonalismus der Reformation pflegt man bei der Beurteilung Melanchthons noch immer zu übersehen. Er wiegt aber im Zusammenhang der Kirchen Geschichte schwerer, als sein sonst gerühmter theologischer Liberalismus, der seine sehr gemessenen Schranken hat. Sein eigenthümlicher Einfluss Melanchthon's

hätten wir nun auch gern berücksichtigt gehen in der dritten Abhandlung über die Eigenthümlichkeiten des lutherischen und des reformirten Protestantismus und deren Bedeutung für die Neigung und Fähigkeit beider zur Kirchenbildung. Nachdem der Verf. die neuen Verhandlungen über diese Aufgabe resumirt hat, bestimmt er die Abweichung der beiden evangelischen Confessionstypen in Uebereinstimmung mit der schon mitgetheilten Formulirung des Unterschiedes in der Wirksamkeit zwischen Luther und Zwingli so: Der lutherische Protestantismus erstrebt die Pflanzung einer gereinigten subjectiven Frömmigkeit durch das Mittel des correcten dogmatischen Systems, während der reformirte Protestantismus in der Ausübung der Folgerungen des gereinigten Glaubens die Verwirklichung der Kirche als in sich gliederter und für sich bestehender Societät seine Aufgabe mit aufgenommen hat (S. 33). Allerdings will H. hiemit nicht ausgeschlossen haben, dass noch andere Gesichtspunkte zu der Vollendung und Verfestigung des Confessionsunterschiedes mitgewirkt haben, gemäss welcher die so nahe mit einander verwandten Parteien sich über ihre gemeinsamen Interessen so mit verstanden. Unter dieser Voraussetzung und unter dem von H. selbst gemachten Vorbehalt, dass die historische Frage auch durch ihn nicht endgültig entschieden werden soll, dürfen wir nicht anstehen, den von ihm oben angegebenen Gesichtspunkt der Erwägung zu empfehlen. Freilich machen wir ausdrücklich darauf aufmerksam, dass jener Gedanke den Confessionsunterschied ausschliesslich auf den Gesichtspunkt der verschieden gestellten und gebildeten Reformatoren zurückführt. So sehr nun richtig

as die auf die Menschen wirkenden und sie enden Ideen ihre Kraft nur aus bestimmten zelnen Persönlichkeiten haben, so ist doch im liegenden Falle die Aufgabe der Geschichts- schung noch nicht gelöst, wenn man das ob- tive Gesetz dieses Auseinandergehens der Re- mation bloss im Glauben an Gottes vorse- ngsvolle Erweckung von Luther und Zwingli raussetzt, sondern erst, wenn man die Mög- lkeit und das relative Recht der beiderseiti- n reformatorischen und theologischen Gesichts- eise auf Grund der göttlichen Offenbarung rch Christus und der damals verfügbaren Mit- l historischer und theoretischer Erkenntniss rselben nachweist. Ohne solche Ergänzung innte es geschehen, dass die überaus lehrrei- en und beherzigenswerthen Vergleichen beider Confessionen, die der Verf. anstellt, in dem ichte der Bevorzugung des reformirten und der arücksetzung des lutherischen Wesens erschei- en. Und das würde Ref. nur aufs innigste be- lagen, da die stimmführenden Vertreter des inseitigen Lutherthums eine gründliche Einsicht i die Achtung gebietende Eigenthümlichkeit der eformirten Confession so dringend bedürfen. n diesem Sinne wünschten wir z. B., dass die örörterung über den vorgeblichen »gesetzlichen leist« der reformirten Kirche (S. 407 ff.) etwas iefier in die dogmatischen Principien, insbeson- lere in die bei beiden Confessionen abweichende Würdigung des Verhältnisses zwischen dem Al- en und dem Neuen Testament eingegangen wäre. Jener Vorwurf kann nämlich schwerlich damit abgelehnt werden, dass überhaupt auf die Noth- wendigkeit der Zucht in jeder Kirche und dann auf das Gewicht hingewiesen wird, das die staatspolizeilichen Kirchenordnungen auch im Lu-

therthum behaupten; denn es handelt sich speciell um den alttestamentlichen oder vielmehr um den pharisäischen Sinn des Gebotes der Sabbathruhe in der reformirten Kirche, das im Laienbewusstsein der Reformirten Englands und Schottlands eine noch schlimmere Bedeutung zur Schätzung des Christenthums Anderer hat, als das Pochen auf »reines Wort und Sacrament« bei den extremen lutherischen Theologen. In diesem Punkte und ähnlichen ist also der kirchenpolitische Gesichtspunkt, den der Verf. ausschliesslich geltend macht, vielleicht ein Anlass zu Missverständnissen bei solchen, denen seine Belehrungen Noth thun, und die deshalb auch nicht über diejenigen historischen Erkenntnisse verfügen, durch welche die Andeutungen des Verfs leicht ergänzt und der Schein der Einseitigkeit von ihnen entfernt werden kann.

Ein Punkt muss aber gerade im Zusammenhange der letztern Betrachtung zur Sprache gebracht werden, der in der Darstellung der dritten Abhandlung besonderes Gewicht hat, auf welchem aber Ref. nicht umhin kann, dem Urtheil des verehrten Verf. entgegenzutreten. Den Abstand der beiden Confessionstypen in Hinsicht ihrer Disposition zur Kirchenbildung fasst H. wiederholt in das Urtheil zusammen, welches wir aus S. 351 ausheben (vgl. S. 165. 187. 333. 371. 381): »Durch das Rechtfertigungsdogma« (als den im Lutherthum überwiegenden Gedanken) »wurde die Unabhängigkeit des Gläubigen von der heilsbedingenden Eigenschaftlichkeit alles äussern Kirchenthums verkündet und die unsichtbare Kirche constituiert; durch das von dem Gläubigsein untrennbare Dringen auf den Process der Heiligung wurde allein« (bei den Reformirten) »die Con-

tairung einer sichtbaren Kirche ermöglicht,
 Unterschied von einer blossen communio in
 eris eine congregatio sanctorum, welche in ge-
 ellschaftlicher Gruppierung aller ihrer Personen
 die Zwecke der göttlichen Heilsökonomie thä-
 zu sein, ja auch darin das Weltüberwindende
 es Glaubens zu erweisen hat.* Ich bin der
 sicht, dass die unterstrichene Charakteristik
 s Lutherthums weder der Absicht noch dem
 folge nach richtig ist. Ich berufe mich für
 s Urtheil auf meine Abhandlung, »Ueber die
 griffe: sichtbare und unsichtbare Kirche,* —
 iche in den Studien und Kritiken 1859 er-
 ienen ist, deren Nichtbeachtung durch H. ich
 so mehr bedauere, als er S. 531 auf die
 rhandlung desselben Thema durch Münchmeyer
 gegangen ist, gegen welchen ich meine histo-
 che Untersuchung gerichtet habe. Ich darf
 eh nun hier auf folgende Andeutungen be-
 ränken. Man muss sich die seit Leonhard
 tter übliche Bestimmung jener Distinction aus
 n Sinne schlagen, wenn man überhaupt Lu-
 r's und Melanchthon's einschlagende Lehrbe-
 nmungen richtig auffassen will. In deren
 ne ist nun nichts weniger als die oben ange-
 rte Formel, dass der durch den Glauben Ge-
 hte von der heilsbedingenden Eigenschaftlich-
 t alles äussern Kirchentums unabhängig sei.
 n den Glauben setzen Jene als stets abhän-
 von dem Worte Gottes und den Sacramen-
 , dies sind aber zugleich die Merkmale, also
 Mittel der Erscheinung der Kirche, wie sie
 Gottes Stiftung und als menschliche Gemein-
 aft vorgestellt werden muss. Luther und Me-
 chthon denken die Kirche nie ohne jene Merk-
 le, also in erster Linie als sichtbar. Aber
 zweiter Linie setzen sie diese so dem

Glauben wahrnehmbare Kirche als unsichtbar, sofern der Werth, den der Glaube in jeder ihn angehenden Grösse wahrnimmt, für die ungläubige, auch z. B. für die bloss juristische Betrachtungsweise unzugänglich ist. Die sichtbare Kirche bezeichnen also diese Reformatoren zugleich als unsichtbar, um ihren vorherrschenden Werth für den religiösen Glauben gegen nicht religiöse Maassstäbe zu schützen oder solche Maassstäbe als ungültig abzuweisen. Die Formel: die Kirche ist unsichtbar, ist also nur eine apologetische oder polemische Pointe, nicht aber ein selbständiger dogmatischer Gedanke. Dem entspricht es, dass Melanchthon gegen die letztere Meinung der Formel wiederholt lebhaft streitet, und Solchen, welche ihren Glauben unabhängig von jeder Kirchengemeinschaft erhalten zu dürfen glauben, die Forderung entgegensetzt, dass man der sichtbaren Kirche angehören müsse, die trotz aller Fehler durch die Aufrechterhaltung des reinen göttlichen Wortes als die richtige sich erweise. Ich glaube diese Sätze Melanchthon's zu den stärksten Fäden rechnen zu dürfen, an denen die Entwicklung der deutschen Reformation sich fortspann; in diesem Gedankenzusammenhang aber thut Melanchthon noch einen Ausspruch, der bei aller Unscheinbarkeit das Maass bildet, bis zu welchem das Lutherthum in der Bildung der Kirche kam. Um den Werth des kirchlichen Gemeinwesens für den einzelnen Gläubigen zu bezeichnen, findet Melanchthon nicht den Vergleich mit dem Staat, sondern den Vergleich mit der Schule. *Concedendum est, ecclesiam esse coetum visibilem, neque tamen esse regnum pontificum, sed coetum similem scholastico coetui (Loci theol. tertiae aetatis. Corp. Ref. XXI. p. 835). Und*

wie so oft ein als zufällig beigebrachter Vergleich wirklich den Umfang bezeichnet, bis zu welchem ein darüber hinaus beabsichtigter Gedanke durchgedacht ist, so ist es auch hienüt der Fall. Das Lutherthum hat wirklich keine Kirchenbildung auf den Umfang des Begriffs der Schule beschränkt. Wir dürfen auf eine Reihe von Ausführungen der vorliegenden Abhandlung verweisen (z. B. S. 378), die vielmehr auf die von Melancthon gegebene Auskunft als auf die Formel H's passen. Auch die durch tiefe Gerechtigkeit ausgezeichnete Beurtheilung, welche H. der Aufklärung und modernen Humanitätsidee zu Theil werden lässt (S. 374), dass in diesen Richtungen Ideen eine ausserkirchliche und theilweise widerkirchliche Verwirklichung suchen, die christlich begründet, von der Kirche ohne ausreichende Pflege gelassen, deshalb entartet und um das Bewusstsein ihrer Abstammung gekommen sind, — tritt in ein helleres Licht, wenn wir erkennen, dass in der Aufklärung der deutsche Protestantismus der kirchlichen Schule entwachsen ist und freilich accidentell auch der Kirche überhaupt, aber nur sofern dieselbe ihre Aufgabe nach den Merkmalen der dogmatischen Schulung der Menschen beschränkt. Auf der reformirten Seite ist nun freilich die Absicht auf dogmatische Schule nur um Weniges geringer als auf der lutherischen Seite; aber allerdings greift die Absicht der Kirchenbildung durch die aristokratische Verfassung von Local- und Gesamtgemeinde und durch die grundsätzliche Zucht zu der Aufgabe über, dass die Kirche das regnum Christi mitzuverwirklichen habe. Also hier ist die Analogie der respublica mit der der Schule verbunden. Und war ist diese kirchenpolitische Tendenz der re-

formirten Confession theils unabhängig vom Staate, theils in mannigfacher Verschmelzung mit dem Staate zur Ausführung gekommen. Aber diese letztere Combination hat sich ebenso ausgelebt, wie das lutherische Staatskirchentum, und von den unabhängigen Volkskirchen sind kaum die Gestaltungen des Freiwilligkeitsprincips in Schottland von methodistischer Sectirerei frei geblieben.

Die absichtliche Lehre, die uns das Buch hinterlässt, besteht also darin, dass die lutherische Kirche von Anfang an auf eine unvollständige Kirchenbildung hinausgekommen ist, indem sie nur das Element der Schule vollzogen, durch die dazu verwandten Mittel aber, namentlich durch die Gestaltung der theoretischen Orthodoxie, die übrigen Seiten der Kirche direct und indirect beeinträchtigt hat; dass ferner die Wiederbelebung des Amtsgeistes theils keine besseren Erfolge verspricht als früher, theils nur mit unächtten Mitteln katholisirender Gedanken sich geltend zu machen versteht. Die Lehre ist sehr niederschlagend, nicht bloss, weil man weiss, welche verschiedenen Hindernisse der wirksamen Einschlagung eines andern Weges entgegenstehen, sondern auch, weil der Verf. diesen andern Weg direct nicht bezeichnet. Denn Zwingli's theokratisches Verfassungswerk, im Vergleich mit dessen socialer Tendenz im Allgemeinen die Schranke des Lutherthums aufgezeigt wird, ist ja äusserlich gescheitert, und war innerlich, nach H.'s eigenem trefflich begründetem Urtheil verfehlt. Dazu kommt, dass, indem die übrigen reformirten Kirchen in dem Buche ausser Acht bleiben, die Vermuthung sich regen darf, als ob die verfassungsmässige und die wirkliche Lage dieser Kirchen eine Sicherheit verspräche, die nur der lutherischen Kirche mangelte. Ich kann weder

annehmen, dass der verehrte Verf. zu dieser Vermuthung wirklichen Anlass geben möchte, doch dass er nicht ganz bestimmte Grundsätze über die in der Gegenwart möglichen und nothwendigen Normen evangelischer Kirchenverfassung für sich festgestellt hätte. Die relative Zufriedenheit also, mit welcher man vielleicht von dem Buche scheidet, hängt nur davon ab, dass es als erster Band von Beiträgen zur Kirchenpolitik den dringenden Wunsch nach der baldigen Mittheilung der Fortsetzung weckt. Möchte die Erfüllung dieses Wunsches gefördert werden durch das Interesse und die Theilnahme der Fachmänner, welche Referent an diesem Theile durch diese Besprechung des Buches anregen möchte.

A. Ritschl.

Commentar über das Avesta von Friedrich Spiegel. Erster Band. Der Vendidad. Wien, 1864. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. XV und 477 S. in Octav.

Rascher als die einzelnen Theile der Avesta-Übersetzung des Hrn Verfs aufeinander folgten, scheint hier alsbald nach der Vollendung dieses Werkes ein Commentar, welcher den Zweck hat, das grammatische und sachliche Verständnis der altbactrischen Texte zu erleichtern und die deutsche Uebersetzung zu begründen oder in einzelnen Fällen zu berichtigen. Schon beim Erscheinen der Uebersetzung erhoben sich meh-

rere Stimmen gegen die Zuverlässigkeit der traditionellen Hilfsmittel für die Exegese des Avesta, doch sind dieselben in der Folge, als man besonders durch die Bemühungen Hrn Spiegels genauere Einsicht in diese ursprünglich fast nur in Anquetils Werk zugänglichen hermeneutischen Werke sowie in die übrigen auf das parsische Religionssystem bezüglichen Schriften gewann, mehr und mehr verstummt und haben einer besonnenen Benutzung der in jenen niedergelegten Hilfsmittel ihre Zustimmung nicht versagen können. Wer die Zendstudien genau verfolgt hat, wird erkennen, dass Herr Spiegel in seiner Ansicht von dem Werthe der alten Huzvâreshübersetzung keineswegs allein stand; u. a. wird eine aufmerksame Benutzung der Westergaardschen Ausgabe des Avesta jedem zeigen, welche Wichtigkeit für die Textkritik und Interpretation dieser grosse dänische Gelehrte der Pehlviübersetzung zuschreibt; aber Hn Spiegels Verdienst allein ist es, für die richtige philologische Methode nicht nur mit Gelehrsamkeit und rastlosem Fleiss, sondern auch mit einer sittlichen Würde und einem Gleichmuth in die Schranken getreten zu sein, welche nur aus der Ueberzeugung von der Wahrheit der Sache entspringen konnten. Wie wenig selbstsüchtig der Hr Verf. jedes fremde Verdienst anerkennt, davon giebt auch dieser Commentar zahlreiche Belege, in welchem alle bedeutsameren Versuche der Erklärung sorgfältig besprochen werden, um ihre Haltbarkeit oder das Gegentheil hievon festzustellen. Wir erhalten zugleich beim Lesen des Commentars eine genauere Kenntniss von dem Werthe der traditionellen Literatur, der natürlich sehr ungleich ist. Für die Erklärung der altbactrischen Texte würde die alte Huzvâreshübersetzung

lein genügen, da alle spätern Versuche einer Uebersetzung der heiligen Bücher von ihr abhängig sind; aber diese spätern Schriften führen uns einmal oft zum Verständniss der alten Version, die leider ebenso dunkel und in manchen Theilen noch dunkler als die alten Texte ist, und zweitens haben sie ihren Werth für sich, indem sie uns zeigen, wie bei den Parsen die Theologie und das Verständniss der Religionsurkunden beschaffen ist und wie dieselben heutzutage oder schon in den letzten Jahrhunderten ihre bürgerlichen und religiösen Einrichtungen aus den alten Büchern ableiten. Das Beste von den parsischen Hilfsmitteln für das Verständniss der Huzvâreshübersetzung und somit auch des Urtextes ist die Guzeratiübersetzung des Vendidâd von Aspendiârji Frâmji, welche 1842 in Bombay herauskam (vgl. auch Wergaard Zendavesta Preface p. 7 not. 1). Erst im Jahr 1859 kam ein Exemplar dieses nicht im Handel erschienenen Werkes durch die Güte eines damals in Erlangen studirenden Parsen, H. Cama, in Hrn Spiegels Besitz, und man sieht aus den Erklärungen Aspendiârjis, welche sehr oft im Commentar angezogen werden, wie unergleichlich genauer bei ihm das Verständniss der alten Pehlviübersetzung ist als in einer neuer Interlinearversion der drei ersten Capitel des Vendidâd und bei Anquetils Lehrer, Destûr Dâb. In der That ist es ein wahrer Unstern gewesen, welcher Anquetil diesem Destûr zugeführt hat, dessen Gelehrsamkeit ebenso gering wie seine Flüchtigkeit gross gewesen zu sein scheint. Aber selbst Aspendiârji, wenn er von der Huzvâreshübersetzung abweicht, ist nicht zuverlässig, und bei einer Verschiedenheit der Uebersetzung bei ihm und in der alten Ueber-

setzung kann man sicher sein, dass die letztere das richtige hat; wir wollen nur Ein Beispiel anführen, aus welchem man sieht, wie misslich es ist, sich mit Vernachlässigung der alten Huzvâreshübersetzung bloss auf die neuere Tradition zu stützen. Vend. 8, 242 (bei Westergaard 8, 76) findet sich das Wort *hañdarezan*, welches Bündel bedeutet (Huzv.-Uebers. *hambact*, Zusammengebundnes), von *darez* befestigen. Es ist das neupersische *اندرز* (*consilium, testamentum, liber*), und verwandt ist ausserdem *درز* (*sutura*), *درزی* (*sartor*), armenisch *dertsik* (*դերձիկ*) oder *dertsak* (*դերձակ*) *sartor*, *handerts* (*հանդերձ*) *vestimentum*; Vend. 9, 179 steht *saçta . . . hañdarezayañta* sie sollen die Hände fesseln. Nun hat aber Aspendiârji, der sonst die Huzvâreshübersetzung gut versteht, seltsamer Weise die Bedeutung »Höhle« für *hañdarezan* angesetzt (Spiegel Commentar 260), eine Bedeutung, welche schon durch die so eben citirte Stelle des 9. Fargard unmöglich gemacht wird, welche aber Hr M. Haug (Essais p. 211), der sonst kein Anhänger der Tradition ist, — vielleicht weil ein indischer Parsi ihn eben nach Aspendiârji belehrt hat — ebenfalls annimmt, indem er zugleich den weitem Fehler begeht, *hañdarezan* mit dem neupers. *اندازه* (*mensura*), dessen Bedeutung von »Höhle« noch weit abliegt, zusammenstellt, welches zudem im Pehlvi *andâjak* heisst und bekanntermassen mit neupers. *انداختن* verwandt ist, das seinerseits vielleicht auf altbactr. *tac* zurückgeht. Die Verstösse der neuern Tradition geben uns öfter Gelegenheit, den Scharfsinn und die Gewissenhaftigkeit Herrn Spiegels kennen zu lernen, mit welchen er Anquetils und

mit auch seines Lehrers Fehler auf ihre Ursachen zurückzuführen bemüht ist. Uebrigens wurde ausser Anquetils gedrucktem Werke auch noch eine von ihm herrührende handschriftliche Uebersetzung benutzt, deren Abschrift Herr J. Schausen unserm Verf. überliess. Eine durchgehende Berücksichtigung fanden handschriftliche Bemerkungen Fr. Rückerts, welche dieser Altmeister der morgenländischen Sprachkunde über die Spiegelsche Uebersetzung des Vendidâd niedergeschrieben hatte. Sehr nützlich für das Studium der Pehlvitexte ist, dass die aus der Zuvâreshübersetzung angeführten Stellen immer in der Urschrift mit beigeisetzter Umschreibung in hebräische Schrift abgedruckt sind. Eine Bemerkung, welche wir vor der Besprechung von Einzelheiten uns noch erlauben möchten, ist die, dass die Mehrzahl der schwierigen Stellen, welche schon vor dreizehn Jahren, als die deutsche Uebersetzung des Vendidâd erschien, dem Uebersetzer undeutlich blieben, auch noch heute in Dunkelheit leidet, und manches scheint sich ihr jetzt allen Versuchen einer Aufhellung so hartnäckig zu widersetzen, dass wir erst von der immer mehr sich vervollkommnenden Kenntniss aller einschlägigen Hilfsmittel Belehrung zu erhalten hoffen dürfen, wenn diese auch zuweilen anderer Art sind, dass man schon jetzt bestimmen kann, dass sie uns nicht weiter zu helfen vermögen. Aus diesem Grunde hat Ref. im Folgenden den Erklärungen des Hrn Vfs kaum eine und die andre seiner eignen Interpretationen entgegenstellen können, denen absolute Gewissheit und nicht vielmehr immer noch die Einseitigkeit persönlicher Ueberzeugung eigen wäre; aber durch das Confrontiren verschiedener Ansichten wird oft die richtige gewonnen, und

zwar nicht selten von solchen, die an Begabung weit hinter denen stehn, welche die Findung der Wahrheit nur vorbereiten sollten. Refer. wird sich darauf beschränken müssen, einige Punkte von grössrer Wichtigkeit hervorzuheben, über welche er mit Herrn Prof. Spiegel verschiedner Ansicht ist; bei geringfügigeren Fragen kann man nicht selten mehrere Ansichten vertreten, eine Unsicherheit, welche sehr oft aus der Freiheit der altbactrischen Syntax, die sich an vielen Punkten von der in den alten Sprachen unsres Stammes geltenden entfernt hat, entspringt.

S. 109 wird die Form *anuṣkañti* (vend. 3, 123. bei Westerg. 3, 36) als auffallend bezeichnet, insofern hier das Verbum (3. Sing.) mit dem *a* privat. zusammengesetzt ist. Eine solche Erscheinung würde ganz einzig dastehen, denn Ref. entsinnt sich keines weitem Beispiels einer solchen Bildung, obwohl Hr Spiegel nur sagt, diese Form sei im Altbactrischen nicht häufig; hätte dieselbe stattgefunden, so würde man gewiss nicht das *a* privat., sondern die Negation *na*, welche die indischen Grammatiker wohl mit Recht für identisch mit dem *a* privat. halten, oder *ma*, wie im Neupersischen *na* und *ma* vorgesetzt haben. Man könnte nun den sanskritischen Gebrauch für die Spiegelsche Annahme anführen, dem zu Folge z. B. *apacasi* (du kochst nicht) gesagt werden kann; indessen findet diese Redeweise nach dem zu Pāṇini VI, 3, 73 angeführten Vārtika nur *avaxepe* statt, d. h. wenn man Jemand einen Vorwurf macht: du kochst nicht, du Narr (*tvam jāma*). Wir werden somit genöthigt sein, die Form *anuṣkañti* anders aufzufassen, resp. zu verbessern. Schon Westergaard scheint das Richtige gesehen zu haben; er hat

zwar nicht über unsere Stelle ausgelassen, Text stimmt aber, wie wir sogleich sehen, mit der Interpretation des Ref.; Spiegel *yat aňháo zemô nikañti çpánaçca irista na-irista naēmem yāredrājô anuçañti kâ hé yitha*. Statt dessen liest Westergaard: *yat zemô nikañté çpánaēca iriçté naraēca iriçté m yāredrājô anuçañtê kâ hé açti cilha*. Lesart *nikañtê* bietet der alte Londoner Codex, welcher nebst dem alten Kopenhagener, in dem aber unsere Stelle fehlt, den besten Text enthält. Da beide Handschriften aus Einer Familie stammen, so darf man annehmen, dass die Kopenhagener *nikañtê* enthielt; die Pariser Handschrift (bei Spiegel F, bei Westergaard P¹⁰), welche aus der Kopenhagener stammt, enthält ebenfalls *nikañtê*; ebenso lesen alle Vendidadade *nikañté*, und die Lesart *nikañti* findet sich nur in der erst von Darab herrührenden Handschrift Kopenhagener und in der aus dem Jahr 1758 stammenden mit der alten Kopenhagener aus Einer Quelle geflossenen und nach der Londoner Handschrift *nikañtê* bietet — corrigirten Handschrift Paris. Wir dürfen somit der Lesart *nikañté*, welche die eine der beiden ältesten Handschriften sowie eine ganze Handschriftenfamilie beweisen, den Vorzug geben. Ebenso entscheiden sich die gewichtigeren Codices für die Lesart *anuçañtê*; so lesen die Vendidadade aus dem Oxforder von 1681, ausserdem wieder die beiden Pariser Handschriften mit Pehlviübersetzung, deren eine mit der alten Kopenhagener Handschrift dasselbe Original zurückgeht, deren andere der alten Londoner corrigirt ist; *anuçañti* bietet nur eine Handschrift mit Pehlviübersetzung und zwar die zweite Kopenhagener (Spiegel C, Westergaards K^{3a}), welche erwiesener-

massen von der einen Pariser her stammt. Da wir von der Wurzel *kan* nur eine einzige mediale Form antreffen (das imperf. vd. 15, 110), die übrigen vier an vielen Stellen belegbaren Formen alle activ sind, so wird es schon wahrscheinlich, dass wir in den durch die Handschriften empfohlenen Formen *anuckanté* und *kannté* Verba vor uns haben. Die Lesart *naraéca* geben alle Handschriften ausser der aus der alten Londoner stammenden und vielfach entstellten Pariser (Spiegels F, Westergaards P¹⁹), welche die Uniform *naraécca* hat, und ausser der aus der alten Kopenhagner herrührenden Handschrift des Destûr Dârâb. Die ursprüngliche Lesart *naraéca* ist also nicht anzuzweifeln. Wenn nun allerdings die diplomatischen Hilfsmittel nicht für die Lesart *iriclé*, sondern für *iric̣ta*, ebenso für die Lesart *çpánaçca* stärker als für *çpánaéca* sprechen, so ist doch die Lesart *naraéca* so sicher, dass wir *iric̣ta* und *çpánaçca* getrost in *iriclé* und *çpánaéca* corrigiren können; das letztere Wort bietet so viel Abweichendes von der gewöhnlichen Flexion, dass sich hier leicht ein Fehler einschleichen konnte, und für *iric̣ta*, wenn man zu ängstlich sein sollte, zu ändern, könnte man die in den Texten wiederkehrende Erscheinung geltend machen, dass bei mehreren zusammengehörigen Wörtern bloss an einem einzigen die Flexionen bezeichnet werden, während die übrigen im Nominativ oder ohne Flexion stehen. Beiläufig sei bemerkt, dass wir *iric̣ta*, nicht *irista* schreiben, weil immer da, wo vor einem Dental ein Dental vermöge der Lautabstufung, wie J. Grimm diese Erscheinung genannt hat, in den Zischlaut übergeht, dieser *ç* geschrieben werden muss. *iric̣ta* aber ist aus *irith-to* hervorgegangen. Nach

diesem geben wir der Westergaardschen Les-
 den Vorzug und übersetzen: »wenn in die-
 Erde ein todter Hund oder Mensch einge-
 graben ist, ohne wieder ausgegraben zu sein,
 ein halbes Jahr lang — was ist dafür die Strafe?«
nikāntē, çpānaca, naraēca, iriçtē und *anuçkañtē*
 sind Locativi absoluti, wie sie sich im Sans-
 krit und Altbactrischen häufig finden, die hier
 mit *yaŕ* eingeleitet sind; die Huzvâreshüberset-
 zung hat: »wenn man in diese Erde eingräbt
 einen todten Hund oder Menschen ein halbes Jahr
 lang (und) nicht herausgräbt (*anrârâ khefarann*)«;
 wir können nicht entscheiden, ob das Wort
 »wenn man« (*mann*) wirklich so heissen soll,
 oder ob es nach Art dieser ängstlichen Ueber-
 setzung eben statt des bactr. *yaŕ* gesetzt ist;
 man die Verbalformen können sowohl die 3.
 Sing. Praes. als auch das Partic. Perf. Pass.
 sein; sicher ist diese letztere Form zu suchen
 in dem wie unser *anrârâ khefarann* gebildeten
anrârâ varjît (Vend. 15, 2), welches dem bactr.
 Partic. *anuscarsta* entspricht. Das Participium
nikāntē kann nun auch als neutrales Substanti-
 um in der Bedeutung »Eingrabung« gebraucht
 werden, z. B. vend. 3, 27: *yaŕ bâ paiti fraēstem*
airē nikañtē çpānaca iriçta naraca iriçta, »wo
 man meisten in Eingrabung (sind) todte Hunde
 und Menschen«; die Huzvâreshübersetzung setzt
 hier wirklich für *çairē nikañtē*: *pann shekabânit*
ikân in deorsum-versa defossione; ähnlich vend.
 40: *yaŕ bâ paiti fraēstem uçkañti yahmya*
airē nikañtē çpānaca iriçta naraca iriçta »wenn
 man am meisten ausgräbt, wo in Eingrabung
 sind todte Hunde und Menschen.« Wäre hier
nikāntē Verbalform, so dürfte nicht das Präsens,
 sondern es müsste das Perfectum oder der Aorist
 gesetzt sein. Die Bedeutung von *nikāntē*

als Substantivum erhellt auch aus der Stelle Vend. 7, 124: *coañtem drájó xroáñem çairé ma-shyéñé iriçtahé zemé nikañtê hoat zemô baañtê* »wie lange dauert es, dass bei Eingrabung (Huzv.-Uebers. *shekabâñtê* *nikân nehagom* macht man Eingrabung) eines todten Menschen in die Erde die Erdbestandtheile rein werden. Diese Stelle ist mit Vend. 7, 122 identisch, nur steht statt *nikañtê* das Wort *nidhâtê*, Hineinlegung, Loc. von *nidhâta*, und dieselbe Form findet sich mit angetretenem *ca* Yasht 13, 66 (*nidhâtaêca*) wieder und bedeutet hier den niedergelegten Schatz, *ἑσθητός*. Ein Grund für die Auffassung dieser Formen als Subst. im Locat. ist auch der, dass *çairé* der Locat. eines Adject. *çara*, der niedere, liegende, ist, welcher auch Vend. 15, 64 als Attribut neben dem Subst. *verezânê* steht. Wenn wir nun in der Stelle Vend. 7, 124 die Correctur Westergaards nicht zugeben wollen, da nur *iriçtahé* ein einziges Mal in einer 1746 aus einer ältern, 1617 geschriebenen, mit den Vendidad Sade auf Eine Quelle zurückgehenden Handschrift, abgeschrieben vorkommt, so dürfen wir *mashya iriçta* (Spiegel Lesart) als Acc. Plur. von dem Verbalsubstantivum *nidhâtê* abhängen lassen, ohne damit unsere Erklärung des Satzes ändern zu müssen.

Eine wichtige Stelle ist der Anfang des 19. Fargard, welcher die Versuchungsgeschichte des Zoroaster erzählt. Den 22. Vers: *tâm ahi Pourushâçpahê puthrô barethryât haca zâvishi* übersetzt Hr Spiegel: »du bist der Sohn des Pourushaça, von einer sterblichen Mutter wurdest du genannt«, bekennt aber, dass man eher das Präsens erwartete: »wirst du genannt«. Aehnlich Haug (Essais 215): thou art Pourushaspâ's son, so art thou called by thy mother. Betracht-

wir den Satz im Zusammenhang, so hat er
 en Sinn. Zoroaster hat dem Teufel gesagt,
 werde die böse Schöpfung bekämpfen bis
 n jüngsten Tage, wo der Prophet aus dem
 en kommt und Ahriman auf immer gestürzt
 d. Der Teufel fährt fort: »tödtete nicht meine
 schöpfe, reiner Zarathustra, du bist Pouru-
 çpas Sohn schwöre ab die gute Mazda-
 gion, und ich will dir die Gewalt geben wie
 der König Vadhaghna hatte.« Wir müssen
 nehmen, dass in der durch Punkte bezeichne-
 Stelle, deren Uebersetzung von Hrn Spiegel
 anführten, irgend eine Motivirung angeführt
 für die Aufforderung der Abschwörung des
 ubens. Sie muss sogar schon in den Wor-
 »du bist Pourushaçpas Sohn« liegen, da
 se Mittheilung von Seiten Ahrimans dem Sohne
 urushaçpas gegenüber doch nur dann einen
 n hat, wenn wir annehmen, der Teufel habe
 oaster sagen wollen, dass auch sein Vater
 t die Mazdareligion bekannt habe. Wenn
 diesen Sinn fest halten, so werden wir das
 ende in freier Weise übersetzen können:
 um schwöre auch du die Religion ab.« Ref.
 abt nun für die Worte *barethryât hacat zâvi-*
 eine diesem Gedankengang folgende Erklä-
 g geben zu können. Die Huzvâreshüberset-
 g hat: »du bist Pourushaçpas Sohn, von dei-
 n Erzeuger, zugleich von ihren Weibern, näm-
 kenne ich dich; Andre sagen: den Ahnen
 dir zum Yasht bin ich, deshalb auch du
 h verehere.« Die von der Huzv.-Uebers. an
 iter Stelle angezogene Uebersetzung ist in
 That die richtige; die Uebersetzung des
 rtes *barethryât* durch das collective »die Ah-
 (*nyâhân*)« giebt uns an die Hand, dass wir
 ihm die Abstractbezeichnung der Ahnen zu

suchen haben, gleichsam die Ahnenschaft, die Vorfahren (im Thema: *barethrya*, Neutr.). Vielleicht ist auch Vend. 18, 87 *barethryât* vom Kreise der Angehörigen, der Eltern und Grosseltern, zu verstehen, weil der Ablativ von *barethri*, wenn wir dasselbe nicht für ein Heterocliton erklären, *barethréti* heissen müsste. Das wichtigste Wort ist nun *sávishi*. Herr Spiegel zeigt (S. 422), dass es weder von *san* (wissen), noch von *san* (erzeugen) kommen, sondern (wie die Huzv.-Uebers. annimmt, setzen wir hinzu) nur der Aorist Pass. von *ss* sein kann. Nicht aber ist die Form die 2. Sing., wie Hr Spiegel will, sondern die erste, wie wir das *i* sowohl im Sanskrit (hier würde *áhavishi*, also nicht mit Vrddhi, welche nur im Activ eintritt, entsprechen) als in bactr. Formen (*menáhi*, *ráhi*, *soj*) finden; auch hat *ss* nicht die allgemeine Bedeutung »rufen«, sondern »anbeten«, daneben »fluchen«, wie das Piel בָּרַךְ im Hebräischen. Der Satz ist demnach zu übersetzen: »von deinem Vorfahren wurde ich angebetet« — deshalb verfluche auch du die Religion.

Eine schwierige und wie uns scheint von Hr Spiegel noch nicht gehörig aufgehellte Stelle ist Vend. 5, 13 (Westerg. 5, 4). Es heisst hier: »Leichenunreinigkeit, welche zufällig, durch Verschleppung durch Thiere oder den Wind, mit einem Menschen in Berührung kommt, verunreinigt nicht; würde sie verunreinigen, so wäre man in der ganzen Welt nicht sicher vor Befleckung« oder wie es der Text ausdrückt: »die ganze Welt würde in kurzem *ishacem jit ashem* und in Seelenverhärtung und ein Gefäss der Sünde sein.« Es fragt sich nun, was *ishacem jit ashem* bedeute; Hr Spiegel macht einige Vorschläge, denen er aber selbst keine Sicherheit

schreibt; *ishaçem* kann unmöglich von *ish* wünschen (vgl. *ishaçâ* 1. Sing. Präs., *ishaçôit* 3. Sing. Präs. des Desiderativs) getrennt werden, auch die armenischen Erklärer, an der Spitze die Huzvâreshübersetzung (*khvâçtâr*), sehen die Bedeutung des Wünschens in *ishaçem*; *jît* wird ebenso durchgängig durch »schlagend« oder »tödtend« übersetzt, *ashem* ist ohnehin klar. Die Schwierigkeit scheint uns in der Erklärung von *jît* und dem syntactischen Verhältniss der drei Worte zu liegen. Was zunächst das letztere betrifft, zeigt die Huzvâreshübersetzung, dass wir *jît* mit *ishaçem* *ashem* construiren müssen; sie übersetzt *jît* *khvâçtâr i âraish*, d. h. »vernichteten Wunsch nach Reinheit habend«, wie die Glosse erklärt, der Weg zum guten Handeln würde abgeschnitten sein. Dies führt uns auf die Bedeutung von *jî*; es kann nicht mit *ji* (lieben) zusammenhängen, weil diese Bedeutung an den beiden Stellen, wo *jît* noch vorkommt, durchaus nicht passt; *jî* heisst *yaçna* 52, 9: *aêshaçâ dé-jît* (die Dehnung des *i* ist dem Gâthadialekt eigen, vgl. *ciçna* 29, 6) *aretâ peshôtanôç*, »welche wünschen, dass man bewältigend (sei) vollkommen der Sünder« (*dé* ist ein blosses Präfix); und *yaçna* 52, 6: *dregvôdebyô dé-jît aretaëibyô* »man bewältigend vollkommen die Schlechten«. Demnach werden wir also unsere Stelle übersetzen müssen: »(die Welt wird sein) den Wunsch niedrigend (unterdrückend) nach Reinheit.« Das Wort *ishaçem* hat den Accus. bei sich, wie sich aus dem Griech. der Accus. der Beziehung findet oder aus dem Sanskr. als Verbalnomen den Casus des Verbi zeigt. *Jît* ist demnach ein participialähnliches Wort, welches wie sanskr. *prajit* von der Wurzel *ji* gebildet ist. Diese Wurzel *ji* ist ohne Zweifel die sanskritische *ji jáyati*, welche Herr

Spiegel S. 378 mit bactr. *ji* richtig vergleicht. Wenn er S. 351 auch das bactr. *zi* (wovon *zi-nât* Yaçna 11, 17) und das altpers. *di* zu skr. *ji* stellt, so ist dies ein Versehen, welches daher rührt, dass die mit *ji* und *zi* ähnlich lautenden Wurzeln im Bactrischen in der That schwierig zu unterscheiden sind (man vgl. skr. *ji* in der Bedeutung wegnehmen, mit doppeltem Accus. und bactr. *zi* wegnehmen), dass sich namentlich die Bedeutungen der von ihnen abgeleiteten Wörter so nahe berühren, dass sie nicht nur die heutigen Interpreten, sondern schon die ältern unter den Parsi zu Verwechslungen geführt haben, welche vielfach für die Auffindung der richtigen Bedeutungen erschwerend waren. Wir wollen deshalb versuchen, das Verhältniss dieser lautlich verwandten Wurzeln unter sich und zu denen des Sanskrit etwas näher zu bestimmen. Wir haben zunächst eine Wurzel *ji*, welche mit *gi* (wovon *gaêtha*, *jigaêsa*) und *jto* (wovon *jtoya*) verwandt ist und leben bedeutet; sie ist identisch mit altpers. *jto* und skr. *jto*. Von ihr haben wir in *jijishêti* (Huzvar.-Uebers. *stoash khvâçtâr hanmand* sie sind das Leben wünschend) eine Desiderativform: sie wünschen das Leben zu erhalten (Y. 39, 2), und auch das Adj. *jijish* (zu leben wünschend) geht auf diesen Desiderativstamm zurück. Ein Subst. von *ji* ist *jiti* (*vita*), von *jto:jyâiti* und *jyâtu*, über dessen Bildung wir auf Hrn Prof. Benfey's Auseinandersetzungen in diesen Anzeigen 1852 S. 1224 verweisen können. Wie es oft der Fall ist, wurde die Wurzel *ji* durch ein antretendes *sh* erweitert, und von dieser secundären Wurzel *jish* stammt das Subst. *jisti* (*vita*), welches seinerseits ein denominat. *jistay* erzeugte. Ein anderes *ji* mit der Bedeutung »lieben«, dem skr. *jino jinoati* ent-

prechend, finden wir in dem desiderativen Con-
 junctiv *jijishâitê* und Imperat. *jijishaniuha* (Vend.
 5, 42. Westerg. 15, 13), sowie in der Ablei-
 ung *jira* (studiosus), skr. *jirâ*. Ein drittes *ji*
 endlich ist die Wurzel zu dem oben besproch-
 en *jit* und entspricht dem skr. *ji jáyati*; auch
ya (Eroberung, Gewinn) gehört hieher, skr.
iyá, sowie die Fortbildung durch *sh: jish*, wo-
 on das Partic. *jaêshemnô* (opprimens). Mit der
 Wurzel *ji* oder *jiv* verwandt, vielleicht nur eine
 contraction der letztern, ist *ju* (vivere) Vend. 3,
 15. Yaçna 61, 29 u. s. w., wovon *joa* (vividus)
 und *javara* (id.); das Gegentheil von *ji* bezeich-
 et *jiyâ* (senescere) mit dem Partic. *jiyama*, wel-
 ches Hr Spiegel S. 71 mit skr. *hâ jihîlé* zusam-
 enstellt, während es doch offenbar zu skr. *jiyâ*
niâti gehört. Dieses skr. *hâ* entspricht dem
 bactr. *sâ* (loslassen), wovon wir mehrere For-
 men nach der 3. Classe haben, während das an-
 dere skr. *hâ jahâti* zum bactr. *syâ* zu stellen
 ist, wovon *syâna syâni* (damnum). Mit dem er-
 wähnten *ju* darf man zwei Wurzeln *zu* nicht
 verwechseln, deren eine mit skr. *jû jâvati* iden-
 tisch ist und die Wörter *zaoya* (stark), dessen Wur-
 el Hr Spiegel S. 37 mit der folgenden identifi-
 cirt, ferner wohl *jazhu*, welches nicht wohl von
 (Spiegel S. 177) kommen kann, da wohl *zu*,
 nicht aber *ju*, unter gewissen Bedingungen *zhu*
 werden kann, daher wohl einen Hund bedeutet,
 der eben erstarkt ist oder kaum erst laufen
 kann, neben *oîzu* ein kraftloser, ganz junger
 Hund, endlich *sâvare* und altpers. altbactr. *zura*
 (robis, robur) und *zaotar* (agaso, actor Yaçna 11,
 erzeugt hat; deren andere aber, mit skr. *hu*
hóti identisch, beten und fluchen bedeutet und
 aus welcher die Wörter *zaotar* (sacerdos). *za-*
hira, *zava*, *zavana*, *zerya*, *zazva*, auch wohl *ai-*

weis ein Hund, der nur bellen kann, noch ganz jung ist, entsprossen. Dieselbe ist verwandt mit skr. *hvā hōdyati* und altbactr. *sbā*. Nun haben wir das Wort *saya* (Waffe), welches man geneigt sein könnte auf skr. *jī jāyati* zurückzuführen, wie denn im Skr. *jayā* (Sieg) existirt; man darf dennoch *saya* etwa in der Bedeutung Siegwaffe nicht zu diesem Skr. Wort stellen, da das Verbum siegen im bactr. *jī* heisst; *saya* scheint ursprünglich bloss Geräthschaft zu bezeichnen (wie Vend. 14, 26) und die Wurzel *si*, Skr. *hi hinōti* nöthigt uns für *saya* als erste Bedeutung Treibinstrument, Mittel, womit man arbeitet, anzunehmen, wie auch Skr. *hest* (von *hi* treiben) die Bedeutung Waffe hat. Zu dieser Wurzel *si*, welcher in den Keilinschriften *š* (wegnehmen) entspricht, gehören die Wörter *saēman*, *saēna*, *saēnainh* (Waffe, Wachsamkeit), *saēni*, *saēnu* (Adject.), *sinake* (rapiens), wohl auch *sim* und *sima* (hiems, freilich nicht nix, was als treibender Schnee sich aus *si* bequem erklären liesse), Wörter, denen der Begriff des eifrigen Bewegens zu Grunde zu liegen scheint.

Doch genug jetzt der Ausstellungen; manche Punkte wird der Leser des Spiegelschen Werkes in andern, seit dem Druck desselben erschienenen Schriften anders aufgefasst finden, und die Zeit wird nach und nach die Differenzen, welche noch an manchen Stellen des wichtigen Religionsbuches der alten Eranier unter seinen Erklärern herrschen, zum Austrag bringen. Es würde nicht von grossem Nutzen sein, wenn wir den knappen Raum noch zum Lobe dieses neuesten Spiegelschen Werkes in Anspruch nehmen wollten; die Verdienste des Hrn Verfs um die Erklärung des Avesta sind, wie der Leser selbst sich überzeugen wird, auch in diesem

neuesten Werke so bedeutend, dass die Zahl der vereinzelt Versehen, welchen auch der beste Kenner dieses Gebietes fortwährend ausgesetzt ist, unverhältnissmässig gering ist und eben zeigt, dass auf diesem Felde der morgenländischen Wissenschaft noch viel zu thun übrig bleibt.

Marburg.

Ferd. Justi.

Meklenburgisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. II. Band. 1251-1280. Schwerin 1864. In Commission der Müllerschen Hofbuchhandlung. 648 S. in Quart.

Bei grössern Quellenwerken sind wir gewohnt, dass sich das Erscheinen der einzelnen Bände durch viele Jahre hinzieht. Nicht so scheint bei dem oben genannten Unternehmen sein zu sollen, obgleich dasselbe an Wichtigkeit und Gediegenheit in der Bearbeitung vielen andern überlegen ist. Dem ersten, sehr starken Bande des Meklenburgischen Urkundenbuches folgt jetzt binnen Jahresfrist bereits der zweite, und es ist Aussicht vorhanden, dass auch der nächste nach nicht längerem Zwischenraume erscheinen wird. Das Verdienst dieser raschen aufeinanderfolge wird zweifelsohne in erster Linie dem unermüdlich thätigen Archivrath Dr. Hirsch gebühren, dessen Leben gleichsam der meklenburgischen Geschichte gewidmet ist und der schon seit Jahren die gründlichsten Vorar-

beiten zu dem grossartigen Urkundenbuche seiner Heimath entweder selbst gemacht oder doch veranlasst hat. Für die letzte Redaction freilich wird noch immer sehr viel zu thun übrig geblieben sein, so dass auch Archivsecretair Dr. Wigger, der jene vornehmlich übernommen, sich mit seinen Arbeiten nicht wenig beeilt haben muss.

Dass der vorliegende Band des Meklenburgischen Urkundenbuches ebenso sorgfältig und nach gleichen Grundsätzen bearbeitet ist, wie der erste, — den Ref. in No. 38 des vorigen Jahrganges der Anzeigen besprochen, — braucht kaum erwähnt zu werden. Auch die Reichhaltigkeit des Inhalts hat sich nicht vermindert, ja an Nummern der einzelnen Urkunden ist dieser zweite Band sogar reicher als der erste, denn er schliesst mit Nummer 1557 ab, während jener nur bis Nr. 666 reicht. Auch an ungedrucktem Material scheint mir der letzt erschienene Band mehr zu enthalten als der vorhergehende; es liegt dieses, so wie die grössere Anzahl der einzelnen Urkunden, wohl mit daran, dass in jenem viele kleine Notizen aus Stadtbüchern aufzunehmen waren, die bisher noch nicht gedruckt waren.

Dahin gehören vor allem die interessanten kurzen Notizen aus dem Rostocker Stadtbuche. Dieselben ziehen sich durch den ganzen Band und geben durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts ein werthvolles Bild von dem Gerichtswesen, dem Handel, den Verhältnissen der Bürgerschaft, der Landesherrschaft, auch von den Finanzen, überhaupt den communalen, politischen und socialen Zuständen der Stadt und ihrer Bürgerschaft. Aehnliche Notizen, freilich nicht in so grosser Menge und mit solcher Mannich-

igkeit des Inhalts, konnten aus dem ältesten Urtenbuche von Wismar aufgenommen werden. Es folgen in dem Werke, trotz der streng beobachteten Zeitfolge, viele Urkunden aufeinander, die sich alle auf eine bestimmte Angelegenheit beziehen, deren Erfassung erst durch eine solche Zusammenstellung recht möglich ist. Ich möchte ich z. B. die zahlreichen Urkunden über den alten Zwist zwischen den Bisthümern Camin und Schwerin über ihre Diöcesanzonen zählen. Auch mancher wichtige Beitrag

der Frage nach dem Reichsfürstenstand der nordalbingischen Bisthümer wird erst durch eine Aufnahme in das Urkundenbuch dem Vericksal entgehen, unbeachtet zu bleiben. So ist es unter anderem Ficker, Reichsfürstenstand

S. 203, noch unbekannt, dass wir allerdings über den Verlauf der Klage jener drei Bischöfe gegen den Herzog von Sachsen, der ihre Belehnung 1252 in Anspruch nahm, einige, wenn auch nur dürftige Nachrichten haben, die jetzt in No 696 dieser Urkundensammlung eingefügt sind. Seite 122 ist eine bisher ganz unbekannte Urkunde gedruckt, die auf jene wichtige Angelegenheit Bezug hat: die Belehnung des Bischofs von Ratzeburg durch König Richard am 1. Juni 1258. Die älteste Belehnung, welche Ficker bekannt gewesen, ist erst von 1274.

Wie über jene Sache, so finden sich in dem Werke überhaupt manche Urkunden deutscher Könige, die bisher noch nicht gedruckt waren, und ebenso sind durch dasselbe viele Documente der Markgrafen von Brandenburg, der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, von Sachsen und Pommern, der Grafen von Holstein, Danneberg, Schwerin, der Fürsten von Rügen, Meklenburg und Preussen, sowie aller anderen

geistlichen und weltlichen Grossen des nördlichen Deutschlands, auch der fernen Ostseeprovinzen Livland und Esthland, und der Könige von Dänemark zuerst ans Tageslicht gezogen.

Eine ganz besondere, rühmenswerthe Sorgfalt ist auch in diesem Bande, wie im ersten, den Inschriften gewidmet, von denen jetzt schon eine viel grössere Anzahl als früher mitgetheilt werden konnte. Auch auf die Abbildung und Beschreibung der Siegel, ist nicht minderer Fleiss als in dem ersten Bande verwandt. Namentlich findet sich S. 388 eine ohne Zweifel sorgfältig gemachte Abbildung eines sehr merkwürdigen Siegels der Königin Margaretha von Dänemark, aus dem Jahre 1271, welches in der Urkunde, an der es befestigt, sehr auffallender Weise mit diesen Worten richtig beschrieben ist: *continens formam capitis reginae in maiestate sua residentis.*

Der dritte Band dieses Urkundenbuches, der die letzten zwanzig Jahre des 13. Jahrhunderts umfassen wird, soll nach dem Vorworte des ersten Theiles noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Dass die Herausgeber dem Versprechen pünktlich nachkommen werden, ist jetzt, nachdem der zweite Band so bald erschienen, nicht mehr zu bezweifeln. Mit dem Jahre 1300 wird dann das Werk zu einem gewissen, wenn auch nur vorläufigen Abschluss kommen; von da an verbietet die Ueberfülle des Stoffes alle Urkunden vollständig abzudrucken, es muss eine Auswahl getroffen werden.

Greifswald.

R. Usinger.

Göttingische elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

. Stück.

31. Mai 1865.

La Cité antique. Étude sur le culte, le droit, les institutions de la Grèce et de Rome.
 par Fustel de Coulanges, professeur d'histoire de la Faculté des Lettres de Strasbourg.
 Paris et Strasb. 1864. 525 Seiten.

In dem vorliegenden Werke beabsichtigt der Verf. die Principien darzulegen, nach welchen das öffentliche und Privatleben der römischen, wohl wie der griechischen Welt sich regelte. Letztere beide aber sind deswegen unter Einem Gesichtspunkte zusammengefasst, weil sie als Aeste des nämlichen Stammes auch die nämlichen Institutionen und Regierungsgrundsätze beibehielten und eine Reihe einander ähnlicher Revolutionen durchgemacht haben. Von ganz besonderer Wichtigkeit dünkt es dem Verf., auf eingehende Weise zu entwickeln, wie grundverschieden die Einrichtungen und Anschauungen die Völker des klassischen Alterthums von denen der neueren Gesellschaft gewesen, und so vielfachen Entgegensetzungen entgegenzutreten, welche daraus entspringen sind, dass wir von früher Jugend ge-

wöhnt werden, jene Völker nicht als fremde zu betrachten, sondern fast immer in ihnen uns selbst zu erblicken und deshalb ihre Geschichte nach der unsrigen, unsere Revolutionen nach den ihrigen zu beurtheilen. Dies aber ist nicht ohne Gefahr. Hat man doch in der neueren Zeit zuweilen die Institutionen Roms und Griechenlands nachbilden und die Freiheit da holen wollen, wo sie nie bestanden! »Nos quatre-vingt dernières années ont montré clairement que l'une des grandes difficultés, qui s'opposent à la marche de la société moderne, est l'habitude qu'elle a prise d'avoir toujours l'antiquité grecque et romaine devant les yeux.« Wenn nun die Gesetze, welche die menschliche Gesellschaft regieren, jetzt nicht mehr die nämlichen sind wie im Alterthum, so kommt dies daher, dass im Menschen selbst eine Veränderung vorgegangen ist. »Nous avons en effet une partie de notre être qui se modifie de siècle en siècle; c'est notre intelligence. Elle est toujours en mouvement et presque toujours en progrès, et à cause d'elle nos institutions et nos lois sont sujettes au changement. L'homme ne pense plus aujourd'hui ce qu'il pensait il y a vingt-cinq siècles, et c'est pour cela qu'il ne se gouverne plus comme il se gouvernait.« Von der Verwandtschaft aber, welche zwischen den Ideen des menschlichen Geistes und dem socialen Zustand eines Volks besteht, liefert die Geschichte der Römer und Griechen einen deutlichen Beweis; denn betrachtet man die Institutionen dieser Völker ob Rücksicht auf ihre religiösen Anschauungen, scheinen sie dunkel, wunderlich, unerklärlich. Woher z. B. die Patrizier und Plebejer, die Patrone und Klienten, die Eupatriden und Thesmothei, die uns so unnatürlich dünkenden Einrichtungen

Lacedämonier, die so ungerechten Seltsam-
 m des alten Privatrechts, wonach in Korinth
 Theben der Grundbesitz unveräusserlich war,
 Athen und Rom Bruder und Schwester nicht
 des Erbrecht besaßen? was war die *agna*—
 was die *gens*? woher die mannichfachen Um-
 rungen in Recht und Staat? woher jene Va-
 andsliebe, welche zuweilen alle natürlichen
 ihle ertödtete? welchen Begriff verband man
 der Freiheit, von der man fortwährend sprach,
 rend man sie nie besaß? wie endlich haben diese
 den unseren so verschiedenen Institutionen
 lange bestehen können? welches Princip hat
 en den menschlichen Geist so lange unter-
 it? Die Antwort auf diese und viele andere
 gen der Art findet sich jedoch bald bei ge-
 erer Betrachtung der religiösen Vorstellun-
 , welche die Völker der alten Welt beherrsch-
 , und man erkennt alsbald, wie innig die Be-
 ungen waren, die zwischen diesen Vorstel-
 gen und den Grundsätzen des alten Privat-
 hts, zwischen den religiösen Gebräuchen und
 häuslichen sowohl wie den politischen Ein-
 stungen bestanden. Als indess die alte Reli-
 n sich veränderte oder ihre Kraft verlor, er-
 en demgemäss auch das Privatrecht und die
 antichen Institutionen Veränderungen, und
 e Reihe von Revolutionen trat ein, wobei die
 agestaltung des menschlichen Geistes ihren re-
 mässigen Verlauf nahm und sociale Umgestal-
 gen zur Folge hatte. Diesem Ideengange ge-
 iss und um zum Verständnisse des Rechts,
 r politischen Einrichtungen und der Geschichte
 ms wie Griechenlands zu gelangen, sucht der
 rf. den Entwicklungsgang der Religion der
 en Welt zu verfolgen, wobei er von der älte-
 m Zeit, wo die eranischen Völker noch unge-

trennt beisammen wohnten, ausgehend, das ihnen Gemeinschaftliche in den religiösen Anschauungen und den Institutionen sowie in den Veränderungen derselben auch in der Periode nach ihrer Trennung darzulegen bestrebt ist. Zu diesem Zweck theilt er seine Untersuchungen in fünf Bücher, deren erstes in vier Kapiteln die älteste Religion zum Gegenstand hat und zuvörderst I. die verschiedenen Vorstellungen der Alten in Bezug auf den Zustand der Seelen nach dem Tode bespricht. »Diese Vorstellungen, bemerkt der Verf., so falsch und lächerlich sie uns auch dünken, sind gleichwohl für die Regierungsgrundsätze der alten Staaten massgebend gewesen und aus ihnen die meisten häuslichen und öffentlichen Einrichtungen hervorgegangen.« — II. Die göttliche Verehrung der Verstorbenen. Nach der Meinung der Alten wurde nämlich jeder Dahingeschiedene ein Gott, selbst wenn er böse gewesen war. Diesen Todtencultus, dessen wichtigster Theil in der fortwährenden, von Vater auf Sohn überlieferten Darbringung von Opfern bestand, welche für das Wohlbefinden der Manen unerlässlich geglaubt wurden, findet man ebenso bei den Griechen, Lateinern, Sabinern und Etruskern wie bei den indischen Aryas. Der Rig-Veda erwähnt ihn und die Gesetze des Manu nennen ihn die älteste Religion der Menschen. — III. Das heilige Feuer, das Herdfeuer, dessen Cultus fast identisch mit dem der Verstorbenen, sich gleichfalls in Indien wiederfindet. — IV. Die häusliche Religion. Einen für alle Menschen geltenden Monotheismus kannte die älteste Zeit nicht; jede Familie besass ihre eigenen Götter, die ihr durch Blutsbande angehörten und nur von ihr allein angebetet werden

urften. Das Geheimniss der menschlichen Zeugung war für die Alten, was für uns das der Schöpfung. Der Erzeuger galt ihnen für ein göttliches Wesen, und sie riefen ihn nach seinem Tode als solches an. Wie natürlich und wichtig dieses Gefühl ist, erhellt daraus, dass es fast überall als Religionsprincip auftritt, bei den Chinesen wie bei den Geten, bei afrikanischen Völkern wie in der neuen Welt.

Das zweite Buch in zehn Kapiteln handelt von der Familie. I. Die Religion als Grundprincip der alten Familie. Weir die Zeugung noch die natürliche Liebe noch die eheliche oder väterliche Gewalt bildete jenes Princip, sondern die Religion des Hausherdes, der göttlichen Verehrung der Vorväter. — II. Die Ehe, vermöge deren die Frau die Religion der Ihrigen verliess und zu der der Familie ihres Gatten übertrat. Sie wurde dadurch gewissermassen zum zweiten Male geboren und galt nun da an für die Tochter ihres Ehemannes, sie war *filiae loco* in der Sprache der Juristen. L'institution du mariage sacré doit être aussi ancienne dans la race indo-européenne que la religion domestique; car l'une ne va pas sans l'autre. Cette religion a appris à l'homme que l'union conjugale est autre chose qu'un rapport de sexes et une affection passagère, et elle a uni les époux par le lien puissant du même culte des mêmes croyances. La cérémonie des noces était d'ailleurs si solennelle et produisait de graves effets qu'on ne doit pas être surpris que ces hommes ne l'aient crue permise et possible que pour une seule femme dans chaque maison. Une telle religion ne pouvait pas admettre la polygamie. — III. Die Continuität der Familie, welche aus der Religion

hervorging und von ihr gebieterisch erheischt wurde, hatte zur Folge, dass die Ehelosigkeit untersagt und die Ehescheidung im Falle der Unfruchtbarkeit geboten war. Da nämlich die Manen der Verstorbenen fortwährend Opfer bedurften, wenn sie sich nicht in unglückliche und böse Dämonen verwandeln sollten, so musste auch für die Fortdauer der Familie Sorge getragen werden. Deshalb auch sagte der Hindu: »Das Erlöschen einer Familie zieht den Untergang der Religion derselben nach sich. Den Vorvätern werden dann keine Kuchen mehr geopfert und sie sinken in den Aufenthalt der Unglücklichen hinab.« Gleiche Vorstellungen herrschten bei den Römern und Griechen. Der Sohn aber, der den Cultus der Vorväter fortzusetzen bestimmt war, musste in der Ehe gezeugt sein; denn war er von einer andern Frau, die selbst nicht durch die feierlichen Hochzeitsgebräuche in die Religion des Mannes eingeweiht worden, so konnte er gleichfalls an' derselben keinen Theil haben. Deshalb heirathete der Römer *liberum quaesendorum causa*, der Grieche *παίδων ἐν' ἀγῶνι γυναικῶν*. Dies erklärt auch, warum im Falle einer dem Ehemanne zur Last fallenden Sterilität seine Frau gehalten war sich irgend einem Verwandten desselben zur Kinderzeugung zu überlassen. Dies erforderte das Gesetz bei den Hindu's wie in Athen und Sparta. Man sieht, wie wichtig das Vorhandensein von Söhnen in einer Familie scheinen musste; die Geburt einer Tochter war von geringerer Bedeutung; denn sie verliess später die Religion ihrer Familie und trat zu einer andern über. — IV. Adoption und Emancipation. »Der, dem die Natur keinen Sohn verliehen hat, kann einen solchen adoptiren, damit die Todtenopfer

icht aufhören«, heisst es in den Gesetzen des
 lanu und ähnlich lautete die Bestimmung der
 thenischen Gesetze, vermuthlich auch der rö-
 ischen noch zur Zeit des Cicero. Von dem
 adoptivsohn heisst es bei den Römern: *in sacra*
ansit, denn man konnte nicht an einem zwie-
 ichen Hausherd opfern, nicht zwei verschiedene
 hnenreihen verehren. — V. Die Verwandt-
 chaft im Allgemeinen und die römi-
 che Agnation. Die Verwandtschaft bestand
 nach Plato in der Gemeinschaftlichkeit der näm-
 ichen Hausgötter und die nämliche Anschauung
 herrschte in Indien, so dass also nur eine Ver-
 wandtschaft von väterlicher Seite her (bei den
 Römern *agnatio*) als solche betrachtet wurde,
 wogegen die Glieder der Familie, aus der die
 Mutter stammte, einer andern Religion ange-
 hörten und deshalb nicht als Verwandte gelten
 konnten. Die Kinder von Bruder und Schwester
 also, nach unseren Begriffen nahe Verwandte,
 waren es nach denen der Alten keineswegs, denn
 sie besaßen keinen gemeinschaftlichen Familien-
 cultus. Daher auch galten nach römischem
 Recht die *fratres consanguinei* für Agnaten, je-
 doch nicht die *uterini*. Aber auch der emanci-
 pirte und von einem andern adoptirte Sohn war
 nicht mehr der Agnat seines leiblichen Vaters,
 sondern dessen, der ihn adoptirt hatte, und der
 ganzen Familie desselben. Später freilich bil-
 dete sich in Indien wie in Griechenland und
 Rom die *cognatio* heran, welche von den Vor-
 schriften der Familienreligion unabhängig war. —
 VI. Eigenthumsrecht an Grund und Bo-
 den. Verschiedene Völker kennen ein solches
 gar nicht; auch bei den alten Germanen war es
 nicht vorhanden; das Land wurde alljährlich
 vertheilt wie noch jetzt bei einigen semitischen

und slavischen Stämmen. Bei den Griechen und Römern dagegen bestand jenes Recht bereits in ältester Zeit und ging aus den religiösen Anschauungen hervor. Die Vorfahren waren nämlich nicht auf öffentlichen Begräbnissplätzen oder längs den Landstrassen, sondern theils im Hause, theils in der Nähe desselben beerdigt; sie verliehen den Wohnstätten so wie der unmittelbaren Umgebung derselben fortwährend ihren Schutz und weihten beide zu einem unveräußerlichen Eigenthum, welches für die Religion der Eigenthümer unerlässlich war, so dass nur die dringendste Noth oder das Aussterben einer Familie zu einem Aufgeben desselben veranlassen konnte. Erst später gestattete in Rom wie in Griechenland Sitte und Gesetz den Verkauf ererbten Grundbesitzes und auch dann war derselbe von religiösen Gebräuchen begleitet. Die Abgeschiedenheit und Sonderung, in welcher in der ältesten Zeit die einzelnen Familien gelebt hatten, um ihre Religionsgebräuche vor fremden Blicken geheim zu halten, erklärt endlich den hohen Grad von Heiligkeit, in welcher die Grenzen und Grenzgötter auch noch in späterer Zeit gehalten wurden. — VII. Das Erbrecht. 1) Beschaffenheit und Princip desselben. Da das Eigenthumsrecht, wie wir gesehen, aus der Religion, d. h. dem Familiencultus, hervorgegangen und deshalb beide auf das engste verknüpft waren, so galt es nach dem griechischen wie nach dem römischen Recht für eine Regel ohne Ausnahme, dass jenes Recht nicht ohne den damit verbundenen Cultus und wiederum dieser nicht ohne jenes erworben werden konnte. Da aber der Cultus sich nur in der männlichen Linie vererbte, so musste Gleiches auch in Bezug auf das Eigenthum stattfinden. Dieses Prin-

war also nicht die Folge einer gesetzlichen Bestimmung, sondern ging aus einer religiösen Anschauung hervor, welche über die Menschen die grösste Gewalt ausübte. Wenn daher der Sohn erbte, so geschah dies nicht etwa, weil es der Wille des Vaters war, nicht kraft eines Testaments, sondern *ipso jure heres existit*; er war *heres necessarius*, durfte aber auch andererseits die Annahme der Erbschaft nicht verweigern. Das *beneficium inventarii* war dem griechischen Recht unbekannt und wurde erst sehr spät in das römische aufgenommen. Demnach so war der Sohn ferner *heres suus*, er beerbte sich selbst, sogar bei Lebzeiten des Vaters galt er als Miteigenthümer von Haus und Feld, und deshalb trat beim Tode des letztern nicht eigentlich Beerbung, sondern nur eine Fortsetzung des Eigenthumsrechtes ein; *morte patris continuatur dominium*. Aus diesem allen entsprang nun ganz natürlich 2) das unbedingte Erbrecht des Sohnes und die Ausschlössung der Tochter. Sie kann die Familienreligion nicht fortsetzen und deshalb verbietet dieselbe dem Vater zu beerben. Dieses Princip herrschte ursprünglich ebenso bei den Griechen und Römern wie bei den Hindu's und wurde erst später direct oder auf Umwegen modificirt. Bezug auf die in Athen *ἐπίκληρος* genannte Tochter bemerkt der Verf., dies sei ein »mot que l'on traduit à tort par héritière; il signifie en est à côté de l'héritage, qui passe avec l'héritage, que l'on prend avec lui. En effet la fille n'était jamais héritière.« 3) Das collaterale Erbrecht. Es verblieb lediglich bei der männlichen Linie ebenso bei den Hindu's wie bei den Griechen und Römern. 4) Folgen der Emancipation und Adoption. Der emancipirte

und daher vom Familiencultus ausgeschlossene Sohn verlor ebenso sein Erbrecht wie der in denselben aufgenommene Fremde es erwarb. 5) Die älteste Zeit wusste nichts von Testamenten, auch bei den Hindu's nicht. Später findet sich zwar bei den Römern aus den Zwölf Tafeln das Bruchstück *uti legassit ita jus esto*, wenn jedoch aus dem Solonischen Gesetze nur die Worte *διαθήσας ὄντος ἂν ἐπείγῃ* auf uns gekommen wären, so hätte man glauben können, dass unter allen Umständen testirt werden konnte, indess fügt das Gesetz hinzu *• ἂν πῶτα δέσῃ.* 6) Das Erstgeburtsrecht. Der Erstgeborene, sagten die alten Arier, ist gezeugt worden, um die Pflichten gegen die Vorfäter zu erfüllen; die andern Kinder sind Früchte der Liebe. Auch findet sich eine alte in das Gesetzbuch des Manu aufgenommene Bestimmung, wonach der Erstgeborene das ganze Vermögen erbt und die andern Brüder in dem nämlichen Verhältnisse zu ihm stehen wie zu ihrem Vater; *•denn jener trägt die Schuld gegen die Vorfahren ab und muss daher alles besitzen.* Das nämliche Recht bestand in ältester Zeit bei den Griechen und muthmasslich auch bei den Römern, denn wie hätte sonst eine Familie, wie die Claudische mehrere Tausend Freie oder wie die Fabische mehrere Hundert weiffenfähige Glieder, lauter Patrizier, enthalten können? Aber auch andere Spuren finden sich von dem einstigen Vorhandensein des Erstgeburtsrechts bei den Römern. — VIII. Die Autorität in der Familie. 1) Princip und Beschaffenheit der väterlichen Gewalt bei den Alten. Diese entsprang aus dem Umstande, dass der Vater der Oberpriester der Familie war und auch nach seinem Tode göttliche Verehrung ge-

In geringerem Ansehen stand daher die , die weder von den Ahnen abstammte, noch ihrem Tode unter dieselben aufgenommen le. Nach dem aus diesen Ansichten hervorgehenden Recht der Griechen, Römer und Hinwar sie stets minoren wie die Kinder bei Zeiten des Vaters es waren. Darum auch bet *pater* ursprünglich nicht Erzeuger, sondern Stütze, Beschützer und ist synonym *rex, ἀναξ*. 2) Rechte der väterlichen valt. Der Vater war der Oberpriester der ilienreligion und als solcher für die Forter derselben so wie daher auch für die der ilie verantwortlich; deshalb besitzt er das ht, das Kind bei der Geburt anzuerkennen nicht, seine Frau zu verstossen, seinen n zu emancipiren und einen Fremden zu ptiren, endlich seiner Frau und seinen Kin- a bei seinem Tode einen Vormund zu bestel-

Der Vater war ferner alleiniger Besitzer Vermögens der Familie, also auch der Frau Sohnes. Wenn man jedoch von einem Ver- f des letzteren selbst spricht, so meint man it nur die Arbeitskräfte desselben; er wurde it Sklave des Käufers, sondern blieb stets in väterlichen Gewalt. Endlich konnte der Va- allein als Kläger oder Verklagter oder Zeuge Gericht erscheinen, so wie er auch oberster hter in seinem Hause war, als welcher er Seinigen sogar zum Tode verurtheilen konnte.

IX. Sittliche Verhältnisse der Fa- lie. So wie die Religion war auch die Mo- tät der Alten auf eine einzige Familie be- ränkt. Man kannte keine Pflichten gegen auserhalb derselben stehenden Nebenmen- en. Gleichwohl scheinen die ersten Begriffe n diesen Pflichten aus dieser häuslichen Reli-

gion hervorgegangen zu sein. Die stete Gegenwart des *Lar familiaris* erheischte die sittliche Reinheit dessen, der sich ihm nahete. Er durfte kein Blut vergossen haben, er musste seine Familienpflichten erfüllen. Die am Hausaltar geschlossene Ehe musste heilig gehalten werden; der Ehebruch wurde unerbittlich mit dem Tode bestraft. Andererseits verlieh die Theilnahme an dem häuslichen Priesterthum der Hausfrau einen hohen Grad von Ansehen, wenn es auch dem des Vaters nachstand. Der Familiencultus war ohne sie unvollständig. Sie führte denselben Titel wie ihr Gatte; sie war *materfamilias* *οἰκοδόσῃσιν*; neben dem *grihapati* der Hindu's stand die *grihapatni*. Aber auch der Sohn spielt bei der Ausübung der religiösen Pflichten eine wichtige Rolle, an gewissen Tagen ist seine Gegenwart so unerlässlich, dass der Römer, der keinen Sohn besitzt, für die Dauer derselben eine fictive Adoption vornehmen muss. Der Sohn sieht in dem Vater einen zukünftigen Gott so wie der Vater die Ueberzeugung hegt, dass sein glückliches Dasein jenseits des Grabes von seinem Sohne abhängt. Daher die *pietas erga parentes, erga liberos*. In der Familie hing alles mit der Religion zusammen, alles hatte göttlichen Ursprung. Die Liebe zum Hause war bei den Alten eine Tugend. Wir Neueren finden einen gütigen Gott überall; in der ältesten Zeit fand man ihn nur am häuslichen Heerd; der Gott des Nachbarn war ein feindseliger Gott. — Die *Gens* (*γένος, πατρίς*) in Rom und Griechenland. 1) Die Nachrichten der Alten über dieselbe. Aus diesen geht hervor, dass jede gens einen besonderen Cultus, besondere Feste und eine gemeinschaftliche Grabstätte besass. Die Mitglieder einer römischen gens konn-

einander beerben, so wie überhaupt die eng-
 Verbindung unter ihnen stattfand, welche
 en strenge gegenseitige Pflichten auferlegte.
 s Haupt der Gens war, wie wir gesehen, ihr
 ester und Richter; er war auch ihr Anführer
 Kriege. Ebenso hatte das griechische γένος
 n Haupt, welches die Inschriften ἀρχων nen-
 . In Rom wie in Griechenland hielt die gens
 e Versammlungen und erliess Beschlüsse, de-
 die Mitglieder gehorchen mussten und die
 ost der Staat respectirte. Diese Angaben
 mmen aus einer Zeit, wo die gens sogar
 on geschwächt und fast entartet war. 2)
 üfung einiger Meinungen in Betreff
 r römischen gens. Der Verf. bemerkt
 rbei: »Deux passages de Cicéron, *Tuscul.* 1,
 und *Top.* 6 ont singulièrement embrouillé la
 uestion. Il faut bien reconnaître que Cicéron,
 ame presque tous ses contemporains, ignorait
 que c'était que la gens. Les explications
 il en donne ne sont pas seulement incomplè-
 , elles sont puériles.« Aus allem aber geht
 vor, dass Griechen und Römer mit den Wor-
 gens und γένος die Idee eines gemeinschaft-
 en Ursprungs verbanden, wie es auch die
 ymologie dieser Worte lehrt; daher die Grie-
 n die Glieder eines γένος mit dem Ausdruck
 γάλακτες bezeichneten. 3) Die gens ist also
 Familie in ihrer ursprünglichen Organisation
 l Einheit, wie es wiederum die Etymologie
 gt; denn die Namen der gentes in Rom und
 echenland haben eine patronymische Form.
 udius bedeutet Sohn des Clausus und Buta-
 Sohn des Butes. 4) Die gens war die
 sprüngliche und einzige Form der
 nschlichen Gesellschaft, und in die-
 a Zustände scheinen die arischen Völker be-

reits lange vor ihrer Trennung gelebt zu haben, wogegen die politischen Institutionen aus der Zeit nach derselben stammen, so dass sich zwischen denen der östlichen und westlichen Arier durchaus keine Analogie mehr findet. Zu der alten Familie oder gens gehörten aber auch noch die Diener oder Sklaven; denn dies war alles eins. Freie, unabhängige Diener konnte es nämlich bei den Urzuständen und der Abgeschlossenheit des religiösen und häuslichen Lebens nicht geben; der Diener wurde vielmehr Glied der Familie und Theilnehmer ihrer Religion und verlor so seine Freiheit. Wollte ihn sein Herr als freien Mann behandeln, so schied er deshalb doch nicht aus der Familie, sondern unter dem Namen Freigelassener oder Client blieb er fortwährend in der Gewalt seines Patrons, gegen den er mehrfache Pflichten zu erfüllen hatte, und auf diese Weise bildeten sich im Schosse der grossen Familie verschiedene kleinere von Untergeordneten, d. h. Clienten. Diese Verhältnisse finden sich in Griechenland ebenso wie in Rom und sind älter als die Entstehung der Staaten, daher auch älter als Romulus, dem die Römer die Einführung der Clientel zuschreiben. Sie war in der Urzeit ein heiliges Band, das die Religion geknüpft hatte und nichts aufzulösen vermochte, deshalb auch erblich. Ebendeswegen auch nahm der Client den Namen der Familie an, deren Adoptivglied er wurde, und die Pflichten seines Patrons gegen ihn standen weit über denen gegen die Cognaten. — Das dritte Buch behandelt in siebzehn Kapiteln den Staat und zwar die *Phratia* und die *Curie*; die *Tribus* und die *Phyle*. Als älteste Form der menschlichen Gesellschaft haben wir die Familie ken-

en gelernt, die zwar mehrere Tausend Glieder umfassen konnte, jedoch für die materiellen wie für die moralischen Bedürfnisse unserer Natur zu beschränkt war. Der menschliche Geist suchte für eine höhere Idee des Göttlichen geschaffen als er in dem Familiencultus ausgedrückt wurde. In dem Masse also wie jene Idee sich erweiterte, dehnte sich auch die Form der Gesellschaft aus. Mehrere Familien vereinten sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem gemeinschaftlichen Cultus und bildeten die Curie, die *phratia*; die von derselben verehrte Schutzgöttheit repräsentirte eine höhere Idee und galt für mächtiger als die nebenbei noch fortbestehenden Hausgötter der einzelnen Familien. Die religiösen Bräuche der neuen Institution waren indess von den älteren nachgebildet und bestanden hauptsächlich in einem gemeinschaftlichen Mahl, worin die Gottheit Theil nahm. Die Curie bildete also eine genau der alten Familie nachgeahmte Gesellschaft, sie hatte ihren Gott, ihren Cultus, ihren Oberpriester (*curio*, *φρατρίαρχος*), ihre Justiz, ihre Regierung; sie hielt Versammlungen und fasste Beschlüsse. Im Lauf der Zeit entstand aus Curien und Phratrien die *Tribus* und *phyle*, die gleichfalls ihren Altar und ihren Schutzgott besass. Letzterer war gewöhnlich gleich dem der Curie und Phratia ein vergötterter Mensch, ein Heros, welcher der Tribus oder der Phyle seinen Namen gab (Heros eponymos). Die Tribus hielt Versammlungen und fasste Beschlüsse, denen sich alle Mitglieder unterwerfen mussten; sie hatte ihr Tribunal und ihr Oberhaupt *tribunus*, *φυλοβασιλεύς*. Ihre Einrichtungen waren also ursprünglich für eine unabhängige Gesellschaft berechnet, über der sich keine höhere sociale Gewalt befand. — II. Neue re-

ligiöse Vorstellungen. 1. Die Naturgötter. Diese hatten in der arischen Völkerfamilie bereits in der ältesten Familie neben den aus dem Todtencultus hervorgegangenen Familiengöttern bestanden und sind in ihren Hauptgestalten als Zeus, Here, Athene und Juno bekannt. Beide Religionen existirten zwar neben einander ohne sich zu bekämpfen, jedoch verschmolzen sie nie in eins; sie hatten jederzeit ganz verschiedene, oft widersprechende Dogmen und Gebräuche. Der Todtencultus, als der wahrscheinlich ältere, blieb in den seinigen stets unveränderlich, obwohl sie nach und nach sich abschwächten und verschwanden; die Naturreligion als die jüngere und progressivere entwickelte und modificirte sich im Fortgange der Jahrhunderte und gewann stets grösseres Ansehen. 2) Die Naturreligion in ihrem Verhältniss zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Der Elemente, die man vergöttern konnte, waren eigentlich nur wenige; hauptsächlich die Sonne, die Erde, die Wolken; jedoch unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet, erhielten sie zwar oft ähnliche oder die nämlichen, oft aber auch verschiedene Namen; so hiess die Sonne hier Herakles, da Phoebus, dort Apollo, anderswo Hyperion u. s. w. und die mancherlei Menschengruppen, die dem leuchtenden Himmelsgestirn jene vielfachen Benennungen gegeben hatten, erkannten nicht leicht, dass sie den nämlichen Gott anbeteten. Andererseits geschah es auch wohl, dass die Menschen ihren wirklich verschiedenen Göttern dieselben Namen beilegte, da dies eigentlich nur ganz allgemeine, der gewöhnlichen Sprache angehörige Epitheta waren, wie die eben angeführten, und es gab daher

bllose Jupiter, Minerven, Dianen, Junonen.
 t auch waren diese ihrem Wesen nach iden-
 sch, was aber die einzelnen Familien den her-
 mlichen Anschauungen gemäss nicht zu er-
 nnen vermochten; denn anfangs waren auch
 ese Götter blosse Familiengötter; dies erhellt
 s den Veda's und aus Ausdrücken wie *ó ἐμὸς
 εὐς*, *Ἐμὴν ἱστίας ἐμῆς* u. s. w. und in der
 bildung der ältesten Religion Roms erscheint
 i Virgil Hercules als Hausgott Evanders. Auf
 ese Weise also entstanden jene tausendfachen
 calreligionen und Götterkämpfe des Polytheis-
 us; es sind Kämpfe zwischen Familien, Distric-
 n, Städten; und es dauerte lange, ehe man
 ifhörte diese Götter als specielles Eigenthum
 betrachten. Viele sogar blieben dies fort-
 ährend; so die eleusinische Demeter, die Fa-
 iliengottheit der Eumolpiden; die Athene der
 kropolis, welche den Butaden angehörte; so
 r Hercules der Potitier, die Minerva der Nau-
 er; und wahrscheinlich gehörte der Cultus der
 enus, lange ehe er öffentlich wurde, den Ju-
 ern allein an. Wuchs nämlich eine Familie
 i Glanz, Macht und Reichthum, so geschah es
 icht, dass der Staat die Schutzgottheiten der-
 elben zu seinen eigenen machte, wie es z. B.
 it den eben genannten geschah; die Familien
 ehielten sich dann, wenn sie dies gestatteten,
 enigstens das Priesterthum vor. Man sieht
 so, wie die Menschen im Dienste der Natur-
 eligion wohl dazu kommen konnten, schliesslich
 ie Identität aller verschiedenen Jupiter einzu-
 ehen oder anzunehmen, während zwei Laren,
 . h. zwei Ahnen, immer verschieden bleiben
 ussten. — III. Bildung des Staates.
 Was auch immer die Veranlassung zur Vereini-
 ung verschiedener Tribus sein mochte, ob nun

freiwillig oder gezwungen, die verschiedenen Religionen derselben blieben bestehen und eine neue gemeinschaftliche trat ins Leben, ein neues Herdfeuer wurde angezündet; die Religion war auch hier die Grundlage des neuen Vereins, der als Conföderation in der ersten Zeit die civile und religiöse Unabhängigkeit seiner constituirenden Theile, der Tribus, Curien und Familien, unangetastet liess. Dass dies in der Regel die Art und Weise der alten Staatenbildung war, geht aus mancherlei Sitten und Gebräuchen hervor; so aus der Heereseintheilung, wo wir Tribus (Phylen), Curien (Phratrien) und Familien finden; aus den Volksversammlungen, die nach Tribus, Curien und Gentes abstimmen; aus der Zahl der Vestalinnen, nämlich zwei für jede Tribus; so wie auch in Athen zwar der Archon Basileus im Namen des ganzen Staates opfert, ihm aber ebenso viele Priester ministriren wie Phylen vorhanden sind. Jeder Athener ist also Mitglied von vier verschiedenen Genossenschaften oder Verbindungen und steigt gewissermassen von der einen zur andern empor; er tritt von der Familie in die Phratric, dann in die Phyle und endlich in den Staat ein. In Attika gelangte die Bildung der anfänglichen kleineren Conföderationen (Phylen) zur Zeit des Kekrops (etwa im 16. Jahrh. v. Chr.) zum Abschluss; es gab damals deren zwölf von einander ganz unabhängige, jede mit besonderm Schutzgott, Altar, heiligem Feuer und Oberhaupt. Erst Theseus, welcher der angesehensten Phyle, den Kekropiden, entstammte, gelang es, jene kleineren Verbindungen in einen Gesamtstaat zu vereinigen und in demselben den kekropischen Cultus der Athene Polias einzuführen. So wurde die attische Einheit gegründet; jeder District behielt zwar in

religiöser Beziehung seinen alten Cultus, sein Prytaneum, jedoch alle nahmen zugleich eine gemeinschaftliche Religion an und errichteten in Athen ein gemeinschaftliches Prytaneum; so bewahrten sie auch sämmtlich in politischer Beziehung ihre Häupter, ihre Richter, ihr Versammlungsrecht, über all diesen Localregierungen stand indess die Centralregierung des Staates. Wir sehen also wie nach der Familie mit ihren *θεοὶ πατρώοι* und die gentiles die Phratia und Curie mit ihrem *θεὸς φράτριος* und ihrer Juno curialis, nach diesen die Tribus und Phyle mit ihrem *θεὸς φύλιος* und endlich der Staat mit dem *θεὸς πολιεὺς* ins Leben trat. Wir sehen ferner, dass wenn die Ueberlieferungen der Hindu's, der Griechen, der Etrusker u. s. w. erzählten, die Götter hätten den Menschen die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft offenbart, unter dieser sagenhaften Gestalt eine Wahrheit verborgen liegt. Jene Gesetze stammten allerdings von den Göttern; diese selbst jedoch waren nichts anderes als die religiösen Anschauungen der Menschen. — IV. Die Stadt. Bei den Alten entstanden die Städte nicht wie die der neuern Zeit nach und nach durch allmähliches Anwachsen der Häuserzahl und der Bevölkerung, sondern mit Einem Mal, so zu sagen an Einem Tage; zuerst jedoch musste der Staat, d. h. die politische und religiöse Gemeinschaft der Familien und Tribus, constituirt sein und dies war der schwierigste, gewöhnlich auch der langwierigste Theil der Gründung. Waren jedoch erst einmal die Familien und Tribus übereingekommen, ein Ganzes zu bilden und eine gemeinschaftliche Religion zu haben, so gründete man alsbald die Stadt als Heiligthum und dies war jedesmal ein religiöser Act, sowohl in Italien wie in Griechenland. — V.

Göttliche Verehrung der Städtegründer. Die Aeneassage. In Bezug auf letztere bemerkt der Verf.: »Nous n'avons pas à examiner ici si la légende d'Enée répond à un fait réel; il nous suffit d'y voir une croyance. Elle nous montre ce que les anciens se figuraient par un fondateur de ville, quelle idée ils se faisaient du *penatiger*; et pour nous c'est là l'important. Ajoutons que plusieurs villes croyaient avoir été fondées par Enée et lui rendaient un culte.« — VI. Die Staatsgötter. Ebenso geheim wie der häusliche Cultus, an welchem nur die Familienglieder Theil nehmen durften, blieb auch der Staatscultus; schon der blosse Blick der Fremden besudelte ihn. Jeder Staat hatte Götter, die nur ihm angehörten und von derselben Beschaffenheit waren wie die der Familienreligionen, weshalb sie auch gleich jenen Laren, Penaten, Genien, Heroen, genannt wurden; es waren vergötterte Menschen, deren Seelen ihre innerhalb der Stadt oder deren Gebiet begrabenen Körper nach den älteren Vorstellungen niemals verliessen, so dass sie aus der Tiefe ihrer Gräber den Staat beschützten, dessen Häupter und Herren sie gewissermassen waren. Aber nicht nur die Ahnen oder sonstigen Wohlthäter des Staates gelten als dessen Heroen, sondern auch die Seelen derer, deren Zorn man fürchtete; so wurden Eteokles und Polynikes in Theben, ein Perser aus dem Heere des Xerxes in Akanthos, der Argiver Eurystheus in Athen göttlich verehrt. Neben diesen nun standen, wie bereits bemerkt, die Naturgötter, jedoch nur wie jeder Familie so auch jedem Staate insbesondere angehörig. Wer also im Alterthum von einer Stadt zur andern ging, fand auch andere Götter, andere Dogmen, andere Religionsgebräuche.

enso übrigens wie man die Götter in der Ger-
 anrief und ihnen nach dem Siege dankte,
 erhöhte man sie bei Niederlagen mit Vor-
 rfen, stürzte auch wohl ihre Altäre um und
 f Steine gegen die Tempel. — VII. Die
 aatsreligion. 1) Die öffentlichen
 hlzeiten. Die Hauptceremonie der Fami-
 areligion war eine auf dem Hausaltar, dem
 rde, bereitete Mahlzeit; die Hauptceremonie
 : Staatsreligion bestand gleichfalls in einem
 grossen Festen gehaltenen Mahl zu Ehren
 : Schutzgottheiten, welchem alle Bürger bei-
 hnen mussten. Ausserdem schrieb die Reli-
 on auch noch täglich stattfindende Mahlzeiten
 r, wo einige von Staatswegen dazu erwählte
 inner (in Athen ehemals Parasiten genannt)
 seinem Namen im Prytaneum und Angesichts
 s öffentlichen Altars und der Schutzgötter zu-
 mmenspeisen mussten. Auch in Italien bestan-
 n sie ebenso bei den Oenotriern, Oskern, Au-
 nen u. s. w. wie in Rom, wo theils das ganze
 olk die grossen Feste in den Strassen durch
 entliche Gastmähler feierte, theils die Curionen
 bestimmten Sälen oder an gewissen Tagen
 r ganze Senat auf dem Capitol religiöse Mahl-
 iten hielten. 2) Feste und Kalender.
 etzterer war nichts anderes als die Reihenfolge
 r religiösen Feste und hatte mit dem Lauf
 r Sonne oder des Mondes nichts zu schaffen.
 ur die Religionsgesetze bestimmten ihn und
 ese waren bloss den Priestern bekannt. Der
 alender Einer Stadt wich von dem der andern
 rchaus ab; denn ihre Religion war verschie-
 en und deshalb auch ihre Feste, die Dauer des
 ihres so wie die Namen der Monate, die von
 n in letztern gefeierten Hauptfesten herstamm-
 n. 3) Census. In Rom sowohl wie in Gric-

chenland ging die in bestimmten Zeiträumen stattfindende Volkszählung aus einem religiösen Gebrauch hervor, nämlich aus der für unerlässlich erachteten Reinigung und Sühnung des Volkes, bei der nur Bürger gegenwärtig sein durften. Wer nicht lustrirt worden war, verlor das Bürgerrecht, weshalb auch alle von Rom abwesenden Bürger mit Ausnahme derer, die zu Felde lagen, zur Zeit der Lustration zurückkommen mussten. Die der letztern beigelegte Wichtigkeit erklärt auch die ausserordentliche Gewalt des sie leitenden Magistrats. 4) Die Religion in der Volksversammlung, im Senat, bei den Gerichten, bei der Armee; der Triumph. Der Verf. zeigt, dass auch bei diesen Veranlassungen die Religion eine wichtige Rolle spielte und schliesst dieses Kapitel mit der Bemerkung, dass dieselbe bei jeder Gelegenheit sich geltend machte. Sie besass über den Menschen eine so unumschränkte Gewalt, dass durchaus nichts von ihrem Einflusse frei blieb. — VIII. Die Ritualbücher und die Annalen. Der Begriff, den die Alten mit dem Worte Religion verbanden, war nicht der unsrige; sie verstanden darunter nichts als Gebräuche, Ceremonien; äussere Cultushandlungen. Der Mensch brachte sein ganzes Leben damit zu, die Götter zu besänftigen, und das sicherste Mittel bestand seiner Meinung nach in der Anwendung gewisser bewährter Formeln, an denen aber nichts geändert werden durfte. Die Formeln jedoch genügten nicht; man verrichtete auch äussere Handlungen, die gleichfalls in ihren geringsten Umständen für unantastbar betrachtet wurden. Der Götterglaube mochte immerhin Veränderungen erleiden; aber die Formeln, die Gebräuche mussten stets die nämli-

chen bleiben. Daher besass auch jede Stadt Bücher, in denen sich dieselben sorgfältig aufgezeichnet fanden, sie wurden den Fremden nie gezeigt und auch vor den eigenen Mitbürgern verborgen gehalten; so, dass nur die Priester davon Einsicht nahmen. Da ferner nach der Meinung der Alten die Vergangenheit massgebend war für die Gegenwart und Zukunft, so besass in ihren Augen die Geschichte weit grössere Wichtigkeit als für uns; deshalb glaubte selbst der kleinste Ort nicht das geringste vergessen zu dürfen; deshalb auch waren es die Priester, welche jene Bücher abfassten. Sie enthielten allerdings nur die Geschichte der einzelnen Städte und waren trocken und wunderlich an Stoff wie an Form; dennoch ersetzen weder Herodot noch Thukydides den Verlust derselben. Indess so geheim sie auch gehalten wurden, so beweisen gleichwohl verschiedene Stellen der Alten, dass manches davon zur Kenntniss des Publicums gelangte, so wie ausserdem auch die mündliche Ueberlieferung unter den Bewohnern der Städte fortlebte und zwar eine zuverlässigere als die unsrige, denn sie machte einen Theil des Cultus aus und bestand aus Erzählungen und Gesängen, die alljährlich bei den religiösen Festen wiederholt wurden. Diese für heilig erachteten und unveränderlichen Gesänge fixirten die mündliche Tradition und belebten sie fortwährend aufs neue. Uebrigens trat auch eine Zeit ein, wo in Griechenland und Rom die Kenntniss der öffentlichen Annalen sich nicht mehr auf die Priester beschränkte und sich so über die ganze alte Geschichte Licht verbreitete.

— IX. Die Staatsregierung. Der König.

1) Religiöse Autorität des Königs. 2) Politische Autorität des Königs. Da

die Religion sich in alles mengte, so war der höchste Priester auch höchster Staatsbeamter, Richter und Kriegsanführer, wie andererseits die Erbllichkeit des Königthums ebenso natürlich aus der Erbfolge in der Familie hervorging. — X. Die Obrigkeit. Die Vermischung der politischen und religiösen Autorität in der nämlichen Person hörte mit der Königswürde nicht auf; sie bildete das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft und deshalb war der Staatsbeamte, der an die Stelle des Königs trat, in Rom und in Griechenland ebensowohl Priester wie politisches Oberhaupt des Staates. Uebrigens wurde die Wahl aller Obrigkeiten in Griechenland wie in Rom für einen religiösen Act angesehen, bei dem der Wille oder die Laune des Volks durchaus keinen Einfluss ausübte. Wenn die Athener hierbei das Loos in Anwendung brachten, so sahen sie hierin lediglich eine Entscheidung der Götter und die römische gleichfalls der Religion entsprungene Wahlart erklärt es, warum in den ersten Zeiten der Republik das Volk so oft nicht die Männer zu Consuln wählte, die es gern gewollt hätte. — XI. Die Gesetze. Bei den Griechen und Römern wie bei den Hindu's waren die Gesetze anfangs ein Theil der Religion und bestanden ebenso wie diese aus mysteriösen geheim gehaltenen Formeln. Die Gesetzbücher bildeten ebenso sehr eine Sammlung von Religionsgebräuchen, liturgischen Vorschriften und Gebeten wie von legislativen Bestimmungen. In Rom waren die Pontifices lange Zeit die einzigen Rechtsverständigen; in Athen besaßen der Archon eponymos und der Basileus fast dieselben richterlichen Attributionen wie jetzt. Die Gesetze waren religiösen d. h. göttlichen Ursprungs und Solon, Lykurg, Minos, Numa hat-

ten sie bloss aufgezeichnet. Sie entstammten dem Todtencultus und der Familienreligion und dies erklärt ihre häufige Abweichung von der natürlichen Billigkeit; zu jenen stimmen sie vollkommen. Als göttlich waren sie aber auch unveränderlich. Der religiöse Ursprung des alten Rechts erklärt uns auch einen der charakteristischsten Züge desselben. Ebenso nämlich wie die Religion jeder Stadt ihr besonders eigen war, so auch ihr Recht; die Benennungen *jus civile* und *νόμοι πολιτικοί* drücken aus, dass diese Gesetze nur für die Bürger dieser Stadt gelten, nicht aber für den Sklaven und den Fremden, auch wenn er letztere bewohnte. — XII. Bürger und Fremde. Bürger des alten Staates war, wer an dessen Religion Theil nahm; wer nicht, galt als Fremder, genoss den Schutz der Götter nicht und hatte nicht einmal das Recht sie anzurufen; ja sein Blick verunreinigte sogar das Heilige. Das Bürgerrecht wurde Fremden nur höchst selten verliehen und unter Anwendung ganz besonderer Vorsichtsmassregeln. Wer es zu Athen besass, durfte es in keiner andern Stadt besitzen, denn Niemand konnte einer zwiefachen Religion angehören. Des Schutzes der Gesetze beraubt, wurde der Fremde, wenn er ein Verbrechen beging, ohne allen Process wie ein Sklave behandelt. Als sich später die Nothwendigkeit herausstellte, auch dem Fremden eine Justiz angedeihen zu lassen, so wurde ein besonderer Richter ernannt; in Rom der *Praetor peregrinus*, in Athen der *Polemarch*. — XIII. Der Patriotismus. Das Exil. »Die heilige Erde des Vaterlandes«, sagten die Griechen, und dies war kein leeres Wort; der Boden war für den Menschen wirklich heilig, denn seine Götter bewohnten ihn. Dies erklärt uns auch

jene energische Vaterlandsliebe der Alten, die bei ihnen für die höchste Tugend galt und die Quelle aller andern bildete. — XIV. Der Municipalgeist. Zwei Städte des Alterthums, so nahe sie einander auch lagen, waren gleichwohl zwei in jeder Beziehung getrennte bürgerliche Gesellschaften; sie besaßen verschiedene Götter, Gebräuche, Gebete; die Theilnahme an dem Cultus der einen Stadt war dem Bewohner der Nachbarstadt untersagt; Feste, Kalender, Geld, Mass und Gewicht waren nicht dieselben; die Heirathen zwischen beiden in der Regel nicht gestattet. Diese Umstände erklären uns die so auffallende Zerstückelung Griechenlands und Italiens vor der römischen Eroberung. — XV. Völkerrecht. Krieg. Friedensverträge. Götterbündnisse. Was man heutzutage Völkerrecht nennt, war den Alten fast unbekannt; wenigstens bestand es nur dann, wenn die Religion es ins Leben rief; es hörte auf, wenn sie es suspendirte. Die Kriege hatten stets einen religiösen Charakter; man kämpfte mit dem Beistande seiner eigenen Götter gegen den Feind und dessen Götter; man schlachtete einander mit jener wilden Grausamkeit, wie sie allen Religionskriegen eigen ist. Aber auch ausserhalb des Schlachtfeldes kannte man keine Schonung für den Feind und Fremden, der niemals irgend welche Rechte besass, am wenigsten aber im Kriege, und man führte diesen nicht bloss gegen die kampffähigen Männer, sondern gegen die Greise, Weiber, Kinder und Sklaven, sogar das feindliche Land verheerte man auf jegliche Weise. Rottete man den Besiegten nicht aus, so konnte ein Friedensschluss den Krieg beenden, welcher Act, wie alle öffentlichen, ein religiöser war. — XVI. Der Römer

und der Athener. Die Religion des Alterthums liess den Menschen, wie aus dem Obigen erhellt, überall Götter sehen und zwar kleinliche, leicht reizbare, übelwollende Götter. Sie erfüllte ihn mit der steten Furcht, dieselben gegen sich zu haben und liess ihm keine Freiheit in seinen Handlungen. Man hat behauptet, die Religion der Römer sei eine Religion der Politik gewesen; doch täuscht man sich gar sehr, wenn man glaubt, dass eine Religion durch Uebereinkommen eingeführt werden kann. Der Athener, den man gewöhnlich für so wetterwendisch, so launenhaft, so freidenkerisch hält, hegt im Gegentheil einen ungewöhnlichen Grad von Ehrfurcht vor den alten Traditionen und Gebräuchen, er besitzt mehr religiöse Feste als irgend ein anderes griechisches Volk und seine Hauptreligion, der er mit dem inbrünstigsten Eifer obliegt, ist die Verehrung der Vorväter und Heroen; er verehrt sie, weil er sie fürchtet. Römer und Athener sind ein und demselben Joch unterworfen. — XVII. Den Alten war die Freiheit unbekannt. Die Gewalt, welche die Staatsreligion ausübte, erklärt uns, warum die Alten nie etwas von individueller Freiheit wussten; sie war in einer so constituirten Gesellschaft geradezu unmöglich. Zwischen Staat und Religion fand keine solche Trennung statt, dass der Gehorsam der Menschen sich wenigstens theilen konnte. Die Religion, welche den Staat hervorgerufen hatte, und der Staat, der nur durch die Religion bestand, stützten sich gegenseitig und machten ein Ganzes aus; sie bildeten eine fast übermenschliche Macht, welcher Leib und Seele in gleichem Masse unterjocht waren. Die Alten kannten weder die Freiheit des Privatlebens, noch der Erziehung, noch

der Religion; der Mensch zählte für nichts in den Augen jener heiligen, fast göttlichen Autorität, welche man Staat oder Vaterland nannte und die unter anderm nicht bloss wie in der neuern Zeit die Justiz gegen den Schuldigen handhabte, sondern auch dem Unschuldigen Strafen auferlegen konnte, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil das Wohl des Staates dies zu erheischen schien. Die unselige Maxime also »*salus reipublicae suprema lex*« verdanken wir dem Alterthum, welches dafür hielt, dass Recht, Gerechtigkeit, Moralität, kurz Alles dem Interesse des Vaterlandes weichen müsse. — Das vierte Buch behandelt die Staatsumwälzungen. Der alte Staat hatte eine Reihe von Revolutionen durchzumachen, von denen sich zwar nicht sagen lässt, wann sie in den verschiedenen Staaten begannen, jedoch ist es gewiss, dass bereits im 7. Jahrh. v. Chr. die sociale Organisation fast überall näher geprüft und angegriffen wurde, bis sie endlich nach längerem Kampfe verschwand. Zu diesem Ausgange führten aber hauptsächlich zwei Ursachen: der Untergang der alten Religion und das Vorhandensein einer Menschenklasse, die ausserhalb jener Organisation stand und fortwährend an deren Vernichtung arbeitete. Nachdem diese erreicht war, hatte die Menschheit einen bedeutenden Fortschritt gemacht. — I. Patrizier und Clienten. Der alte Staat besass mannigfache Rangklassen und je höher man in der Geschichte Italiens und Griechenlands hinaufsteigt, desto grösser finden wir die Entfernung, welche jene Classen von einander trennte. Zuvörderst nämlich befinden sich die durch jüngere Söhne gegründeten Familien dem ältern Zweige gegenüber in einer gewissen Unterord-

nung. Ferner besass die Familie eine Anzahl von Dienern, die sie nie verliessen und eine Art Erbesitz bildeten, über welchen der *pater* oder *Patron* die dreifache Autorität als Herr, Obrigkeit und Priester ausübte. Sie führten mancherlei Benennungen; am bekanntesten sind sie als Clienten und Theten. Der Abkömmling des *pater*, der Patrizier, auch wenn er einem jüngern Familienzweig entstammte, hatte mit dem ältern wenigstens einen gemeinschaftlichen Ahnherrn; der Abkömmling des Clienten jedoch zählte unter seinen Vorfahren keinen *pater* und dieser Umstand begründete für ihn einen Zustand der Unterordnung, aus dem er nie herauskommen konnte. Alles was er besass, gehörte dem Haupte der Familie, der in seiner Eigenschaft als oberster Richter derselben ihn sogar zum Tode verurtheilen konnte, und selbst der Familiencultus, obwohl er daran Theil nahm, war nicht sein Eigenthum, sondern nur geliehen; denn er stammte ja nicht von dem gemeinsamen Ahnherrn. Diese Verhältnisse bestanden in Rom wie bei den Sabinern und Etruskern und die ionischen und äolischen Städte besaßen Theten und Pelaten ebenso wie Athen. Also bereits vor der Gründung der Staaten fand sich ein Unterschied der Classen in der Familie, welcher dann auch nach der Gründung jener fort dauerte. Die römischen Curiatsverhandlungen waren von denen der Patres nur wenig verschieden. Jedes Familienhaupt erschien in Begleitung seiner *gens* d. h. seiner Verwandten und Clienten, fragte sie vielleicht um ihre Meinung, besass jedoch allein das Stimmrecht. Die Clienten gehörten nur durch ihn dem Staate an. — II. Die Plebejer. Es gab aber auch noch eine andere Bevölkerungsklasse, die in Rom *plebs* hiess. Der Charakter derselben

bestand ursprünglich darin, dass sie weder eine Religion besass noch sogar eigentliche Familien bildete. Auch wohnte sie von den gentes getrennt ausserhalb der eigentlichen unter heiligen Gebräuchen gegründeten Stadt. In Rom hatte Romulus ihr das Asil als Wohnstätte angewiesen, später kam dazu noch der Aventin. Was am meisten den Plebejer von dem Patrizier scheidet, ist der Umstand, dass er von der Staatsreligion ausgeschlossen ist; nach der Meinung des Patriziers lebt er *more ferarum*. — III. Erste Staatsumwälzung. 1) Die Könige der politischen Macht beraubt. Zwischen den Königen, die nach grösserer Gewalt strebten, und der Aristokratie entstand ein Kampf, dessen Ausgang überall derselbe war. Das Königthum unterlag und wurde seiner politischen Macht beraubt. 2) Geschichte dieser Revolution in Sparta. 3) Dieselbe Revolution in Athen. 4) Dieselbe Revolution in Rom. — IV. Herrschaft der Adelsaristokratie. Diese hatte in Griechenland eine weit längere Dauer als in Rom. — V. Veränderungen in der Familie. Verschwinden des Erstgeburtsrechts. Zertrennung der *gens*. Letztere fand in Folge des erstern Statt. Die italische *gens*, das griechische γένος verloren ihre ursprüngliche Einheit, die verschiedenen Zweige derselben machten sich unabhängig vom Hauptstamm, der nur eine gewisse religiöse Suprematie behauptete. Diese Zerstückelung der alten sacerdotalen *gens* hatte bedeutende Folgen; die letztere in ihrer Geschlossenheit früher so mächtig, war für immer geschwächt und diese Revolution das Vorspiel anderer. — VI. Die Clienten befreien sich. 1) Umgestaltung der Clientel. Anfangs

ohne alles Eigenthum wird der Client in Griechenland wie in Rom im Lauf der Zeit und nach längern Kämpfen Inhaber eines Zinslehens. 2) Abschaffung der Clientel in Athen durch Solon. Mit dem was Plutarch Schuldner nennt, sind Clienten gemeint; mit den Schulden der Grundzins; mit der Sklaverei, in die sie bei Nichtentrichtung derselben gerathen, die alte Clientel, in die sie zurückfallen. Solon hob vielleicht den Grundzins auf oder setzte ihn wahrscheinlich blos herab, um die Ablösung zu erleichtern, und bestimmte zugleich, dass bei Nichtabführung desselben der Ackerbauer nicht wieder in die frühere Knechtschaft d. h. Clientel gerathen sollte. Endlich aber, und dies war das wichtigste, stürzte er die alten Grenzsteine und damit jene alte Religion des Eigenthums, die im Namen des unverrückbaren Gottes Termon (Terminus) den Grundbesitz in einer kleinen Zahl von Händen festgehalten hatte, so dass die frühern Clienten und Zinsbauern nun freie Grundeigenthümer werden konnten. Er befreite somit den Boden und das Volk von der Sklaverei der Eupatriden; beide schüttelten eine schwere Bürde ab und diese später vergessene Bedeutung hatte allem Anscheine nach der Ausdruck *ομοσάχθεια*. 3) Umgestaltung der Clientel in Rom. Der Clientriss sich nach und nach von der *gens* los, ging in die Plebs über und die Clientel verschwand endlich ganz, wenn auch die Clienten blieben. — VII. Eintritt der Plebs in den Staat. 1) Allgemeine Geschichte dieser Revolution. Nach dem Siege der Aristokratie über das Königthum suchte das unter dem Druck derselben seufzende Volk immer von Neuem letzteres wiederherzustellen. In Griechenland gelang es ihm im sechsten Jahrhundert und es

nannte seine neuen Häupter Tyrannen, weil der Titel König eine religiöse Bedeutung hatte und nur von den sacerdotalen Familien der Eupatriden geführt werden konnte. Auch in Rom fanden ähnliche Versuche der Plebs statt und die von den Patriziern gegen Publicola, Spurius Cassius, Manlius vorgebrachten Anklagen beruhten wahrscheinlich nicht auf blosser Verläumdung. Uebrigens erstarkte die Plebs in Griechenland und Rom auch noch durch andere Umstände; so wuchs gegen das sechste Jahrh. v. Chr. Handel und Industrie in ganz besonderer Weise, und der Reichthum, das Geld war eine *res nec mancipi*, ging von Hand zu Hand ohne Formalität und gelangte ohne Hinderniss in den Besitz der Plebejer, von denen dann die reichern und angesehenern die Häupter und Anführer ihres Standes wurden; man brauchte dazu nicht mehr die Patrizier. Auch die zunehmende Wichtigkeit des Fussvolks in den Kriegen brachte den Plebejern ein neues Moment der Stärke und des wachsenden Einflusses, da der Adel allein die Reiterei bildete; dazu kam ferner die bedeutende Entwicklung des Seewesens besonders durch die Mitwirkung der untern Classen; endlich erwarb sich das Volk auch eine Religion und somit Menschenwürde in seinen eigenen Augen. Die im sechsten Jahrh. nach Griechenland und Italien vordringenden orientalischen Culte wurden von der untern Volksmasse mit offenen Armen aufgenommen, da sie, wie der Buddhismus, weder Lasten noch Völker kannten; es waren demokratische Religionen und nicht minder waren Quirinus, die aventinische Diana, die von Servius und Pisistratus öffentlich aufgestellten Lares compitales und Hermen demokratische Götter. Das Volk errang in Griechenland und Ita-

lien überall den Sieg, aber nicht immer auf dieselbe Weise und zu gleicher Zeit. Der Kampf dauerte vom 7. bis zum 5. Jahrh. 2) Geschichte dieser Revolution in Athen. Die von Solon begonnene Befreiung des Volkes aus der Gewalt der Eupatriden wurde durch Kleisthenes zu Ende geführt, indem er die alten religiösen Phylen auflöste und neue anders constituirte Phylen und *γέρη* einrichtete. Aehnliche Veränderungen fanden im übrigen Griechenland statt. 3) Geschichte dieser Revolution zu Rom. Nach Abschaffung des Königthums fast aller unter demselben erworbenen Rechte wieder beraubt, bildete die Plebs nach dem in Folge der ersten Secession geschlossenen Frieden gewissermassen einen Staat in oder neben dem Staate mit eigenen Magistraten (Tribunen, deren Berührung verunreinigte), Versammlungen (Tribuscomitien), die ohne religiöse Gebräuche gehalten wurden, und Beschlüssen (Plebisciten), denen nur die Plebs gehorchte, wie die Patrizier nur den Senatusconsulten; bloss der Krieg so wie die Centuriatscomitien (aus dem Heer bestehend) bildeten ein gemeinschaftliches Band. Nach und nach jedoch näherte man sich besonders durch Vermittelung der reichen Plebejerfamilien; ein für beide Theile geltendes Gesetzbuch wurde gegeben, das factisch noch bestehende Connubium auch gesetzlich gestattet und später, aber erst nachdem das Volk die Waffen ergriffen hatte und in den Strassen Roms Bürgerblut geflossen war, sogar das Consulat und Priesterthum den Plebejern zugänglich gemacht. — VIII. Veränderungen im Privatrecht. Die Gesetzgebung der Decemvirn und des Solon. Die ehemals für heilig geachteten, geheimnissvollen und nur Wenigen, namentlich den Priestern be-

kannten *carmina* haben sich jetzt in öffentliche, jedem zugängliche Gesetze verwandelt; sie sind nicht mehr der Ausdruck des göttlichen, sondern des menschlichen Willens und daher auch veränderlich. Doch hat diese Umwandlung von heiliger Tradition (*mos*) in einen blossen Gesetzestext (*lex*) nur sehr allmählig statt gefunden und die zwölf Tafeln bilden den Uebergang von dem ursprünglichen alten zu dem spätern prätorischen Recht, das ganz und gar von der Religion ab sah und sich immer mehr dem Naturrecht näherte. Den gleichen Gang nahm die athenische Gesetzgebung. Die Gesetze des Dracon reproducirten die ganze Härte und Unbeugsamkeit des alten ungeschriebenen der Religion entstammten Rechtes und wurden stets von den untern Classen verabscheut; die des Solon hingegen, obwohl sie in einigen Punkten dem alten Rechte treu geblieben waren, legten gleichwohl Zeugniß ab von der grossen socialen Revolution, die statt gefunden hatte. Ueberdies galten sie für die Eupatriden sowohl wie für die Theten, zwischen welchen beiden Classen jeder Unterschied aufgehoben war; selbst diese Benennungen kamen darin nicht mehr vor. — IX. Neues Regierungsprincip. Das Staatswohl und das Stimmrecht. Die Formen der frühern Periode bestanden zwar noch, aber der Geist, der sie belebte, war ein anderer geworden; an die Stelle der starren Religion als Regierungsprincip waren die wechselnden Erfordernisse der *res publica*, die *κοινόν* getreten, welche häufige Discussionen und Abstimmungen des Volkes erheischten. Auch bestand die Regierung nicht mehr in der Erfüllung religiöser Pflichten, sondern in der Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens im Innern, der Würde und Macht nach Aussen.

Zu diesem Zwecke wurde in Athen eine neue Magistratur errichtet, die Strategen, welche nach und nach die ganze politische Gewalt in die Hände bekamen und nicht gleich den am Ende nur noch die religiösen Angelegenheiten leitenden Archonten durch die Götter vermittelt des Looses, sondern durch die Menschen gewählt wurden, auch keine Eupatriden, wie jene, zu sein brauchten. Aehnliches geschah in Rom. Der sacerdotale Charakter der Consuln schwand mehr und mehr und die Tribunen, die ihn nie besessen, erlangten schliesslich, wenigstens was die innern Angelegenheiten betraf, die ganze Leitung des Staates. — X. Eine Aristokratie des Reichthums sucht sich zu bilden. Gründung der Demokratie. Letztere fand statt in Folge des fast fortwährenden Kriegszustandes der hellenischen und italischen Städte, welcher die an die Stelle der alten Adelsaristokratie getretenen reichen Plebejerfamilien decimirte und den untern Ständen eine immer grössere Wichtigkeit verlieh. Uebrigens war das Staatswohl ein Regierungsprincip, welches keine Ungleichheit duldete und unvermeidlich zur Demokratie führte, die sich hauptsächlich auf das allgemeine Stimmrecht gründete. Die eigentliche individuelle Freiheit war indess noch immer nicht gefunden. — XI. Regeln der demokratischen Regierung. Die athenische Demokratie. In dem Masse, wie die Revolution ihren Lauf verfolgte und man sich von der alten Regierungsform entfernte, wurde die neu eingeführte immer schwieriger und verwickelter, wie das Beispiel Athens deutlich zeigt. Es erhellt hieraus, dass es im Alterthum eine schwere Last war, Bürger eines demokratischen Staates zu sein, weshalb Aristoteles vollkommen Recht hat, wenn er sagt,

dass der Mensch, der von seiner Hände Arbeit leben müsste, nicht Bürger sein könnte. Die Demokratie vermochte also nur so lange zu bestehen, wie die Gesammtheit der Bürger für sie ununterbrochen arbeiten wollte; liess dieser Eifer nur ein wenig nach, musste sie untergehen oder der Verderbniss anheimfallen. — XII. Reiche und Arme. Untergang der Demokratie. Einsetzung der Tyrannis durch das Volk. Auf den Kampf für Principien und Recht und nachdem allgemeine Gleichheit eingeführt war, folgt der um persönliche Interessen. Unter der alten Regierungsform, als die *gens* noch bestand, war Armuth und Elend unbekannt gewesen; das Haupt derselben sorgte für alle Bedürfnisse seiner Untergebenen. Nach Auflösung der *gens* kam mit der Unabhängigkeit auch der ungleiche Erfolg der persönlichen Bestrebungen; neben Reichthum und Ueberfluss entstand auch Armuth und Elend. Die darauf folgende Demokratie und allgemeine Gleichheit beseitigte letztere keineswegs, sondern machte sie im Gegentheil noch empfindlicher. Die nächste Folge hiervon war, dass der Arme, der nur Sklaven arbeiten sah und wenig Beschäftigung fand, in Faulheit versank und die Arbeit verachtete; er wollte daher von seinem Stimmrecht leben, liess sich seine Gegenwart bei der Volksversammlung und Gerichten bezahlen oder verkaufte seine Stimme dem Meistbietenden. In Rom, wo er nicht als Richter fungirte, wie in Athen, verkaufte er seine Zeugenaussage. Endlich aber begann er einen förmlichen Krieg gegen die Reichen, den er zuerst unter gesetzlichen Formen versteckte, indem er sie mit Auflagen und Leiturgien aller Art überbürdete; dann aber legte man ihnen bei der geringsten Veranlassung schwere

Geldstrafen auf oder confiscirte ihre ganze Habe oder schickte sie gar in die Verbannung, in welchem Falle ihr Vermögen als Triobol unter die Armen vertheilt wurde. Da aber alles dies noch nicht hinreichte, so dekretirte man Schuldenerhebungen in Masse oder einen allgemeinen Umsturz. So in Griechenland vom peloponnesischen Kriege, bis es unter die römische Herrschaft kam. Nur die athenische Demokratie machte eine ehrenvolle Ausnahme. Athen ist die einzige griechische Stadt, die den anderwärts oft so grausamen Krieg zwischen Arm und Reich in ihren Mauern nicht ausbrechen sah. Dies kam daher, weil dort die Arbeit Ermuthigung fand und sogar in Ehren stand. Auch Rom, wo die Menschenrechte und individuelle Freiheit mehr respektirt waren als in Griechenland, hat weniger von jenen Kämpfen gelitten. In letztem Lande hingegen ging die wahre Demokratie zu Grunde und die Armen, nach langen und vergeblichen Anstrengungen die Reichen, welche an den republikanischen Formen festhielten, zu überwältigen, wählten sich Anführer, die man Tyrannen nannte. Die Parteien wechselten die Namen; man war nicht mehr Aristokrat oder Demokrat, sondern man kämpfte für die Freiheit oder die Tyrannis; unter jener verstand man die Herrschaft der Reichen, unter dieser das Gegentheil. Fast überall in Griechenland und Italien gingen die Tyrannen aus der Volkspartei hervor und waren den Reichen und Aristokraten verhasst, welche sie abschlachten mussten, um ihr Vermögen unter die Armen vertheilen und sich so im Besitz der Gewalt erhalten zu können. Sie waren gewiss nicht alle von Natur grausam, sahen sich jedoch in der Nothwendigkeit den niedrigsten Leidenschaften der grossen Masse zu schmeicheln und alles niederzuschlagen, was sich durch

Geburt, Reichthum und Verdienst auszeichnete. Ihre Gewalt war unumschränkt und die Griechen mussten einsehen, wie leicht eine republikanische Regierungsform sich in Despotismus verwandelt, wenn sie die Rechte des einzelnen Bürgers nicht achtet. — XIII. Die Revolutionen in Sparta. Man darf nicht glauben, dass Sparta zehn Jahrhunderte lang ohne innere Erschütterungen geblieben ist; wir wissen genug, um sagen zu können, dass wenn auch die Geschichte Sparta's von der der andern griechischen Staaten wesentlich verschieden ist, es gleichwohl dieselbe Reihe von Revolutionen durchgemacht hat. Von allen Städten, die es in der Welt gegeben, ist Sparta vielleicht die, wo die Aristokratie die härteste Herrschaft geübt und die Gleichheit der Bürger am wenigsten bestanden hat. Die Oligarchie der *δμοιοι* hielt die Heloten, die Lakonier und selbst die Mehrzahl der Spartiaten unter einem eiserne[n] Joche und der dadurch erweckte bittere Hass rief eine lange Reihe von Aufständen hervor, die mit furchtbarer Grausamkeit unterdrückt wurden. Oft zwar versuchten die durch die Ephoren in steter Unterwürfigkeit gehaltenen Könige, was der grossen Masse nicht gelungen war, unterlagen aber und büssten mit dem Leben oder der Verbannung. »Die spartanischen Könige, bemerkt Aristoteles, wurden Demagogen, um den Ephoren und dem Senat die Spitze zu bieten.« Plutarch liefert uns im Leben des Agis und Kleomenes ein Entsetzen erregendes Gemälde der spartanischen Zustände. Eine solche Lage der Dinge musste Revolutionen hervorrufen, die endlich nach zahlreichen aber missglückten Versuchen und Strömen vergossenen Blutes mit Hülfe der demokratischen Tyrannis veränderte Zustände herbeiführte; und dieses neue demokratische Sparta erlangte nicht einer gewissen Grösse. — Das fünfte und

letzte Buch behandelt in drei Capiteln den Untergang der municipalen Regierungsform. I. Neue religiöse Ansichten. Umgestaltung der Politik durch die Philosophie. Die veredelte und erweiterte Idee des Göttlichen untergrub die alte Engherzigkeit in den gegenseitigen Beziehungen der Familien und Staaten, überhaupt der Menschen im allgemeinen zu einander, und die Philosophen, besonders die Sophisten, trugen mächtig zu diesem Umschwunge bei. Die stoische Schule endlich, namentlich Zeno, fasste sogar die Idee von einem Gott des Weltalls, so wie von einem Universalstaat. Ein noch grösserer Fortschritt aber war, dass sie nicht nur die menschliche Gesellschaft erweiterte, sondern auch das Individuum emancipirte. So wie sie nämlich die Staatsreligion zurückwies, wollte sie auch den Bürger der Unfreiheit entreissen; sie wollte ihn nicht mehr dem Staate geopfert sehen; sie unterschied scharf und klar was im Menschen unabhängig bleiben soll und befreite wenigstens das Gewissen, indem sie ihn Pflicht, Tugend und Belohnung in sich selbst finden hiess. — II. Die römische Weltherrschaft. Es lassen sich in der Gründung derselben zwei Perioden unterscheiden: die erste, als der municipale Geist noch Kraft besass; damals hatte Rom die meisten Hindernisse zu übersteigen; die zweite, als er schon sehr geschwächt war; der Sieg wurde dann leichter errungen. 1) Ursprung und Bevölkerung Roms. Letztere ebenso wie seine Staatsreligion war eine gemischte, daher auch Rom von keinem andern Staat isolirt; es war so zu sagen, mit ganz Italien und Griechenland verwandt. 2) Erste Vergrösserung Roms (753 — 350). 3) Gründung der röm. Herrschaft (340—140 v. Chr.). Dass Rom überall die aristokratische Partei unterstützte und mit ihrer Hülfe die Herrschaft errang, kam daher, dass selbst, nachdem die Demokratie dort den Sieg errungen hatte, die eigentliche Regierung doch nie in die Hände der untern Classen gelangte, namentlich nicht die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten; und wenn die Obergewalt der Reichen sich in Rom länger als in irgend einem andern Staat erhielt, so war dies die Folge davon, dass die durch die Eroberungen erworbenen Ländereien, Schätze und sonstigen Vortheile ihnen allein zu Theil wurden, dann aber, weil sogar der ärmste Römer einen angeborenen Respekt vor dem Reichthum hegte. Erst zur Zeit der Gracchen begann der Kampf zwischen den Armen und Reichen: damals aber war die äussere Herrschaft Roms bereits be-

gründet; auch nahm er in Rom nicht den heftigen Charakter an wie anderwärts. Theils in Folge jenes Respekts, theils aus Gewohnheit des Nichtsthuns unterstützte das niedere Volk die Gracchen nur sehr schlecht, traut ihnen auch nicht recht und scheint überhaupt kein grosses Verlangen nach den Staatsländereien gehegt zu haben; jedenfalls kam es ihm nicht in den Sinn, die Reichen ihres Vermögens berauben zu wollen. Man erlebte also das sonderbare Schauspiel, dass trotz der demokratischen Regierungsform eine Nobilität entstand und das allmächtige Volk sie über sich duldete, ohne ihr je eine ernsthafte Opposition zu machen. 4) Rom vernichtet überall die municipale Regierungsform. 5) Allmäliger Eintritt der unterworfenen Völker in den römischen Staat. — III. Einfluss des Christenthums auf die Staatsregierung. Die alte Religion war zu Grunde gegangen; die menschliche Gesellschaft hatte aufgehört ihr zu gehorchen. Mit dem Christenthum lebte zwar das religiöse Gefühl wieder auf, jedoch verlieh es diesem einen höhern und weniger materiellen Charakter; an die Stelle der Nationalreligion war eine Religion der gesammten Menschheit getreten. Was die Staatsregierung betrifft, so kann man sagen, dass gerade deswegen, weil das Christenthum sich nicht mit ihr beschäftigt hat, in ihrem innersten Wesen eine Umgestaltung eingetreten ist. Zwischen Staat und Religion besteht für das Christenthum durchaus keine Gemeinschaft; es trennt demnach was seit den ältesten Zeiten vermischt gewesen ist. Schon die *Stoa* hatte auf diese Trennung hingewiesen; was jedoch nur der Trost einer kleinen Zahl von Philosophen gewesen war, wurde jetzt die unerschütterliche allgemeine Regel, das Gemeingut der gesammten Menschheit. — Dies ist der Hauptinhalt des vorliegenden Werkes, worin der Verf. mit grosser Sachkenntniss und Gewandtheit den von ihm in der Einleitung dargelegten Grundgedanken entwickelt hat. Die Neuheit desselben sowie die dabei befolgte Consequenz machte eine etwas ausführliche Analyse unerlässlich, während andererseits Ref., um die geziemenden Grenzen nicht zu weit zu überschreiten, sich enthalten muss auf einzelne Punkte näher einzugehen und verschiedene für oder wider die Ansichten des Vf. sprechende Bemerkungen mitzutheilen. Jedessfalls glaubt er, dass es den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein wird, ihre Aufmerksamkeit auf ein anziehendes, ideenreiches Werk gelenkt zu sehen, das ihnen sonst vielleicht unbekannt geblieben wäre.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

7. Juni 1865.

Die epidemische Cerebro-Spinal-Meningitis nach Beobachtungen im Grossherzogthum Baden von Dr. F. Niemeyer o. ö. Prof. u. Director der medic. Klinik in Tübingen. Berlin, A. Hirschwald. 1865. 71 S. in Octav.

Prof. Niemeyer hat nicht allein einen sehr glücklichen Griff gethan, sondern sich gleichzeitig auch ein wirkliches Verdienst um den praktischen Arzt erworben, indem er das Wissenswürdigste über die im gegenwärtigen Augenblicke Mediciner und Laien vorzugsweise beschäftigende Meningitis cerebrospinalis nach eigenen Beobachtungen in einer besonderen Schrift mittheilt. Die bis jetzt über diese Krankheit erschienenen deutschen Arbeiten sind, so viel uns bekannt, sämmtlich, — selbst solche, welche einen gleichen Umfang wie die Niemeyer'sche haben und sogar auf der Basis reichhaltigerer selbstständiger Untersuchungen beruhen, wie die von Wunderlich in Leipzig, — in medicinischen Zeitschriften publicirt und deshalb einem

grossen Theile der Fachgenossen entweder ganz unzugänglich oder nur vorübergehend zugänglich. Deshalb müssen wir es Niemeyer Dank wissen, dass er eine Form der Veröffentlichung gewählt hat, welche der Verbreitung keine enge Schranken setzt. An Lesern wird es der kleinen Schrift sicher nicht fehlen. Vom Anziehenden des Gegenstandes ganz abgesehen, ist dabei gewiss zu berücksichtigen, dass Niemeyer seit Jahren durch sein Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie in der Gunst des ärztlichen Publicums sich festgesetzt hat. Dies Buch bringt nirgends überraschende neue Thatsachen; es ist nicht viel darin zu finden, was andere ähnliche nicht auch enthielten; die klare, einfache, leichte und dabei anziehende Schreibweise, die nüchterne, wohlgeordnete Darstellung, die Abstinenz von allem demjenigen, was für die Ausübung der Heilkunst in den Augen des Praktikers untergeordnete Bedeutung hat, ist es gewesen, welche dem genannten Handbuche eine so ausgedehnten Leserkreis verschaffte, der in wenigen Jahren zahlreiche Auflagen nothwendig machte. Seine Meisterschaft in Schreib- und Darstellungsweise hat Niemeyer übrigens auch wieder in seiner neuesten kleinen Schrift glänzend bewährt und sicher wird Niemand dieselbe unbefriedigt aus der Hand legen, mag er in ihr überhaupt Belehrung über die bei uns neuen Krankheitsform suchen, mag es ihm darum zu thun sein, dasjenige, was Niemeyer beobachtet und gedacht hat, mit den Beobachtungen und Reflexionen Anderer zu vergleichen. Gewiss aber wird auch Niemand die Schrift, bevor er ihre Lectüre beendet, gern aus der Hand legen; es bedarf keiner Anstrengung, um dem Verf. zu folgen, daher auch keiner Erholungspause, wie

sie Manchem wohl, wie dem Referenten, bei Durchlesung der Wunderlich'schen Arbeit von Zeit zu Zeit Noth that. Man erwarte übrigens bei Niemeyer keinen grossen literarischen Apparat noch gar eingehende historische Untersuchungen; aber was er zu geben verspricht, eine Schilderung der Meningitis cerebrospinalis in pathologischer, anatomischer und therapeutischer Hinsicht nach den in Baden gemachten Beobachtungen, das gibt er vollständig und in trefflicher Form. Sind auch die Badischen Beobachtungen nicht so zahlreich, um glauben zu können, dass durch dieselben die Entscheidung sämmtlicher auf die genannte Affection bezüglicher Fragen möglich gemacht werde, so hat es Niemeyer doch verstanden, sie so zu verwerthen, dass der mit der epidemischen Cerebrospinal-Meningitis noch nicht vertraute Arzt durch ihn in Bezug auf Diagnose, Prognose und Therapie au fait gesetzt wird. Hierin liegt ganz besonders der Werth der Niemeyer'schen Schrift, zu welcher die nächste Veranlassung ein achttägiger Aufenthalt des Verfs in Freiburg, Carlsruhe und Rastatt war, wo ihm die dortigen Aerzte die Gelegenheit zur Beobachtung verhältnissmässig vieler Fälle boten. Ausser den selbst beobachteten Fällen hat Niemeyer aus derselben Quelle noch zahlreiche Krankengeschichten, Sectionsprotokolle und statistische Notizen erhalten; auch ist es ihm möglich gewesen, ein ihm nach Tübingen nachgesendetes Präparat mit Prof. Luschka einer genauen anatomischen und mikroskopischen Untersuchung zu unterziehen. Im Ganzen sind die Ergebnisse von 15 Sectionen benutzt, deren 2 in Niemeyer's Beisein vorgenommen wurden; die Zahl der in Baden überhaupt vorgekommenen Fälle von Meningitis ce-

rebrospinalis ist nicht angegeben, doch liefert die Angabe, dass in Rastatt und Umgebung 126 vorgekommen, den Beweis für die Reichhaltigkeit des von Niemeyer benutzten Materials.

Sehr interessant sind uns Niemeyer's Auseinandersetzungen über die Aetiologie des Leidens gewesen. Er will zwei Gruppen von Infectionskrankheiten unterschieden wissen: solche, bei welchen das schwere Allgemeinleiden und namentlich das Fieber theils unmittelbar von der Aufnahme des inficirenden Stoffes, theils mittelbar von den durch die Infection gesetzten Localerkrankungen abhängt (Malariakrankheiten, Typhus, Pest, acute Exantheme), und solche, bei denen der einzige Effect der Infection in den pathologischen Veränderungen eines einzigen Organs oder einzelner weniger Organe und in den von diesen Veränderungen abhängigen Symptomen besteht (Ruhr, asiatische Cholera). Zu der letzteren Gruppe bringt er nun auch die in Rede stehende Krankheit und spricht sich noch mit besonderer Entschiedenheit gegen die Französische Auffassung derselben als Typhusform aus. Nach Niemeyer sind alle Krankheitserscheinungen ohne alle Schwierigkeit auf die in den Gehirn- und Rückenmarkshäuten bei der Section nachgewiesenen Veränderungen zurückzuführen; namentlich ist das Fieber kaum so heftig als man es bei Entzündungen von gleicher Intensität und gleicher Verbreitung findet und das manchmal zurückbleibende längere Siechthum ist nur Folge der Residuen der Meningitis. Der constante Befund, welchen die Section ergibt ist eine ausgebreitete Entzündung der Gehirn- und Rückenmarkshäute ohne specifischen Charakter, und von der sporadischen Meningitis nur durch grössere Intensität und Ausdehnung ver-

schieden; alle sonstigen Organe sind normal, namentlich auch Lymphdrüsen und Milz. Dieser Argumentation ist, sobald die Prämissen richtig sind, kaum etwas entgegenzustellen; was aber die Prämissen betrifft, so ist mindestens das Verhalten der Milz noch offene Frage, da andere Autoren, z. B. Wunderlich auf Vergrößerung dieses Organs ausdrücklich hinweisen. Wir möchten indess dem Milztumor nicht so viel Gewicht beilegen, wie es Niemeyer zu thun scheint, findet sich doch auch bei Cholera nicht selten einige Schwellung der Milz mit hämorrhagischen Infarcten u. s. w. Sehr einverstanden sind wir mit Niemeyer darin, dass die dünnflüssige Beschaffenheit des Blutes ohne Bedeutung für die Verwandtschaftsfrage der Meningitis cerebrospinalis und der Typhen sei, und dass das Nämliche von der Herpeseruption und auch von den in einzelnen Fällen beobachteten Roseola und Petecchien gelte. Auch hat Niemeyer Recht, wenn er sich der Ansicht anschliesst, dass der diagnostische Werth einzelner Roseolaflecken auf der Haut in hohem Grade überschätzt werde und dass sich bei zahlreichen acuten febrilen, nicht infectiösen Krankheiten, bei sorgfältigem Suchen einzelne rothe Flecken oder Knötchen auf der Haut finden lassen. Es verhält sich bei uns mit der Roseola so, wie in Toscana mit der sog. Miliaria, welche bei jeder fieberhaften Affection sich finden lässt und gefunden wird, wovon sich Ref. selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte. Wenn übrigens Niemeyer das ganze Krankheitsbild der Cerebrospinal-Meningitis als in grellem Gegensatze zu den Typhen stehend bezeichnet, so möchten wir doch auf die von Aran zuerst beschriebenen, später auch von Heusinger jun. beobachteten und mit dem Genusse von er-

gotinhaltigem Brode in Zusammenhang gebrachte Contracturen im Typhus hinweisen, um auf die Möglichkeit einer Verwechselung unter besonderen Umständen aufmerksam zu machen. Ebenso dürfte es kaum erlaubt sein, die bei französischen Truppentheilen beobachtete, als Typhus gedeutete Affection mit ähnlichen oder gleichen Erscheinungen wie die Meningitis cerebrospinalis eben dieser Missdeutung wegen als besondere Krankheit aufzufassen, da das Heroische der Französischen wissenschaftlich medicinischen Räsonnements und Deductionen Herrn Prof. Niemeyer gewiss ebenso bekannt ist wie dem Referenten.

Dass Niemeyer die antiphlogistische Behandlungsweise trotz der anscheinend ungünstigen Erfolge, welche übrigens anderen Formen von Meningitis gegenüber geradezu als günstig sich herausstellen, empfiehlt, finden wir um so mehr gerechtfertigt, als man ja die Behandlungsweisen nicht nach den bei den schwersten Fällen erzielten Resultaten beurtheilen darf. Uebrigens wird es wohl Niemandem heutzutage einfallen, bei dieser schweren Entzündungskrankheit der Antiphlogose die ungleich schwächere Derivation zu substituiren oder gar das excitirende Verfahren in Anwendung zu bringen, über welches ja bei der Behandlung anderer Meningitis-Formen der Stab bereits vor langen Jahren gebrochen ist.

Theod. Husemann.

Die Capitularien im Langobardenreich. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung von Dr. Alfred Boretius, Privatdocenten der

Rechte an der Universität Berlin. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1864. XIV u. 195 S. in Octav.

Auf wenigen Gebieten der Geschichtsforschung herrscht seit einigen Jahrzehnten eine so rege Thätigkeit, als auf dem der älteren deutschen Verfassungsgeschichte, auf wenigen ist verhältnissmässig so viel wie auf diesem geleistet; aber je mehr auf der einen Seite für die Aufhellung dieser bisher so dunkeln Periode der deutschen Geschichte geschehen ist, desto deutlicher treten auf der anderen auch die Lücken in unserer Kenntniss hervor; und so zeigt denn auch die vorliegende Schrift, wie vieles auch auf diesem Felde der Forschung noch zu thun übrig ist. Zwar beschränkt sich dieselbe auf das langobardische Recht, zwar hat sie es nicht mit einer Darstellung der Verfassungsentwicklung, sondern nur mit Untersuchungen über die Rechtsquellen zu thun; dennoch ist sie für die deutsche Verfassungsgeschichte überhaupt ein Beitrag von grosser Bedeutung.

Es handelt sich um die Erzeugnisse der langobardischen Gesetzgebung seit dem Abschluss der Edicta regum Langobardorum um 750 bis zu der Entstehung des liber legis Langobardorum im 11. Jahrhundert, um die Gestalt, in der sie aufbewahrt sind, um die Zeit ihrer Entstehung, um die Untersuchung ihrer Echtheit, überhaupt um ihre Kritik. Demnach bilden Einzeluntersuchungen über die verschiedenen Capitularien den Hauptgegenstand der Arbeit; um so mehr war es geboten, eine allgemeine Charakteristik der Gesetzgebung bei den Langobarden voranzuschicken, wie dies durch den Verf. im ersten Kapitel geschieht. Schon hier finden sich

wesentliche Abweichungen, theils Ergänzungen, theils Berichtigungen der bisher geltenden Ansichten. Sieht man ab von der Gesetzgebung der Edicta, für die aber auch durch eine schärfere Unterscheidung der verschiedenen Arten von Verordnungen mehrfach neue Aufschlüsse gewonnen sind, so kommt da vor allem in Betracht der Einfluss der fränkischen Eroberung auf die langobardische Gesetzgebung. Der Verf. findet (S. 20), dass durch die von Karl d. Gr. für Italien erlassenen Kapitularien ein auffallender Zug von Härte und Strenge hindurchgehe, worunter er versteht, dass Karl mit den langobardischen Grossen oder gar dem Volke über keines der von ihm erlassenen Gesetze in Berathung getreten sei, im Gegensatze zu Pippin und Lothar, unter denen eine Berathung auf den langobardischen Reichstagen stattgefunden habe. Es kann bedenklich erscheinen zwischen Karl und Pippin so scharf zu unterscheiden; hingegen ist es allerdings gewiss, dass die Langobarden unter der fränkischen Herrschaft einen weit geringeren Antheil an der Gesetzgebung hatten als früher, aber unrichtig, dass sie so ganz von der Theilnahme an der allgemeinen Reichsgesetzgebung ausgeschlossen waren wie der Verf. annimmt (S. 19). Denn dass der italische Klerus den fränkischen Reichstagen gern beiwohnte, hebt er ja selbst hervor; aber Langobarden waren auch zugegen auf der Reichsversammlung in Ingelheim 788, und selbst zugegeben, dass das Schweigen der Quellen über die Anwesenheit weltlicher Grosser aus Italien auf anderen allgemeinen Reichsversammlungen ihre Abwesenheit beweist, so bietet für ihr Ausbleiben die grosse Entfernung schon einen ausreichenden Erklärungsgrund; und wenn der Klerus

iese Entfernung nicht scheute, so gibt der Vf. selbst die Erklärung dafür an die Hand, die Thatsache, dass der Klerus den Stamm der fränkischen Partei in Italien bildete, dass er an der Verbindung mit dem fränkischen Reich ein weit grösseres Interesse nahm als die weltlichen Grossen.

Wichtiger als diese Fragen ist für den Zweck der vorliegenden Arbeit die vom Verf. vorgenommene Eintheilung der Kapitularien, der fränkischen wie der langobardischen, in drei Klassen, die *capitula legibus addenda*, die *capitula missorum* und die *capitularia per se scribenda*. Die Aufstellung der ersten Klasse beruht auf dem Unterschiede zwischen capitulare und lex, welchen der Vf. zwar nicht darin findet, dass Kapitularien überhaupt eine beschränkte Geltung hatten als leges, wohl aber darin, dass bei jenen, wenn sie auch thatsächlich oft über die Lebenszeit ihres Autors hinaus anerkannt wurden, doch der Gedanke vorherrschte, dass der Nachfolger nicht an sie gebunden sein sollte; während hingegen ein vom Volke zum Gesetz erhobenes Kapitular in seiner Geltung unabhängig vom Leben eines einzelnen Königs gewesen sei: und so werden unter den *capitula legibus addenda* Kapitularien verstanden, nicht wie ihrem Inhalte nach zu den Volksrechten in besonders naher Beziehung stehen, sondern die ebenso wie die Volksrechte dem Volke zur Annahme vorgelegt, auf diese Weise Theile des Volksrechts wurden und die Bürgschaft einer längeren Dauer erhielten als die gewöhnlichen Kapitularien. Dann die zweite Klasse bilden die *capitularia missorum*, die den missi mitgegebenen Instructionen, die der König allein, aber häufig am Schluss der Reichsversammlungen und

daher in Verbindung mit den auf diesen berathenen Kapitularien erliess; endlich die dritte Klasse die capitularia per se scribenda, unter welcher Bezeichnung der Vf. alle übrigen im Namen der Könige erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zusammenfasst. Ganz neu sind diese Unterscheidungen nicht, wenigstens die Capitularia missorum hat schon Waitz als eine besondere Art herausgehoben; dagegen die Begriffbestimmung der capitula legibus addenda gehört, jedenfalls in der Schärfe, womit sie hier vorgetragen wird, dem Verf. und wird als zutreffend anerkannt werden dürfen, wenn auch nach des Verfs eigenem Geständniss Ausnahmen vorkamen, und keineswegs alle capitula legibus addenda dem Volke zur Beistimmung unterbreitet wurden (S. 16). Eher mag bezweifelt werden, ob es gerechtfertigt ist, mit dem Verf. neben diesen 3 Klassen von Kapitularien als eine eigene Gattung noch die provisorischen Verordnungen unter der Bezeichnung notitiae anzunehmen. Provisorische Verordnungen kamen vor, doch ist von den drei Beispielen, welche der Vf. beibringt (S. 22), das erste anzufechten, und die Bezeichnung derselben als Notitiae unsicher. Der Ausdruck notitia wird unter den drei Fällen nur beim ersten gebraucht, aber eben von einer Verordnung, die keine provisorische ist. Denn die Verweisung einer definitiven Entscheidung an die nächste Synode im 4. Kapitel kann sich doch nur beziehen auf die unmittelbar vorher erwähnten Schenkungen und Verkäufe an heilige Oerter, nicht aber auf den Inhalt der drei ersten Kapitel; hier ist von einer bloss provisorischen Verfügung nicht die Rede; die Bezeichnung notitia gilt aber von der ganzen Verordnung, kann also nicht als technischer Ausdruck für

provisorische Verordnungen gelten. Und wenn auch schon König Liutprand einmal eine Verordnung, die nur für seine eigene Lebensdauer Gültigkeit haben soll, *notitia* nennt (*Edicta* c. 39. 140), so genügt dieses vereinzelte Vorkommen doch keineswegs, um für die frühere Zeit *notitia* als Bezeichnung der provisorischen Verordnungen zu erweisen.

Zum Schlusse seiner allgemeinen Bemerkungen entwickelt der Vf. seine Ansicht über die Form, worin die langobardischen Gesetze seit der fränkischen Eroberung erlassen wurden, und kommt dabei zu einem der bisherigen Auffassung gerade entgegengesetzten Ergebniss. Er zeigt, dass die von Karl und seinen Nachfolgern erlassenen Gesetze nicht in die Bücher der *Edicte* eingetragen wurden, und hat ohne Zweifel Recht; von den beiden einzigen für die frühere Ansicht zuführenden Stellen braucht die erste gar nicht nothwendig von einer förmlichen Eintragung der neuen Gesetze in das alte Rechtsbuch verstanden zu werden, von der zweiten bemerkt schon Waitz, II, 305 n. 2, dass sie kein Gesetz, sondern nur die Bemerkung eines Juristen zu sein scheine. Die Gründe, welche der Vf. für seine Ansicht geltend macht, sind überwiegend (S. 24); es ruht aber ein, wie wichtig dieser Umstand für die Kritik der Kapitularien sein muss. Einster Kanon, wie für die früheren *Edicte*, war für die Kapitularien nicht vorhanden, ihre Uebersetzung und Vervielfältigung war allein Privatleuten überlassen, die dabei nach allen möglichen practischen Rücksichten, namentlich oft zum Zweck des Gerichtsgebrauchs, häufig genug ganz willkürlich zu Werke gingen; keine einzige der verschiedenen Compilationen hat einen einheitlichen Character (S. 24. 26. 53). Natürlich

wird dadurch die Entscheidung darüber, welche Kapitularien denn überhaupt als langobardische zu betrachten sind, wesentlich erschwert; der Vf. stellt als Merkmale dafür diese hin, dass ein Kapitular entweder im *liber legis Langobardorum* verarbeitet, oder in unzweifelhaft für Italien bestimmten Handschriften aufgezeichnet sei, in solchen Handschriften, in denen entweder die *Edicte*, oder aber unzweifelhaft nur für Italien bestimmte Kapitularien enthalten seien (S. 25). Aber auch davon abgesehen, und ungeachtet der Willkür, womit in den meisten Handschriften bei der Zusammenstellung der Kapitularien verfahren ist, musste bei den Untersuchungen, welche der Vf. sich vorgenommen, doch eben ganz von dem Handschriftenstande ausgegangen werden; und war es in Anbetracht der hier herrschenden Verwirrung in vielen Fällen nicht möglich zu sichern, auch nur halbwegs befriedigenden Ergebnissen zu gelangen, so sind doch in anderen Fällen mehrfach neue und wohl begründete Resultate gewonnen.

Ehe der Vf. zu der Untersuchung der einzelnen Kapitularien, dem Hauptzwecke seiner Arbeit übergeht, schickt er eine sorgfältige Beschreibung der Handschriften voraus, und berichtet dabei nicht nur mehrfach die früheren Urtheile über den grösseren oder geringeren Werth einzelner Handschriften, sondern weist auch bei den wichtigsten derselben die Gesichtspunkte nach, welche die Schreiber bei der Sammlung der Kapitularien, bei der Auswahl derer, welche sie in ihre Sammlung aufnahmen, bei der Reihenfolge, worin sie sie aufzählten, beobachteten. Es liegt in der Natur der Sache, dass die daraus auf das Alter und die Zusammensetzung der Kapitularien gezogenen Schlüsse häufig unsicher sind; aber mit Hülfe

ner scharfen Unterscheidung bestimmter Klassen von Kapitularien war es doch möglich, bei einer verhältnissmässig grossen Zahl die willkürliche Zusammensetzung zu erkennen, die rechte Gestalt wieder herzustellen, auch wohl das Alter mauer zu bestimmen.

Die lebhafteste gesetzgeberische Thätigkeit herrschte auch im langobardischen Reiche zur Zeit Karls des Gr., und so nimmt denn die Berechnung der unter Karls Regierung erlassenen Capitularien die wichtigste Stelle und den grössten Raum in der vorliegenden Schrift ein. Unter den hier gewonnenen Resultaten ist zunächst hervorzuheben der Nachweis, dass die von Pertz gemachte Annahme einer doppelten Ausfertigung mehrerer Kapitularien, einer besonderen fränkischen und einer besondern langobardischen Recension, die aber schon von Baudi di Vesme und von Waitz in Frage gestellt ist, entschieden aufgegeben werden muss. Das erste dieser Kapitularien, das von Heristall 779, ist für das ganze Reich erlassen, und die von Pertz s. g. langobardische Recension ist später dadurch entstanden, dass italische Richter, denen die Fassung des ersten Kapitulars an verschiedenen Stellen unbestimmt schien, in der Absicht diese schärfer zu fassen, das Kapitular für den langobardischen Gerichtsgebrauch mit glossenartigen Zusätzen versehen (S. 57 ff.). Das zweite Kapitular, in welchem Pertz eine solche Unterscheidung macht hat, ist überhaupt nur ein italisches, und nicht von Karl, sondern von Pippin erlassen, und von einer doppelten Ausfertigung desselben nicht die Rede (S. 125 ff.); zu weit geht er der Vf. in seiner Kritik, wenn er den einzigen in dem Kapitular enthaltenen chronologischen Anhaltspunkt, die Bestimmung über die

Inventarisirung der in Italien gelegenen Besitzungen der verstorbenen Königin Hildegard, auch nicht gelten lassen, das Kapitular von 783 absetzen und seine Zeit ganz unbestimmt lassen will; wenigstens die Wahrscheinlichkeit spricht für 783. Im dritten Falle, bei dem capitulare de exercitalibus, sind die von Pertz als fränkische bezeichneten Kapitel schon von Waitz und Merkel als gar nicht hieher gehörig, als Theile eines verloren gegangenen sächsischen Kapitulars nachgewiesen (S. 96 ff.)

Eine Reihe wichtiger Ergebnisse verdankt der Vf. weiter der Aussonderung der capitularia misorum, deren Verkennung, ehe Waitz darauf aufmerksam gemacht, zu zahlreichen Irrthümern Anlass gab. Man weiss jetzt, dass die kurzen, allgemein gehaltenen Bestimmungen, aus welchen manche Kapitularien bestehen, nicht blosse Kapitelüberschriften oder Auszüge aus verloren gegangenen Kapitularien, oder blosse Entwürfe zu gar nicht oder in anderer Weise zu Stande gekommenen Verordnungen sind, sondern Andeutungen, in denen die missi auf die ihnen schon bekannten gesetzlichen Vorschriften oder auf ihre mündlich erhaltenen Instructionen hingewiesen werden sollten (S. 17). Als ein solches legationis edictum, wie derartige Gesandteninstructionen heissen, erkennt der Vf. die beiden von Pertz als capitulare monasticum und capitulare generale gesondert herausgegebenen Kapitularien von 789, die in Wahrheit ein einziges legationis edictum ausmachen, und zu denen als Überschrift das Datum gehört, welches Pertz an den Schluss des vorausgehenden capitulare ecclesiasticum gesetzt hat (S. 66 ff.). Als ein eignes legationis edictum stellt sich heraus der Schluss des Achener Kapitulars von 809, welches demnach in zwei ge-

Bozetius, Capitularien im Langobardenreich 895

trennte selbständige Kapitularien zu zerlegen ist (S. 92 ff.); von dem Kapitular von Diedenhofen 805 sind die beiden letzten Kapitel als selbständige Gesandteninstruction abzusondern, das Kapitular von Nimwegen 806, ist nichts anderes als eine Gesandteninstruction (S. 85 ff.), ebenso das angebliche Ingelheimer Kapitular von 807 (S. 123 f.).

Auch in der chronologischen Bestimmung der Kapitularien werden wichtige Verbesserungen angebracht. Das von Pertz ins Jahr 803 gesetzte Doppelcapitular von Mantua wird mit überwiegenden Gründen schon ins Jahr 787 verwiesen (S. 113 ff.); in die so schwierige und unsichere chronologische Vertheilung der Gesetzgebung von 802 und 803 wird Ordnung gebracht, und bei dieser Gelegenheit auch die Bedeutung der capitula quae in lege Salica mittenda sunt, die einen Bestandtheil dieser Gesetzgebung bilden, ins rechte Licht gestellt, lediglich unter Zugrundelegung des handschriftlichen Materials. Schon Waitz bemerkt, dass diese capitula eine allgemeinere Bestimmung gehabt zu haben scheinen, als blosse Zusätze zu der lex Salica zu bilden; nun zeigt der Vf., dass diese Kapitel, deren Entstehung er übrigens nicht 802, sondern 803 ansetzt, und die auch nicht auf einer allgemeinen Reichsversammlung, sondern im Rathe des Kaisers erlassen sein sollen, die Bezeichnung quae in lege Salica mittenda sunt ursprünglich gar nicht führten, dass sie diesen Titel nur daher erhielten. weil sie zuerst in dem nach der lex Salica lebenden Gau von Paris verkündigt, überhaupt in den Gebieten der lex Salica früher als von den andern Stämmen angenommen wurden (S. 71 ff.). Und noch bei vielen anderen Kapitularien ist die bisherige Zeitbestimmung als un-

genügend nachgewiesen, zuweilen gezeigt, dass die Zeit sicher anzugeben gar nicht möglich ist. zuweilen eine von der Datirung bei Pertz abweichende Entstehungszeit mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, in einzelnen Fällen mit Sicherheit ermittelt. So werden zwei bisher Lothar zugeschriebene Kapitularien, ein capitulare episcopis datum und jene vom Vf. s. g. notitia für Karl gewonnen und mindestens die letzte mit guten Gründen 781 angesetzt (S. 99 ff.); und bei einer früher auf Ludwig den Fr. zurückgeführten Verordnung wenigstens wahrscheinlich gemacht, dass sie gleichfalls schon Karl dem Gr. angehört (S. 98).

Die Beispiele von Verbesserungen, welche der Vf. in der Zusammensetzung und Datirung der Kapitularien vornimmt, liessen sich noch vermehren; man wird meistentheils nicht umhin können. wenigstens in der Hauptsache ihm Recht zu geben, einige Male aber stehen seinen Annahmen auch begründete Bedenken entgegen, und je weniger sich gegen die Mehrzahl seiner Ausführungen einwenden lässt, desto mehr ist es am Platze, auch die gegen einzelne derselben aufsteigenden Bedenken nicht zu verschweigen.

Hierhin gehört besonders die Zeitbestimmung für das capitulare missorum, worin die Vorschriften über eine allgemeine Beeidigung im ganzen Reich enthalten sind. Dasselbe bildet bei Pertz noch einen Bestandtheil eines grösseren Kapitulars, ist aber schon von Waitz als ein selbständiges capitulare missorum erkannt worden, was auch der Vf. bestätigt (S. 130 ff.). Es fragt sich jedoch, wann das Kapitular erlassen worden ist, und diese Frage ist von Wichtigkeit, weil sie zusammenhängt mit der anderen Frage, in welchem Jahre Karl zuerst von der ganzen Bevöl-

Boretius, Capitularien im Langobardenreich 897

kerung des Reichs über 12 Jahre den Treueid forderte. Der Vf. entscheidet sich für 792, und nicht ohne Gründe die ins Gewicht fallen. Er zieht das *legationis edictum* von 789 herbei, worin die Eidesformel angegeben ist; er versteht die Aufnahme der Eidesformel in das *legationis edictum* so, als ob jetzt erst der Eid eingeführt worden sei, und schliesst daraus, dass jenes erste capitulare missorum nicht erst die Einführung des Eides, sondern nur die Mittheilung genauerer Vorschriften über die Ableistung desselben bezwecke, dass es nach 789 entstanden sein müsse, und indem er die darin erwähnte Verschwörung auf die Verschwörung Pippins im Jahr 792 bezieht, nicht vor 792. Allein die Voraussetzung, dass das in Frage stehende capitulare missorum nothwendig nach dem *legationis edictum* von 789 erlassen sein müsse, ist nicht stichhaltig. Es käme zunächst darauf an, zu wissen, ob die Verschwörung, welche in jenem als Veranlassung der so ganz ins Einzelne gehenden Vorschriften über die Eidesabnahme angeführt wird, die Verschwörung Pippins von 792 oder die Hardrats von 786 sein soll. Der Vf. macht geltend, dass die Verschworenen sich darauf beriefen, sie hätten den Huldigungseid nicht geleistet; sie würden sich darauf nicht haben berufen können, wenn derselbe nicht schon eingeführt gewesen wäre. Aber ganz ungerechtfertigt wäre doch auch die umgekehrte Schlussfolgerung nicht, da vornehme Männer, welche der Eidesleistung sich doch nicht so leicht entziehen konnten, sich damit entschuldigen, sie hätten ja keinen Eid geleistet, so werde eben vorher auch kein Eid gefordert worden sein. Und was etwa dieser Schluss noch anstössiges haben könnte, wird entfernt durch die Einleitungsworte des capitulare

missorum selbst, welche die Forderung des Eides neben der vorangegangenen Verschwörung ausdrücklich mit der *antiqua consuetudo* begründen. Diess hat der Vf. übersehen. So -etwas neues unbekanntes war der Treueid nicht, dass die Verschworenen ihn gar nicht hätten nennen können, wenn er nicht eben erst durch Karl eingeführt worden wäre; nur hatte man seit einiger Zeit ihn nicht mehr besonders gefordert; aber vergessen war die Verpflichtung dazu nicht, schon Roth, Beneficialwesen, S. 387 bemerkt, dass die ganze Verhandlung nicht entfernt eine Neuerung gewesen sei, und hält sogar jene Eidesformel für dieselbe, wie sie von jeher gefordert wurde. Die Art, wie die Formel in dem capitulare missorum angeführt wird, zwingt auch keineswegs zu dem Schluss, dass hier etwas neues eingeführt werde, setzt viel eher, wenn auch nicht gerade die Formel selbst, doch die Beeidigung als etwas bekanntes, schon vorher zu Recht bestehendes voraus. So sicher für das *legationis edictum* das Jahr 789 ist, so wenig folgt daraus, dass das capitulare missorum mit den Vorschriften über die Eidesleistung nicht schon 786 fallen könne. Mit Bestimmtheit wird sich da nichts entscheiden lassen, doch denkt man bei der Erwähnung einer Verschwörung wie hier eher an die erste als an die zweite, denn sonst wären ja wohl alle beide erwähnt. Die Annalen, die der Vf. auch noch zu Gunsten von 892 herbeizieht, beweisen dafür vollends nichts. Dass die Nazarianischen Annalen, die sich ganz auf den Bericht über die Verschwörung beschränken, nur von der Beeidigung der Verschworenen, nicht von einer allgemeinen Eidesabnahme reden, widerlegt eine solche nicht; von einer Beeidigung 792 wissen die Annalen auch nichts; und wenn der Vf. über-

haupt die Glaubwürdigkeit der Erzählung in den Nazarianer Annalen in Zweifel stellen will, so liegt dafür ein triftiger Grund nicht vor; was in dem capitulare missorum über die Verschwörung gesagt wird, passt sehr wohl auf die Verschwörung von 786.

Zweifel können dann auch bleiben über die Datirung des von Baluze Ludwig dem Fr., von Pertz Lothar zugeschriebenen capitulare episcopis datum, welches der Vf. richtig schon unter Karl den Gr. stellt, und zwar etwa 781; über das Verhältniss dieses Kapitulars zu einem andern etwa 782 fallenden Kapitular Pippins, das mit dem ersten mehrfache Verwandtschaft zeigt (S. 104 ff.). Der Vf. erblickt in den ausführlicheren Bestimmungen des Pippinschen Kapitulars von 782 eine Erweiterung der kürzeren Sätze des capitulare episcopis datum, will daher dieses früher, ungefähr 781 ansetzen. Es steht aber wenigstens nichts im Wege für die beiden Kapitularien das umgekehrte Verhältniss anzunehmen, so dass das Jahr 781 für das capitulare episcopis datum jedenfalls sehr zweifelhaft bleibt.

Von Werth wäre es gewesen, wenn der Vf. über das Kapitular von Mantua von 781 sich noch genauer ausgesprochen, bestimmte Beweise dafür beigebracht hätte, dass es ausschliesslich für Italien bestimmt war. Letzteres ist seine Ansicht, und das Vorkommen des Kapitulars nur in drei italischen Handschriften dient zur Bestätigung; aber zuletzt ist es von Soetbeer, in den Forschungen, IV, 291, für das ganze fränkische Reich in Anspruch genommen worden, und darauf die Ansicht gegründet, dass um 781 im ganzen Reich eine durchgreifende Umgestaltung des Münzwesens vorgenommen worden sei. Es ist jedoch fraglich, ob die Gründe, welche von Soet-

beer für die Annahme einer allgemeinen Münzverordnung in diesem Jahre beigebracht sind, dazu berechtigen, die Münzbestimmungen im Mantuanischen Kapitular, das Kapitular selbst auf das ganze Reich zu beziehen. Der Vf. hat gezeigt (S. 110 ff.), dass die Mantuanische Münzbestimmung den italischen Verhältnissen durchaus nicht unangemessen war, und man muss wohl bei seiner Ansicht stehen bleiben, dass dadurch für Italien die Vertauschung der Goldwährung gegen die Silberwährung ausgesprochen wurde, dass das Kapitular ein ausschliesslich italisches war.

Unter Ludwig dem Frommen und Lothar, und noch mehr unter den späteren Regierungen herrscht auf dem Gebiete der Gesetzgebung eine geringere Thätigkeit als früher. Aber die Prüfung der aus diesen Zeiten erhaltenen Kapitularien ergiebt, dass sie uns gleichfalls nur in einer sehr unvollkommenen Gestalt vorliegen, in einer noch unvollkommeneren als die Kapitularien aus Karls des Gr. Zeit. Der Vf. kommt auch hier in der Zusammensetzung der Kapitularien vielfach zu anderen Ergebnissen als die bisherigen Herausgeber, zeigt, dass Kapitel, welche später zu einem Kapitular zusammengestellt wurden, ursprünglich nicht zusammengehörten, sucht eine richtigere Verbindung herzustellen, nimmt Aenderungen in der Zeitbestimmung, auch wohl Verbesserungen des Textes vor, und wenn gegen Einzelheiten Bedenken obwalten, so lassen sich doch gegen die Mehrzahl seiner Ausführungen gegründete Zweifel nicht erheben. Auch unter den von Pertz s. g. capitula Langobardica, Bestimmungen, deren Ursprung aus echten Kapitularien nicht nachweisbar schien, ist es gelungen, eine Anzahl auf ihre Quellen zurückzuführen,

sie als Bestandtheile noch erhaltener Kapitularien nachzuweisen.

Zum Schlusse sondert der Vf. eine Anzahl von ihm sogenannter Pseudocapitularien aus, Kapitelreihen, die zwar grossentheils aus dem durch echte Kapitularien gegebenen Material zusammengesetzt worden sind, aber in der Gestalt, worin sie bei Pertz erscheinen, nicht erlassen sein können; ferner Stücke, die nicht nur der Form nach keine Kapitularien deutscher Könige sind, sondern auch dem Inhalte nach gar nichts mit Kapitularien gemein haben (S. 184 ff.). Da zeigt sich, dass eine von Pertz als eignes capitulare langobardicum herausgegebene Kapitelreihe nichts ist, als eine Anzahl von Kapiteln anderer Kapitularien, die nur in einigen Handschriften etwas verschieden angeordnet, und aus dem einige Kapitel weggelassen sind; dass ein anderes angebliches capitulare Langobardicum, das übrigens schon Baudi di Vesme als nur in der Einbildung bestehend bezeichnet hat, wieder nur aus einem Auszuge von verschiedenen Kapiteln anderer Kapitularien besteht; dass die beiden vorgeblichen Kapitularien Pippins von 808 und 809 in Wahrheit Verordnungen Luitprands sind, an deren Wiederholung durch Pippin nicht zu denken ist. Die vorgeblichen capitula Langobardica von 813 sind lediglich durch einen Abschreiber so zusammengesetzt, das vermeintliche zweite Pariser Kapitular Lothars vom Februar 832, wie auch schon Baudi di Vesme erkannt, gleichfalls nur die Compilation eines Abschreibers, da z. B. die Inventarisirung der Güter der Königin Hildegard darin mit denselben Worten verordnet wird, wie 49 Jahre früher von Pippin. Andere Lothar zugeschriebene Kapitel ergeben sich als Stücke aus dem Edict des Königs Grimoald, aus Augustins

Werk *de civitate dei*; von den Capitularien Ludwigs II. sind zwei gleichfalls nichts weiter als Compilationen späterer Abschreiber aus dem verschiedenartigsten Stoff, aus Capitularien, Concilienbeschlüssen u. dgl. mehr; und lassen sich auch nicht alle einzelnen Bestimmungen auf ihre Quelle zurückführen, so ist doch der Inhalt der Art, dass sie einem Capitular Ludwigs II. unmöglich angehören können.

Den Werth dieser Untersuchungen und ihrer Ergebnisse noch besonders hervorheben zu wollen, wäre überflüssig; mehrere darunter mögen anzufechten sein, hin und wieder ist der Vf. selbst von Flüchtigkeit nicht freizusprechen, denn nur auf einem Versehen und nicht auf einer Lesart der Handschriften scheint es zu beruhen, dass in einem Citat aus der Verordnung vom 20. Februar 781, S. 100, das für den Sinn des Satzes nicht ganz unwesentliche Wort *tantum* eingeschaltet ist, das im Texte der Verordnung fehlt. Aber die Bedeutung der Arbeit im ganzen wird durch solche einzelne Mängel nicht abgeschwächt, und wäre etwas zu bedauern, so könnte es nur dieses sein, dass der Vf. sich auf den Kreis der langobardischen Gesetzgebung beschränkt hat; doch leuchtet es ein, dass seine Untersuchungen der ganzen fränkischen Reichsgesetzgebung zu gute kommen. Seine Ausführungen sind der Natur der Sache nach vorzugsweise gerichtet gegen die Pertzische Kapitularienausgabe in den *Monumetis*; bei alledem steht die Arbeit durchweg auf dem Boden der letzteren; ohne sie und ohne die zu ihrem Behuf angefertigten Handschriftenvergleichen, deren Benutzung der Vf. sich möglich gemacht hat, wäre seine Arbeit unausführbar gewesen; niemand kann dieselbe mit grösserer Genugthuung erfüllen, als den Herausgeber

der leges selbst. Auch der erste Anstoss dazu ist von dieser Seite gekommen, als eine Vorarbeit zu der Ausgabe des *liber legis Langobardorum* in den *Monumentis* sind die Untersuchungen entstanden, sie sind gleichzeitig, ohne dass der Vf. es ursprünglich beabsichtigt, eine Vorarbeit für die bevorstehende zweite Ausgabe der Kapitularien in den *Monumentis* geworden, haben den Beweis geliefert, dass es nicht genügt, wie früher die Absicht gewesen, die wenigen in der Zwischenzeit aufgefundenen neuen Kapitularien an ihrem Orte einzuschalten, sondern dass eine vollständige Durcharbeitung des ganzen Werkes ein unabweisliches Bedürfniss ist. Und wenn der Vf. den Wunsch ausspricht, für diesen Neubau durch seine Untersuchungen auch nur einige Steine geschickt gemacht zu haben, so wird ihm niemand das Zeugnis vorenthalten, dass ihm diess vollständig gelungen ist.

Sigurd Abel.

De vita et lipsanis S. Marci Evangelistae libri duo Augustini Mariae Molini basilicae patriarchalis Venetae canonici theologi. Edebat Sanctes Pieralisi praefectus bibliothecae Barberiniana. Romae typis collegii urbani. MDCCCLXIV. — XXIV u. 411 S. in Kleinfolio, mit IX Bilderplatten.

Die Stadt Venedig rühmt sich seit tausend Jahren und länger des Evangelisten Marcus als ihres himmlischen Schutzherrn; sie will aber seit etwa eben so langer Zeit auch die Ueberbleibsel

seines sterblichen Leibes besitzen, und rühmte sich dazu lange nicht nur seinen Bischofsstuhl, sondern auch die Urschrift seines Evangeliums in Händen zu haben. Der Anspruch auf diese beiden letzteren Reliquien ist zwar heute von den Gelehrten in jener Stadt selbst aufgegeben: allein desto fester sitzt bei ihnen noch der Glaube an jenen ihnen weit grösser erscheinenden Schatz. Der Vf. des obigen Werkes, welcher es schon im J. 1820 vollendete und im J. 1840 starb, fühlte sich schon als geborner Venediger zu einer besondern gelehrten Beschäftigung mit Marcus hingezogen, und verfasste diese erst jetzt gedruckte Schrift, welche alles was sich irgend auf den Evangelisten bezieht so ausführlich abhandelt, dass schwerlich über ihn eine andere noch vollständigere verfasst werden wird. Sie hat alle die Vorzüge aber auch die weit überwiegenden schweren Mängel, woran schon längst alle aus der Päpstlichen Kirche abstammenden gelehrten Werke leiden. Man findet hier viel Fleiss und reiche Gelehrsamkeit, auch viel Gutmüthigkeit bis an eine gewisse Grenze die hier noch um so weiter gesteckt ist je weniger der Vf. sie sich von der tiefen Bitterkeit und Verbissenheit hat trüben lassen welche in unsern neuesten Zeiten bei den Schriftstellern jener Kirche so übermächtig geworden ist. Allein diesen Vorzügen zur Seite steht eine Eingenommenheit von hundert Vorurtheilen und eine Oberflächlichkeit welche bei den eben erwähnten neuesten Schriftstellern freilich ebenso gross ist nur dass sich in sie auch noch jene anderen unliebsamen Mächte einmischen. Da indess in diesen selben neuesten Zeiten alles die vier Evangelisten Betreffende wieder eine so besondere Wichtigkeit erlangt hat, so ist es unsern Lesern wohl nicht

von den Einzelheiten dieses vielumfassenden Werkes etwas Genaueres zu erfahren.

Das freilich das Marcusevangelium selbst bespricht, so redet der Vf. über es zwar ungemein ausführlich und, wie er meinen mochte, nach allen denkbaren Seiten hin erschöpfend: allein der strengeren Wissenschaft ist alles was er über es sagt höchst ungenügend und in allen Dingen irrthümlich. Auch kann man nicht sagen, da der Vf. sein Werk schon 1820 schrieb, daß man eine solche Unvollkommenheit ihm nicht verzeihen: wir sind zwar heute in allen diesen Kenntnissen allerdings viel weiter als man 1820 war, allein der Vf. bekümmerte sich nicht um die genaueren Untersuchungen und die Schwierigkeiten dieses wissenschaftlichen Gebietes, welche man schon zu jener Zeit berücksichtigen konnte. Wir können hier nichts als die trübselige Sicherheit erblicken in welcher jene Zeit damals sich nur auf sich selbst steifen zu müssen meinte, wie sie es heute noch ganz so thut. Darum wollen wir hier nur etwas untersuchen wie der Vf. sich in den rein wissenschaftlichen Erforschungen und Erkenntnissen verhalte, ob er vielleicht wenigstens in ihnen sich als ein wissenschaftlicher Mann bewähre.

Allein sogleich der Anfang verspricht uns das Gegentheil. Der Vf. geht nämlich davon aus daß der Evangelist Marcus von dem in der Apostelgeschichte einige Male erwähnten Johannes-Marcus und auch von dem Marcus welchen Paulus in seinen Sendschreiben aus seiner Römischen Gemeinschaft als einen seiner Gehülfen nennt völlig verschieden sei. Er meint S. 10 ff. der Evangelist möge wol ursprünglich Mordokhái genannt sein, woraus der Römische Name nach bekannter Weise umgebildet sei: eine Vermuthung so

leer und so müßig wie irgendeine, auf welche
 er auch nur verfällt weil er diesen Marcus
 von Johannes - Marcus völlig verschieden halten
 will. Sucht man nun den Grund auf welchen
 ihn eine solche Verschiedenheit als gewiss
 setzen am mächtigsten antreibt, so entdeckt man
 keinen andern als weil er gestützt auf die 8. 16.
 ff. genannten höchst unsicheren späten Erzählun-
 gen meint Marcus sei schon im J. 37 n. Chr.
 von den Aposteln nach Aegypten und der um-
 grenzenden Pentapolis gesandt um das Evan-
 gelium in Afrika zu verkünden, sei so zuerst ein
 Jahre lang in Kyrene und den umliegenden Stät-
 ten beschäftigt gewesen, dann im J. 40 nach
 Alexandrien gekommen um hier den stets mit
 seinem Namen genannten Bischofssitz zu stiften
 und erst hierauf im J. 43 oder 44 von Petrus
 nach Rom gerufen um ihm als Dolmetscher zu
 dienen. Dann konnte er freilich bis dahin nicht
 in Jerusalem seyn, wie die Apostelgeschichte von
 Johannes-Marcus erzählt. Allein diese ganz ge-
 schichtliche Vorstellung von einer so frühen und
 so hohen Thätigkeit des Marcus in Kyrene und
 in Aegypten beruhet auf gar keinem alten und
 sichern Zeugnisse; auch versteht es sich von
 selbst dass Petrus einen Mann welcher sieben
 Jahren in Afrika so selbständig und ge-
 segnet thätig war nicht zu sich als blossen
 Dolmetscher nach Rom gerufen haben würde,
 hätten ihm dazu nicht hundert Andere eben
 wohl dienen können! War aber der spätere
 Evangelist einerlei mit dem Johannes-Marcus der
 Apostelgeschichte, so haben wir überall den
 besten geschichtlichen Zusammenhang; aber
 liegt auch kein Grund vor mit dem Vf. zu
 zweifeln dass der Marcus in Rom mit welchem
 Paulus bei seiner Römischen Gefangenschaft

ntraf derselbe war, da wir auch durch antige Spuren dárauf hingeführt werden dass Evangelist damals in Rom war.

brigens weiss der Vf. auch wiefern Marcus Dolmetscher gewesen sei nur höchst unckt zu verstehen (S. 21—29); und wenn

ch S. 64 meint Lukas habe zwar später Marcus aber doch schon im J. 53 oder spä-

s 55 sein Evangelium geschrieben, so kann an diesem Beispiele hinreichend ermessen wenig er den Ursprung auch dieses anderen geliums verstehe. — Allein unser Vf. weiss

höchst leicht zu vermitteln, wo es ihm so ersten dünkt. Ist Marcus besonders für Ve-

und Italien ein Apostel, warum soll er am nächsten Lateinisch geschrieben haben? einten die welche ein Lateinisches Marcus-

gelium in Venedig (worüber hier S. 92 ff. genau gehandelt wird) für seine Urschrift an. Einer so ganz groben Ansicht kann nun

unser Vf. nicht seyn: aber er weiss, wie gt, zu vermitteln und will uns nach dieser e so viel gelobten Kunst lehren Marcus habe

ursprünglich Griechisch geschrieben, dann zu Gunsten solcher welche Griechisch nicht konnten sein eignes Werk ins Lateinische setzt! Was will man mehr?

Allein damit man nicht auf den Gedanken alle jene Gründung der Bischofssitze in Aelrien Kyrene und andern Gegenden Afrika's

ch den späteren Dolmetscher des Apostelfür-falle doch in gar zu frühe Zeiten, ist der Vf. h geschickt genug etwas Neues wo nicht zu

nnen doch só in Anwendung zu bringen dass eine neue Stütze jenes Gedankens vor Augen haben meinen können. Er will uns nämlich

178—198 ausführlich genug lehren jene Ae-

gyptischen Therapeuten welche Philon bekanntlich so begeistert beschreibt, seien nothwendig Christen gewesen: da nun Philon sicher schon zwischen 50—60 n. Chr. starb und seine Schriften über Essäer und Therapeuten schwerlich noch dazu zu den spätesten seines Lebens gehören, so hätten wir ja daran den deutlichsten Beweis wie früh das Christenthum in Aegypten hoch ausgebildet bestanden haben müsse, und wir würden auch dadurch auf die Gewissheit einer so frühen eifrigsten Thätigkeit des Marcion in Aegypten zurückgeführt. Nun hat zwar schon Eusebios im ersten Buche seiner KG. die Therapeuten mit den Christen verwechselt: allein man durfte hoffen seit Scaliger würde kein bedeutender Geschichtsforscher den Irrthum des in solchen Dingen wenig genauer nachdenkenden Eusebios wiederholen. Unser Vf. zeigt aber wie viel man heute von Rom aus der wissenschaftlichen Welt aufs neue zu bieten wagt. Neue Gründe dafür dass man bei Philon's Worten an die Christen denken müsse, sucht man hier vergebens.

Aber auch in der alten Alexandrinischen Liturgie will er die Hand des Evangelisten deutlich erkennen. S. 110—120 handelt er nämlich über die anderen ihm zugeschriebenen Bücher, die Acta S. Barnabae, den Brief an die Hebräer, oder gar die Peshito will er ihm nicht mit andern neueren Schriftstellern zutheilen; für wahrscheinlicher hält er der Evangelist habe dem Petrus bei seinem ersten Briefe Hülfe geleistet (was vielmehr, nach dem richtigen Sinne einiger Worte in ihm selbst, von Silvanus gelten muss); aber am sichersten, meint er, müsse er die Alexandrinische Liturgie verfasst haben. Sind einige Worte in ihr welche unmöglich so alt sein

n, so hilft sich der Vf. in diesem wie in ähnlichen Fällen mit der Annahme spätere blossen, als ob man solche so rein willkürlich bloss um sich aus allerlei anderen schwererlegenen zu ziehen so leicht hin annehmen! Wäre nun auch nur der Grund jener Griechischen Liturgie vom Evangelisten, so müsste man durch ein sorgfältiges Vergleichen des Sprachgebrauches derselben mit dem im Evangelium sehen: und es gelänge dann vielleicht etwas zu erhärten was auf den ersten Blick aus den Gründen unmöglich scheint. Allein der Vf. willt nicht einmal einen solchen Versuch anstellen: er verwirft er S. 175 ff. als ungeschichtlich und rein erdichtet was sich aus einer sehr alten und zuverlässigen Erinnerung der Antiochenischen Kirche noch bei Eutychios erhalten hat und was nicht im Geringsten einer reinen Erdichtung gleichsieht. Ob diese Kirche von Anfang an immer gerade zwölf Presbyter gehabt habe aus denen einer als Bischof erkoren werden kann zwar durch ein ganz bestimmtes Zeugnis aus der Urzeit heute nicht bewiesen werden: dass der Bischof in den frühesten Zeiten der Kirche aus einem der Presbyter hervorgegangen sei, steht auch aus allen andern geschichtlichen Merkmalen so fest dass man daran nicht zweifeln kann. Vergeblich wendet der Vf. ein dass ein Bischof sei doch auch bisweilen aus dem Volk erhoben: solche Fälle unterbrachen nur die Ordnung welche von Anfang an bestand, und wurden dann immer häufiger werden. Aber den Vorurtheilen offenbar nur die Vorurtheile späteren Zeiten zuzugeben dass der Bischof ursprünglich am nächsten immer aus den Presbytern hervorgegangen. .

schreibt der Vf. nun so vielerlei dem Evan-

gelisten zu was der sichern Geschichte zufolge ihm nicht zugehören kann, so könnte man es versucht werden alles hier zu bezweifeln und nicht durch ausdrückliche Worte des NTs belegt wird. Es könnte dann auch unsicher stehen ob die Alexandrinische Kirche sich sein als ihres Stiftera mit Recht rühme, da wir da über vor Eusebios (KG. 2, 16. 24) heute kein älteres Zeugniß besitzen. Allein die alten Verzeichnisse von den ältesten Leitern der einzelnen grossen Kirche welche Eusebios mittheilt können nicht rein erdichtet seyn; und ganz unabhängig von Eusebios hat sich in andern Griechischen Büchern die Nachricht erhalten Marcus sei seinem Geschlechte nach aus Kyrene gewesen, welches allem was wir aus dem N.T. über ihn wissen wenigstens nicht widerspricht. War er aus Kyrene, so erklärt sich auch wie die Kirche der Pentapolis und Aegyptens ihn schon so früh an die Spitze ihrer Verzeichnisse der ersten Gründer stellen konnten, wiewohl uns heute jede nähere Erinnerung an jene Verhältnisse fehlt.

Allein unser Vf. will weiter in langer Ausführung S. 121 — 161 beweisen die Sage der Gemeinde Aquileja's Marcus sei ihr Stifter gewesen sei vollkommen zuverlässig; ja er bemühet sich sogar uns belehren zu wollen er sei von Rom aus dorthin Petrus dorthin gesandt, sei dort über zwei Jahre lang gewesen, und erst um 50 n. Chr. sei er mit Petrus nach Rom zurückgekehrt um dann von ihm zum zweiten Male nach Alexandrien gesandt zu werden. So genau will er alles dieses wissen während sichere Zeugnisse uns hier vielmehr vollkommen verlassen! Aber er meint ja eben auch nur als Eingeborner Venedig's dies alles zu behaupten zu müssen: denn was würde aus dem Ruhme Venedig's den Evangelisten zu be-

ren wenn es den ersten Anspruch darauf nicht
 1 dem benachbarten älteren Aquileja geerbt
 tte! — Dennoch ist die hier auf Aquileja ver-
 ndte Mühe gering gegen die gewaltige An-
 engung welche der Vf. in dem ganzen zweiten
 iche S. 231–400 macht um alle seine Leser
 überzeugen dass der Leib des Evangelisten
 er vielmehr (wie er ihn lieber genannt wissen
 ll) des Apostels wirklich in Venedig an dem
 rte sei wo er jetzt gezeigt wird. Allein wir
 üssen bezweifeln ob er die welche nicht schon
 ie er selbst zum voraus von der Wahrheit die-
 s weiten Sagenkreises überzeugt sind wirklich
 im Glauben bringen kann. Der Leib des Hei-
 gen soll im Jahre 828 von Venediger Kaufleu-
 n aus Alexandrien geraubt sein: mögen diese
 irklich den Sarg geraubt haben den man ih-
 en als den des Marcus damals dort in einer
 ürche zeigte, aber die älteste Sage selbst mel-
 et Marcus sei nach dem Martyrtode verbrannt,
 während man später seinen ganzen Leib be-
 sitzen wollte. Aber auch in Venedig hat man
 ich seit tausend Jahren, wie der Verf. selbst
 umständlich erzählt, nur zu oft mit dem blossen
 nderbaren Wiederfinden dieses Leibes begnü-
 gen müssen: während die Kunstgegenstände an
 welche sich das Andenken des Heiligen knüpfen
 soll, wie die hier beigegebenen Abbilder zeigen,
 wohl ins frühere Mittelalter aber gewiss nicht
 in Marcus' Zeit hinaufreichen. Wir bemerken
 übrigens dass der Verf. die seltsamen Zeichen
 an der sog. *cathedra S. Marci* auf T. III nicht
 erläutert hat. — Wenn sich aber die kindliche
 Freude welche das frühe Mittelalter in unsern
 Ländern an solchen Denkstücken des Morgen-
 landes hatte leicht erklärt und selbst entschul-
 digt (denn noch konnte man sich damals un-

schuldig freuen in diesen sichtbaren Seltsamkeiten alles das unnennbar Heilige selbst dem fernem Morgenlande entrissen zu haben): was ist jetzt diese kindische Lust am Eiteln welche heute aus ihr allein noch übrig geblieben ist? diese Begierde sich des eignen Glaubens an Staub und Asche zu rühmen nur um Andere als Ungläubige verachten und verspotten zu können?

Wir vermögen über dies Werk nicht besser zu urtheilen, halten aber dennoch seinen Verfasser für einen viel unbefangenen und harmloseren Mann als seinen heutigen Herausgeber welcher uns in der Vorrede eine kurze Uebersicht von ihm und eine Lebensbeschreibung des Verfs mittheilt, aber in der Widmung an den heutigen Patriarchen von Venedig auch erwähnt der Verfasser habe zwar die Absicht gehabt sein Werk im J. 1820 dem Kaiser von Oestreich zu widmen, er halte es aber jetzt für ein noch viel grösseres Glück es dem geistlichen Fürsten widmen zu können; denn die *Sacerdotes qui dum inter Deum et reges intercedunt duplici honore digni habendi sunt* müsse man doch höher achten als die *imperatores et reges*, weil es alter Grundsatz sei *Quanto anima corpore praestantior est, tanto sacerdotium imperio*. Das ist also noch immer die neueste Weisheit aus Rom; und noch jetzt soll die christliche Welt danach handeln! Doch wir halten es nicht für nöthig über die Gedanken dieses Vorredners weiter zu reden: unsre Leser können sich alles Uebrige danach leicht denken.

H. E.

Thuringia sacra. Urkundenbuch, Geschichte und Beschreibung der Thüringischen Klöster. Begründet von Dr. Wilhelm Rein. II. Ettersburg, Heusdorf und Heyda. — A. u. d. Titel: Ettersburg, Heusdorf und Heyda. Urkundenbuch, Geschichte und bauliche Beschreibung mit genealogischen und heraldischen Anmerkungen und Siegelabbildung, herausgegeben von Dr. Wilhelm Rein. Weimar, Hermann Böhlau 1865. VIII u. 277 S. gr. 8.

Dieser zweite Band des verdienstlichen Werkes, dessen Plan und Anlage bei dem Erscheinen des ersten Bandes in diesen Anzeigen 1863, S. 1997 ff. vom Unterzeichneten besprochen ist, enthält die drei Klöster Ettersburg, Heusdorf und Heyda. Das Cisterzienserinnen-Kloster Heyda, um mit dem letzten und kleinsten zu beginnen, lag in der Nähe von Gotha auf dem Wege nach Georgenthal. Wie seine Baulichkeiten spurlos verschwunden sind (das herzogliche Domänenut Wannigroda liegt jetzt an der Stelle), so ist auch die Zahl der Urkunden eine sehr beschränkte, im Ganzen nur 11, die sich sämtlich im Archive zu Gotha befinden und den Jahren 1298 bis 1327 angehören, und die alten Chronisten schweigen ebenfalls von diesem jedenfalls nicht bedeutenden Kloster, so dass über Stiftung und Geschichte desselben gar keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Die innere Verfassung war dieselbe wie die Band I, S. 6 ff. für Ichtershausen beschriebene. Die mitgetheilten 11 Urkunden sind ungedruckt, die einzige in der alten Thuringia sacra von 1737 S. 600 mitgetheilte vom J. 1318 ist hier weggelassen

und mit Recht, denn sie hat dort nur Aufnahme gefunden in Folge einer Verwechslung mit dem gleichnamigen Nonnenkloster Heyda an der Fulda, bei der jetzigen Eisenbahnstation Altenmorschen in Hessen. Merkwürdig ist allerdings, dass der Propst im hessischen Heyda auch Friedrich und die Aebtissin Elisabeth heisst, wie gleichzeitig (s. die Urkunde N. 6 von 1319) in dem thüringischen Kloster: doch ist die Verwechslung nicht zweifelhaft, da es sich in jener Urkunde von 1318 um die Incorporation der Kirche zu Altenmorschen handelt, die dem thüringischen Kloster jedenfalls sehr abgelegen war.

Weit wichtiger sind natürlich die Mittheilungen über die beiden anderen Klöster. Heusdorf (in der ältesten Form Hugisdorp), eine Viertelstunde von Apolda gelegen, wurde in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. von der Mutter des Bischofs Otto von Halberstadt, aus der Familie von Schkeuditz, als Benediktiner-Nonnenkloster gegründet, und die Statuten stimmen im Wesentlichen mit denen des Cisterzienser-Ordens, gestatten nur etwas grössere Freiheit. Die Vogtei hatten erst die Schenken von Apolda, bis gegen Ende des 13. Jahrh. das Kloster für Geld dieses Verhältniss löste und sich unter den Schutz der Landesherrschaft stellte. Wie reich das Kloster an Grundbesitz war, den es theils durch Schenkung, theils durch Kauf erworben, zeigt das Verzeichniss auf S. 52 ff., wo zwischen 70 und 80 Dörfer aufgeführt sind, in denen das Kloster Land oder Zins besass. Eine genauere Rechnung liegt erst aus dem Jahre 1538—39 vor, als das Kloster schon aufgehoben war, doch ist klar, dass sie im Wesentlichen auf den früheren Rechnungen beruht, da ja bekannt ist, wie zähe man in älteren Zeiten Jahrhunderte

lang an der hergebrachten Rechnungsform festhielt, zum Theil noch festhält. Die gegebenen Auszüge sind um so dankenswerther, je seltener überhaupt sich Klosterrechnungen erhalten haben. Durch den Bauernkrieg wurde Heusdorf arg heimgesucht, nachher freilich wieder von Nonnen bewohnt, aber bald löste sich unter Mitwirkung der Landesherrschaft die klösterliche Ordnung, einzelne Nonnen traten mit knapper Rente aus, andere blieben bis zu ihrem Tode. 1544 wurde es vom Kurfürsten Johann Friedrich gegen das Rittergut Tieffurt vertauscht, 1595 aber wurde es Weimarisches Kammergut, das es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Von baulichen Resten ist nur noch die Kapelle des Hospitals mit Inschrift vom Jahre 1450 und die sogenannte Klippermühle aus dem Jahre 1475 vorhanden. Die Kirche ist verschwunden, doch sind 1851 bei Erdarbeiten an der Eisenbahn, die gerade die Klosterstätte durchschneidet, Fundament und Sockelmauern zum Vorschein gekommen. Das älteste Siegel, aus dem 13. Jahrh., mit dem Namen des S. Godehardus, gibt die Vignette des Titelblatts. — An Urkunden und Regesten sind im Ganzen 423 mitgetheilt: die Originale befinden sich zum grösseren Theil in Weimar, andere in Dresden, Gotha und Altenburg, Regesten und Copien sind auch in verschiedenen Archiven zerstreut. Ein Theil ist schon in der alten Thuringia sacra, übrigens nur nach Copien und zwar ziemlich ungenauen, abgedruckt: so ist die Nachlese sehr bedeutend und das Gegebene viel correcter als es bisher bekannt war. Ich erwähne hier von Urkunden vor 1300 als ganz neu: Innocenz III. a. XII. IV. Id. Oct. (N. 19a), Alexander IV. a. III. Kal. Mart. (N. 65), Erzbischof Siegfried von Mainz

1200 X. Kal. Nov. Erfurt (N. 14), Gerhard 1254 XVI. Kal. Jun. Erfurt (N. 60), Werner 1264 VI. Kal. Nov. Aschaffenburg (N. 84), 1269 XIII. Kal. Oct. Mainz (N. 116), Landgraf Heinrich 1241 (N. 40), Dietrich 1261 (N. 74), Albrecht 1264 (N. 82), 1265 (N. 88), 1266 (N. 95), 1292 (N. 167), Abt Ludwig von Hersfeld 1224 (N. 30), mainzer Weihbischof Theodericus episcopus Vironensis (d. i. von Wierland) 1253 (N. 58), der das Jahr der Ausstellung als 7. seines Pontificats bezeichnet (ich finde ihn zuletzt 1271. März 1. im Walkenrieder Urkundenbuche), u. s. w. Ausserdem ist natürlich die Zahl der vom Kloster selbst und von Dynasten und Adligen Thüringens ausgestellten Urkunden sehr gross und hier sind verhältnissmässig die bisher unedierten Documente noch viel zahlreicher. Die vom Archivar Herschel in Dresden jüngst im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit (1865, 1) mitgetheilten Urkundenregesten sind übrigens dem Herausgeber bei seinen Forschungen im Dresdener Archiv keineswegs entgangen und da ihm eine weit grössere Zahl vorlag, so konnten sie (sie sind fast alle undatiert) am geeigneten Ort eingefügt werden, einer besondern Publikation hätte es wirklich um so weniger bedurft, als die Publikation in der *Thuringia sacra* bevorstand. Von Interesse ist auch N. 309, wo der provisor allodii Rüdiger von Hagen (Hayn) 1371 als Canonicus zu S. Marien in Erfurt erwähnt wird, schon 1354 war er provisor allodii (s. Thür. Zeitschr. V, S. 33) und 1357 (s. Göttinger Urk. B. I, S. 135 Anm.), er erscheint aber noch 1387 und 1389 in diesem Amte, und zugleich als Propst zu S. Severi in Erfurt. Die letzte datierte Urkunde ist vom Jahre 1543, den Schluss bilden 12 undatierte, die sich nicht genau bestimmen lassen.

Endlich Ettersburg. Dieses auf der Nordseite des Ettersberges (nördlich von Weimar) gelegene Chorherrnstift ist von den Grafen von Querfurt-Seeburg um 1100 gegründet worden. Es war ein reguliertes Stift, d. h. das gemeinsame Leben der Insassen dauerte fort, im Gegensatz zu den sogenannten säcularen Stiftern, in denen sich die Canoniker trennten und wenigstens theilweise ihre Geschäfte durch Vikare besorgen liessen. Der Verf. schildert bei Gelegenheit von Ettersburg (eben solche regulierte Stifter waren in Thüringen z. B. Jechaburg, Kaltenborn und Petersberg) das Leben und die Verfassung eines solchen Stifts, soweit die in mancher Beziehung spärlichen Nachrichten dies gestatten. In Ettersburg fehlt der Scholastikus, eine Schule wie z. B. im Petersstifte zu Nörten in älteren Zeiten war, scheint also hier nicht gewesen zu sein, sie war natürlich in Domstiftern von grösserer Bedeutung: den Theil der Geschäfte, den sonst der Scholastikus als Vertreter bei gerichtlichen Streitigkeiten hatte, besorgte hier ein sogenannter procurator causarum. Die Zahl der Brüder war vermuthlich 13, bei Aufhebung des Stifts nur 10. Die Kleidung der Chorherrn, die geistliche Aufsicht, auch das innere Leben ist eingehend besprochen. Die Vogtei hatte die Familie der Stifter, nach ihrem Aussterben die Grafen von Gleichen, doch selbstverständlich nicht ohne Einfluss der Landgrafen. Besonders reich dotiert ist Ettersburg nicht gewesen, namentlich wenn man seine Besitzungen mit denen von Heusdorf vergleicht, und durch schlechte Wirthschaft mag noch obendrein viel abhanden gekommen sein: das Inventar nennt zu den Zeiten der Aufhebung 15 Hufen Land, 55 Morgen Wie-

sen und 1100 Morgen Wald, während allein das Klostergut in Heusdorf selbst 1538—39 837 Morgen Land, über 80 Morgen Wiesen etc. betrug, abgesehen von dem an anderen Orten gelegenen Grundbesitz. Das 15. Jahrhundert scheint vorzugsweise für Ettersburg die Zeit der Geldcalamitäten gewesen zu sein, erst gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts wurde es besser, doch darf man allerdings auf den Wortlaut der Urkunden in solchen Fällen nicht allzuviel geben, durch solche Klagen wurde manchem Nachbar und Freunde Hab und Gut zum Besten des Klosters abgeschwatzzt, manche Leistung umgangen. Uebrigens scheint sich nach verschiedenen Nachrichten Ettersburg auch im geistlichen Leben nicht eben ausgezeichnet zu haben. Im Auftrage des Kardinals Nikolaus von Cusa begann auch hier 1451 die Reformation, aber sie wurde ziemlich äusserlich gehandhabt: 1525 wurde Ettersburg säkularisiert und nachher zu einem herrschaftlichen Kammergute. — Von dem alten romanischen Bau sind nur Reste der ehemaligen Krypta erhalten, den Thurm wagt der Verf. nicht zum alten Bau zu rechnen: die jetzige Kirche stammt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, mit manchen spätern Veränderungen, zum Theil aus dem 16. Jahrhundert. Die Kirchenschätze sind verschwunden, nur das Inventar von 1525 ist erhalten. Die eigentlichen Klostergebäude, die sich mit dem Kreuzgange an die Nordseite der Kirche anlehnten, sind theilweise in Fundamenten und Unterstock erhalten, aber schon in der Reformationszeit und noch mehr, seit Herzog Wilhelm Ernst 1706 das Schloss baute, unkenntlich geworden. Originalurkunden sind 56 erhalten, sämmtlich in Weimar, die übrigen 30 (es sind im Ganzen

86 mitgetheilt) stammen aus Copialbüchern in Weimar und Dresden, die älteste Urkunde verdankt der Herausgeber dem Magdeburger Archive. Sie ist nominell von 1095, von Erzb. Ruthard von Mainz ausgestellt, aber der in derselben erwähnte Bischof Günther von Zeitz starb schon 1089: also ist sie entweder falsch oder das Datum verschrieben. Dann folgen zwei Urkunden des Erzbischof Adalbert von Mainz von 1123, dann eine des Erzbischof Siegfried von 1227. N. 5 — 10 gehören dem 14. Jahrhundert (1336 — 62), N. 11 — 43 dem 15. (1402 — 98), die übrigen dem 16. Jahrhundert (1500 — 1525) an: sie sind mit Ausnahme von N. 2 — 6 sämmtlich ungedruckt. Der in N. 44 von 1500 als Scholastikus zu S. Severi in Erfurt genannte Johann von Berlipssen, d. i. Berlepsch, war ein Mündener von Geburt, später (1518. 23) Canonikus zu S. Marien in Erfurt, übrigens auch *Juris canonici doctor* und Besitzer der Commende S. Thomä in der Blasiuskirche zu Münden.

Bei der Sorgfalt, die der Verfasser (und auch der Verleger) dem Werke haben angedeihen lassen, ist es wahrhaft beklagenswerth, dass sich bei dem Publikum, zunächst natürlich in Thüringen, kein grösseres Interesse gezeigt hat. Nur im Herzogthum Gotha ist man der Sache praktisch förderlich gewesen, indem eine Anzahl von Exemplaren von Staatswegen gekauft ist, in Weimar und Rudolstadt ist freilich das Werk nachdrücklich von den Ministerien empfohlen worden, aber ohne besondern Erfolg. für den Vertrieb des ersten Bandes wenigstens. Ein Ministerium in Thüringen hat den Verfasser noch nicht einmal einer Antwort gewürdigt! Endlich scheint sich auch der historische Ver-

ein in Jena nicht so, wie es der Verfasser erwartet hatte, der Sache angenommen zu haben. Möge das Versäumte nachgeholt werden, damit sich nicht Verfasser und Verleger von weitem Versuchen abhalten lassen. Es wäre für die Wissenschaft zu beklagen und ein arges Dokument gegen das Interesse für vaterländische Geschichte in den kleinen Staaten, das man sonst bei jeder Gelegenheit hervorgehoben findet!

Die vorstehende Anzeige, war nicht lange geschrieben, als den Herausgeber der *Thuringia sacra* ein plötzlicher Tod in voller Kraft hinwegraffte. Ehe er im Sommer nach Nürnberg übersiedelte, wohin er als Direktor des germanischen Museums berufen war, wollte er seine letzten Schulferien benutzen, um in der Umgegend von Langensalza weiteres Material für die folgenden Bände seiner *Thuringia sacra* zu sammeln, die ihm ganz besonders am Herzen lag und die er auch in seiner neuen Stellung durchaus nicht im Stiche lassen wollte. In Langensalza endete am 23. April ein Gehirnschlag das Leben dieses eifrigen und aufopfernden Forschers, dessen Andenken bei zahlreichen Schülern und Freunden in Ehren bleiben wird. Auch der Unterzeichnete betrauert in dem Verstorbenen einen treuen Lehrer und später einen allzeit bereitwilligen und liebevollen Freund. Hoffentlich sehen es die thüringischen Geschichtsforscher nun als eine Ehrensache an, die Arbeit fortzusetzen und zu vollenden, die der so früh Dahingeeschiedene trefflich begonnen hat. H. p. a!

Gustav Schmidt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

14. Juni 1865.

Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf Veranlassung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preussen. Politische Verhandlungen. Erster Band. Herausgegeben von Dr. B. Erdmannsdörffer, Privat-Docenten an der Universität zu Berlin. Berlin, bei Georg Reimer. 1864. XII u. 890 S. in gr. Oct.

Bei der Veröffentlichung dieser Actenstücke, die einem Zeitraum angehören, in welchem die Grundlage zu der grossartigen Entwicklung des kurbrandenburgischen Staats gelegt wurde, ist der Herausgeber von der Absicht geleitet, gleichzeitig mit den politischen Beziehungen zu auswärtigen Mächten auch die inneren Zustände der betreffenden Landschaften nach ihren verschiedenen Gestaltungen zu verfolgen, so dass, in Anbetracht der gewichtigen Stellung Kurbrandenburgs zum deutschen Reiche auch der Geschichte des letzteren durch diese Documente eine vielseitige Beleuchtung zu Theil wird. Das der Hauptsache nach dem geheimen Staatsar-

chive in Berlin und dem Archive zu Königsberg entnommene Material ist seinen wichtigsten Bestandtheilen nach ohne Verkürzung aufgenommen; diesem zur Seite sind erläuternde oder ergänzende Auszüge aus Correspondenzen und Berichten von untergeordnetem Werthe beige-fügt. Die Sonderung des Stoffes in Abtheilungen eines gleichmässigen Inhalts war durch die Reichhaltigkeit des verschiedenartigen Stoffes geboten; eine chronologisch geordnete Reihenfolge der Urkunden würde die sichere und rasche Uebersicht von Verhandlungen und neuen Gestaltungen des öffentlichen Lebens wenn nicht unmöglich gemacht, doch jedenfalls bis zum äussersten erschwert haben.

Die bei Sammelwerken ähnlicher Art überaus schwierige Frage, wie weit das Material seiner ganzen Ausdehnung nach aufzunehmen sei, wie weit eine ausreichende Inhaltsangabe desselben der Einsicht der Redaction überlassen bleiben müsse, ist, nach dem Dafürhalten des Ref., aufs glücklichste gelöst und nur bei wenigen umfangreichen Actenstücken würde vielleicht eine Verkürzung nicht unzweckmässig gewesen sein. Dass statt Beibehaltung der wirren Orthographie des 17. Jahrhunderts die moderne Rechtschreibung den Vorzug erhalten hat, ohne deshalb in Bezug auf sprachliche Eigenthümlichkeit einen willkürlichen Wandel eintreten zu lassen, wird sich unfehlbar der allgemeinen Billigung zu erfreuen haben. Die in nicht übermässiger Zahl beigegebenen Anmerkungen enthalten theils Nachweisungen über die im Text namhaft gemachten Persönlichkeiten, theils füllen sie durch geschichtliche Auseinandersetzungen Lücken in der Reihenfolge und dem Verständnisse einzelner Documente aus.

Schon aus diesen in Kürze vorangeschickten **Bemerkungen** wird sich die Würdigung des schätzbaren und vielverheissenden Unternehmens ergeben, das freilich der ihm zu Theil gewordenen königlichen Munificenz in keiner Beziehung entbehren konnte. Ueber den Umfang des Werks giebt das Vorwort keinen Aufschluss und dürfte derselbe auch wohl im voraus schwer zu ermes-
sen sein.

Dass schon in dem vorliegenden ersten, der **Category** der politischen Verhandlungen angehö-
rigen Bande die innere Geschichte nicht ganz übergangen werden konnte, dass sie vielmehr zur Aufklärung und richtigen Würdigung der äusseren Verhältnisse, vor allen Dingen um die erforderliche Grundlage für eine Auffassung des Staatslebens im Grossen und Ganzen zu gewinnen, Berücksichtigung finden musste, liegt auf der Hand.

Von den sieben Abtheilungen, in welche der hier zusammengetragene Stoff gesondert ist und deren jeder eine das leichtere Verständniss fördernde Einleitung vorangeschickt ist, verbreitet sich die erste über die preussisch-polnischen Verhältnisse, deren Erörterung, um einer eben so störenden als unzeitigen Unterbrechung vorzubeugen, im Zusammenhange bis zum Jahre 1649 fortgeführt ist. Das Herzogthum Preussen gab beim Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm dessen einzigen Gebietstheil ab, der dem grossen deutschen Kriege nicht unterlag und deshalb, trotz des Vasallenverhältnisses zu Polen, den eigentlichen Stützpunkt für das Verfahren des Hohenzollern abgab. Da ist es nun besonders interessant zu verfolgen, wie nach und nach alle Lebensbande sich lockerten und die selbständige Stellung des Landesherrn in

Aussicht trat. Mit welcher Feinheit und Sicherheit der Kurfürst diese Aufgabe verfolgte, wie er persönliche Beziehungen, materielle Interessen des Landes, Stimmungen der Landstände, selbst die Glaubensfrage zu diesem Zwecke zu benutzen verstand, ergiebt sich aus den Relationen Hoyerbecks, der als kurbrandenburgischer Gesandter seine Thätigkeit am Hofe zu Warschau entfaltete.

Die zweite Abtheilung führt die Ueberschrift: »Das Regiment in den Marken, 1640 — 1642, umfasst also nur die Zeit bis zum Tode des Markgrafen Ernst von Brandenburg, Statthalters dieser Landestheile und in dieser Stellung Nachfolger des bekannten Adam von Schwartzberg. Markgraf Ernst, der Sohn jenes Johann Georg von Jägerndorf, der in Folge seines Anschlusses an den unglücklichen Friedrich von der Pfalz seines Herzogthums verlustig ging, übernahm die Statthalterschaft unter den schwierigsten Verhältnissen; doch gelang es ihm, die untergegangene Zucht und Ordnung in den Regimentern wieder herzustellen und indem er die bisherige Verwaltung einer scharfen Umgestaltung unterzog, zeigte er sich fortwährend beflissen, den aus der Fortdauer des Krieges erwachsenden Uebelständen nach Möglichkeit abzuhelfen. Schwartzberg, mit dessen Bestätigung in seinem Amte diese Abtheilung beginnt, sprach sich ebenso entschieden gegen eine Reduction des Heeres als gegen den Abschluss einer Neutralität aus, stimmte also hierin unmittelbar gegen den Vorschlag der Stände; dagegen rieth er seinem Herrn, auf das Preisgeben eines Theils von Pommern unbedenklich einzugehn und die jülichsche Frage auf dem Wege eines freundlichen Vergleiches zum Schlusse zu führen. In

den beiden erstgenannten Puncten zeigte sich der Kurfürst den Ständen weniger entgegen; war doch die Staatskasse zu erschöpft, um die verlangten 1000 Thaler zur Verpflegung der Gesandtschaft in Regensburg sofort aufbringen zu können. Das erste Schreiben des Kurfürsten an den zum Statthalter ernannten Markgrafen Ernst enthält die Anweisung zu einem scharfen, un-nachsichtigen Verfahren gegen solche Officiere, die sich eines willkürlichen Verfahrens gegen Unterthanen schuldig machen. »Es sollen, heisst es hier, Unsere Kriegs Officirer mit Ernst dahin halten, dass sie sich an keinen Unsern Unterthanen, so nicht unter ihrem Commando stehen, keines Weges vergreifen, sondern im Fall sie wider einen und den andern etwas zu klagen, sie ordentlicher Weise besprechen und coram ordinario foro belangen und daselbst des rechtlichen Ausspruchs erwarten.« — Aus allen Mittheilungen tritt dem Leser die trostlose Lage der verheerten Marken entgegen.

In der dritten, mit der Rubrik: »Brandenburg und Schweden. 1640 bis 1644« versehenen Abtheilung bildet begreiflich die pommersche Frage den Mittelpunkt. Die Stellung, welche Georg Wilhelm, Schweden gegenüber, in dieser Angelegenheit eingenommen hatte, musste seit dem Abschlusse des Stockholmer Stillstandes einer wesentlichen Umwandlung unterliegen, und man weiss, dass die Verwirklichung des Plans, durch des Kurfürsten Vermählung mit Christina die wohlbegründeten Ansprüche Brandenburgs zur Geltung zu bringen, geraume Zeit mit Lebhaftigkeit verfolgt wurde. Diesem Gegenstande gehört eine grosse Zahl von Actenstücken jeder Art, Instructionen, Berichte, Privatcorrespondenzen, aus deren zum Theil unerquicklichen Breite

den eigentlichen Kern mit seinen mehr oder minder versteckten Hintergedanken herauszuschälen, keine geringe Mühe erheischt. Dass man von allen Seiten den hierauf gerichteten Verhandlungen mit der höchsten Spannung folgte, ist so verständlich wie die Aeussierung Winterfelds: »Danus appraehendirt den Heurat nicht weniger als Aula imperatoris et rex Poloniae.« Am meisten schien der Kurfürst ein Dazwischentreten des Pfalzgrafen Karl Gustav zu befürchten, weshalb er auch vorübergehend dem Gedanken Raum gab: »Ob Wir Uns nicht durch Conduicts des Oberst Goldstein mit gar wenig Personen in höchster Geheim in Schweden selbst der Abrede gemäss möchten finden lassen können.« Er ertheilt seiner Gesandtschaft in Stockholm wiederholt die Anweisung, »die im geheim aufgetragene Sache zu maturiren« oder »in Kürze eine gewisse Resolution herauszubringen.« Dem stand nun freilich die von Oxenstjerna abgegebene Erklärung entgegen, dass die Königin vor erreichter Mündigkeit keinen Bescheid ertheilen dürfe und dieser auch dann noch von der Genehmigung der Stände abhängig sei.

Vierte Abtheilung: »Brandenburg und Frankreich. 1643 bis 1648.« Hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm schon durch seine Annäherung an Schweden das Misstrauen des kaiserlichen Hofes rege gemacht, so musste er in seinen Bestrebungen, auch zu Frankreich eine freundliche Stellung einzunehmen, mit verdoppelter Vorsicht verfahren. Deshalb lautete die für Winandt Rodt, der unlange nach dem Tode Ludwigs XIII. nach Paris gesandt wurde, abgefasste Instruction dahin, dass er nicht der Königin-Mutter, sondern zunächst nur dem Prinzen von Condé sich mitzutheilen habe, um durch

Letzteren in indirecte Beziehung zum königlichen Hofe zu treten und diesen wissen zu lassen, wie wünschenswerth man die Wiederherstellung eines freundlichen Vernehmens mit der Krone Frankreich halte und wie sehr man von dieser eine erfolgreiche Vermittelung in der pommerschen und jülichischen Frage erhoffe. Die auf diese Mission bezüglichen Correspondenzen haben sich leider nur mangelhaft auffinden lassen und dasselbe gilt von der am Schlusse des folgenden Jahres (1644) von Münster aus eingesandten Berichten Rodts, welche die Versicherung enthalten, dass Graf d'Avaux die Eröffnungen Brandenburgs freundlich aufgenommen und sich fortan einer gleichen Vertraulichkeit zu bedienen versprochen habe.

Hieran reiht sich die im September 1645 erfolgte Sendung des Burggrafen Fabian von Dohna nach Paris, an welche sich schon deshalb kein entscheidendes Resultat knüpfte, weil die Eröffnungen und Wünsche des Abgesandten in ihrer vorsichtigen und allgemein gehaltenen, jedes entschlossene Auftreten umgehenden Fassung den Erwartungen der französischen Regierung wenig entsprachen. »Insgemein, bemerkt der Burggraf am Schlusse seiner Relation, gehen alle ihre Consilia und Tractaten sehr und fast allzulangsam, wegen des Cardinals Mazarins angeborener Forchtsamkeit, dann er immer besorget, sich in etwas zu übereilen und auf künftige Dinge wartet, hoffende aus deroelben Beschaffenheit einen grossen Vortheil zu erlangen, um wessentwillen er auch sowol mich als alle sonst um Geschäfte willen an den Hof gekommen, so lang müglich aufgehalten.«

Mit grösserem Glück schien anfangs Wiquetort, der brandenburgische Resident am französ-

sischen Hofe, die wiederaufgenommenen Verhandlungen zu verfolgen. Das ergiebt der von ihm und dem Minister Brienne im November 1647 gemeinschaftlich aufgestellte Entwurf eines französisch-brandenburgischen Bündnisses. Es habe sich, lautet derselbe, der Kurfürst dem Interesse Frankreichs gegen den Kaiser unbedingt anschliessen und zu dem Zwecke seine Regimenter zu dem in Deutschland operirenden Heere des Königs stossen zu lassen; dagegen sei Letzterer willig, die sofortige Abtretung eines Theils von Pommern und die Uebergabe der Bisthümer Halberstadt und Minden an Brandenburg mit Nachdruck bei Schweden zu betreiben und sich auf keinen Frieden oder Stillstand mit dem Kaiser einzulassen » sans qu'on mette S. A. E. en possession réelle de la Silesie ou d'une partie d'elle. « Die Genehmigung dieses, aber nur theilweise ihm mitgetheilten Entwurfes glaubte der Kanzler Götze widerrathen zu müssen, theils weil sich Brandenburg dadurch in eine bedenkliche Abhängigkeit von Frankreich begeben und auf dessen geheime Absichten selbst zum Nachtheile des deutschen Reiches einzugehen gezwungen sein werde, theils aus schuldiger Rücksicht gegen den Kaiser und die Mitstände. Aber eine unbedingte Ablehnung war nicht nach dem Sinne des Kurfürsten; die Parteien in Deutschland wogen zu wirr durcheinander, als dass sich mit Sicherheit die feste Gestaltung derselben im Voraus hätte bestimmen lassen und er beschloß deshalb, im klugen Abwarten den Weg zu einer Verständigung mit Frankreich offen zu halten. Freilich musste es mehr als zweifelhaft sein, dass Letzteres unter diesen Umständen die bisherigen Beziehungen zu Brandenburg aufrecht erhalten werde.

Die fünfte Abtheilung bezieht sich auf den Reichstag zu Regensburg, 1640 und 1641. Aus den hier gepflogenen Verhandlungen tritt zunächst das Bestreben des kaiserlichen Hofes hervor, Schweden vom französischen Bündnisse abzuziehen und zur Entschädigung desselben das ganze Herzogthum Pommern oder doch einen Theil desselben zu verwenden. Begreiflich knüpfte sich hieran die schwer zu erledigende Frage, welches Aequivalent dem Kurfürsten zu bieten sei, wenn er seine Ansprüche an jene Ostseelände einer Beschränkung unterwerfe oder gar vollständig zum Opfer bringe. Dazwischen hält sich die Frage wegen einer allgemeinen Amnestie, auf welche einzugehen der Kaiser Bedenken trägt, fortwährend in der Schwebe und begegnet man in den Relationen verschiedentlich Mittheilungen und Erörterungen über Schwarzenberg und dessen Anhänger. Die beigegebenen Auszüge aus dem Tagebuche des brandenburgischen Reichstagsgesandten Johann Friedrich von Löben sind nicht ohne Interesse.

Die sechste Abtheilung umfasst den Reichsdeputationstag zu Frankfurt, 1643—1645, und bezieht sich, abgesehen von der Vorlage einer Regelung der höchsten Reichsgerichte, auf die Besprechung der Grundlagen, welche für den endlichen Abschluss des Friedens zu gewinnen seien. Die auf diesem Tage vorherrschende Stimmung war der kaiserlichen Hauspolitik wenig günstig und die Forderungen der Stände wegen einer unmittelbaren Theilnahme an dem grossen Friedenswerke steigerten sich mit jedem Tage. Nur Kurfürst Friedrich Wilhelm schloss sich dem Verlangen seiner Mitstände nicht an, weil er die Ueberzeugung hegte, dass die Beendigung des Krieges lediglich auf einem allgemei-

nen diplomatischen Congressse zu erreichen stehe. Erst spät und nur um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, dass er die Abhülfe der allgemeinen Noth absichtlich verzögere, entschloss sich der Kurfürst zur Absendung des Hofraths Wesenbeck nach Frankfurt. Seiner Instruction gemäss — dieselbe datirt vom 25. März 1643 — stimmte dieser ein Mal für die schleunige Ertheilung einer Generalamnestie, sodann für Verlegung der Friedensfrage nach den westphälischen Congressstädten. In beiden Punkten fand derselbe bei den braunschweig-lüneburgischen Abgeordneten nachdrückliche Unterstützung. Wesenbeck klagt wiederholt über das unfreundliche Auftreten Kursachsens, die scharfe Parteinahme gegen Anhänger des reformirten Glaubens, die herausfordernde Haltung der kaiserlichen Deputirten, die auf- und abschwankende Politik Baierns. »Es scheint fast, berichtet er am 20. August 1644 seinem Herrn, ob hätte man gar keine Absehen oder Gedanken mehr auf die Generaltractaten, sondern vielmehr, wie nur ein jedweder sich bei andringender Gefahr salvare möchte.«

Die siebente und letzte Abtheilung enthält die wenig erhebliche Sendung von Löbens nach Wien, welche 1644 auf Grund der mit Drohungen verknüpften Forderung Ferdinands III. erfolgte, dass Brandenburg sich rundweg über seine Politik aussprechen, zunächst aber der kaiserlichen Armada jegliche Unterstützung angedeihen lassen solle.

Leben und Schriften des Koers Epicharmos, nebst einer Fragmentensammlung, von Aug. O. Fr. Lorenz. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1864. 307 Seiten in Octav.

Fragments pour servir à l'histoire de la comédie antique, Épicharme, Ménandre, Plaute, par M. Artaud, avec une préface de M. Guigniaut. Paris, Auguste Durand, libraire, 1863. XII u. 303 Seiten in Octav.

Zu den in vielfacher Beziehung interessantesten Erscheinungen des Alterthums gehört unstreitig Epicharmos. Auf der einen Seite bildet seine Thätigkeit ein wichtiges Moment in der Geschichte der Poesie, auf der andern scheint sie der der Philosophie anzugehören: der Notizen über ihn und der Reste seiner Werke sind genug, um den Wissensdrang zu reizen, aber lange nicht genug, um ohne Weiteres einen Einblick in seine Entwicklung und die Art seiner Schriftstellerei zu gewähren. So hat er schon längst zur Untersuchung aufgefordert und Bearbeiter gefunden, die indessen der Natur der Sache nach fast immer nur einzelne Seiten ihres Gegenstandes schärfer in das Auge fassten, mit einziger Ausnahme Grysar's in der 1828 erschienenen Schrift *de Doriensium comoedia quaestiones*, welcher jedoch vielfach unkritisch verfuhr; jetzt hat sich Herr Lorenz der verdienstlichen Aufgabe unterzogen ein umfassendes Gesamtbild des syrakusanischen Dichters zu geben und dabei auch die Einwirkung desselben auf die Folgezeit zu berücksichtigen. Freilich ist die Ausführung ungleich: in manchen Parteen kann

sie als sehr gelungen bezeichnet werden. in anderen lässt sie Vieles zu wünschen übrig.

Nach einer die bisherige Litteratur besprechenden Einleitung behandelt Hr L. in dem ersten Kapitel unter der Ueberschrift »das dorisches Drama« die ersten Keime scenischer Aufführungen in den Volkslustbarkeiten Sikyon's, Sparta's, Tarent's und Megara's. Obwohl hierüber nach O. Müller, Grysar und Bernhardt materiell kaum viel Neues beizubringen war, zumal da die betreffende Partie bei Grysar die beste seines Buches ist, so zeichnet sich doch Hr L.'s Darstellung durch die grosse Anschaulichkeit aus, mit welcher sie den Leser in das carnevalistische Treiben der genannten Orte einführt, und zeigt ein entschiedenes Talent für die Auffassung der Litteraturgeschichte. Der Verf. folgt, wie auch Grysar gethan hat, wesentlich der Ansicht O. Müller's, dass die Ausbildung der Mimik bei jenen Volksfesten ein Ausfluss des dorischen Geistes sei. Ohne ihm hierin widersprechen zu wollen, hätten wir doch gewünscht, dass er den Wink Welcker's (kl. Schriften I, 272 und 274) beachtet und die Frage beantwortet hätte, wie es denn komme, dass den spartanischen Deikelisten ähnliche Spassmacher auch in dem äolischen Theben vorkommen (Athen. XIV, 621 f.), und ob nicht auf die Entwicklung im nisäischen Megara vielleicht auch das ionische Element der Ureinwohnerschaft einen Einfluss gehabt haben könne.

Das zweite Kapitel hat die Ueberschrift: »Epicharm's Leben, Zeit und Zeitgenossen.« Leider geht Hr L. darin von einer ganz mechanischen Schätzung der Quellen aus, indem er den früheren Gewährsmann ohne Weiteres für den besseren, den späteren für den schlechteren hält.

Der Satz des Lambinus, welchen D. Volkmann an die Spitze seiner werthvollen Untersuchung über die Quellen der Biographien des Suidas gestellt hat: »Pecus est Suidas, sed pecus aurei velleris« ist für ihn nicht vorhanden, denn nach seiner Argumentation ist Suidas ein Schriftsteller des tiefen Mittelalters, Diogenes Laertios ein Mann, der eine stattliche Reihe von Jahrhunderten vor demselben lebte und eine unverächtliche Menge guter Quellen über Epicharmos seiner Zeit nach wohl hätte benutzen können: folglich ist der letztere der zuverlässigere. Im Allgemeinen ist aber gerade das Umgekehrte wahr. Diogenes Laertios ist ein Compiler, der aus dem Wuste von richtigen oder halbrichtigen Notizen und thörichten Fabeleien, welchen die Philosophenschulen und die älteste litterargeschichtliche Thätigkeit der Griechen aufgehäuft hatten, ohne Wahl bald das Eine und bald das Andere ansieht und dessen Mittheilungen daher nur einen sehr bedingten Werth haben. Ganz anders Suidas, hinsichtlich dessen die Forschungen des bereits genannten D. Volkmann (*de Suidae biographicis quaestiones selectae*, Bonnæ 1861) und die sie ergänzenden C. Wachsmuth's (*de fontibus ex quibus Suidas in scriptorum graecorum vitis hauserit in: Symbola philologorum Bonnen-sium* I, 135—152) wohl zur Genüge ergeben haben, dass seine Nachrichten über dramatische Dichter sich auf die Werke der zuverlässigsten Schriftsteller, die das Alterthum hatte, des Aristoteles und des Dionysios von Halikarnass, als ursprüngliche Quellen zurückführen lassen und dass namentlich das von ihm über Epicharmos Gesagte ganz in dem Zusammenhange des Besten steht, das wir ihm verdanken (s. Volkmann S. 3 und Wachsmuth S. 147). Dies

ist so einleuchtend, dass sich die Wahrnehmung davon wider seinen Willen auch Hr. L. aufgedrängt hat, der S. 34 bemerkt, wie Spuren der Rivalität der Attiker und Megarer in Beziehung auf die Komödie »selbst in den schlechten Artikeln des Suidas« sich erhalten haben, und die verwandten Notizen des Aristoteles zur Vergleichung heranzieht, freilich ohne zu beachten, dass das Betonen der ersten Erfindungen bei Suidas immer wiederkehrt und durch die Tendenzen seiner Quellschriftsteller bedingt ist. Allerdings kommt es jedesmal nicht bloss auf die allgemeine Beschaffenheit des Gewährsmannes, sondern gar sehr auch auf die Beschaffenheit der einzelnen Nachricht an, und unleugbar muss für das Leben des Epicharmos das auf ihn bezügliche Kapitel des Diogenes, welches zwei sehr beachtenswerthe Momente enthält, benutzt werden, allein es war eine unrichtige Methode ihm vor dem Artikel des Suidas den Vorzug zu geben, zumal da dieser theils die wesentlichste litterargeschichtliche Thatsache, die dramatische Bedeutung des Mannes, klar hervortreten lässt, theils durch die Mittheilung sehr verschiedener Angaben über mehrere Punkte einen Einblick in den Reichthum der im Alterthume vorhandenen Litteratur des Gegenstandes gewährt. Diogenes nennt den Namen von Epicharmos Vater, Helothales, sicher richtig und erzählt gewiss ebenso richtig auf Grund des eigenen Zeugnisses des Dichters, dass derselbe aus dem sicilischen Megara nach Syrakus gekommen ist; auch ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, dass seine in demselben Zusammenhange erwähnte Uebersiedelung von Kos nach Megara im Alter von drei Monaten jenes eigene Zeugniß gleichfalls zur Quelle hat. So weit können wir unsern

Verf. durchaus folgen und sind ebenso mit seiner Kritik der übrigen Nachrichten über Epicharm's Herkunft und Familie S. 44—52 im Wesentlichen einverstanden, wenn er ihnen auch zum Theil einen zu späten Ursprung beimisst, sowie nicht minder mit der einiger unhaltbaren Combinationen Grysar's S. 57—63. Allein da, wo er sich zu der chronologischen Bestimmung wendet S. 52 ff., machen sich die Folgen seines Grundirrhums geltend, denn er macht die Angabe des Diogenes, dass Epicharmos den Pythagoras »hörte«, zum Ausgangspunkte der Untersuchung, eine Angabe, welche ihre vollständige Werthlosigkeit an der Stirn trägt. Dass die ältesten Bearbeiter der griechischen Litteraturgeschichte in nichts ihrer Phantasie mehr die Zügel schiessen liessen als in der Erdichtung von Schülerverhältnissen zwischen bedeutenden Männern von ungefähr gleicher Zeit, weiss Jedermann, und ebenso weiss Jedermann, dass Pythagoras kein professionirender Sophist war, sondern der Stifter eines politisch-religiösen Bundes, in welchem sich gewisse philosophische Anschauungen ausbildeten, so dass die Vorstellung, es sei ein Nichtmitglied zu ihm gepilgert, um sich aus seinen Vorlesungen zu belehren, etwas von vorn herein Unglaubliches hat. Ein vorsichtiges Verfahren muss hier vielmehr die Berichte des Aristoteles und Suidas zur Grundlage machen, wodurch man darauf geführt wird den Beginn der dramatischen Thätigkeit des Epicharmos in Syrakus Ol. 73 und den seiner dramatischen Thätigkeit in Megara um ein Beträchtliches früher zu setzen, seine Geburt aber, falls er, wie es scheint, Hieron nicht lange überlebt hat und den Nachrichten über das von ihm erreichte hohe Alter etwas Wahres zu Grunde

liegt, etwa Ol. 56. Bei dieser Combination hat man, wie Refer. quaestiones Epicharmae S. 20 gezeigt hat, auch nicht nöthig, die Zeit der beiden attischen Komiker Chionides und Magnes mit Meineke gegen das offenbar aus guter Quelle stammende Zeugniß des Suidas herabzurücken. Denn wenn Hr L. ein solches Herabrücken auch deshalb für nothwendig erklärt, weil sonst jene Komiker zu Zeitgenossen dreier viel unbedeutenderen und aller Wahrscheinlichkeit nach früheren werden würden, welche Suidas in dem Artikel *Ἐπίχαρμος* nennt, so beruht dies auf einem Missverständnisse des Excerptenstiles des Byzantiners, bei dem jede Notiz nicht mit ihrer Vorgängerin in Zusammenhang gesetzt, sondern vereinzelt angesehen werden muss und aus dessen Worten (*ἦν δὲ πρὸ τῶν Περσικῶν ἐπὶ δὲ δόσικων ἐν Συρακούσαις· ἐν δὲ Ἀθήναις Εὐέλτης καὶ Εὐξενίδης καὶ Μύλλος ἐπεδείκνυντο*) daher nicht geschlossen werden kann, dass die erwähnten Dichter um Ol. 73 blühten, sondern nur, dass sie mit Epicharmos gleichzeitig waren.

Am verhängnissvollsten aber wird die Ueberschätzung des Diogenes da, wo Hr L. zu der schriftstellerischen Thätigkeit des Epicharmos übergeht (S. 63 ff.). Weil sein Gewährmann ausser von gnomologischen und medicinischen auch von physiologischen Schriften desselben zu berichten weiss, nimmt er ein von ihm verfasstes physiologisches Lehrgedicht an und leitet aus diesem eine Anzahl von erhaltenen Fragmenten in trochäischen Tetrametern her, darunter besonders diejenigen, welche den ausgeprägtesten eigentlich philosophischen Typus haben. Den Einwand, dass die stehende Form des philosophischen Lehrgedichts der epische Hexameter war, sucht er zu entkräften, indem er auf

die Anwendung des trochäischen Tetrameters zu paränetischen und satirischen Zwecken bei Archilochos und zu politischen bei Solon aufmerksam macht, allein dadurch ist nichts bewiesen, denn es ist längst bemerkt worden, wie diese Versart bei den genannten Dichtern eine gewisse Annäherung an den Ton des alltäglichen Lebens ausdrückt und wie namentlich Solon's Tetrameter an Phokos etwas durchgängig Skoptisches haben (vergl. O. Müller, Gesch. d. griech. Litt. I, 242. 252 und Rossbach, griech. Metrik III, 145). Eine Uebertragung derselben auf das Lehrgedicht, dem das ruhige Dahinfließen des Hexameters so gemäss ist, wäre nicht bloss höchst unnatürlich, sondern es ist auch um so weniger Ursache, sie in dem vorliegenden Falle anzunehmen, da von den dafür angezogenen Fragmenten ein Theil sehr verdächtig ist, da sich die übrigen leicht aus Komödien herleiten lassen, und da die Nachricht bei Diogenes in unmittelbarer Verbindung mit andern steht, welche nicht ohne den äussersten Zweifel aufgenommen werden können. Offenbar hat sich die ganze Vorstellung von der philosophischen Schriftstellerei des Epicharmos durch die aus seinen Komödien gemachten Excerpte gebildet. Dass man bei diesen vorzugsweise gern solche Stellen berücksichtigte, in denen Anklänge an Pythagoreisches vorkamen, ist wohl sehr begreiflich, da man die Ansichten der übrigen Philosophenschulen aus den Originalwerken ihrer Stifter kennen lernen konnte, während es für den Pythagoreismus an einer ähnlichen Quelle gebrach. Daraus ist, wie schon quaest. Epich. S. 57 bemerkt wurde, ohne alle Frage die Meinung des Alterthums über die philosophische Stellung des sicilischen Dichters entstanden, der an seinem

Wohnorte natürlich vielfache Gelegenheit hatte, von dem in Unteritalien so verbreiteten Systeme zu erfahren. Uebrigens bleibt Hr L. der Autorität des Diogenes auch nur in Bezug auf jenes angebliche physiologische Lehrgedicht treu, während er die Nachrichten desselben über gnomologische und medicinische Schriftstellerei des Epicharmos sowie über die Form der *παραινέσις*, welche darin geherrscht haben soll, einer so besonnenen Kritik unterwirft, dass ich die darauf bezügliche Partie (S. 66—72) zu den besten seines Buches zählen möchte. Hinzuzufügen möchte nur etwa das sein, dass es ausser den von ihm erwähnten Möglichkeiten, das Vorhandensein medicinischer Schriften unter Epicharmos' Namen im Alterthume zu erklären, wohl noch andere giebt. Denn da dieser Dichter aller Wahrscheinlichkeit nach einer ärztlichen Familie angehörte, so kann leicht ein gleichnamiger Nachkomme von ihm der Verfasser derselben gewesen sein; aber auch das wäre nicht undenkbar, dass er bei irgend einem Anlasse die Bühne benutzt hat, um den Syrakusanern allerlei medicinische Rathschläge zu geben und dass diese dann excerptirt und durch Interpolation erweitert wurden.

Der zweite Theil des zweiten Kapitels (S. 75—98) handelt von den Umgebungen, innerhalb deren die Komödie des Epicharmos ihre Gestalt gewonnen hat, und zeugt durchweg wiederum recht deutlich von dem Talente des Vfs, Culturzustände und litterarische Entwicklungen zu erfassen und zu schildern.

Viel weniger günstig können wir über das dritte Kapitel urtheilen, welches Epicharm's philosophische Fragmente zum Gegenstande hat. Ref. ist sich wohl bewusst, dass seine vor neunzehn Jahren geschriebenen Quaestiones Epichar-

meae mannigfacher Ergänzung und Berichtigung bedürftig sind; allein um diese geben zu können, ist eine viel grössere Vertrautheit mit der Geschichte der alten Philosophie erforderlich, als sie Hrn L. augenscheinlich zu Gebote steht, dessen Ausführungen hier und da den Zweifel wecken, ob er auch nur mit der allergeläufigsten Litteratur dieses Zweiges der Alterthumswissenschaft bekannt ist. Nirgends verräth er ein Bewusstsein davon, was auf diesem schwierigen Boden bestritten ist, was feststeht. Er beginnt mit den aus dem Epicharmus des Ennius erhaltenen Fragmenten und scheint auch in ihnen einen Beweis für den Pythagoreismus des sicilischen Dichters finden zu wollen, ohne indessen so weit zu gehen, darin directe Uebertragungen seiner Verse zu erblicken, während eine unbefangene Betrachtung jedesfalls der Ansicht Vahlen's (*Ennianae poesis reliquiae* p. XCII. XCIII) Recht geben wird, dass lediglich die über Epicharmos herrschende Vorstellung den Römer bei der Titelwahl bestimmt hat. Einen weiteren Beweis sucht er in einigen unter dem Namen des Epicharmos selbst auf uns gekommenen Bruchstücken, grösstentheils trochäischen Tetrametern, deren vielfach zweifelhaften Ursprung er indessen selbst zugeben muss; aber auch die in ihnen vorgetragenen Lehren haben keineswegs ein so durchgängig pythagoreisches Gepräge, dass sie jene Meinung begründen könnten. Die sehr einfache Gegenüberstellung von *νόος* und *θυμός* in einem Fragment (bei Stob. Floril. 20, 9), auf welche Hr L. Gewicht legt, würde selbst dann ohne Bedeutung sein, wenn es ganz ausgemacht wäre, was jedoch nach Zeller's (*Philos. d. Gr.* I, 324) Ausführung erheblichen Bedenken unterliegt, dass die Pythagoreer ihre Psychologie auf

diesen Unterschied bauten; dasselbe gilt von der gar nicht specifisch pythagoreischen Lehre von den vier Elementen, die nach einer Nachricht bei Epicharmos vorgekommen sein soll. Wenn einige viel besprochene Verse des Menander unserm Sicular eine Identification der Götter mit Naturkörpern beilegen, so kann darin wohl an wenigstens ein Beweis von Pythagoreismus gefunden werden. Freilich auch nicht vom Gegentheile, denn natürlich hat Menander hier nur einem älteren Komiker das widerfahren lassen, was ihm selbst unendlich oft geschehen ist, d. h. er hat für dessen Meinung erklärt, was derselbe in einem bestimmten Zusammenhange einer dramatischen Person in den Mund legte. Einzig in den allem Anschein nach ächten Versen bei Plutarch consol. ad Apoll. p. 110 a, welche von der Trennung der beiden Bestandtheile des Menschen nach dem Tode und der Rückkehr der Seele zur Luftregion handeln*), ist eine wirklich pythagoreische Anschauung enthalten; aber gerade diese lassen so deutlich die Gesprächsform erkennen, dass man ihren Platz auch aus diesem Grunde nicht in einem Lehrgedicht, sondern in einer Komödie suchen wird. Dass Gedanken desselben Ursprunges bei ihm ziemlich oft vorgekommen sein müssen, lässt sich nach dem früher Gesagten nicht bezweifeln: auch mag hier noch an die beiden ethischen Sätze bei Stobäos Floril. 29, 54 und bei Xenophon Memor. II, 1, 20 erinnert werden, die, wie bereits Quaestt. Epich. S. 48 bemerkt wurde, an Pythagoreisches wenigstens anklingen.

In unmittelbarem Zusammenhange mit den

*) Συνεκριθή και διεκριθή ἀπὸ ἡλίου, ὅθεν ἦλθεν, πάλιν.
Γὰ μὲν εἰς γὰρ, πνεῦμα' ἄνω· τι τῶνδε χαλεπὸν; οὐδὲν.

eben erwähnten seiner Meinung nach grösstentheils dem Lehrgedicht angehörigen Bruchstücken bespricht Hr L. S. 106. 107 zwei der von Alkimos bei Diogenes Laertios aufbewahrten Fragmente in iambischen Trimetern, die auch er einer Komödie zuweist und deren hauptsächlichstes den Entwicklungsprocess des Eies zum Beweise dafür benutzt, dass alles Lebendige mit Geist begabt sei (*γνώμη* besitze) und demzufolge die Weisheit nicht bloss eine Form habe (*ὁ καὶ ἐν μόνον* sei). Er glaubt in ihnen eine Darlegung der pythagoreischen Lehre von der Weltseele zu finden. Von den sehr gewichtigen Bedenken, welche Zeller (Philos. d. Gr. I, 304 — 306) gegen den altpythagoreischen Ursprung dieser Lehre geltend gemacht hat, hat er offenbar keine Kunde; aber auch zu der Gestalt, in der sie bei unsern spätgriechischen Berichterstatern auftritt, will das in jenen Versen Gesagte nicht stimmen, so dass er auch mit dieser noch eine beträchtliche Umbiegung vornehmen muss, um sie in jenen Versen wiederzufinden. Und doch ist die Erklärung derselben leicht und einfach, dafern man nur darauf verzichtet, die Worte des sicilischen Dichters in die Zwangsjacke dessen zu spannen, was eine traditionelle Auffassung als Pythagoreismus anzusehen sich gewöhnt hat: Ref. hat sie bereits quaestt. Epich. S. 52 und mit ihm übereinstimmend Vahlen Ennianae poesis rell. S. XXIII gegeben. Augenscheinlich behandeln sie die besonders aus Stobäos ecl. phys. I, 51, 7 bekannte Controverse der alten Philosophen, ob der Geist von aussen in den Körper eingehe oder sich von innen aus dem lebendigen Organismus entwickle, im Sinne dieser letzteren Meinung, während die öfter damit verglichenen aus den Annalen des Ennius

Ova parere solet etc. die gerade entgegengesetzte ausführen. Die Person des Drama's, der sie in den Mund gelegt waren, stellte sich also in dieser Frage auf den Standpunkt der Eleaten und ihres Nachfolgers Empedokles, wobei die Möglichkeit bleibt, dass ihr Mitunterredner Eumaios den entgegengesetzten vertrat: in diesem Falle würden wir auch hier nicht auf ein einseitiges Dociren, sondern auf eine dramatische Verwerthung philosophischer Meinungsdifferenzen stoßen. Wenn übrigens Hr L. den aus jenem Namen gezogenen Schluss O. Müller's nicht gelten lassen will, dass die Verse dem *'Οδυσεὺς παράρος* angehörten (S. 186 Anm.), so ist ihm darin wohl Recht zu geben.

Hierauf wendet sich Hr L. S. 107 — 121 zu den beiden wichtigsten unter den von Alkimos aufbewahrten Fragmenten, welche von diesem Schriftsteller hauptsächlich zum Beweise dafür benutzt wurden, dass Epicharmos in der Aufstellung der Ideenlehre der Vorgänger Platon's gewesen sei. Wie alle neueren Behandler des Gegenstandes ausser Grysar verwirft er diese Annahme, aber charakteristisch ist seine Begründung. Lediglich deshalb erscheint ihm dieselbe als unmöglich, weil die Komödie kein geeigneter Platz für den Vortrag speculativer Lehren war; sonst würde es ihn nicht weiter kümmern, dass zwischen der Blüthezeit des sicilischen Dichters und der des athenischen Denkers eine der gewaltigsten geistigen Entwicklungsperioden liegt, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, und dass die gereifte Frucht einer fast hundertjährigen philosophischen Arbeit unmöglich schon während ihres Beginnes vorhanden sein konnte. Hiemit hängt ein Grundmangel seiner Erklärungsmethode zusammen, welcher

sich besonders bei dem ersten dieser Fragmente, dem längsten und wichtigsten von allen, fühlbar macht: er begnügt sich nämlich damit in den überlieferten oder durch Conjectur veränderten Worten des Epicharmos überhaupt einen Sinn zu finden, unterlässt es aber zu untersuchen, ob für die ihm damit beigelegte Gedankenreihe in den philosophischen Standpunkten seiner Zeit ein Anknüpfungspunkt vorhanden ist, daher denn auch sein Resultat von dem Alkimos' und Grysar's nicht sehr abweicht.

In meinen Quaestiones Epicharmaeae hatte ich die Verse des erwähnten ersten Fragments anders als alle früheren Erklärer unter die beiden redenden Personen vertheilt, indem ich nicht einen Philosophen einem Anhänger des vulgären Götterglaubens, sondern zwei von verschiedenen philosophischen Richtungen tingirte Männer einander gegenübertreten liess. Hierbei leitete mich neben anderen eine Erwägung, welche in meiner Ausführung wohl angedeutet ist, welche ich aber noch mehr in den Vordergrund hätte stellen sollen. Bringt nämlich ein Komiker einen Philosophen auf die Bühne, so kann dies auf eine von zwei Weisen geschehen, entweder so, dass die ganz allgemeinen Eigenschaften des Philosophen überhaupt dazu die Züge leihen und das Detail seiner Ansichten keine besondere Rolle spielt, oder so, dass Anhänger verschiedener Systeme, deren Gegensatz dem einfachsten Verstande deutlich ist, zu einander in Contrast gebracht werden; dagegen müsste das isolirte Auftreten eines einzelnen Philosophen von scharf ausgeprägter Richtung der komischen Wirkung nothwendig entbehren. Hiefür hat Hr L. selbst jetzt einen sehr dankenswerthen Beleg geliefert, indem er in einem späteren Theile seines Buches

(S. 181) auf Molière's *Mariage forcé* aufmerksam macht, worin ein Aristoteliker und ein Pyrrhoniker einander gegenübergestellt sind. Da nun in dem vorliegenden Bruchstück des Epicharmos ganz bestimmte philosophische Ansichten ausgesprochen werden, so drängt sich von vorn herein die Wahrscheinlichkeit auf, dass diese ihres Gegensatzes nicht entbehrten; kam ferner hinzu, dass der erste Theil desselben kaum minder deutlich eleatische Anklänge verräth als in dem zweiten heraklische sich erkennen lassen, so führte das einfach und natürlich auf die Vermuthung, dass der Dichter, und zwar innerhalb der vorhandenen Verse, gerade den Gegensatz dieser beiden Schulen für seinen Zweck verworthe. Zur Widerlegung dieser Auffassung kam weder die Häufung der Epitheta »künstlich«, »erzwungen«, »gewaltsam« u. s. w., welche Hr. L. sehr freigebig darauf anwendet, noch auch der von ihm angeführte sachliche Grund dienen, dass sie sehr weit gehende Forderungen an die Bildung des damaligen sicilischen Publicums stellt, denn hiervon ist gerade das Gegentheil wahr. Der drastisch zugespitzte Gegensatz zweier Philosophen, von denen der eine jede Veränderung leugnet, der andre den vollständigen Wechsel jedes Dinges von heute auf morgen behauptet, war für einen syrakusanischen Theatergänger ebenso leicht erfassbar wie der zwischen einem dogmatisirenden Aristoteliker und einem Alles anzweifelnden Pyrrhoniker für das Publicum Molière's; dagegen würde jene Gegenüberstellung einer unwandelbaren Geisteswelt und einer wandelbaren Sinnenwelt, welche die meisten Ausleger in den Versen suchen, auch wenn sie sonst schon innerhalb des in jener Zeit ausgebildeten Gedankenkreises lag, wenigstens ein

tief gehendes Verständniss und eine bedeutende Uebung in der Abstraction bei den Zuschauern vorausgesetzt haben. Freilich ist damit die Richtigkeit meiner Vertheilung noch keineswegs bewiesen; denn theils ist dadurch die Möglichkeit einer andern an sich nicht ausgeschlossen, theils bedarf sie selbst noch einer näheren Begründung aus den überlieferten Worten, und in beiden Beziehungen ist das von mir in den Quaestiones Epicharmae Gegebene nicht vollständig.

Seit dem Erscheinen dieser meiner Erstlingschrift hat die Einsicht in die Bedeutung des epicharmeischen Fragments durch Bernays' Aufsatz »Epicharmos und der *αὐξανόμενος λόγος*« im Rheinischen Museum Jg. VIII, S. 280 ff. ein Beträchtliches gewonnen. Wie B. gezeigt hat, wurde der Herakliteer, der in dem zweiten Theile desselben seine Weisheit auskramt, im weiteren Verlaufe des Stückes durch sehr empfindliche praktische Consequenzen seiner Theorie ad absurdum geführt, indem ein Gastgeber leugnete, ihn zu sich gebeten zu haben, weil er nicht mehr derselbe sei wie am Tage der Einladung, und ein Schuldner aus gleichem Grunde ein ganz anderer zu sein behauptete als der, dem er einst die geforderte Summe geliehen. Ueber das Verhältniss des ersten Theiles zu dem zweiten spricht sich B. nicht eingehender aus, lässt aber die von den früheren Herausgebern und Cobet befolgte Personenvertheilung aus dem Grunde bestehen, »weil bei der Einrichtung der Cobet'schen Ausgabe die Möglichkeit offen bleibt, dass auch hier von den allgemein zugänglichen abweichende handschriftliche Lesarten zu Grunde liegen.« In letzterer Hinsicht bin ich im Stande jeden Zweifel zu heben, denn ich verdanke einer Mittheilung meines Freundes Curt Wachsmuth

eine Collation der wichtigsten Handschriften des Diogenes zu den vorliegenden Versen, aus welcher zunächst so viel hervorgeht, dass dieselben eine Personenvertheilung überhaupt nicht haben, so dass der heutige Erklärer unbedingt berechtigt ist für diese nicht die Tradition zum Massstabe zu nehmen, sondern inneren Gründen zu folgen.

Soll die erste philosophische Auseinandersetzung demselben Manne in den Mund gelegt werden, der auch die zweite vorträgt, so wird der Umkreis der philosophischen Anschauungen desselben um ein Beträchtliches erweitert, und es kommt zuvörderst auf den Nachweis an, dass er unter solcher Annahme die Grenzen der in der Zeit des Epicharmos gangbaren Ideen nicht überschreitet. Einen solchen Nachweis, welchen sich Hr L. freilich erspart hat, zu führen, ist nun allerdings nicht unmöglich, dafern man es aufgiebt den Gegensatz zwischen der Sphäre der ewigen Götter und der der vergänglichen Menschen, welcher dann entsteht, auf die Kategorien der Geisteswelt und der Sinnenwelt zurückzuführen — Kategorieen, welche der griechischen Speculation vor Anaxagoras völlig fremd waren. Man könnte hiebei an das System des Alkmäon denken, welcher die Götter und die Menschen unter dem Gesichtspunkte der Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit einander gegenüberstellte; jedoch liegt es, wenn einmal der Anfang des Fragments von demselben Redner vorgetragen wird wie das Ende, bei weitem näher denselben dort ebenso wie hier dem Heraklit folgen zu lassen. Denn in der That konnte die Anschauung dieses Philosophen von dem alles Daseiende tragenden und belebenden Feuer, das immer war und immer sein wird und das er gern mit gött-

ichen Mächten wie Zeus, Gnome, Dike, Ananke, leimarmene identificirt, ganz wohl ihren populären Ausdruck in dem Satze finden, Götter und öttliche Dinge seien ungeworden, unvergänglich und unwandelbar. Aber auch wenn dies als Grundlage vorausgesetzt wird, sind noch zwei Erklärungen der beiden ersten Verse:

*Ἄλλ' αἰεὶ τοὶ θεοὶ παρήσαν, χυπέλιπον οὐ πά-
ποκα.*

τάδε δ' αἰεὶ πάρεσθ' ὁμοῖα, διὰ δὲ τῶν αὐτῶν αἰεὶ
möglich, von denen die eine Bernays angedeutet hat, die andere Hr L. ausführt. Nach der ersteren bezieht sich das Pronomen *τάδε* auf die öttlichen Dinge, von denen dann im zweiten Verse ungefähr dasselbe ausgesagt wird, was im ersten von den Göttern; nach der letzteren enthält dieses Pronomen den Begriff der vergänglichen Welt, welcher die Menschen angehören, und der zweite, in Gemässheit dessen abzuändernde Vers spricht vorbereitend den Gedanken aus, der am Schlusse des Bruchstücks des Näheren dargelegt wird. Unstreitig ist von diesen die Bernays'sche die vorzüglichere, bei welcher V. 2 völlig unangetastet bleibt und gegen welche am wenigsten das nach *τάδε* stehende *δέ* hätte geltend gemacht werden sollen, da diese Partikel bekanntlich sehr häufig der blossen Anknüpfung dient, zumal in der älteren Gräcität. Denn gegen die andere spricht nicht allein der Umstand, dass nach ihr der zweite Vers geändert werden muss, was freilich nicht gerade nothwendig einen so bedeutenden metrischen Schnitt erfordert wie ihn Hr L. anbringen zu müssen meint, indem er vorschlägt:

*τάδε δ' οὐ πάποκα πάρεσθ' ὁμοῖα, διὰ δὲ τῶν αὐ-
τῶν αἰεὶ *),*

*) Noch Aergeres bürdet allerdings der des dorischen

sondern auch ein viel Wichtigeres. Sie legt nämlich dem Redenden eine Entgegensetzung der Götter und der Welt der Vergänglichkeit ganz im Allgemeinen bei, eine solche aber ist theils für ein damaliges Theaterpublicum zu abstract, theils nicht recht im Sinne des Heraklit, der sein ewiges Feuer und die damit zusammenhängenden Mächte keineswegs als zu den im Flusse befindlichen Dingen im Gegensatze stehend denkt. Folgt man dagegen Bernays, so treten die concreten Gestalten der Menschen und der Götter einander gegenüber, und es werden nur den letzteren, was bei einigermaßen popularisirendem Ausdruck auf dem Boden heraklitischer Anschauung sehr nahe lag, die göttlichen Dinge (*ταῖς* = *ταῖς θεαῖς*) hinzugefügt.

So ist durchaus die Möglichkeit vorhanden, auf diesem Wege eine Deutung des Fragments zu gewinnen, aber eine, wie ich noch immer glaube, wahrscheinlichere Möglichkeit bietet die von mir in den Quaestiones Epicharmaeae angegebene, von Brandis (Gesch. der Entwicklungen d. griech. Philosophie S. 194. 195) und dem Franzosen Artaud in dem später zu erwähnenden Buche gebilligte Personenvertheilung, der zufolge in demselben ein Eleat und ein Herakliteer einander gegenübertreten. Hiefür spricht zunächst die oben mitgetheilte, aus der Natur der Komödie geschöpfte Erwägung, ausserdem aber auch der Eindruck, welchen die beiden ersten Verse dann machen, wenn sie in Verbindung mit dem vierten betrachtet werden, der die Unmöglichkeit des Werdens von Etwas aus Nichts behauptet. Vereinzelt genommen, kann der Inhalt jener, wie im Obigen gezeigt wurde, Dialekts offenbar unkundige Holländer ten Brink (Philologus VII, 359) dem Epicharmos auf.

ganz wohl aus dem Arsenal eines andern Systems herkommen; vereinzelt genommen kann auch dieser Satz wohl schon damals von einem andern als einem eleatischen Philosophen angewandt worden sein: beide in ihrem Zusammenhange angesehen, erscheinen unabweislich als einem eleatischen Raisonnement angehörig. Da es hiebei einigermaßen auf das persönliche Gefühl ankommt, so möchte es nicht ganz unpassend sein, darauf aufmerksam zu machen, dass gerade solche Männer, die mit dem Charakteristischen der griechischen Philosophensysteme besonders vertraut sind, nämlich Brandis (a. a. O.) und Zeller (Phil. d. Gr. I, 364), das eleatische Gepräge dieser Partie anerkannt haben. Hr L. hat es nicht gelten lassen wollen. Als er auf S. 111, Anm. 6 die Worte schrieb: »Schmidt's Auffassung der eleatischen Lehre, auf deren Detail einzugehen hier ganz nutzlos wäre, da wir Nichts für das Verständniss unseres Fragments gewannen, ist grösstentheils eine Polemik gegen Simon Karsten's viel einfachere und klarere Darstellung«, wusste er offenbar nicht, was er aus Zeller's Philosophie der Griechen I, 384 und 446 hätte lernen können, dass die Frage, ob die Lehre des Xenophanes und Parmenides pantheistisch zu verstehen sei, keineswegs bloss zwischen Karsten und mir einen Streitpunkt bildet, aber er wusste ausserdem auch nicht, dass er selbst sich wenige Seiten später, S. 123, wesentlich im Sinne der von mir vertheidigten pantheistischen Auffassung aussprechen würde: man kann hier also getrost von dem schlechter unterrichteten an den besser unterrichteten Hrn L. appelliren. — Durch die vorgeschlagene Personenvertheilung gewinnt man also einen dem Zwecke des Drama's äusserst gemässen Gegensatz, des-

sen populäre Wirkung dadurch erhöht wird, dass der Herakliteer oder, wie man wohl besser sagt, der herakliteisirende Dilettant auch die mythologische Vorstellung vom Chaos benutzt, um seinen Gegner in die Enge zu treiben. Das einzige Bedenken, welches dagegen erhoben werden kann, liegt in der Schwierigkeit, den sehr verderbt überlieferten 6ten Vers so herzustellen, dass er zu dem Vorhergehenden und Nachfolgenden in das richtige Verhältniss tritt; allein man darf wohl fragen, ob dies etwa auf Grundlage der hergebrachten Vertheilung schon gelungen ist und ob dieser Vers nicht überhaupt noch seines Oedipus wartet. Allerdings war der von mir in den Quaestiones Epicharmeae gemachte Versuch nichts weniger als glücklich; jetzt glaube ich das Eine deutlich zu erkennen, dass in dem τῶν δ' ὧν der besten Ueberlieferung nichts Anderes verborgen ist als τῶν θεῶν. Selbstverständlich werden diese zwei Worte noch von demselben Unterredner gesprochen wie V. 5, mit dem sie eng zusammenhängen; darauf beginnt der andere, seinen entgegengesetzten Standpunkt bekennend: ἄμεις νὺν ὥδε κτλ. und das Ganze erhält etwa folgende Gestalt:

A. Ἄλλ' αἰεὶ τοὶ θεοὶ παρήσαν χυπέλλον
οὐ ποίποκα.

τάδε δ' αἰεὶ πάρεσθ' ὁμοῖα, διὰ δὲ τῶν
αὐτῶν αἰεὶ.

B. Ἀλλὰ λέγεται μὰν χάος πρῶτον γενέσθαι
τῶν θεῶν.

A. Πῶς δ'; ἀμάχανόν γ' ἀπ' οὐτανος εἶμι
ὅ,τι πρῶτον μύλη.

5 οὐκ ἄρ' εἰμολε πρῶτον οὐδὲν οὐδὲ μὰ θεοὶ
δεύτερον

τῶν θεῶν. B. Ἄμεις νὺν ὥδε λέγομεν *****

αἰ ποτ' ἀριθμόν τις περισσόον, αἰ δὲ λῆς,
 τὸν ἄρτιον
 ποτ' ἔμεν λῆ ψᾶφον ἢ καὶ τῶν ὑπαρχου-
 σᾶν λαβεῖν,
 ἢ δοκεῖ καὶ τοι τυκ' αὐτὸς εἶμεν; Α. Οὐκ
 ἐμίνγα κα.

10 Β. Οὐδὲ μάν, οὐδ' αἰ ποτὶ μέτρον παχναῖον
 ποτ' ἔμεν
 λῆ τις ἄτερον μαῖκος ἢ τοῦ πρόσθ' ἐόντος
 ἀποταμεῖν,
 εἴτε χ' ὑπάρχοι κῆνο τὸ μέτρον; Α. Οὐ
 γάρ. Β. Ὡς νῦν ὄρη
 καὶ τὸς ἀνθρώπους· ὁ μὲν γὰρ αὖξεν,
 ὁ δὲ γὰ μὰν φθίνει,
 ἐν μεταλλαγῇ δὲ πάντες ἐντὶ πάντα τὸν
 χρόνον.

15 ὁ δὲ μεταλλάσσει κατὰ φύσιν κωῦποκ' ἐν
 τωὐτῷ μένει,
 ἄτερον εἶη κα τὸδ' ἦδη τοῦ παρεξιστακότος.
 καὶ τὸ δὴ κῆγὼ χθὲς ἄλλοι καὶ νῦν ἄλ-
 λοι τελέθομες,
 καὐθις ἄλλοι κωῦποκ' αὐτοὶ τελέθομες
 κατιὼν λόγον*).

Man wird gewiss nicht fehl gehen, wenn man annimmt, dass der Gegensatz der beiden hier auftretenden Männer sich als ein Hauptmotiv durch das ganze Stück zog, dem die Verse angehörten, und dass namentlich der Verfechter der Unwandelbarkeit aller Dinge zuletzt in ebenso

*) Vers 4 bin ich Herrn Cobet gefolgt, da der Daktylus im Tetrameter des Epicharmos allerdings nicht unzulässig zu sein scheint; V. 8 habe ich mit ihm statt τῶν ὑπαρχουσᾶν den von G. Hermann vorgeschlagenen sehr passenden Genitiv Pluralis gesetzt. Ueber den Schluss des sehr zerrütteten V. 6, der in den Hdss. lautet τῶν θ' ὦν (cod. Burbon. Gr. n. 253 τῶν δὲ γιων) ἄμεις νῦν ὥς λέγω (cod. Laur. plut. LXVIII, 28 λέγων) μέλλει τίθ' εἶναι (cod. Burbon. ἦναι) wage ich keine Vermuthung.

spasshafter Weise ad absurdum geführt wurde, wie es nachweislich dem Vertreter des ewigen Wechsels geschah.

Ich kann jedoch das besprochene Fragment nicht verlassen, ohne des höchst eigenthümlichen Verfahrens zu gedenken, das Hr L. einschlägt, um die Nothwendigkeit einer Textesänderung von V. 2 darzuthun. Ich hatte in den Quaestiones Epicharmae S. 28—31 zu beweisen versucht, dass das darin vorkommende *διὰ τῶν αὐτῶν* in der älteren Gräcität ganz nach Analogie von Redensarten wie *διὰ ταχέων*, *διὰ βραχέων* die adverbialische Bedeutung »auf dieselbe Weise« habe und diese Meinung auf viele Stellen des Hippokrates und ein Bruchstück des Philolaos gestützt. Letzteres hatte ich nicht bloss im Zusammenhange dieser Ausführung besprochen, sondern ihm auch am Schlusse meiner Schrift einen eigenen Excurs gewidmet; nichtsdestoweniger schreibt Hr L. S. 110: »jene Redensart findet sich nur« (dies Wort ist auch bei ihm im Druck ausgezeichnet), »und stets in einer und derselben Beziehung, beim Hippokrates.« Das ist doch, wenn es nichts Schlimmeres ist, eine sehr grosse Nachlässigkeit; denn unmöglich wird ein Leser annehmen sollen, das Fragment des Philolaos, bei dessen Erklärung auch Böckh in den Untersuchungen über das kosmische System des Platon S. 120 die oben angegebene Bedeutung von *διὰ τῶν αὐτῶν* zu Grunde gelegt hat, sei von Hrn L. deshalb mit Stillschweigen übergangen worden, weil er an der Aechtheit desselben Zweifel gehegt habe, wie solche neuerdings in sehr beachtenswerther Weise von Schaarschmidt erhoben worden sind. Uebrigens genügen die Beispiele aus Hippokrates und die angeführten Analogieen durchaus; um jene Bedeutung der

Formel zu erhärten, während die von Herrn L. ihr gegebene Auslegung »durch dieselben Kräfte« dem Sprachgebrauche der Zeitgenossen unseres Komikers viel weniger gemäss ist. Denn diese liebten es vermöge ihrer Neigung zu concretem Ausdruck nicht sehr, bei derartigen Begriffen das erläuternde Substantiv auszulassen; die abstractere Umschreibung durch das Neutrum eines Adjectivs, Particips oder Pronomens im Plural mit dem Artikel wurde erst in der attischen Sprache gewöhnlich.

Auch mit dem zweiten der in diesem Zusammenhange von Alkimos angeführten Fragmente, in welchem das Gute als allgemeiner Begriff dem einzelnen guten Menschen entgegengesetzt wird, macht es sich Hr L. ziemlich leicht, indem er dasselbe S. 113 für eine »ganz oberflächliche, sehr populär ausgedrückte dialektische Tändelei« erklärt. In unsern Augen kann es allerdings als eine solche erscheinen, aber das Denken der Zeit des Epicharmos war an derartige Generalisirungen so wenig gewöhnt, dass das Vorkommen dieser Abstraction bei ihm vielmehr etwas Befremdendes hat. Erst Platon hat seine Landsleute daran gewöhnt das Allgemeine des Begriffs dem Einzelnen gegenüberzustellen: von der Bewusstseinsform der Früheren giebt entweder er selbst oder ein geschickter Nachahmer uns ein anschauliches Bild an der dem Sophisten Hippias in den Mund gelegten Definition εἶναι γὰρ, ὃ Σώφρωνες, παρθένης καλὴ καλόν. Darum hatte ich in den Quaestiones Epicharmae S. 49 vorgeschlagen die Worte zu streichen, welche das Fürsichbestehen des Guten lehren (τὶ πράγμ' εἴμεν καὶ αὐτὸ, ὅσους δὲ καὶ Εἰδῆ); jedoch haben mir sowohl Zeller (Philos. d. Gr. I, 363, 4) als Brandis (Gesch. d. Entw. d. gr. Philos. I, 194, 6)

darin widersprochen. Ich selbst verhehle mir durchaus nicht, dass ein solches Verfahren etwas sehr Bedenkliches hat, weil jene Worte weder einen besonderen Vers, noch einen besonderen Satz bilden, überhaupt höchst gewaltsam aus ihrem Zusammenhange herausgerissen werden müssen; und da die Unächtheit des ganzen Bruchstücks für den, der nicht alles durch Alkimos Aufbewahrte zu verwerfen geneigt ist *), noch weniger Wahrscheinlichkeit hat, so ist es wohl das Vorsichtigste, sie unangetastet zu lassen. Man kann dann in ihnen einen Beweis dafür sehen, dass Keime der Begriffsbildung weit über Platon hinaufreichen, wodurch die weltgeschichtliche That dieses Philosophen, die nicht bloss in der Aufstellung der allgemeinen Begriffe, sondern auch in ihrer Fixirung durch die Definition besteht, keineswegs verkleinert wird. Der sonstige Inhalt des Bruchstücks, die Lehrbarkeit der Tugend, lässt sich natürlich leicht mit pythagoreischen Anschauungen in Verbindung setzen.

Nur im Vorübergehen mag darauf aufmerksam gemacht werden, dass die angenommene komische Verwerthung fremder Philosopheme in den epicharmeischen Komödien auch zu der viel besprochenen Stelle in Aristoteles' *Metaphysik* III, 5, welche Hr L. S. 121—125 behandelt, den allereinfachsten Schlüssel bietet.

Das vierte Kapitel unter der Ueberschrift »Epicharm's Komödien« stellt mit grosser Sorgfalt alles Ermitteltbare über diejenigen Stücke des Dichters zusammen, deren Titel erhalten sind, und zeichnet sich durch die Maasshaltung aus, mit welcher der Verf. vermieden hat, über den Inhalt derselben mehr wissen zu wollen, als

*) Wie Val. Rose, de Aristotelis librorum ordine et auctoritate comm. S. 12.

sich wirklich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen lässt. Daran reihen sich einige Bemerkungen über den Dialekt und die Versbehandlung des sicilischen Dichters, von denen die auf jenen bezüglichen wesentlich aus Ahrens geschöpft sind, die auf diese bezüglichen zum Theil dem von mir in den Quaestiones Epicharmae Beigebrachten sich anschliessen. Dabei tritt Hr L. S. 158, Anm. 10 wohl mit Recht der von mir geäußerten Meinung entgegen, dass in den vielen Auflösungen, welche Epicharmos im trochäischen Tetrameter ohne Unterschied der Versstelle anbringt, eine bewusste Kunst liege. Aber blosser Nachlässigkeit, wie Hr L. will, ist darin auch nicht zu erkennen, vielmehr äussert sich hier wohl das natürliche Gefühl des Dichters für das seinem Stile Gemässe; denn diese ohne scharfes Hervortreten ihres metrischen Gerüsts gleichsam dahinwankenden Verse passen vortrefflich zu dem burlesken Tone der epicharmischen Komödie. Ich hatte, um dies anschaulich zu machen, in meiner Schrift S. 13 an zwei Tetrameter des Attikers Alexis erinnert, welche ganz nach Art der epicharmischen gebaut und bestimmt sind, die Rede eines Trunkenen zu malen. Den Beweis für die Aechtheit der philosophischen Verse bei Alkimos, welchen ich aus der Uebereinstimmung ihrer metrischen Beschaffenheit mit der der sonst bekannten Fragmente schöpfte, scheint Hr L. nicht verstanden zu haben: er liegt noch nicht in dieser Uebereinstimmung als solcher, sondern vollzieht sich erst durch die Beobachtung, dass die von Nachahmern herrührenden Tetrameter bei Clemens Alexandrinus das davon ganz abweichende Gepräge einer so zu sagen akademischen Correctheit tragen.

Von dem fünften Kapitel, das »Entwicklung

der Komödie « benannt ist, wäre ein grosser Theil wohl besser ungeschrieben geblieben. Freilich muss der Litterarhistoriker die Lücken unserer Nachrichten gar oft durch Combinationen ausfüllen und genügt in vielen Fällen seiner Aufgabe, wenn er Möglichkeiten aufstellt, durch welche die überlieferten Thatsachen aus ihrer Isolirung heraustreten, aber der Versuch, den Entwicklungsgang eines Dichters, von dessen Werken kein einziges erhalten oder auch nur seiner Anlage nach bekannt ist, aus blossen psychologischen Wahrscheinlichkeiten zu construiren, steht doch zu sehr in der Luft. Damit sollen die vielen beachtenswerthen Bemerkungen, welche dieses Kapitel enthält, unangetastet bleiben: namentlich ist die Vergleichung zwischen Epicharmos, Aristophanes und Menander in der Hauptsache gewiss richtig, die Heranziehung der Analogie von Molière's *Mariage forcé* sehr dankenswerth und zutreffend. Seltsam aber ist es, wenn der Verf. es hier und sonst in seinem Buche als eine besonders wichtige neue Entdeckung hervorhebt, dass der sicilische Dichter nicht »ernstlich gemeinte philosophische Discussionen in das Bereich seines Komödiendialoges gezogen« habe. Soll damit gemeint sein, dass seine Gespräche auf das Unterscheidende der damaligen Systeme überhaupt nicht eingehen, so ist der Satz nicht wahr, wie die Fragmente bei Alkimos klärlich beweisen und Hr L. selbst einige Seiten später zugeben muss; soll aber gemeint sein, dass Epicharmos dabei nicht als lehrender Philosoph, sondern als darstellender Komiker verfuhr, so ist er nicht neu; wenigstens beruht meine Behauptung von dem Gegenübertreten verschiedener Philosophen in seinen Dramen ganz und gar auf dieser Voraussetzung. Immerhin aber bietet die

Thatsache, dass er seinem Publicum dergleichen bieten konnte, einen bemerkenswerthen Beitrag zum Verständniss der von Cicero im Brutus Kap. 12 § 46 gegebenen Charakteristik der Siculer.

Ein Anhang, »Epicharm's Einfluss auf Spätere«, behandelt die Spuren einer Nachahmung des Epicharmos bei den Dichtern der alten, mittleren und neueren Komödie, wobei freilich nicht eben über Vermuthungen hinauszukommen ist. Es folgt eine eingehende Revision der Ansichten über die viel besprochene Stelle des Horaz von der Verwandtschaft zwischen Epicharmos und Plautus, deren Resultat die Billigung der Welcker'schen Erklärung ist.

Den Schluss bildet die durchweg mit besonnener Kritik gearbeitete Fragmentensammlung, in welcher der Verf. auf die aus nachweisbaren Komödien entnommenen, die nicht in solchen unterzubringenden und die untergeschobenen Fragmente noch eine vierte Kategorie folgen lässt, »*Adsonota*«, welche vielleicht Epicharm gehören; jedoch möchte davon, wie es auch Hr L. selbst anzusehen scheint, nur bei Nr. 2 und Nr. 3 ernsthaft an epicharmeischen Ursprung zu denken sein. Der Klasse der *Ψευδ επιχαρμεια* sind etwas unorganisch auch diejenigen Fragmente eingereiht, welche unter ungenau oder unvollständig bezeichneten Titeln überliefert sind, ohne dass ihre Aechtheit selbst einem Zweifel unterliegen könnte. Angefügt sind die Fragmente des Deinolochos.

An die Besprechung des genannten Werkes möge die kurze Erwähnung der Arbeit eines Franzosen angeschlossen werden, welche zum grössten Theile denselben Gegenstand behandelt, der von Guigniaut aus dem Nachlasse Artaud's herausgegebenen *fragments pour servir à l'histoire de la comédie antique*. Der um die klas-

sischen Studien in Frankreich vielfach verdiente Verf. beabsichtigte eine Geschichte der griechischen Komödie zu schreiben, an deren Vollen- dung ihn der Tod verhindert hat: bei den Vor- arbeiten dazu sind die drei von dem Herausge- ber zusammengestellten Abhandlungen entstanden, von denen sich die erste und weitaus umfang- reichste auf Epicharmos, die zweite auf Menan- der, die dritte auf die bei Plautus geschilderten römischen Sitten bezieht. Nach den Anforderun- gen deutscher Kritik dürfen diese Arbeiten und besonders die über Epicharmos nicht gemessen werden; jedoch wäre zu wünschen gewesen, dass der Herausg. einige leicht zu beseitigende Uneben- heiten daraus entfernt hätte, wie den Widerspruch zwischen der Erklärung des wichtigsten philoso- phischen Fragments (S. 16—19) und der Ueber- setzung desselben (S. 11—13), welche auf einer ganz andern Personenvertheilung beruht, oder das seltsame Missverständniss einer Grammati- kerstelle S. 96, Anm. 2. Das positiv Verdienst- lichste darin ist wohl die Benutzung des in der Élite des monuments céramographiques vol. III, pl. XIV publicirten Vasenbildes, welches drei an- gelnde Götter darstellt, für die Deutung einer Scene in Hebe's Hochzeit; denn die Heranziehung des im Museo Pio-Clementino vol. II, T. b I pu- blicirten und in der Élite des mon. cér. vol. II, p. 246—265 besprochenen Monuments zur Er- läuterung einer Scene der Musen ist mindestens sehr zweifelhaft. Im Ganzen berührt die warme Liebe des Vfs zu seinem Gegenstande, die überall erkennbar ist, den Leser recht wohlthuend, und als Denkmal eines achtungswerthen Strebens dürfen wir die gebo- tene Gabe auch in Deutschland willkommen heissen.

Marburg.

Leopold Schmidt.

Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde.

Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt. Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandl. in Stuttgart. 4 Bl. u. 479 S. 8.

Auf der Rückseite des Titels werden alle, in deren Hand dies Buch komme, freundlich gebeten, zu beachten zu wollen, dass dasselbe als Manuscript gedruckt, nur für Freunde Uhlands, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sei, und im kurzen Vorwort werden die Blätter Uhlands Freunden in der Oeffnung dargeboten, dass sie für die älteren eine liebe Erinnerung an den geschiedenen Freund und die eigene Jugend sein, den jüngeren unter ihnen aber vielleicht Gelegenheit geben werden, sich durch die Briefe aus seiner Jugendzeit ein klares Bild seines Wesens und seiner Entwicklung zu schaffen, weshalb den Briefen als Rahmen kurze Angaben über seinen äusseren Lebensgang beigelegt worden. — Das Buch selbst, das neben den Biographien von O. Jahn, Notter, Gahr u. a. vollkommen selbständig erscheint und in der Fülle von Familienerinnerungen das reichste Material zu einer würdigen Lebensdarstellung des Dichters bietet, wie es nur von der Wittwe gegeben werden konnte, zerfällt in 10 Abschnitte, von denen der erste die Kinderjahre (1787 — 1801), der andre die Studienjahre (1801 — 1810), der dritte die Reise nach Paris und die Advocatur in Tübingen (1810 — 12), der 4te Uhlands Dienstleistung auf der Kanzlei des Justizministers (1813 — 14) umfasst. Der 5te Abschnitt schildert den ferneren Aufenthalt in Stuttgart, den Landtag in Ludwigsburg und die Verlobung und Trauung (1814 — 20); der 6te Uhlands Thätigkeit in der Ständekammer, häusliches Leben und Ernennung zur Professur (1820 — 30), der 7te Uhland als Lehrer an der Universität, die Niederlegung sei-

nes Amtes, sein ferneres Leben in Tübingen und seine Reise nach Wien (1830—38), der 8te behandelt die Rückkehr nach Tübingen und zu den Studien (1839—48), der 9te Uhlands Thätigkeit als Vertrauensmann in Frankfurt, seine Theilnahme an der Nationalversammlung und die Einberufung zum Staatsgerichtshof (1848—50), der 10te und letzte endlich sein Stilleben in Tübingen, Krankheit und Tod (1851—13. Nov. 1862). — Die Mittheilungen haben durchweg den Charakter der Genauigkeit und der Treue im kleinsten. Die zahlreichen eingeflochtenen Briefe bilden eine Art von Urkundenbuch für Uhls äusseres u. inneres Leben. Die meisten rühren von U. selbst her; er schreibt an die Eltern, die Frau, den Neffen, an Artaria in Mannheim, Böhmer in Frankf., Böckh in Berl., Bar. v. Dornis in Jena, Duvernoy in Stuttg., Fouqué, Gmelin, K. Goedeke, Jac. Grimm, Prof. Hassler in Ulm, Mor. Haupt, Alex. v. Humboldt, Staatsr. Ittner in Constanz, Justinus Kerner, K. v. Killinger, Fr. v. Kölle, K. Lachmann, Frhr v. Lassberg, Prof. List in Aarau, Grafen Loeben, Prof. Lünig in Zürich, Karl Mayer, Herm. Meier in Brem., Mittermaier, K. Müllenhoff, Paulus in Heidelb., Franz Pfeiffer, Gustav u. Paul Pfizer, Frhrn v. d. Pfordten, Rotteck, Leo v. Seckendorff, E. v. Schenk, Schickard, Schmellers Wte, Schneegans in Strassb., G. Schwab. Heinr. Stieglitz, A. W. Strobel in Strasb., H. Schreiber in Freib., Varnhagen, Ph. Wackernagel, Ferd. Weckherlin, Welcker in Freib., Archivar Wintermantel in Donauesch., Wolf in Gent, Ferd. Wolf in Wien. Die an U. gerichteten Briefe sind weniger zahlreich u. offenbar mit grosser Discretion ausgewählt; nur von F. Dingelstedt, K. Goedeke, J. Grimm, W. Grimm, Al. v. Humb., Jaup in Darmst., J. Kerner, K. Lachm., Fhn v. Lassberg, Mappes in Frankf., Herm. Meier in Brem., Franz Pfeiffer, K. Roser, Leo v. Seckendorff sind einige wenige Briefe abgedruckt. K. Goedeke.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

21. Juni 1865.

S. Nilson, Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens. Ein Versuch der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Schwedischen übersetzt. I. Das Bronzealter. Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 lithographischen Tafeln. Hamburg. Otto Meissner. 1863. und: Nachtrag. Mit 13 in den Text gedruckten Abbildungen. Ebenda 1865.

Seit Entdeckung menschlicher Werkzeuge aus Stein und Knochen von sogenannten antediluvianischen Thieren in den Diluvialschichten des Somme-Thales in Frankreich durch Boucher de Perthes im J. 1849 ist über die Urgeschichte unsers Erdtheils ein ganz neues Licht aufgegangen. Der Anfang des sogenannten Steinalters ist in eine um Jahrtausende frühere Zeit zurückversetzt. Das Vorkommen gleichartiger Geräthe zusammen mit Knochen derselben antediluvianischen Thiere in Höhlen Englands, Südfrankreichs und Siciliens lässt nicht mehr zweifeln, dass Eu-

ropa schon von Menschen bewohnt war, bevor die letzten gewaltsamen Erschütterungen des Bodens dem Lande seine jetzige Gestalt gaben. Es ist dies das ältere Steinalter. Und als die Menschen sich auf der neugestalteten Oberfläche abermals ausbreiteten, befanden sie sich, wenigstens was die Anfertigung der Waffen und Geräthe betrifft, noch fast auf derselben Culturstufe. Nur Stein, Knochen, Holz und Pflanzenfasern lieferten ihnen das Material. Es ist dies das jüngere Steinalter. Von der in demselben herrschenden Lebensweise gaben uns früher nur die in den ältesten Steingräbern Norddeutschlands und Skandinaviens gefundenen Gegenstände ein noch ziemlich unvollständiges Bild. Dasselbe ist vervollständigt und liegt uns in einer Anschaulichkeit vor, wie sie selbst wenige Perioden der eigentlichen Geschichte gewähren, seitdem (1854) die in den Schweizer Seen entdeckten Pfahlbauten uns nicht nur mit den Waffen und Geräthen, sondern auch mit jener Menschen Nahrung, deren Mittel sie durch Jagd, Viehzucht, Ackerbau und Obstzucht erwarben, mit ihrer Kleidung und ihren Wohnungen bekannt gemacht haben. Aber dies Steinalter ist von dem Eisenalter, in dem die Menschen durch Gewinnung, Verarbeitung und Benützung des Eisens sich zu einer viel höhern Culturstufe empor gearbeitet haben, noch durch Jahrtausende getrennt, in denen schon Kupfer und Zinn nicht nur gewonnen, sondern auch zur Bronze verbunden wurden, aus der man nicht nur Waffen und Geräthe, sondern auch die geschmackvollsten Schmucksachen verfertigte. An diesem Bronzealter schien unserm Jacob Grimm (Gesch. d. D. Spr. I, S. 4 u. 5) alle Mühe der Forscher zu scheitern. Es kommt darauf

an zu entscheiden: ist die Kenntniss der Bronze und ihrer Verarbeitung mit einer bestimmten Bevölkerung aus Asien eingewandert? oder ist auf Europäischem Boden von Völkern in der Gegend, wo die Gegenstände gefunden wurden, oder in deren Nähe, auch das Metall gewonnen, die Mischung erfunden und die Arbeit ausgeführt? oder sind die Broncesachen durch Handel eingeführt? und von welchem Volke sind sie angefertigt? zu welchen Völkern zuerst gebracht worden? Bisher war H. Schreiber's Ansicht am verbreitetsten, dass die Bronzecultur den Kelten angehöre. Neuerdings hat Lindenschmidt, der jene Ansicht mit Erfolg widerlegt hat, ein besonderes Bronzealter ganz in Abrede gestellt, indem er die Broncesachen in ziemlich später Zeit von Phönikiern, Griechen, Etruskern und Römern auf verschiedenen Wegen über Europa verbreiten lässt.

Hr S. Nilson, ein auch ausserhalb Schwedens rühmlichst bekannter Naturhistoriker, dem die Nordische Alterthumskunde in einem früheren gleichnamigen Werke (Skandinaviens Ureinwohner) durch Anwendung naturwissenschaftlicher Forschung auf dieselbe manche Bereicherung und Aufklärung verdankt, hat in dem eingehends genannten Werke eine ganz neue Bearbeitung desselben Gegenstandes unter demselben Titel begonnen, und zwar mit dem so dunklen Bronzealter, das er zuerst erklärt und in seiner Bedeutung für die Culturgeschichte Europas, zunächst des Nordens, erläutert zu haben überzeugt ist. Mit fast jugendlicher Begeisterung hat der Verf. in einem vorgerückten Lebensalter Reisen nach England, Irland, Frankreich und Deutschland unternommen, um die Alterthümer dieser Länder unter einander und

mit denen seiner Heimath zu vergleichen und an der Vergleichung seine Ansicht zu prüfen. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, Denkmäler neben einander zu stellen, die zum Theil in Deutschland wenig bekannt sind, so dass kein Culturhistoriker, kein Forscher auf dem Gebiete deutscher Alterthumskunde, auch wenn er anderer Ansicht ist, das Werk unbeachtet lassen darf. Darum muss man sich auch der Uebersetzung freuen, ohne die dasselbe schwerlich in Deutschland und der Schweiz die zu wünschende Verbreitung gefunden hätte. Es ist auch nicht unbeachtet geblieben; und wenn es auch mehr Widerspruch als Beifall gefunden hat, so ist die Kritik noch keineswegs so tief auf die Sache eingegangen als das Werk verdient. Daran ist es selbst allerdings nicht ohne Schuld. Auf dem Gebiet der historischen Kritik entspricht es nicht überall den Anforderungen, welche die deutsche Wissenschaft macht. Die meisten Kritiker scheinen aber nicht bedacht zu haben, dass wenn von 100 Beweisen auch 99 ungenügend sind, ein einziger genügt, wenn er unwiderleglich ist. Der Unterzeichnete beschäftigt sich seit dem Erscheinen der Uebersetzung mit einer eingehenden Untersuchung des Gegenstandes, die aber noch der Vervollständigung in den entscheidenden Thatsachen bedarf, um abgeschlossen zu werden. Er greift der Veröffentlichung derselben in dieser kurzen Besprechung vor, um Mitforscher zu wiederholter Prüfung des vorliegenden Werks aufzufordern. Man lasse sich aber durch das Unhaltbare nicht abschrecken. Hat doch auch Boucher de Perthes, obgleich unhaltbare Phantasien lange gründliche Forscher von der Prüfung abhielten, nachdem sie sich derselben nicht mehr entziehen konnten, in der Haupt-

sache einen glänzenden Sieg errungen. Bevor wir es versuchen, in dem vorliegenden Werk das reine Metall von den Schlacken zu sondern, lassen wir den Verf. mit eignen Worten seine Ansicht aussprechen. Nachdem die früheren Bewohner des Nordens als Wilde geschildert sind, wie sie uns die Denkmäler des Steinalters erkennen lassen, und besprochen ist, wie die Phönicier, um Zinn aus England und Bernstein von der cimbrischen Halbinsel zu holen, in die Nordsee und das Kattegat kamen, wird von den Colonien derselben, die er an den Küsten Skandinaviens bis nach Schonen glaubt annehmen zu müssen, folgende Schilderung gegeben S. 158:

»Jeder Häuptling einer solchen Ansiedlung wurde leicht ein Fürst auf seinem Gebiete und die Colonien ein Sammelplatz für die Bewohner der umliegenden Gegend. — Wo sie sich ansiedelten, trafen sie sofort Anstalten zur Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes und diese Religion war der Phönicische Sonnendienst, d. h. Baalscultus. Und diese Religion verbreitete sich unter die frühern Einwohner, wodurch ein Theil ihrer Ceremonien, nämlich die jährliche Feier der Mittsommernacht zu Ehre des Sonnengottes sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Darum dürfen wir bei Untersuchung dieser Culturperiode nicht vergessen, dass gerade dadurch die Bronze und der Baals-Cultus sich gleichzeitig nach und in unserm Norden verbreitet haben. Einen Beweis von ihrer Gleichzeitigkeit sehen wir schon auf dem ersten Stein zum Richten in dem Kivikmonument, und wir haben ausserdem noch manche andere Beweise. Ferner müssen wir uns daran erinnern, dass die ersten hier eingeführten Bronzegeräte sowohl durch ihre Verzierungen als durch ihre kurzen Schwert-

griffe ihren orientalischen Ursprung verrathen. Schwerter, Schilde, Lanzen u. s. w. beweisen, dass ihre Verfertiger einen hohen Grad technischer Geschicklichkeit besaßen. Davon zeugen noch die zahlreichen Frauenschmucksachen, welche in Verbindung mit erstgenannten Gegenständen darthun, dass jenes Volk es sich besonders angelegen sein liess, zierliche Waffen und geschmückte Frauen zu haben.«

Der Verf. glaubt durch Anwendung der naturhistorisch-comparativen Methode zu einem sichern Resultat gelangt zu sein. Es ist diese Methode auch in Deutschland längst mit glänzendem Erfolge zuerst von Fr. Bopp auf die vergleichende Sprachkunde, von A. Kuhn auf die vergleichende Mythologie angewandt worden. Hr N. bedenkt aber nicht, dass bei Anwendung dieser Methode auf einen historischen Stoff wesentliche Beschränkungen, Cautelen oder nähere Bestimmungen hinzukommen müssen. Denn auf dem Gebiete des Geistes können dieselben Erscheinungen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten sich wiederholen, ohne dass ein historischer Zusammenhang stattfindet, da der Geist als menschlicher Geist überall nach denselben Gesetzen schafft, dieselben Erfindungen also mehrmals gemacht haben kann. Nilson's Beweise lassen sich auf 5 Hauptkategorien zurückführen. 1. Ornamente. Er legt 2. besonderes Gewicht auf die Uebereinstimmung mythischer Namen und religiöser Gebräuche des Nordens mit Phöniciern. Ferner kommen 3. in Betracht religiöse Geräte, 4. gewisse industrielle Geschicklichkeiten, in denen der Norden Europas mit Phöniciern übereinstimmt. Dazu kommt 5. die bestimmte Ueberlieferung, dass die Phönicier in der Nordsee, vielleicht gar bis zur Ost-

see Handel getrieben haben. Die Ornamente, von denen Hr Nilson ausgeht, sind meistens die einfachsten, die es geben kann, Spirale, Uebergang zum Kreis, Rad mit 4 Speichen, Bogen, Zickzack, dessen Verdoppelung und Raute. Alle mit Ausnahme der Spirale kommen überall, selbst auf den Geräthen und Waffen der Südseeinsulaner, die Spirale wenigstens auf Mexicanischen Alterthümern vor. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Kivikmonument und gewissen Bauten auf Irland, Malta, Gozzo und vielleicht in Phönikien selbst muss zugegeben werden. Alles aber, worauf es ankommt, ist so wenig charakteristisch, dass ein gemeinsamer Ursprung mit Sicherheit nicht daraus zu schliessen, zumal da das am meisten charakteristische Ornament, die Spirale, sich nur an einem Monument auf Irland und einem auf Gozzo findet. So sehr die Gleichheit gewisser Broncesachen in verschiedenen Ländern West- und Nord-Europas für einen gemeinsamen Ursprung zeugt, die Beweisführung für den Phönicischen Ursprung durch die Monumente scheint uns nicht so überzeugend als der Verf. glaubt. So scharfsinnig die Deutung des Kivikmonuments, so überzeugend die Uebereinstimmung der abgebildeten Beile mit vorhandenen Bronzebeilen für die Gleichzeitigkeit spricht, was auch von den im Nachtrage S. 41 f. beschriebenen Stein von Wallby gilt, so hat doch selbst diese Beweisführung keine zwingende Kraft. Obgleich die Pyramiden mit grosser Wahrscheinlichkeit als Symbol der Sonne gefasst werden, da dieselben sich auch bei den Griechen (bei diesen als abgestumpfter Kegel vor den Thüren) finden, am meisten aber bei Aegyptern vorkommen, so ist doch auch die Irmensul; ein Symbol des Himmelsgottes Zio (nord. Tyr), eine Spitz-

säule gewesen. Dieselbe lag aber im Innern Deutschlands, wo schwerlich ein Phöniciſcher Einfluss anzunehmen. Auch die Steine mit schalenförmigen Vertiefungen ſind als die älteste Gefäſsform etwas ſo Einfaches und Natürliches, auch ſo weit Verbreitetes, daſſ darauf kein ſicherer Schluss zu erbauen iſt. Das Rad iſt ein ſo natürliches Symbol der Sonne, daſſ wir es nicht aus Phönicien holen dürfen. Unſicher iſt daſ für den Mond erklärte Zeichen, da es dem abgebildeten Gegenſtande unmittelbar entſpricht, und mehr als zweifelhaft die Beziehung des Zickzack auf ägyptiſche Hieroglyphen. Gerade die Spirale, daſ Hauptornament der ſchönſten Broncewaffen, fehlt auf dem Kivikmonument. Wollen wir die Möglichkeit, ja eine gewiſſe Wahrscheinlichkeit des hiſtoriſchen Zusammenhangs bei der Spirale und deren Verbindung mit dem Zickzack zugeben, ſo kann derſelbe doch erſt durch Auffindung gleicher Ornamente an Bauten und andern Werken Phöniciens und gleicher Broncewaffen in Phöniciſchen Ruinen zu voller Gewiſſheit erhoben werden. Der Verf. macht wiederholt auf die Verbindung der Spirale mit der Zickzacklinie am Schatzhauſe des Atreus aufmerkſam. So ſehr daſ für einen hiſtoriſchen Zusammenhang zu ſprechen ſcheint, zumal da allgemein anerkannt iſt, daſ wir darin keine Griechiſche Arbeit vor uns haben, es alſo wohl Phöniciſch ſein könnte, ſo zeigt ſich doch auch nicht nur in der Arbeit ein ſo groſſer Unterſchied, ſondern die Bauwerke ſelbſt ſind ſo verſchieden, daſſ ſie mehr gegen einen gemeinſamen Urſprung ſprechen. Jedoch iſt nicht zu verſchweigen, daſſ ſich im Innern jenes Gebäudes Broncenägel von gleicher Miſchung mit der älteſten Bronze des Nordens finden.

Gar grosses Gewicht legt der Verf. auf die Uebereinstimmung in den Namen und der Art der Verehrung des Baal der Phöniciern und des nordischen Balder. Die zu Grunde liegende Vorstellung (Sonne) ist dieselbe und stammt ohne Zweifel aus den Urzeiten der Menschheit. An eine Annahme von den Phöniciern ist im Norden um so weniger zu denken, da Balder und sein Mythos, wie längst von Jacob Grimm darge-
gethan ist (wir erinnern nur an die Merseburger Fragmente), allen Germanischen Stämmen gemein war. Auch sein Mythos ist so eng mit der Nordischen und Deutschen Mythologie verbunden und so verschieden von der Phöniciern, dass an eine Uebertragung nicht zu denken ist. Auffallend ist freilich die Uebereinstimmung des Namens, und noch auffallender, wenn man erwägt, dass die appellative Bedeutung beider Wörter (Herr) in der Semitischen und Germanischen Sprache dieselbe ist (Grimm D.M. S. 201). Wäre das Wort aber mit der Verehrung des Baal als Sonnengottes von den Phönikiern entlehnt, so müsste es eben nur diese specielle Bedeutung des Gottes haben. Die Uebereinstimmung in der appellativen Bedeutung muss entweder zufällig sein oder in eine gemeinsame Urzeit des Semitischen und Indogermanischen Stammes zurückgehen. Auch was der Vf. im Nachtrage S. 54 f. für die Verehrung der Baaltis beibringt, gewährt keine Beweiskraft. Was der Vf. aus Röths Aegyptischen Forschungen entlehnt, übergehen wir, da es die Probe der Kritik schwerlich bestehen kann.

Nicht weniger Gewicht legt der Verf. auf die Uebereinstimmung der Verehrung Balder's in der Mittsommernacht durch einen Tanz um ein Feuer im nördlichen Norwegen mit der Verehrung des

Baal in gleicher Weise nach dem Berichte des A. T. (1 Chron. 18 v. 22 — 40). Allein diese Feier ist über ganz Deutschland verbreitet unter dem Namen Johannisfeuer oder Sonnenwendfeuer, und kommt auch um Ostern als Osterfeuer und Michaelis als Michaelisfeuer vor und wird auch auf den Gott Fro (Freir) und Donnar (Thor) bezogen. Das Feuer ist ein so natürliches Symbol der Sonne und der Tanz ein so natürlicher und daher allgemeiner Gebrauch in der Festfeier, dass hieraus ein historischer Zusammenhang nicht geschlossen werden kann.

Wichtiger, aber auch schwieriger ist die auffallende Aehnlichkeit der sogenannten Schal- oder Kesselwagen, die in Meklenburg und Schonen gefunden sind, mit dem Kesselwagen des Salomonischen Tempels (1 Kön. 7, V. 13. 14. 27 f.), den ein Phönikischer Künstler gemacht hatte. Sie unterscheiden sich freilich in der Grösse gar sehr. Die kleinen Schalwagen unsers Nordens, die vielleicht nicht so viel Zoll als jene Fuss haben, können deshalb nicht denselben Zweck, die Stücke des Brandopfers zu waschen, gehabt haben, scheinen aber allerdings der Arbeit nach doch denselben Ursprung zu haben, da, wenn die Kunst des Bronzegegusses im Norden auch bekannt war, sie doch schwerlich hier so feine Werke schuf, und wenn das der Fall gewesen wäre, sie doch Muster fremden Ursprungs nachgeahmt haben müsste. Zwar sind ähnliche Wagen bei Frisack in der Mark Brandenburg, bei Frankfurt an der Oder, in Steiermark, Ungarn, Siebenbürgen und Etrurien gefunden (Lisch, Jahrb. d. Vereins f. Mecklenb. Gesch. Jg. 35 und C. Weinhold Sitzgsber. d. Wiener Akad. philol. hist. Cl. Bd. 29. S. 199. Bd. 30. S. 212), es haben aber nicht alle diese Wa-

gen, wie es scheint, Schalen getragen, sie trugen wenigstens auch kleinere Götterstatuen. Auch scheint der Siebenbürger, nach Weinholds Urtheil Griechischen, ein Steiermarker Etruscischen Ursprungs zu sein. Unsere nordischen Schalwagen gehören aber nach Lisch' Urtheil der älteren Bronzezeit an, die, wie wir sehen werden, früher fällt, als Griechenland und Etrurien solche Werke hervorbrachten. Und sollten die Griechischen und Etruscischen Werke der Art nicht Phönikische Vorbilder gehabt haben? Wenigstens ist nicht unerwähnt zu lassen, dass einige derselben Götterbilder trugen, und zum Tempelgeräth der Juno (Astarte Baaltis) in Karthago ein Wagen gehörte (Virg. Aen. I, 21).

Auch in den in grösserer Zahl gefundenen Schalen mit Stielen, die sich im rechten Winkel anschliessen, oben umgebogen sind und in einen Vogel- oder Schlangenkopf ausgehen von reinem Golde, die N. ganz passend Schöpfkellen nennt, erkennt er Phönische Arbeit und findet sie 2 Mos. 25 und 29 wieder, wo jedoch nur von Schalen zum Schöpfen aus reinem Golde die Rede ist, die Form nicht näher beschrieben wird. So ist nur die Möglichkeit, höchstens die Wahrscheinlichkeit gegeben, dass dasselbe Geräth gemeint sei. Aber vielleicht hat der Vf. eben hier einen Weg gewiesen, der sicherer zum Ziel zu führen scheint, als viele andere. Nicht nur auf Aegyptischen Denkmälern findet sich ganz dasselbe Geräth, und zwar in der Hand eines Priesters (Champollion-Figeac, Gemälde von Aegypten Taf. 25 Fig. 1), sondern auch bei den Römern finden wir dasselbe und zwar auf Münzen mit andern heiligen Geräthen zusammen sowohl zur Zeit der Republik als auch der Kaiser, dann

in der Hand der Vestapriesterinnen. Und dies Geräth heisst *simpulum* und ward zum Trankopfer gebraucht (Festus s. v.). Es ist das Griechische *σπονδεῖον* und mit diesem Wort übersetzt die Septuaginta die Schalen zum Schöpfen 2 Mos. 25 u. 29, während es die Vulgata durch *cythus* wiedergiebt. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen. Das Wort *Simpulum* ist weder Römischen noch Griechischen Ursprungs, sondern Semitisch, es kann kaum zweifelhaft sein, dass es dem Hebräischen *סִמְפּוּלִים* entspricht, das zwar nicht an jener Stelle des 2. Buches Moses vorkommt, aber Richter 5, 25 und 6, 38. Zwar giebt die Septuaginta es durch *λεναῖον*, die Vulgata aber durch *phiala*, dann durch *concha* wieder, die Uebersetzungen liegen aber der Zeit nach dem Original so fern, dass eine abweichende Uebersetzung nicht gegen den Phöniciischen Ursprung des *Simpulum* spricht; denn wir dürfen wohl annehmen, dass woher der Name stammt, daher auch die Form kam. Hebräisch und Phönikisch ist bekanntlich so nahe verwandt, dass, da die Phönicier so kunstreiche Metallarbeiter waren als kühne Schiffer und eifrige Kaufleute und die Bronzearbeiten der Juden ausdrücklich als Phönikisch bezeugt werden, der Ursprung der so verbreiteten Form des *Simpulum* nur bei den Phönikiern gesucht werden kann.

Hier hätte der Verf. auch noch eine andere Art von Gefässen erwähnen können, die unzweifelhaft als gleichartige Arbeit auch gleichen Ursprungs sind. Es sind goldene und bronzene Schalen ohne Stiel von gleicher Form, mit gleichen Ornamenten, concentrischen Kreisen, auch wie jene Schöpfkellen von getriebener Arbeit, sie sind mit Henkeln zum Aufhängen versehen. Gefässe dieser Art finden sich von Schweden

bis Frankreich verbreitet (Vilh Boye Oblysende Fortegnelse over de Genstande in dat Kongl. Museum etc. Kopenh. 1859 S. 33 f. Worsaae Nordisk Oldsager. Kopenh. 1854. N. 280). Auch dieses Geräth kann sehr wohl von Moses unter den verschiedenen Schalen gemeint sein. Bei den Griechen lässt es sich nachweisen. Es kommt nicht nur bei den Tragikern und Komikern unter dem dasselbe charakterisirenden Namen gewölbte und genabelte Schalen (*βαλανειόμοφοι* und *μεσόμοφοι* Athen. p. 501 und Lexicogr. s. v.), sondern aller Wahrscheinlichkeit nach schon bei Homer vor. Die Beschreibung des Gefässes, das Achill als fünften Preis für das Wettfahren aussetzt, passt genau auf diese im Norden gefundenen Gefässe. Im Text heisst es *ἀμφίθετος φιάλη* (Il. XXIII, 270 u. 616): die Alten, wie Athenaeos (l. l.) und der Scholiast berichten, schwankten zwischen zwei Erklärungen. Nach der einen ist es ein Gefäss, an dem Schale und Fuss so gleich sind, dass das eine statt des andern dienen kann; dann würde es uns nicht angehen; nach andern ist es ein Gefäss, das an beiden Seiten Ohren (Henkel) hat, an denen man es aufhängen kann, wie die Amphiphoren, die auch keinen Fuss hatten. Hier wird zwar nicht angegeben, aus welchem Metall dies Gefäss war, darauf kommt es aber auch nicht an, da es im Norden in Bronze wie in Gold vorkommt. Welche Erklärung auch die richtige sein mag, so viel ist klar und gewiss, dass die Griechen gerade solche Schalen ohne Fuss mit Ohren zum Aufhängen hatten, wie wir im Norden finden. Und wie die besten Arbeiten in Gold und Bronze (wie in Uebereinstimmung mit der Bibel Homer bezeugt Od. IV, 615. Il. XXIII, 740 f.) zu Ho-

mers Zeit nach Griechenland aus Sidon kamen, so dürfen wir auch die im Norden gefundenen ähnlichen Arbeiten mit um so grösserem Recht eben daher ableiten, als überhaupt die besten und zahlreichsten Bronze-Arbeiten an den Küsten Nord- und West-Europas sich finden, und in gleichem Verhältniss mit der Entfernung von denselben abnehmen, also durch Seehandel eingeführt sein müssen. Es war aber, so viel wir wissen, ausser den Phönicern in so frühen Zeiten kein Volk vorhanden, das so weite Seereisen unternahm. Für denselben Ursprung sprechen die gleichartigen Bronzearbeiten in den Pfahlbauten der westlichen Schweiz, wohin die ältesten wohl durch das Rhonethal gelangt sein können.

Seine Ansicht, dass an den Küsten Skandi-naviens und der Cimbrischen Halbinsel zahlreiche Phönicische Colonien gewesen seien, sucht Hr Nilson ferner dadurch zu begründen, dass die Bewohner dieser Länder im Besitz gewisser industrieller Geschicklichkeiten waren, die wir bei den Phönicern und ihren Nachbarn, den Aegyptern, finden. Dahin gehören die Art zu mähen, die Kunst Bier zu brauen, die Art Fische zu fangen, die Kunst Fische zu salzen, der Gebrauch der Streitwagen und die Kunst des Bronze-gusses. Das sind zum Theil Dinge, die, wie es scheint, zweimal in gleicher Weise erfunden worden oder erst im Mittelalter von den Normannen aus den Küstenländern des Mittel-meers nach dem Norden gebracht sein können. Doch das gilt zunächst nur von der Art zu fischen, vom Bierbrauen und Salzen, obgleich der Salzhandel der Phönicier nach dem Norden für eine frühere Bekanntschaft auch mit dem Einsalzen spricht. Die besondere Art, mit der Si-

chel nur die Aehren abzuschneiden, die auf Aegyptischen Bildern vorkommt, fand schon Pytheas in Skandinavien, und Streitwagen waren schon zu Cäsars Zeit bei den Britten in Gebrauch. Besonders die Kunst in Bronze Guss- und getriebene Arbeiten zu verfertigen, ist von Wichtigkeit. Es kann, da, so viel wir wissen, damals weder Kupfer noch Zinn in Skandinavien entdeckt war, auch die Kunst Bronze zu bereiten aus Kupfer und Zinn, nicht wohl im Lande erfunden sein. Und kommen die schönsten Bronzearbeiten von den Phönicern, so folgt von selbst, dass die Ureinwohner es auch von ihnen bereits gelernt haben können, zerbrochene Bronze umzugießen, so wie aus rohem Metall neue Arbeiten zu verfertigen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dass, so sicher durch That-sachen bezeugt ist, dass der Bronze-guss in Nord- und West-Europa bekannt war, es doch noch des Beweises bedarf, dass dieses auch schon in der frühen Zeit der Fall war, auf die es hier zunächst ankommt. Es ist bekanntlich ein älteres und jüngeres Bronzealter zu unterscheiden, deren genauere Bestimmung vom Zusammentreffen cranologischer, chemischer und sprachvergleichender Studien zu hoffen steht.

Im Nachtrage werden noch andere Dinge angeführt, die der Norden von den Phönicern entlehnt haben soll s. S. 17 f.: die in Irland gebräuchlichen ledernen Bote (S. 38) und Leder-münzen; doch auf diese giebt selbst der Verf. nicht viel. Unter den mancherlei Zweifeln, die Ref. nicht unterdrücken konnte, nahm der die erste Stelle ein, dass der Verf. gerade von dem Vorhandensein des Fabricats, das im höhern Alterthum allein von den Phönikiern und den Aegyptern verfertigt wurde, im Norden am wenig-

sten nachgewiesen hat. Wir meinen das Glas. Nur ganz beiläufig wird erwähnt S. 83 und 100 Anm., dass in Torfmooren Schonens Glas-Perlen roher Arbeit zwischen Steingeräthschaften sich finden. Sei es, dass die in Aegypten gefundenen Gläser auch aus Phönicien stammten oder man auch da die Kunst dieselben zu verfertigen verstand oder dass die Phönicier mit Aegyptischen Gläsern Handel trieben, in Griechischen Gräbern finden sich in früher Zeit, wenigstens vor dem Peloponnesischen Kriege, Gläser von vorzüglicher Arbeit, die nur aus Aegypten oder Phönicien stammen können. Minutoli, der grösste Kenner des antiken Glases, der auch in allen Gegenden Nordeuropas Glasfabricate von grosser Vollendung nachweist (Ausgrabungen griech., röm. und anderer Münzen etc. in den Küstenländern des baltischen Meeres Berlin 1843), hat kein bestimmtes Kriterium gefunden, Aegyptische, Römische und Venetianische Glasfabricate zu unterscheiden. Alter und Ursprung derselben ist also nur zu beurtheilen nach den Gegenständen, mit denen sie zusammen gefunden sind, und nach Beschaffenheit des Bodens, in dem sie vorkommen. Und da finden sich denn zwar wenige Thatsachen, aber solche, die unzweifelhaft beweisen, dass Glas, und zwar zum Theil künstlichen Fabricats, das sogenannte Glasmosaik, schon in jener Zeit, als die Waffen und Geräte vorwaltend noch aus Stein gemacht wurden, nach der Cimbrischen Halbinsel gelangt sind. Und das kann in so früher Zeit nur von den Phöniciern stammen, sei es unmittelbar oder mittelbar. Leider ist von dem schönen Glasgefäss (blau mit gelben Streifen), das auf Sylt gefunden und von Christian VIII. zu 32 Thlr. R. M. für das Kopenhagener Museum gekauft wurde,

nicht bekannt, von welcher Art das Grab und die Gegenstände waren, mit denen es zusammen gefunden wurde (Berichte der Schlesw.-Holst. Lauenb. Gesellsch. f. d. Alterth. I. S. 20. III. S. 12 u. 65). Auch die Gleichheit von Perlen in Glasmosaik, die bei Stockholm, auf Seeland und in Nordamerika gefunden sind, geben allein keine genügenden Beweise, obgleich Morlot behauptet, die Amerikanischen stammen aus Gräbern des Amerikanischen Kupferalters, das vor die christliche Zeitrechnung falle (Proceeding of the Philadelphia Society 1807 S. 111), und darin den Beweis findet, dass Phönikier selbst dahin so früh gekommen. Der Fund von Fröslev Kirchspiel Bau bei Flensburg dagegen weist auf den Uebergang aus dem Steinalter ins Bronzealter mit grosser Sicherheit hin. Es wurde nämlich mit einem zierlichen Bronzeschwert, einem Stück Flintstein, das zu einem zackigen Instrument zu verarbeiten angefangen war, einer herzförmigen Flintsteinpfeilspitze von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge, einem weberschiff förmigen Stein $\frac{1}{2}$ Zoll lang (Wetzstein), ein Fragment von einer sehr grossen Glaskugel von einer smaragdfarbenen Masse gefunden. Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed. 2. Bd. Kiöbenh. 1833. S. 273. Kann hier auch noch Zweifel übrig bleiben, weil die Art des Grabes nicht näher beschrieben ist, so haben wir noch eine Thatsache anzuführen, die geeignet ist, auch den unsicheren Thatsachen eine höhere Bedeutung zu geben. In einem submarinen Moor, auf welches man bei Husum während der Arbeiten zur Verbesserung des Hafens stiess, fand sich in einem von dem Moor überwachsenen Birkenwalde ein Hügel von der Form der gewöhnlichen Hünengräber, dessen Gipfel mehrere Fuss unter

der täglichen Fluthhöhe lag, bei dessen Durchgrabung Feuersteingeräthe (Messer) und Glas gefunden wurden. Diese Gegenstände sind zum Theil von den Arbeitern zerbrochen, aber mehrere Stücke noch conservirt und befinden sich in verschiedenen Händen (nach den Mittheilungen im 7. Bericht d. Schl. Holst. Lauenb. Ges. f. d. Alterth. 1842 S. 13 von Advocat Forchhammer, der Abhandlung des Prof. Forchhammer (des Geologen) »Ueber die Bestandtheile des Meerwassers, seine Strömungen und deren Einfluss auf das Klima der Küsten«, in »Amtlicher Bericht über die Versammlung d. deutschen Naturforscher in Kiel 1847«, dessen spätere Besprechung desselben Gegenstandes im »Neuen Staatsbürgerlichen Magazin« Bd 6. S. 72, wovon ein Auszug im »13. Bericht d. Sch. H. L. Gesellsch. 1848« S. 4). Es ist mir nicht gelungen, über die Beschaffenheit des Glases Genaueres zu erforschen und es geben die Hypothesen der Geologen auch keinen bestimmten chronologischen Anhalt, da sie sehr von einander abweichen (vgl. mit den beiden Aufsätzen Forchhammers, deren zweiter die frühere Ansicht wieder aufhebt, »C. Wibel, die Insel Helgoland« in d. »Abhandlgen des naturw. Vereins in Hamburg« Bd. 2. 1848. S. 140). Der Thatbestand zeigt, dass eine zwiefache Senkung des Bodens stattgefunden hat, eine frühere, die das Grab senkte, so dass es in süßem Wasser zu liegen kam, in dem die Torfbildung stattfand, und eine spätere, die das umher liegende Land wegriss, so dass auch die Torfbildung von der Nordsee überfluthet ward. Die Vergleichung des Fröslever und Husumer Fundes beweisen, dass zur Zeit, als noch Steinsachen in Gebrauch waren, Bronze und Glas in diese Gegend gekom-

men sein müssen; und woher konnten diese in einer unbestimmt frühen Zeit anders herkommen als durch die Phöniciern, die nach den Zeugnissen der Genesis und der Homerischen Gedichte 1000 Jahr vor Christus als geschickte Broncearbeiter und nach andern glaubwürdigen Nachrichten als Glasfabrikanten bekannt waren. Dass die Phöniciern es gewesen sind, welche diese Gegenstände theils verbreiteten, theils verfertigten, dafür spricht entscheidend die That-sache, dass in den Pfahlbauten der Schweiz Halsbänder gefunden sind, die aus Bronze-, Glas- und Bernstein-Perlen bestehen. Nehmen wir nun das Ergebniss als genügend begründet an, so muss dasselbe aber auch mit sonst anerkannten evidenten That-sachen nicht in Widerspruch stehen. Das ist aber der Fall, wenn Nilson in seinem Werk S. 102 f. den Phöniciern einen zu grossen Einfluss auf den Norden zuschreibt. Gegen einen solchen scheint mir besonders die Unvollkommenheit des Töpfergeräths im Norden zu sprechen. Ein Volk, das so hoch in der Cultur stand, mit Aegypten und Griechenland in Verkehr lebte, hätte seine Unterthanen gewiss gelehrt, bessere Töpfe zu brennen, oder hätte sie, wenn es Colonien angelegt, mitgebracht. Aber die Urnen in jenen Bronze-Gräbern sind nicht besser, als die des Stein- oder Eisenalters. Ferner ist mit der beglaubigten Geschichte nicht in Einklang zu bringen, dass Hr N. das Bronzealter in die Zeit zwischen der Gründung Carthago und der Reise des Pytheas (800 — 400 v. Chr. Geb.) setzt. Wir stimmen ihm darin bei, dass das Erz (*χαλκός*), aus dem die Waffen und Geräthe bei Homer verfertigt sind, nicht Kupfer, sondern Bronze war, aber Homer

kennt auch schon Eisen. Mag dies nun auch erst vom Dichter in die frühere Zeit versetzt sein, ihm ist es bekannt gewesen. Hatten nun die Griechen Eisen und kannte auch die Genesis Eisen (was wir deshalb nicht auch in die Zeiten vor der Sündfluth (Tubalkain) versetzen wollen), so kann es auch den Phöniciern nicht unbekannt gewesen sein. Hatten es aber die Phönicier schon vor Carthagos Erbauung, so wäre selbst bei der Beschränkung, die wir dem Verkehr im Norden setzen zu müssen glauben, doch nicht zu begreifen, dass sie dasselbe nicht auch dahin gebracht haben sollten. Dazu kommt die auf geologischen Thatsachen beruhende Berechnung des Herrn Morlot *Leçon d'ouverture d'un cours sur la haute antiquité*. Lausanne 1861 p. 11), dass das Bronzealter in der Schweiz zwischen 2000 und 1000 Jahre v. Chr. G. falle. Durch diese Berechnung und genauere Erforschung der Handelsgeschichte ist nun Hr Nilson später selbst auf das Richtige gekommen, indem er im Nachtrage zu beweisen sucht, dass die Phönicier lange vor 1000 v. Chr. G. Bernstein von den Küsten der Nordsee und Zinn von den Kassiteriden (Scilly Inseln) holten und im Orient verbreiteten (S. 2. 8. 10 u. 23 des Nachtrages). Von grosser Wichtigkeit ist dafür das im Nachtrage aus Brugsch *Hist. d'Egypte* p. 90 entlehnte Zeugniß, dass schon 1000 v. Chr. G. die Aegypter in Phönicien Zinn erbeuteten und Rüstungen aus Bronze besaßen. Wäre es unzweifelhaft, was allerdings höchst wahrscheinlich ist, da kein anderer Ursprung angegeben wird, dass die Phönicier Zinn nur aus England in so früher Zeit bezogen, so wäre auch auf diesem Wege erwiesen, dass die Phönicier schon in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. in die Nordsee ge-

kommen sind. Und dass dies geschehen, dafür spricht auch das frühe Vorkommen des Bernsteins in Griechenland, das bei Homer (*ἤλεκτρον*) wenigstens in der Odyssee (XV. 460 und XVIII. 295) genannt wird. Kommt es auch bei Herodot (III, 115) vor, so ist doch dabei wohl zu erwägen, dass es da als Handelsartikel, der aus dem unbekannten Norden komme, neben Zinn genannt wird und schon viel früher (Od. XV. 460) geradezu Handelsartikel der Phönicier genannt wird. Erinnern wir uns dabei, dass auf der Cimbrischen Halbinsel Glas unter Verhältnissen gefunden ist, die auf eine Zeit zurückführen, die so früh nicht nur sein kann, sondern wahrscheinlich gewesen ist, so ist eine so alte Handelsverbindung allerdings im höchsten Grade wahrscheinlich.

Scheint dennoch ein so früher Handel in ferneren Gegenden bei den dürftigen Mitteln auf den ersten Blick bedenklich, so lassen doch die That-sachen kaum eine andere Erklärung zu. Dazu kommt, dass Tartessus (Tarschisch) in der Mo-saischen Zeit als Ziel Phönicischer Handelsunternehmungen bekannt war (Movers II. 2. S. 582) und kein Grund ist zu bezweifeln, dass Gades vor 1100 v. Chr. G. gegründet sei (Movers II, 2. S. 625). Schiffe aber, mit denen man dahin gelangen konnte, genügten auch längst den Küsten in die Nordsee zu gelangen. Ist die Arche Noah auch ein Phantasiestück, so beweist sie doch, dass man Schiffe von grösserm Umfange bauen konnte, denn die Phantasie bildet, wenn auch vergrössernd, aus Materialien, welche die Wirklichkeit bietet. Auch fand sich die Kunde des Nordens bei den Phöniciern, wie Hr Nilson, so schwierig und unsicher die Erklärung im Einzelnen ist, aus dem Avienus beweist

(Nachtrag S. 20 f.). Und dies wird durch die eine solche Kunde voraussetzende Reise des Griechen Pytheas bestätigt. Auch ist keine andere Erklärung des sogenannten Bronzealters haltbar, weil sie weder durch Zeugnisse bestätigt wird, noch genügt, die Thatsachen zu erklären.

Fehlt bis jetzt auch, um dies Ergebniss zu mathematischer Evidenz zu erheben, noch die Thatsache, dass sich in den Ruinen der alten Phönicischen Städte dieselben Gegenstände von Bronze unter Umständen finden, die keinen Zweifel übrig lassen, dass sie an Ort und Stelle gemacht sind, und Bernstein und Zinn unter Verhältnissen, die beweisen, dass diese Gegenstände in der Zeit vor 1000 v. Ch. G. dahin gekommen sind, und, sei es an welchen sicher Phönicischen Werken, die für das Bronzealter des Nordens charakteristischen Ornamente nachgewiesen sind (bis jetzt haben die neuesten Ausgrabungen Renans, soweit sie veröffentlicht sind, nichts der Art geboten), so scheint doch in der Herleitung der ältesten Bronzesachen Nordeuropas von den Phöniciern eine an Gewissheit grenzende Wahrscheinlichkeit erreicht, und Hr. Nilson muss das Verdienst zuerkannt werden, ein für die Culturgeschichte Europas wichtiges Räthsel wenn auch nicht unbedingt gelöst, doch in der Cardinalfrage der Lösung so nahe gebracht zu haben, als die bis jetzt bekannten Thatsachen gestatten. Dies Verdienst bleibt ihm, wenn auch die von den Ornamenten und religiösen Gebräuchen hergenommenen Gründe fallen oder nicht genügen und seine Annahme von Phönicischen Colonien in dem Umfange, wie er folgern zu müssen glaubt, nicht für erwiesen zu erachten ist *).

*) Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass auch die Ornamente Phönicischen Ursprungs sind. Nur

Denn haben sie am Mittelmeer vor Carthagos Gründung nur wenig selbständige Städte wie Tartessos und Gades gegründet, sonst nur zahlreiche Factoreien in und bei Städten anderer Völker angelegt, wie sollten sie in einer so grossen Entfernung in so früher Zeit Niederlassungen in grösserer Zahl und von grösserem Umfange gegründet haben? Der Verf. erklärt aber die Gräber mit Geräthen und Waffen mit den charakteristischen Ornamenten (Spiralen) geradezu für Gräber der Phönicier und zieht daraus Folgerungen für die grössere und geringere Ausdehnung der Phönicischen Bevölkerung (Nachtr. S. 34). Allein dagegen spricht schon, dass solche Gräber auch in Meklenburg, besonders aber im Hannoverschen in bedeutender Entfernung von der Seeküste gefunden sind.

Muss auch die genauere Bestimmung des Volksstammes, der, als die Phönicier zuerst hinkamen, im Norden vorhanden war, fernerem kranologischen Studien vorbehalten bleiben, es kann, da es auf der Culturstufe des Steinalters stand, nicht wohl ein Germanisches, ja überhaupt kein arisches Volk gewesen sein, denn die vergleichende Sprachkunde (J. Grimm, Gesch. der Deutschen Sprache S. 9 f.) hat gelehrt, dass die Indo-Germanischen Völker vor ihrer Trennung mit Metallen bekannt waren, und die vergleichende Mythologie hat bestätigt, dass sie Metalle zu bearbeiten verstanden (Kuhn, Herabkunft des Feuers S. 121). Kelten und Germanen fanden also bei ihrer Ankunft in den Ost-

haben dieselben nicht die ihnen beigelegte Beweiskraft. Auch kann mit der Annahme heiliger Geräthe ein gewisser Einfluss auf den Cultus stattgefunden haben. Davon ist aber die vorausgesetzte Annahme von Phönicischen Göttern und Mythen wesentlich verschieden.

und Nordseeländern Völker vor, die auch schon im Besitz von Metallarbeiten waren, auch selbst gelernt hatten zu giessen und zu schmieden, ja vielleicht auch schon die Bekanntschaft mit Eisen gemacht hatten. Dafür scheint wenigstens ein Grab im Amt Ritzebüttel zu zeugen, in dem unter andern Broncearbeiten mit Ornamenten, wie sie sich an den ältesten und schönsten Broncewaffen finden, eine Broncelanze von besonderer Schönheit und Grösse lag, deren Stiel am untern Ende mit einer eisernen Spitze versehen war. Sollte nicht das jüngere Bronzealter mit der Einwanderung Indo-Germanischer Völker beginnen?

Hamburg.

Christian Petersen.

Geognostische Beschreibung des bayrischen Alpengebirges und seines Vorlandes. Herausgegeben auf Befehl des k. bayer. Staatsministeriums der Finanzen von C. W. Gümbel. Gotha bei Justus Perthes 1861.

Im Jahre 1850 wurde auf Befehl Seiner Majestät des Königs Maximilian II. eine geognostische Durchforschung des Königreichs Bayern angeordnet, mit deren weiterer Ausführung der Bergmeister C. W. Gümbel beauftragt wurde. Nachdem die Ostbayerischen Gebirgsdistricte die ersten drei Jahre bearbeitet worden waren, wurde im Spätherbst von 1854 die Erforschung des Alpen-Gebirges in Angriff genommen und bis zum Jahre 1859 vollendet.

Die in diesem klassischen Werke niedergelegten Untersuchungen werden durch verschiedene landschaftliche Zeichnungen und durch mehr als 300 auf 42 Tafeln abgebildete und im Texte eingedruckte Profile, so wie durch eine geognostische in 5 Blättern im Massstabe von 1:100000 ausgeführte Karte illustriert. Die verschiedenen Formationen sind durch 43 verschiedene Farbtöne dargestellt und es sind dabei die Farben so gewählt, dass dieselben ohne grell und schreiend zu sein, sich leicht und sichtbar von einander unterscheiden, so dass auf der Karte schon in einiger Entfernung gesehen für jede Formation ein gemeinsamer Farbenton hervortritt, welcher in verschiedenen Abstufungen die Formationsglieder näher bezeichnet. Bei der geognostischen Aufnahme sind ferner alle gesammelten Belegstücke, sowohl Gebirgsarten wie Versteinerungen geordnet und in der General-Bergwerks- und Salinen-Administration aufgestellt.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abschnitte:

- 1) Die topographischen Verhältnisse.
- 2) Die geognostischen Verhältnisse.
- 3) Die geognostischen Folgerungen und praktische Nutzenanwendung.

Wir wollen es hier versuchen, in gedrängten Umrissen die Hauptresultate dieser ausgezeichneten Arbeit unseren Lesern vorzuführen:

Die hier mitgetheilten geognostischen Schilderungen beziehen sich auf den südlichsten Theil des Königreichs, auf die bayrischen Alpen und auf einen Theil des an diese sich anlehnenden Flachlandes, welches gegen Norden hin in der Beschreibung mehr einen zufälligen Abschluss gefunden hat, dessen Vervollständigung aber demnächst noch zu erwarten ist.

Die drei Hauptabtheilungen der bayrischen Alpen, welche in den Kreis der Untersuchung gezogen werden, sind folgende:

- 1) Die Algäuer Alpen.
- 2) Die bayrischen Alpen im engsten Sinne.
- 3) Die Salzburger Alpen.

Die eigentliche in verschiedene Unterabtheilungen zerfallende Kette der bayrischen Kalkalpen, deren steilere zum Theil unersteigliche Abhänge gegen Norden, deren flachere Gehänge gegen Süden abfallen, lehnt sich an die bayrische Hochebene, die durchschnittlich 1950 pariser Fuss über den Meeresspiegel sich erhebt. Die höchsten Gipfel des Gebirges steigen an der Zugspitze bis zu 9128 Fuss empor und liegen über dem tiefsten Punkt des Gebirges, dem Niveau des Bodensee, 7900 Fuss. Der Verf. macht sodann bei der genaueren Beschreibung der Reliefverhältnisse der bayrischen Alpen darauf aufmerksam, dass der Gebirgskette entlang eine zweifache Senkung fast zu gleichem Niveau von 1200 Fuss gegen den Bodensee und die Ausmündung der Salzach stattgefunden habe. Der Scheitelpunkt dieser Doppelneigung ist etwa, obwohl nicht ganz genau, die Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Donau. Ueber die Zeit, in welcher diese Senkung stattgefunden hat, werden wir zwar nicht unterrichtet, doch unterliegt es wohl nicht dem geringsten Zweifel, dass sie in und nach der diluvialen Periode, oder nach der Verbreitung der Findlingsblöcke stattgefunden und auf der Nordseite der schweizer Alpen, bis zum Lac du Bourget verfolgt werden kann.

An die Betrachtungen über die Reliefverhältnisse der Alpen und ihres Vorlandes reiht sich

zunächst eine Tabelle, welche sehr vollständige Zahlenangaben der Gefälle von 23 der grösseren Flüsse des bayrischen Hochlandes angibt. Sodann folgt ein noch vollständigeres Höhenverzeichniss von etwa 4200 Bergen, Orten und anderen topographisch und geologisch wichtigen Punkten.

Der zweite bei weitem umfangreichste und interessanteste Theil dieses Werkes gibt eine ebenso vollständige als detaillirte Beschreibung der geognostischen Verhältnisse der bayrischen Alpen. Der Verf. macht zuerst auf die grossen Schwierigkeiten, denen man bei der Untersuchung begegnet, aufmerksam. So zeigt der petrographische Charakter der sedimentären Gesteine innerhalb der Alpen sehr wenige Aehnlichkeit mit denen ausserhalb derselben; auch sehen wir statt horizontaler oder wenig geneigter Schichten solche, welche gefaltet, aufgerollt, geknickt und öfter in chaotischem Gewirre durch einander geworfen sind. Dabei sind die organischen Ueberreste, welche in so vielen Fällen Auskunft über das Alter der Gebirgsschichten geben, verhältnissmässig selten und tragen meist einen so eigenthümlichen Typus an sich, dass sie anfänglich den Beobachter mehr verwirren, als ihm die Räthsel lösen helfen. Endlich kommen noch die grossen Hindernisse hinzu, welche in der Natur des Hochgebirges zu suchen sind, die mühsame Zugänglichkeit der meisten Gebirgtheile, so wie die Unersteigbarkeit einzelner mit schwindelnden Wänden vor dem Beobachter sich erhebender Felsgruppen. Es bleibt daher anfangs nichts übrig, als kleinere Theile des Gebirges sorgsam zu erforschen und erst später wird es nach lang fortgesetzter Arbeit gelingen,

die alpinen Schichten mit ausseralpinen der Zeit nach vergleichen zu können.

Der Verf. gibt zunächst eine kurze Uebersicht der krystallinischen und metamorphischen Gesteine dieses Theiles der Alpen und wendet sich dann zu der Beschreibung der sedimentären Schichten, welche er mit allen ihren Unterabtheilungen und äquivalenten Schichten des übrigen Gebirges, in einer grossen sehr lehrreichen Tafel zusammenstellt.

Das ältere Uebergangsgebirge, die silurischen und devonischen Schichten, so wie das angrenzende Steinkohlengebirge sind in den Alpen nur sehr sparsam vertreten; die untere Triasgruppe, das Roththodtliegende, der Kupferschiefer und Zechstein fehlen ganz und erst die folgende obere Triasgruppe, die Jurassischen - Kreide-Tertiär- und Diluvialschichten, die sich in ihrer Altersfolge an die krystallinischen Gesteine der Centralmasse anschliessen, bilden den Haupttheil des Gebirges.

Im dritten Kapitel des zweiten Abschnitts, welches allein 270 Seiten enthält, behandelt der Verf. die alpinen Triasschichten, welche durch den in ihnen getriebenen Salzbergbau von Berchtesgaden eine ausserordentlich grosse Wichtigkeit erlangen. Aus diesem Abschnitte heben wir in der Kürze Folgendes hervor:

Zuerst tritt uns die Formation des bunten Sandsteins entgegen, welche auch unter dem Namen des rothen Sandsteins bekannt und durch ein rothes Sandsteinconglomerat (theilweise der Verrucano der schweizer und italienischen Geologen) ausgezeichnet ist. Die alpinen bunten Sandsteinschichten haben oft in petrographischer Hinsicht mit den ausseralpinen südent-

schen die grösste Aehnlichkeit und werden ebenso durch ihre paläontologischen Ueberreste in gleicher Weise am Nord- und Südabhang der Alpen charakterisirt. Eine gewisse Anzahl von Petrefacten finden sich in ihnen und in den ausser-alpinen bunten Sandsteinen gemeinsam. Hierzu gehören beispielsweise *Pentacrinus dubius*, *Lingula tenuissima*, *Pecten discites*, *Pecten laevigatus*, *Pecten Albertii*, *Posidonomya minuta*, *Myophoria vulgaris*, *Myophoria ovata* u. s. w.

Der alpine bunte Sandstein zerfällt in folgende Unterabtheilungen, in den rothen Sandstein, den Sandsteinschiefer, den Schieferthon, in welchem der Salzthon oder das sogenannte Haselgebirge eine Hauptrolle spielt und in die Conglomeratbildungen oder Verrucano-Schichten.

In Verbindung mit dem Haselgebirge erscheint Gyps, Steinsalz, Anhydrit, Polyhalit, Glauber- und Bittersalz, Federalaun, in kleinen Mengen Bleiglanz und Kupferkies und ziemlich allgemein verbreitet der Eisenglimmer. Als Grenzschrift zwischen dem bunten Sandstein und dem darüberliegenden Muschelkalk tritt die Rauhwacke, ein dolomitischer Kalkstein auf.

Ausserordentlich interessant und für die Geologie der Alpen von besonderer Bedeutung ist die ebenso ausführliche als lichtvolle Beschreibung des Steinsalzflötzes und Steinsalzbergbaus von Berchtesgaden und Hallein. Die Thatsache, welche bis jetzt noch sich nicht ausser Zweifel befand, wird festgestellt, dass diese alpinen Salzstöcke, ganz ähnlich wie die im südlichen Deutschland verbreiteten, im bunten Sandstein lagern und vom Muschelkalk, mit seinen charakteristischen Petrefacten, überdeckt werden. Mehrere sehr lehrreiche Profile, z. B. Tafel V, Fig. 31

zeigen, wie das Salz- oder Haselgebirge über den bunten Sandstein und unter den Muschelkalk gelagert ist.

Im Vergleich zu der Seltenheit der Petrefacten in dem ausserhalb der Alpen verbreiteten bunten Sandstein, kann man die alpinen Schichten nicht versteinerungsarm nennen. Es sind bis jetzt 22 Species aufgefunden, von denen 16 auch ausserhalb der Alpen vorkommen; unter 12 den Alpen eigenthümlichen Species befinden sich drei neue, nämlich: *Ammonites Berchtesgadensis*, *Ammonites salinarius* und *Ammonites pseudoerix*.

In enger Verbindung mit dem bunten Sandstein steht ein Massengestein, welches von den verschiedenen Geologen bald mit dem Namen Melaphyr, bald mit dem Namen Grünstein, Spillit, Trapp und dioritischer Trapp benannt worden ist. Der Verfasser, wie Studer und Escher von der Linth halten dasselbe für ein eruptives Gestein. Es ist vorzugsweise an vier verschiedenen Localitäten des Algäu, an der Ebna im Birgsauerthale, an der Geisalp, im Retenschwanger Thale und im Höll- und Rothplattengraben bei Hindelang gefunden worden.

Dieses Gestein befindet sich meist im Zustande einer theilweisen oder sogar vollständigen Verwitterung. Nach der quantitativen Analyse des in Salzsäure löslichen und unlöslichen Theiles ist dasselbe aus kohlensaurem Kalk, einem chloritähnlichen Mineral, Laumontit, Magneteisen, Hornblende und Kalknatron-Feldspath zusammengesetzt. Auskrystallisirte Zeolithe, Dactolith, Analcim, Chabasit u. s. w. werden nicht selten darin gefunden. Die zweite und dritte Hauptgruppe, welche sich über dem bunten Sandstein ausbreiten, sind der Muschelkalk und

Keuper, die jedoch beide innerhalb der Alpen einen eigenthümlichen Charakter besitzen. Der rothe Liaskalk, die Kössner Schichten und die Schichten von S. Cassian haben eine sicherere Gesteinsfolge in den grossen, dem bunten Sandstein aufgelagerten alpinen Kalksteinen erkennen lassen.

Im Muschelkalk selbst unterscheidet man hauptsächlich schwärzlich graue und schwarze Kalksteine, Dolomite, Mergel- und Schieferthon. Die Hauptmuschelkalkschicht der Alpen ist unter dem Namen des Guttensteiner Kalks bekannt.

Es folgen nach der allgemeineren Beschreibung des Muschelkalks mehrere Specialuntersuchungen dieser Formation, auch werden lehrreiche Profile, eines aus der Umgebung von Berchtesgaden, ein anderes von der Zugspitze und deren Umgebung und ein drittes aus dem Illthal bei Dalaas mitgetheilt und erklärt.

Die Anzahl der in den alpinen Muschelkalk-Schichten vorkommenden Petrefacten ist keine grosse. Es wurden vom Verfasser 21 Species aufgefunden, von denen 13 auch ausserhalb der Alpen vorkommen; 8 Species sind den Alpen eigenthümlich, darunter drei neubenannte Arten.

Die Schichten, welche unmittelbar über dem alpinen schwarzen Muschelkalk sich verbreiten, enthalten Pflanzenreste, unter ihnen *Taeniopteris Marantacea*, *Chiropteris digitata* und *Pterophyllum longifolium*, welche unzweifelhaft die tiefste Keuperabtheilung, die Lettenkohle, characterisiren. Eine höher gelegene versteinerungsreiche Schicht des Keupers entspricht nach den genauesten Vergleichen dem Horizont des Bonebeds. Die zwischen den beiden ge-

nannten, der untern und obersten Abtheilung des Keupers eingelagerten, in den Alpen sehr mächtig entwickelten Schichten müssen daher als Aequivalente des Keupers betrachtet werden, wenn sich auch ihre geognostische Beschaffenheit wesentlich von dem Keuper in Württemberg und dem im mittleren Bayern unterscheidet. Es folgt nun die weitere Classificirung der einzelnen zwischen dem Muschelkalk und dem Lias liegenden unteren, mittleren und oberen Keuperschichten, zugleich mit einer paläontologischen Beschreibung derselben, auf welche näher einzugehen hier uns zu weit führen würde. Die merkwürdigen rothen, auch in der Nähe von Berchtesgaden verbreiteten, zuweilen mit Anhydrit durchzogenen, sogenannten Hallstädter Kalke, welche sich durch ihre eigenthümlichen Versteinerungen auszeichnen, unter ihnen sind zahlreiche Ammoniten und zwei Species von Orthoceratiten bemerkenswerth, gehören in die eben genannte Schichtenreihe. Sehr vollständige Verzeichnisse der Petrefacten der einzelnen geologischen Abtheilungen, so wie mehrere ausgezeichnete Profile bilden den Schluss dieses Abschnittes.

Als die Grenze zwischen dem Keuper und Lias erscheint das Bonebed, dessen Muschelschicht mit den sogenannten Kössner Schichten als gleichartig betrachtet wird. Der Verfasser theilt den alpinen Lias in vier verschiedene Abtheilungen, in den dunkelrothen Adnetter Kalk, in den blassrothen Hierlatzer Kalk, in graue, kalkige und merglige Gesteine. In demselben sind bis jetzt 162 Species von Petrefacten gefunden, von denen 103 auf die erste, 42 auf die zweite, 20 auf die dritte und 21

Species auf die vierte Abtheilung kommen. Es sind 14 Species den beiden ersten und 10 den beiden folgenden Abtheilungen gemeinsam.

Die Formation des weissen Jura ist in den Ostalpen verhältnissmässig nur sparsam vertreten und scheint zugleich mit der Kreide in einzelnen Kuppen und Dächern den unteren Stockwerken des Gebirges aufgesetzt zu sein. Die Schichten dieser Formation besitzen im Allgemeinen mit denen ausserhalb der Alpen, selbst mit den zunächst gelegenen Gebirgen in Franken und Schwaben nur sehr wenige Analogien. Sowohl die Gesteinsbeschaffenheit, wie die organischen Ueberreste, zeigen in dieser Formation innerhalb und ausserhalb der Alpen eine noch grössere Verschiedenheit als bei dem Lias und der Trias.

Die Kreideformation schliesst sich in ihren unteren Schichten, zumal in den Westalpen, unmittelbar ohne merkliche Unterbrechung oder Störung an die obersten Juraablagerungen an. Die Verbreitungsbezirke beider stehen in innigem Zusammenhang in der Art, dass die Kreide in inselartigen Gruppen der Juraformation aufgelagert ist. Doch änderte sich dieses Verhältniss von der ältern Kreidezeit an, indem gewisse jüngere Ablagerungen dieser Formation mit grosser Beständigkeit auf den äussern Rand des Gebirges sich beschränken und dort wie es scheint in Buchten abgesetzt sind, während die ältesten Bildungen bis in die Mitte der Hauptgebirgskette der Alpen zu verfolgen sind.

Der Verf. entwickelt darauf seine Ansichten über die Gliederung der Kreide des östlichen Theils der Alpen und vergleicht die von ihm gewonnenen Resultate mit denen von Studer,

Der Herr Pastor.

Sehr geehrter Herr Pastor,
Ich habe die Ehre, Ihnen
hiermit zu schreiben, dass
ich die Ehre habe, Sie
zu kennen und zu schätzen.

Ich habe die Ehre, Ihnen
hiermit zu schreiben, dass
ich die Ehre habe, Sie
zu kennen und zu schätzen.

Ich habe die Ehre, Ihnen
hiermit zu schreiben, dass
ich die Ehre habe, Sie
zu kennen und zu schätzen.

Ich habe die Ehre, Ihnen
hiermit zu schreiben, dass
ich die Ehre habe, Sie
zu kennen und zu schätzen.

Ich habe die Ehre, Ihnen
hiermit zu schreiben, dass
ich die Ehre habe, Sie
zu kennen und zu schätzen.

Ich habe die Ehre, Ihnen
hiermit zu schreiben, dass
ich die Ehre habe, Sie
zu kennen und zu schätzen.

Obgleich er nicht speciell auf diese Untersuchungen eingeht, so ist es doch zu erkennen, dass er den von Charpentier ausgesprochenen Ansicht zustimmt und die Findlingstransportsschollen vor sich gehen lässt. Es ist dem Verfasser nicht entgangen, dass die Gebirge in neuerer Zeit eine Senkung erfahren, die etwa von der Wasserscheide zwischen der Donau gegen den Bodensee und der Donau gegen das Thal der Salzach her hat.

Die Ablagerung des Löss, in und über den Findlinge ausgestreut sind, beginnen unter unseren Augen fortdauernden (Novär - Gebilde), zu denen man auch die Ablagerungen der Flüsse, die namentlich Travertinbildungen, die die Berg- und Felsenschlüpfe und die der Schneefelder und Gletscher zu gehören. Mit diesen Untersuchungen beginnt der zweite Abschnitt dieses Werkes.

Der sehr viel kürzere Abschnitt enthält die geognostischen Folgerungen des Verfasser über den Bau der Alpen aus den umfangreichen Beobachtungen. Besonders zwei Eigenthümlichkeiten, die im Bau der Alpen entgegentreten, sind die aussergewöhnliche Höhe der Schichten bei einer auffallend geringen derselben; zweitens die Eigenthümlichkeit der Gesteinsbeschaffenheit und ihrer Verhältnisse.

Man darf darauf aufmerksam sein, dass im tiefen Meere, ein

Escher von der Linth, Desor, d'Orbigny und Anderen.

Das Kreidegebirge der Ostalpen zerfällt so in eine untere und in eine obere Abtheilung. Die untere Abtheilung theilt sich in die untersten Kreide- oder Neocomien-Schichten, in die Schichten des Schrattenkalks, in denen die *Caprotina ammonaea* besonders ausgezeichnet ist, und in die Galtsschichten; die jüngere Kreide dagegen besteht aus vier Abtheilungen, aus dem Inoceramen- oder Sewen-Kalk, dem Inoceramen- oder Sewen-Mergel, aus den Gosauschichten und den Schichten der *Belemnitella mucronata*.

Es folgt darauf eine genauere Beschreibung einiger hervorragender alpiner Kreidelocalitäten, unter denen wir das Kreidegebiet des Grüntal an der Ostseite der Iller, die Kreideschichten zwischen Loisach und Inn, die des Traungebietes und die bei Berchtesgaden, meist durch ausgezeichnete Profile erläutert, hervorheben. Den Schluss dieser Abtheilung bildet ein sehr vollständiges Verzeichniss der alpinen Kreidepetrefacten und ihre Verbreitung ausserhalb dieses Gebirges. Nach der Beschreibung der Kreideformation folgt in dem Capitel IX die Darstellung der Eocänen-Gebilde, unter denen die Nummuliten- und Flyschgruppe die erste Stelle einnehmen. Im Xten Capitel wird die ältere oder oligocäne Molasse und im XIten Capitel die jüngere neogene Molasse abgehandelt. Es schliessen sich hieran im XIIten Capitel die Untersuchungen über die Quaternärgebilde oder das Diluvium.

Der Verf. berührt hier auch in der Kürze die Frage über die vormalige grössere Ausdehnung der Gletscher und die Art der Findlingsverbreitung in und vor diesem Theile der Al-

penkette. Obgleich er nicht speciell auf diese geologischen Untersuchungen eingeht, so ist doch so viel zu erkennen, dass er den von Agassiz und Charpentier ausgesprochenen Ansichten nicht zustimmt und die Findlingstransporte auf Eisschollen vor sich gehen lässt. Es ist ferner dem Verfasser nicht entgangen, dass das Alpengebirge in neuerer Zeit eine Senkung erlitten habe, die etwa von der Wasserscheide des Rheins und der Donau gegen den Bodensee, andererseits gegen das Thal der Salzach sich verbreitet hat.

Nach der Ablagerung des Löss, in und über welcher die Findlinge ausgestreut sind, beginnen die unter unseren Augen fortdauernden Neubildungen (Novär-Gebilde), zu denen man die Verwitterung der Gesteine, die Bildung der Ackerkrume, die Ablagerungen der Flüsse, die Quellabsätze, namentlich Travertinbildungen, die der Torflager, die Berg- und Felsenschlüpfe und endlich die der Schneefelder und Gletscher zu rechnen hat. Mit diesen Untersuchungen schliesst der zweite Abschnitt dieses Werkes.

Der dritte sehr viel kürzere Abschnitt enthält zunächst die geognostischen Folgerungen aus den vom Verfasser über den Bau der Alpen angestellten umfangreichen Beobachtungen. Es sind besonders zwei Eigenthümlichkeiten, welche uns im Bau der Alpen entgegentreten, nämlich erstens die aussergewöhnliche Höhe der sedimentären Schichten bei einer auffallend grossen Neigung derselben; zweitens die Eigenthümlichkeit der Gesteinsbeschaffenheit und ihrer organischen Einschlüsse.

Der Verf. macht dann darauf aufmerksam, wie ein Theil der Gesteine im tiefen Meere, ein

anderer aber in flachen Becken entstanden sei und wie darauf die Hebung der Alpen allmählig in der Kreidezeit begonnen und noch während der Ablagerung des Flysch nur sehr langsam fortgedauert habe.

Aus den Pflanzenüberresten der häringer Schichten, welche auf eine Flora schliessen lassen, die der gegenwärtig in Neuhollland verbreiteten zu entsprechen scheint, glaubt der Verf. für die eocäne Flora eine mittlere Jahrestemperatur von 18° bis 22° R. annehmen zu können, während er mit Heer für die untere Molasse 16° — 17° und für die obere (Braunkohlenschichten des Donaubeckens) etwa 14° R. annimmt.

Wir halten diese Temperaturen für viel zu hoch gegriffen und glauben, dass sie mit der Wärmetheorie nicht in Einklang zu bringen sind. In unseren eben im Druck begriffenen Untersuchungen über die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Gletschererscheinungen in der Diluvialzeit haben wir darauf aufmerksam gemacht, dass der tropische Charakter der urweltlichen Floren, weniger von der Grösse der mittleren Jahrestemperatur als von der Grösse der Wintertemperaturen abhängt.

Die Molasse-Flora und ihre Ablagerungen belehren uns jedoch, dass die Haupterhebung der Alpen nach denselben, also fast in die neuste Zeit der Erdbildung hineinfällt; mit ihr und der darauf folgenden Senkung, steht die diluviale Gletscher- und Findlingsverbreitung im allernächsten Zusammenhang.

Im letzten Abschnitt endlich werden die für die Technik nutzbaren Mineralkörper und Ge-

birgsarten aufgezählt und etwas näher besprochen.

Das hier von uns in der Kürze angezeigte Werk gehört ohne Zweifel zu einer der hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren geologischen Literatur und ist in jeder Beziehung für den Bau der Alpen als ein bahnbrechendes zu bezeichnen. Wer das Alpen-Gebirge aus eigener Anschauung kennen gelernt und sich selbst in geognostischen Untersuchungen in seinen Thälern, wie an seinen Abhängen versucht hat, wird am besten die grossen Schwierigkeiten erkennen, die mit der Lösung der vorliegenden Aufgabe verbunden gewesen sind. Der Verf. geht, mit einer ganz ungewöhnlichen Arbeitskraft und den gründlichsten Kenntnissen ausgerüstet an das Werk und wird an seiner Vollendung weder durch Hindernisse und Gefahren, noch durch die Schwierigkeiten der Untersuchung zurückgeschreckt, welche so sehr in der Natur der Sache begründet sind. In verhältnissmässig sehr kurzer Zeit hat er dieselben überwunden und hat die sich vorgesteckte Aufgabe zu einem vollkommen befriedigenden Abschlusse gebracht.

Die mit klarem und scharfem Blick gesammelten Beobachtungen versteht der Verf. in einer schlichten und doch angenehmen Sprache anziehend darzustellen, so dass der Leser ihm mit stets gespanntem Interesse zu folgen vermag und Seite für Seite neue Belehrungen findet. Möchte es dem Verf. gelingen, durch ferner fortgesetzte Arbeiten, die jetzt schon so hervorragenden Resultate demnächst zu vervollständigen!

W. Sartorius v. Waltershausen.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Hannover. Vom Stadtsecretair Jugler. Hannover. Schlütersche Hofbuchdruckerei 1865. Heft 1. 64, Heft 2. 116 S. in Octav.

In dem obengenannten Werke führt der VI. eine Reihe von Bildern an uns vorüber, die den Gestaltungen des inneren Lebens einer im raschen Aufschwunge begriffenen Bürgergemeinde angehören. Mit wenigen Ausnahmen gehören dieselben dem 17. Jahrhundert an, also dem Zeitraum, in welchem die zweite der vier grossen Städte des Fürstenthums Calenberg-Göttingen den Grund zu ihrer einflussreichen Stellung im Lande zwischen der Weser und Elbe legte. Dahin wirkte nicht minder der Umstand, dass Hannover während des dreissigjährigen Krieges, theils durch Gunst der Ereignisse, theils durch die Klugheit und den entschlossenen Sinn seiner Vorsteher, weniger als eine andere Stadt Niedersachsens den Gewaltthätigkeiten feindlicher oder befreundeter Kriegsschaaren ausgesetzt blieb, als die Wahl desselben zur bleibenden Residenz des fürstlichen Hauses. Dass letztere zu einer Zeit geschah, in welcher die landesherrliche Gewalt ohne sonderliche Hindernisse ihrer vollen Begründung entgegenging und in Folge der Concentration der Regierung die höheren Beamten und ein Theil des landsässigen Adels sich um das fürstliche Hoflager scharten, musste allerdings die selbständige Entwicklung der Bürgerschaft in gleichem Grade hemmen; als sie Gewerbfleiss, ein rühriges Geschäftsleben und

damit die allgemeine Wohlhabenheit förderte. So zeigt sich uns die Stadt im Uebergange aus einer bis dahin mit Aengstlichkeit gehüteten politischen Freiheit zur Abhängigkeit von den Bescheiden der fürstlichen Rathsstube, aus knappen Verhältnissen in einen, auf Handel und aufblühenden Gewerken beruhenden, Zustand behaglichen Vollgenusses. Dem Verluste der früheren Unabhängigkeit konnten auch die übrigen Städte des Landes nicht entgehen, aber ohne dass ihnen ein ähnlicher Ersatz geboten worden wäre, wie er Hannover zu Theil wurde.

Der Verf. giebt seine leicht und mit Gewandtheit durchgeführten und zwanglos und in erfrischender Abwechselung gruppirten Skizzen theils nach dem wörtlichen Inhalt gleichzeitiger Niederzeichnungen, theils als Resultate eingehender Untersuchungen. Wo geschichtliche Erläuterungen erforderlich schienen, sind diese gedrängt eingeschaltet und zeugen von einem gründlichen Durchdringen des Gegenstandes. Die 1613 von Friedrich Ulrich entgegengenommene Huldigung, die unter dem Herzoge Georg erfolgte Uebersiedelung des fürstlichen Hofstaats, die Bewirthung, welche dessen Söhnen 1661 auf dem Rathhause zu Theil wurde, geben interessante Beiträge für die Culturgeschichte jener Zeit, in welcher ein derber Materialismus mit dem Einschleichen französischen Hofceremoniells rang, bis schliesslich Letzteres den Sieg davon trug, ohne deshalb Ersteren ganz zu verstossen. Von besonderem Werth erachtet Ref. die hier gegebenen Mittheilungen über Bürgerbewaffnung, Geschützwesen, Schützenhöfe, den Rathsmarstall, dessen Bedingungen seit seinem Entstehen verfolgt werden, die Bruchstücke aus dem Kämme-

reiregister der Jahre 1650 bis 1670, welche sich nicht weniger über die Geheimnisse des städtischen Haushalts verbreiten, als Sitte, Brauch und Anschauungen jener Zeit in Beleuchtung stellen, endlich den mit Sachkenntniss und grossem Fleisse zusammengestellten Abschnitt unter der Ueberschrift »Zur Geschichte der Trachten.«

Ref. glaubt sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, dass der Verf. diese mit entschiedenem Glücke begonnenen historischen Studien nicht mit den vorliegenden Heften schliessen wird. Unsere Literatur ist nicht überreich an Mittheilungen und Untersuchungen ähnlicher Art, aus denen zunächst, in Gemeinschaft mit den Urkundenbüchern, ein wahrheitsgetreues Bild von dem Entwicklungsgange städtischer Gemeinen, von den Ursachen ihres Aufblühens und Siechens, gewonnen werden kann. Am erforderlichen Material mangelt es wahrlich nicht; auf den meisten städtischen Archiven oder Registraturen liegt es geschichtet; aber es fehlt die berufene Hand, welche es ans Licht zieht, das Studium, welches zur Bewältigung desselben unerlässlich, das Interesse, mit welchem der oben genannte Verf. sich seinen Nachforschungen zuwendet.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

28. Juni 1865.

The temporal augment in Sanskrit and Greek.
By John Davies, M. A. Cambr., Member of
the Royal Asiatic Society of Great Britain and
Ireland, Rector of Walsoken, Norfolk. Hertfort,
printed by Stephen Austin (1865?). 36 S. Oct.

Für die Entstehung des im Sanskrit und Griechischen erscheinenden Augments sind bis jetzt drei berücksichtigungswerthe Erklärungen aufgestellt. Die erste von Buttmann, wonach es aus ursprünglicher Reduplication entstanden wäre, *ἄνωρον* für **τένωρον*. Damit stimmt im Wesentlichen die Pott'sche, nach welcher »es nur eine Spielart der eigentlichen Reduplication ist« (E. F.¹ II, 73).

Diese Ansicht würde nicht aufgestellt sein, wenn man den wesentlichen Unterschied zwischen der Reduplication und dem Augment der indogermanischen Sprachen bei ihrer Aufstellung genauer gekannt und später mehr berücksichtigt hätte. Die Reduplication ist hier ursprünglich eine vollständige Doppelsetzung einsylbiger Verbalstämme, auf welche sie in der Phase der in-

dogermanischen Sprachen, deren Grundsystem wir aufzustellen vermögen, ursprünglich allein beschränkt war. Sie ist demnach für jeden von einem andern verschiedenen Verbalstamm eine andre. Das Augment dagegen ist ein den Verbalformen, zu denen es tritt, fremdes, ursprünglich sich stets gleich bleibendes Element. Sein häufiger Mangel im Sanskrit (dem vedischen) und Griechischen (dem epischen) und der vollständige in allen übrigen verwandten Sprachen deutet schon an, dass die Verbindung, in welche es mit den Verbalformen trat, ursprünglich keine feste gewesen ist.

Diese Andeutung erhält ihre Bestätigung durch die principiell verschiedene Accentuation, welche im Sskr. in den augmentirten und nichtaugmentirten Formen eintritt; so z. B. hat das Imperfect, wenn augmentirt, stets den Accent auf dem Augment, wenn aber augmentlos, hat es denselben Accent, wie im Präsens, aus welchem es eben durch Verbindung mit dem Augment entstanden ist. Man erkennt daraus, dass die Verbindung mit dem Augment noch so lose war, dass so wie das Augment nicht gebraucht ward, was im Sskr. in einigen Fällen selbst in der späteren Zeit noch geschah, das Sprachbewusstsein sich der ursprünglichen Besonderheit beider Elemente noch so sehr erinnerte, dass es dem zweiten seinen ursprünglichen Accent zurückzugeben vermochte. Um diesen Gegensatz zu würdigen, vergleiche man das im Griechischen eingetretene Verfahren. Wenn hier ein accentuirtes Augment wegfällt, so rückt der Accent auf die nächst folgende Sylbe, ganz wie er umgekehrt auf die nächst vorhergehende rückt, wenn durch Apostroph eine accentuirte Endsylbe eingebüsst wird. Hier findet keine Rückkehr zu

Der nachweisbar ursprünglichen Accentuation der
 augmentlosen Form Statt; sondern der Accent
 wird nur auf dem ersten besten Weg gerettet.
 Wir dürfen dies als Folge davon betrachten,
 dass die ursprüngliche Besonderheit der Elemente,
 welche die augmentirten Formen bilden, aus
 dem griechischen Sprachbewusstsein verschwun-
 den war, dass trotzdem, dass augmentlose For-
 men noch gebraucht wurden, die augmentirten
 dem Sprachbewusstsein schon als eng verbundene
 entgegentraten. Diese Erscheinungen, verbunden
 mit der Art und Weise, wie das Imperfect aus
 dem Präsens und die Aoriste entstanden sind
 (worüber man meine kurze Sanskrit-Grammatik
 § 155; § 250 ff., »Skizze des Organismus der
 indogermanischen Sprachen«, 2ter Artikel in
 »Kieler Monatsschrift für Wissenschaft und Li-
 teratur 1854. October S. 739 ff.«, und Orient
 und Occident III, 235 ff. vergleiche), lassen uns
 die Geschichte des Augments, abgesehen von sei-
 ner Entstehung, mit vollkommener Sicherheit er-
 kennen. Ursprünglich trat es völlig unabhängig
 vor diejenige Verbalform, welcher es präteritale
 Bedeutung zu geben bestimmt war, nahm ihr
 aber, gleichwie die Präfixe im Sanskrit und
 Griechischen (wenn nicht die hier für die Stel-
 lung des Accents einflussreich gewordene Wort-
 quantität es hinderte), den Accent (vergl. auch
 den Accent der Verba, welche mit trennbaren
 Präpositionen zusammengesetzt sind, im Deut-
 schen: abnehmen, aber benéhmen). Dann trat
 es mit ihnen zusammen in trennbare Composi-
 tion, d. h. in ein Verhältniss, in welchem dem
 Sprachbewusstsein beide Elemente der Comp-
 osition in ihrer Besonderheit noch gegenwärtig
 waren, also auch jeden Augenblick wiederum
 von einander getrennt zu werden vermochten.

In dieser Zeit muss aber die Verbindung vorwaltend gewesen sein. Denn nur dadurch erklären sich die Verwandlungen der Präsensendungen zu den Imperfect- und Aoristendungen, die wesentlich — wie an den angeführten Orten gezeigt ist — nur Abstumpfungen sind, herbeigeführt durch den durchweg auf dem Anlaut — dem Augment — ruhenden Accent, welcher in dieser weiten Entfernung vom Ende dieses nicht bloss schutzlos der Zerstörung preisgab, sondern geradezu selbst vorwaltend zur Zerstörung derselben wirksam war. Nachdem dadurch die Gestalt der Präteritalform in ihrem zweiten Glied so wesentlich von der des Präsens, aus welchem sie hervorgegangen war, verschieden geworden war, das Gefühl der Besonderheit und Trennbarkeit beider Glieder im Sprachbewusstsein aber noch immer fortlebte, während die eigentliche Bedeutung des Augments vergessen war, wurde dieses zweite Glied fähig, auch ohne Zusatz des Augments das Präteritum zu bezeichnen, so dass die Sprache in diesem Zustand zwei Präterita besass, die sich in der Bedeutung auf jeden Fall nur noch sehr wenig, wahrscheinlich gar nicht mehr von einander unterschieden. Dieser Zustand spiegelt sich im Wesentlichen noch in der vedischen Sprache der Inder und in der epischen der Griechen wieder. Aus der Bedeutungsähnlichkeit beider Formen trat dann die Elimination der einen nun überflüssigen Form hervor und zwar in allen indogermanischen Sprachen ausser dem Sanskrit und Griechischen die der augmentirten, in letzteren beiden dagegen der augmentlosen; im classischen Skr. hat sich diese nur in modaler Bedeutung, wenn verbunden mit mā, erhalten und auch da zeigen die epischen

Gedichte bisweilen ebenfalls die augmentirte Form *).

Ich habe hier vielleicht etwas mehr mitgetheilt als absolut nothwendig war, um die absolute Verschiedenheit der Reduplication und Augmentirung lebendig hervortreten zu lassen. Es wird aber wohl auch dazu beitragen können, sich von der Unmöglichkeit eines engeren Zusammenhangs derselben zu überzeugen.

Die zweite Erklärung des Augments ist von Bopp schon in seinem ersten linguistischen Werk aufgestellt und mit einer Zähigkeit, welche wir nicht billigen können, selbst noch in der zweiten Auflage seiner vergleichenden Grammatik wiederholt. Das Augment wird von ihm mit dem *a privativum* identificirt. Der Begriff der Negation sei auf die Negation der Gegenwart beschränkt. Diese Annahme scheitert daran — aber auch unwiederbringlich —, dass die ur-

A

*) Beiläufig bemerke ich, dass die Möglichkeit vielleicht eine gewisse Regelmässigkeit im Gebrauch und Mangel des Augments in den Veden und in der epischen Sprache der Griechen nachzuweisen, gegen diese Darstellung der Geschichte der augmentirten Formen keineswegs sprechen würde. Wenn eine Sprache zwei ursprünglich gleichbedeutende Wortformen nebeneinander besitzt, wird sie nicht selten zu einer begrifflichen Unterscheidung derselben getrieben, wie ja z. B. im Deutschen die auf bloss phonetischem Weg entstandene Spaltung in „dann“ und „denn“ seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch eine begriffliche geworden ist. Dass übrigens weder in der vedischen, noch griechisch-epischen Zeit eine Scheidung zwischen augmentirten und augmentlosen Formen des Präteritum eine in Bezug auf den Gebrauch etwas schärfer ausgeprägte Gestalt erlangt hat, folgt schon aus dem Verlust der augmentlosen Form in der weiteren Sprachentwicklung und dieser Umstand wird auch die Erkenntnisse und Nachweisung einer etwaigen Regelmässigkeit sehr erschweren.

springliche Form des *a privativum* auf jeden Fall an, wenn nicht *ana* war und absolut kein Grund abzusehen ist, warum das — in dem lateinischen in und deutschen un durchweg, im Sanskrit und Griechischen wenigstens vor Vokalen erhaltene — *n*, in der Verwendung als Augment spurlos hätte verschwinden sollen. Diesen Einwand hat Bopp mit Scheingründen wegzuräumen gesucht, welche in der That der Art sind, dass man berechtigt ist, sie selbst dieser Grösse gegenüber, vor welcher wir uns sonst gerne beugen, unbeachtet zu lassen. Auch die Momente, welche Bopp geltend macht, um die sonderbare Verwendung einer Negation zum Ausdruck der Vergangenheit etwas begreiflich zu machen, haben überaus wenig Ueberzeugendes, so dass es sich dadurch leicht erklärt, wenn diese Ansicht über die Entstehung des Augments wenig Anklang gefunden hat und unter den heutigen Sprachforschern mit Ausnahme des Urhebers wohl kaum noch einen Vertheidiger finden möchte.

Die dritte Erklärung verdanken wir ebenfalls Bopp. Er hat sie zwar nur als eine eventuelle, der eben mitgetheilten nachgeordnete gegeben und versucht, sie als eine mit jener fast identische hinzustellen; allein sie ist wesentlich von ihr verschieden und hat so viel Wahrscheinlichkeit für sich, dass sie von mehreren Forschern — im Wesentlichen auch vom Referenten (an den oben angeführten Stellen) — mit leichten Modificationen angenommen ist. Bopp hat nämlich die sanskritischen Verneinungspartikeln, deren eine er *a* (nicht *an*, worüber oben schon gesprochen ist) schreibt, und *na* aus den gleichlautenden Demonstrativstämmen erklärt und fährt dann 540 fort: »Man könnte nun auch, was aber im Wesentlichen auf eins hinauslaufen würde (was wir

jedoch leugnen, da wir, wie gesagt, als Urform des a privativum wenigstens an betrachten), die Identität des Augments mit dem privativen a so erklären, dass man annähme, die Sprache habe, indem sie ein a den Verben vorsetzte, nicht an das verneinende a gedacht, nicht die Gegenwart der Handlung zu leugnen beabsichtigt, sondern unter dem a das wirkliche Pronomen gemeint *a. u. s. w.* Es ist also hier das Augment unmittelbar aus dem Pronominalstamm a gedeutet, welcher sich in den indogermanischen Sprachen in vielen einzelnen Casus erhalten hat. Diese Ansicht ist es, die mehrfach Anklang gefunden hat, wobei es jedoch in Bezug auf die ursprüngliche Form des Augments und die Bedeutung, aus der diese Anwendung des Pronomens zunächst hervortrat, noch mancher genauere Discussion bedarf. Diese Ansicht ist schon von Bopp selbst im Verfolg des eben citirten Abschnitts vortrefflich entwickelt und man hat noch manches hinzugefügt, kann auch jetzt noch einiges hinzufügen, was ganz geeignet ist, ihr noch höhere Wahrscheinlichkeit zu geben. Bezüglich der Bedeutung wird niemand verkennen, wie schwierig es ist, für so fern liegende Entwicklungen mit Bestimmtheit erkennen zu wollen, in welchem Sinne das Bildungselement ursprünglich bei dieser Verwendung aufgefasst sei. Da jedoch in dem locativischen Derivat dieses Pronomens atra die Bed. »da« hervortritt und z. B. die Verbindung »da spricht er« kaum weniger bedeutet als ein relatives Präteritum, so ist es wohl nicht unwahrscheinlich, dass, wenn im übrigen die Ableitung des Augments vom Pronomen a richtig ist, dessen dazu verwandte Form in diesem Sinn vor die Verbalformen trat, und daraus alsdann der präteritale

Gebrauch derselben nach und nach sich entwickelt hat.

Allein wie viel Ansprechendes diese Ansicht auch hat, sie bleibt dennoch bis jetzt nur eine — wenn gleich höchst wahrscheinliche — Hypothese und muss sich als solche gefallen lassen, einer sicheren oder wahrscheinlicheren Erklärung unmittelbar das Feld zu räumen. Es kann daher für die Wissenschaft nur dienlich sein, wenn sie, gleich anderen Hypothesen, einmal in Frage gestellt und Versuche zu andern Erklärungen gemacht werden. Das erstre ist in vorliegender Schrift des Hrn Davies nur schwach geschehn, so schwach, dass sie gegen die auf ihre Wahrscheinlichkeit gemachten Angriffe kaum einer Vertheidigung bedarf. Das ganze Gewicht hat der Hr Verf. auf die neue von ihm vorgeschlagene Erklärung gelegt und nicht mit Unrecht. Denn wenn diese sicher ist oder auch nur eine grössere Wahrscheinlichkeit in sich enthält, als die bisher aufgestellten, so fallen diese dadurch von selbst. Allein Refer. wenigstens kann in der von Hr Davies aufgestellten Erklärung auch nicht entfernt dieselbe Wahrscheinlichkeit erblicken, wie in der zuletzt mitgetheilten aus dem Pronominalstamm a.

Hr Davies bemerkt, dass im Alt-Irischen und der Sprache von Wales eine Partikel a, gleichwie mehrere andre, in Verbindung mit Verbalformen und zwar aller drei Zeiten (nicht wie das Augment im Sskr. und Griechischen bloss im Präteritum) vorkömmt. In diesen Partikeln sucht er Reste von Verben, welche die Bedeutung »gehn, sich bewegen« haben, nachzuweisen. Wie weit dies gelungen sei, will ich nicht entscheiden, da meine Kenntniss der Celtischen Sprachen zu gering ist; auch ist es für die

Hauptfrage irrelevant. Denn wenn es auch für alle diese Partikeln in diesen verhältnissmässig so jungen Sprachen bewiesen wäre, so würde das doch so wenig für die Entstehung des alten Augments aus einem Verbum mit der Bed. »gehn« entscheiden, als z. B. der unzweifelhafte franz. Gebrauch von venir und aller zum Ausdruck temporeller Beziehungen. Der Beweis kann nur durch Feststellung des Zusammenhangs der Form des Augments mit einem Verbum, welches »gehn« bedeutet, geführt werden.

Hier wäre nun die Stelle gewesen, wo die ursprüngliche Form des Augments hätte bestimmt werden müssen. Darüber verliert der Hr Verf. aber kein Wort. Mag Ref. nun mit der von ihm aufgestellten Ansicht, dass â die ursprüngliche Form war, Recht oder Unrecht haben, auf jeden Fall war zu erklären, wie so es komme, dass im Sskr. auch â, im Griech. η vor Consonanten als Augment erscheint und der Anlaut augmentirter Verba des Sskr., welche mit i, u, ri beginnen, nämlich âi, âu, âr, den phonetischen Gesetzen des Sskr. gemäss, nicht auf vorgesetztes a, sondern â deutet (vgl. die oben angeführten Stellen).

Hätte ich Recht, so fiel die sogleich zu erwähnende Erklärung des Hrn Verf. schon dadurch unmittelbar zu Boden.

Der Hr Verf. erklärt nämlich das Celtische a, welches, wie bemerkt, vor den Verbalformen aller Zeiten erscheint, aus dem Welschen Verbum au »gehn«, welches er mit skr. ay in ay-âmi u. s. w. vergleicht. Nach dieser Analogie betrachtet er dann auch das Sanskritische und Griechische Augment als entstanden aus dem sskrit. Verbum ay. Dieses Verbum ay, welches

er zu diesem Zweck in a-y zerlegt, ist aber — und darüber sind alle Sprachforscher, welche Sskr. verstehn, derselben Ansicht —, nichts weiter, als das Verbum i, nicht wie in emi u. s. w. nach der sogenannten 2ten Conj. Cl. flectirt, sondern wie z. B. ji, Präsens jayâmi, nach der ersten: ayâmi. Wenn aus dem Präsensstema auch allgemeine Verbalformen gebildet sind, z. B. ayâm chakre, ayishyati, so hat dies seine Analogie in einer Menge andrer Präsensstemen, welche entweder einzelne allgemeine Verbalformen auch aus sich bilden (zum Beisp. ganz ebenso auch von nî nayâm âsa), oder, wenigstens nach Ansicht der indischen Grammatiker, sich durchweg auch zu allgemeinen Verbalthemen erweitert haben (wie z. B. dad aus der schwachen Form des Präsensstema dadâ von dâ, vgl. dad-vâhe und auch das angeführte ay, aus aya, Präsensstema von i nach der ersten Conj. Cl.). Die Trennung von ay in a-y ist also schon deshalb irrig. Sie ist es aber auch darum, weil in dem für uns jetzt erreichbaren Zustand der indogermanischen Sprachen keine primären Verba (d. h. sogenannte Wurzeln) auf kurzes â existiren, sondern nur auf langes â (vgl. darüber Or. u. Occ. I, 302 — 305). So giebt es auch kein Verbum ya »gehn«, wie Herr Davies stets schreibt und annimmt, sondern nur yâ und die Verkürzung des â in der Zusammensetzung mit andern Verben, z. B. zur Bildung des Passivs und der daraus hervorgegangenen IVten Conj. Cl. (s. kze Sskr. Gr. § 154), ist eben so zu erklären wie die von tishthâsi aus sthâ für *tishthâsi = *तृष्य* u. aa.

Man müsste also, um die Hypothese des Hn Verf. fest zu halten, in der Erklärung des ay von ihm abweichen und weitere Hypothesen auf Hypothesen häufen, z. B. annehmen, dass sich

ay schon in der Zeit, wo das Augment entstand, neben i selbständig gemacht habe, in einer Form, die ich nicht zu errathen wage, zur präteritalen Modification verwandt und endlich zu a verstämmelt sei.

Eine solche Häufung von Hypothesen könnte natürlich nur dazu beitragen, diese Erklärung immer mehr unwahrscheinlich zu machen, und ich glaube nach allem diesem, dass man sie schwerlich geeignet finden wird, an die Stelle der zuletzt erwähnten und vielfach angenommenen gesetzt zu werden.

Th. Benfey.

Essai sur la numismatique Mérovingienne comparée à la géographie de Grégoire de Tours par le vicomte de Ponton d'Amécourt. Lettre à M. Alfred Jacobs. Paris Rollin et Feuardent, A. Durand 1864. VIII u. 220 S.

Die früher (1860 St. 90. 91) besprochene Schrift von Jacobs über die Geographie des Gregor von Tours hat zu der hier angezeigten den Anlass gegeben und so eine in mancher Beziehung eigenthümliche Arbeit hervorgerufen. Der Verf., der zu den eifrigsten und, so viel ich es beurtheilen kann, auch sorgfältigsten Sammlern und Erforschern Merovingischer Münzen gehört — sein Cabinet umfasst, wie er in einem Nachtrag mittheilt, nach einer neuen glücklichen Erwerbung über 1200 Stück und steht so der grossen öffentlichen Sammlung in Paris wenig nach — beutet hier diese Münzen für die Geographie des alten Frankenlandes aus, und zwar

in der Weise, dass er alle einzelnen Orte durchnimmt, welche im Gregor und Fredegar vorkommen und die Münzen angiebt, welche dieselben in ihrer Aufschrift nennen.

Es ist das nun aber nur ein sehr kleiner Theil der Münzorte aus dieser Zeit. Bekanntlich zeichnen gerade die Merovingischen Münzen sich durch die fast unübersehbliche Fülle von Localitäten aus, denen sie angehören, an denen sie nach der gewöhnlichen Ansicht geschlagen worden sind. Hr d'Amécourt giebt die Zahl auf bereits 600 an und meint, durch jeden neuen Fund werde dieselbe vermehrt: darunter nicht wenige ganz unbedeutend oder völlig unbekannt. Diese eigenthümliche Erscheinung zu erklären, sind verschiedene Versuche gemacht (s. Soetbeer in den Forschungen II, S. 300). Der Verf. glaubt eine allmähliche Decentralisation, wie er sagt, der Münzprägung nachweisen zu können, so dass erst in allen einzelnen civitates, d. h. Bischofssitzen, und für den Umfang dieser auf alter Grundlage beruhenden Gebiete geprägt sei, später auch in den einzelnen Castris, Villen und anderen kleineren Ortschaften. Neuerdings hat Barthélemy in einem Aufsatz der Revue archéologique (1865. Januar) eine noch weiter gehende Ansicht entwickelt: das Münzen sei gar kein Vorrecht der Könige gewesen, gar nicht erst von diesen besonders verliehen worden, sondern ganz frei und in weitester Ausdehnung geübt; es sei namentlich geschehen, um Abgaben an Kirchen und Private zu entrichten, und die zahlreichen Ortsnamen bezeichnen, wenn ich den Autor richtig verstanden, nicht sowohl die Orte, wo geprägt, als die, welche solche Zahlungen zu machen hatten und dieselben gewissermassen mit ihrem eignen Stem-

pel versehen. Es ergibt sich aber leicht, wie grosse Bedenken einer solchen Annahme entgegenstehen. Es passt dazu nicht, was nun dieses Buch anschaulich zeigt, dass vor allem doch alle grösseren Orte vorkommen, hier offenbar gemünzt ist, sei es nun auf Rechnung des Königs oder eines andern. Ebenso vertragen sich damit wenig einzelne nähere Bezeichnungen der Orte, wie sie Hr d'Amécourt in einleitenden Bemerkungen bespricht. Ich hebe namentlich das einige Male vorkommende *mallus* hervor: mallo Matiriaco, davon verschieden, wie der Vf. meint, mallo Mauriaco, mallo Campione, mallo Sativivii, zwei davon in der Nähe von Metz. Diese Aufschriften sind übrigens eine interessante Bestätigung dafür, dass es bestimmte, ein für alle Mal feststehende Gerichts- oder Versammlungsstätten gab. — Eine noch mehr auffallende Bezeichnung ist: *in scola fit*, zu der der Vf. eine andere, *escolare mone* (d. i., wie er meint, *scholaris monetarius*, ich denke jedenfalls eher: *scholaris moneta*) stellt. Er vergleicht sie denen mit der Aufschrift: *in palatio fit, moneta palati*, und meint, sie seien auf die schola am Hof der Merovingischen Könige, die er nach Paris setzt, und die es mit der Ausbildung der jungen Männer, die an den Hof gebracht wurden, zu thun hatte, zu beziehen, wie er das in einer besonderen kleinen Schrift: *Monnaies Mérovingiennes du palais et de l'école* 1862, ausgeführt hat. — Ein Verzeichniss aller jetzt bekannten Münzstätten mit kritischer Angabe der Münzen wäre unter diesen Umständen jedenfalls eine sehr erwünschte Aufgabe, zu der keiner besser gerüstet scheint, als der Verfasser.

Aber auch was hier, als Theil oder Vorbereitung einer solchen Arbeit, geboten, ist nicht

ohne mannigfaches Interesse. Die Numismatiker werden die genauen und mannigfach gegen andere Beschreibungen berichtigten Angaben über die Aufschriften zahlreicher Münzen, die Verhandlungen über Echtheit oder Unechtheit einzelner Stücke (z. B. S. 128 einer mit der Inschrift: *Nasio vicu in Barrense*, die der Vf. nach wiederholter Prüfung für echt und dann für ein *des plus précieux joyaux de l'écrin numismatique mérovingien* erklärt), über die auch durch den Styl des Gepräges bedingte Entscheidung über die Heimath mancher mit Dank entgegennehmen. Für den Sprachforscher ist die Reihe der verschiedenen Formen, in denen die Namen auftreten und die den allmählichen Uebergang in die moderne Schreibung zeigen, nicht ohne Interesse. Und auch der Historiker geht nicht leer aus: es ist sicher schon von Bedeutung zu sehen, wie ein grosser Theil der von Gregor genannten Orte auch für die Münzgeschichte in Betracht kommt, wer da gemünzt hat, zu welcher Zeit es geschehen u. s. w. Und auch manche einzelne Frage von Interesse wird berührt. So führen den Vf. die *campi Mauriaci* zu Münzen mit der Bezeichnung: *Mauriliaco*, *Masiciaco* (?), die er aber selbst nach *Milly en Gatinais* verlegt: dass da die Hunenschlacht nicht geliefert sein kann, ist an sich und auch ihm deutlich: er bespricht aber bei der Gelegenheit die neuerdings in Frankreich erhobene Controverse, ob, wie meist angenommen ist, Méry, oder, wie neuerdings Jubainville gewollt hat, Moiray zu verstehen, und neigt sich mit Boutiot (*Etudes sur la géographie de l'Aube* 1861) jener Meinung zu (S. 115). Aber auch Jubainville hat seine Ansicht in einer Schrift (1864) weiter vertheidigt. Auf die von mir bekannt gemachte Stelle

der ungedruckten Chronik von 641 und die Bemerkungen im 4ten Band von Wietersheims Geschichte der Völkerwanderung (vgl. diese Anzeigen 1864. Stück 26) ist dabei nirgends Rücksicht genommen. — Ganz in die Irre geht Hr d'Amécourt, wo er sich auf das Gebiet etymologischer Deutung begiebt: Dispargum sei die lateinische Uebersetzung von Tungri: das lateinische »duo« und »spirago« entspreche den deutschen Worten »zwei« und »Kreis«, die er in Tungri zu entdecken sich vermisst (S. 86. 171): darauf soll eine Münze gedeutet werden mit einem T und Stücken eines Kreises. Es ist billig zu sagen, dass man den Verf. nicht nach diesem mehr als unglücklichen Experiment beurtheilen darf. Die Sorgfalt und Kritik, die er anderswo zeigt, verdienen alle Achtung, und der Eifer für seinen Gegenstand hat etwas Gewinnendes. Er nennt es eine science privilégiée: et ce qui n'est pas un faible attrait pour celui qui la cultive, c'est qu'elle est loin d'avoir dit son dernier mot: la terre lui conserve et offre sans cesse à nos investigations des sujets de fécondes observations, des documents que ni l'invasion des barbares, ni la guerre, ni l'incendie, n'ont su anéantir. Une monnaie tirée des cendres ou des ruines, c'est une date, c'est une page d'histoire inédite, c'est quelquefois un volume de faits sauvés de l'oubli. Er bedauert, dass man andern minder wichtigen Denkmälern oder Trümmern des Alterthums grösseres Interesse zuwende und schliesst seine Einleitung mit der Versicherung; wenn er die Aufmerksamkeit der Forscher wenden könne sur ces rares et précieux monuments des temps primitifs de notre histoire — ma joie d'en être le révélateur suffisait à me consoler de rien pouvoir être que

l'interprète inhabile. Wir aber werden gerne noch oft die Belehrung von ihm empfangen, die die Geschichte aus diesen Studien gewinnen kann.

G. Waitz.

Die preussische Expedition nach Ost-Asien. Ansichten aus Japan, China und Siam. 1. Heft. Imp. fol. (4 Photolith., 2 Chromolith. und 3 Bl. Text in deutscher, engl. u. franz. Sprache). Berlin, bei Decker 1864.

In den in dem 10. Stück der Göttinger gelehrten Anzeigen vom 8. März d. J. S. 377—390 enthaltenen Bemerkungen über das von der Preussischen Regierung publicirte Werk: »Die Preussische Expedition nach Ost-Asien« wurden vom Referenten aus, wie man sehen wird, erklärlicher Unkunde einige Versehen begangen.

Zuerst blieb der mit diesem Werke verbundene und zugleich herausgegebene Atlas unerwähnt, weil er dem Referenten damals noch nicht zu Gesicht gekommen war. Dieser interessante Atlas wird, wenn vollendet, aus mehreren Heften bestehen und für die anschauliche und wissenschaftliche Erkenntniss der Ost-Asiatischen Länder ein reiches und herrliches Material liefern. Die von ihm bereits vorliegende Partie bietet eine Reihe landschaftlicher Ansichten aus Japan dar, Darstellungen von Tempeln, Marktplätzen, Garten- und Wald-Scenen aus der Umgegend von Yeddo und auch umfassende Landschaftsbilder und Küstenansichten mit den im

Die preussische Expedition nach Ost-Asien 1017

mittleren Japan alle Landschaften beherrschenden Fusi Yama in der Mitte. Es sind lauter grosse, schöne, lebhafte und gefällige Chromo-Lithographien und meisterhafte Federzeichnungen von der Hand des ausgezeichneten Berliner Künstlers A. Berg, welcher die Preussische Expedition begleitete, und von dem auch die dem Reiseberichte selbst einverleibten kleinen Ansichten herrühren. Diese kleinen Ansichten sind demnach nicht an Ort und Stelle aufgenommene Photographien, als welche Ref. sie in seiner angeführten Notiz bezeichnete, vielmehr nach der Natur von A. Berg selbst ausgeführte Bilder, die aber allerdings nach seinen Federzeichnungen dann durch Photographie auf den Stein übertragen und so abgedruckt wurden. Es sind mithin Photo - Lithographien. Es ist dies ein technischer Process, der, — nach dem Ausspruch eines Kenners — »in diesem Falle zu grosser Vollkommenheit gebracht wurde und eine grosse Zukunft hat.« Derselbe Process wurde auch bei den grossen Federzeichnungen und Blättern des Atlases angewandt.

Deutschland mag sich rühmen, dem entschleierten Osten zu seiner Portraitirung schnell einige der ausgezeichnetsten und geistreichsten Künstler zugesandt zu haben.

Was A. Berg und sein genialer Landsmann Hildebrand, dessen asiatische Skizzen kürzlich in den meisten grossen Städten Deutschlands ausgestellt waren, von dort in ihren Albums mitgebracht, übertrifft ohne Zweifel an künstlerischem und wissenschaftlichem Werthe Alles, was die Maler anderer Nationen auf demselben Felde ernteten. Beide, Berg und Hildebrand, gehören wohl zu den beachtungswerthesten weltumsegelnden Musensöhnen unserer Zeit, und bei

dem Erstern ist noch der Umstand besonders merkwürdig, dass er die Feder ebenso geschickt führt, wie den Griffel. Er ist dem deutschen Publicum bereits als der Verfasser eines geographischen und historischen Berichts über die Insel Rhodus bekannt geworden, so wie auch durch seine Skizzen aus Süd - Amerika. Und endlich ist er denn auch der Verfasser jener aus umfangreichen und gründlichen Studien hervorgegangenen so äusserst lehrreichen und interessanten historischen Einleitung zu dem Preussischen Werke über Ost-Asien, so wie ebenfalls des ganzen Textes des Reiseberichtes, dessen Redaction ihm von der Preussischen Regierung übertragen wurde. Aus einer übergrossen Bescheidenheit hat er sich in dem Werke nicht als Verfasser dieser trefflichen Compositionen genannt, welcher Umstand den Referenten verleitete, auf einen andern Verfasser zu rathen. Es ist wohl ein seltener Fall, der den Lesern dieser Blätter, die es nicht bereits wissen sollten, bekannt zu werden verdient, dass in einem solchen Werke sowohl die ausgezeichneten künstlerischen Illustrationen, als auch der vortreffliche Text, der in mehrfacher Beziehung einen wissenschaftlichen Werth hat, von einer und derselben Hand herrühren und aus einem Geiste entsprungen sind.

Bremen.

J. G. Kohl.

The departure of my lady Mary from this world. Edited from two Syriac MSS. in the British Museum, and translated by W. Wright. (Reprinted — from the Journal of Sacred Li-

terature and Biblical Record for January and April 1865). London. 51 Syrische u. 36 Englische S. in Octav.

Dies hier zum ersten Male gedruckte Syrische Buch ist wieder dem reichen Schatzhause der ins Britische Museum gekommenen Nitrischen Handschriften entnommen; und wie wir bis jetzt fast alle diese ersten Drucke in den Gel. Anz. einer näheren Betrachtung unterworfen, so scheint uns auch dieses neue Werk sowohl seinem Inhalte und Werthe als seiner hier erscheinenden Bearbeitung nach eine besondere Rücksicht zu verdienen.

Das Werk dessen Syrische Aufschrift oben von dem Englischen Uebersetzer fast zu wörtlich wiedergegeben ist, gehört zu dem reichen Schriftthume der Himmelfahrten, einem sehr späten Ausläufer des alten schöpferischen Biblischen Schriftthumes welcher erst in den jüngsten Zeiten sehr beliebt wurde aber auch schon die unheilbar tiefe Entartung zeigt in welche es sich zuletzt nach allen Seiten hin verlor. Es ist ein billiges Geschick dass keine einzige dieser Himmelfahrten, weder das B. Henókh als ihr ältestes und bestes Muster noch die vielen anderen meist erst christlichem Geiste entfloßenen Schriften dieses Inhaltes, so hochbeliebt sie offenbar zur Zeit ihrer Entstehung und oft viele Jahrhunderte lang waren und so tief der Einfluss vieler von ihnen geworden ist, zuletzt bleibend zu einem Kanonischen Buche wurde: sie sind zu sehr Kinder des übergeistischen und überschwänglichen, daher aber auch meist so äusserst niedrigen und hohlen frommen Wesens welches so vielen Späteren gefiel und überhaupt erst in so späten Zeiten sich ausbilden konnte. Die hier

in einer Altsyrischen Uebersetzung erscheinende *Himmelfahrt Maria's* (wie man das Werk am besten nennt) gehört aber dazu noch zu den letzten und bei aller scheinbar saftigen Fülle dürresten Reisern dieses Blachfeldes. Denn es kam allen deutlichen Merkmalen zufolge vor der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nicht geschrieben sein: es setzt nach S. 27, 14 f. des Syrischen Wortgefüges schon das in unsern Tagen durch seine alte Aethiopische Uebersetzung wieder bekannt gewordene Buch Adam's voraus, ist nach S. 44, 10 f. erst in der Blüthe des Mönchslebens und während dieses über alles andere Christliche sich emporschwang geschrieben, und trägt in allem das klare Bild einer so späten Zeit.

Man wird nun fast übel gestimmt wenn man dieser Zeit des Christenthums näher ins Gesicht sieht: und solche Bücher gerade wie diese welche aus dem unbefangenen Volksleben sich emporhoben und den Sinn und Geist der ungenannten Verfasser ganz rücksichtslos enthüllen, lassen uns in das Wesen aller Zeiten wo sie entstehen die sichersten Blicke werfen. Da wird das Christenthum als die einzige Wahrheit vorausgesetzt und mit jedem Worte über alles erhoben: aber was es sei und was es eigentlich wolle, ist schon völlig verkannt, ja in die tiefste Finsterniss gehüllt. Alle zeitlichen und ewigen Güter sollen nur durch es erworben werden: aber die Wege welche dazu führen sollen und als die richtigen vorausgesetzt und vorgezeichnet werden, sind so gänzlich verkehrt dass sie nur in die trostloseste Irre führen können ja bereits denen des tiefgesunkenen Heidenthums völlig gleichen und das Christenthum sich in nichts nach ihnen z. B. von dem Buddhismus

unterscheiden würde. Das Gefühl für Wunderthaten und Wundererfahrungen ist ganz ebenso wie im Buddhismus schon so völlig unverständlich überspannt so krankhaft und so unheilvoll geworden dass man kaum weiss was nach dieser Seite hin noch Schlimmeres kommen könne. Christus ist wie Buddha, daneben aber Maria noch mehr etwa wie eine indische Durgâ geworden; während ein Paar eigenthümliche christliche Bilder und Redensarten durch ihre alles betäubende tausendfache starre Wiederholung allein noch Geist und Leben geben sollen. Die Vorstellungen und Einbildungen sind so wild und so grob als möglich. Darum ist denn auch die Kunst solcher Schriften bereits so leblos und so niedrig dass man nicht sieht wie christliches Schriftthum noch tiefer sinken könne, nachdem das was in Sprache und Darstellung volksthümlich sein soll bereits zum finstern und eiteln Gerede geworden und alles ursprünglich Lebendige und Schöpferische dahin ist. Bedenkt man nun dass das Christenthum schon im vierten Jahrhunderte an vielen Orten in einem solchen Zustande war und von ihm aus ernstlich genug auch durch solche Schriften die Herrschaft über alles Volk und die ganze grosse Welt erstrebte, so könnte man sogar leicht an ihm irre werden und meinen seine heutigen Bestreiter möchten am Ende doch wohl Recht haben. Und gewiss wäre man dazu gezwungen wenn wir hier etwas anderes als eine zufällige Entartung des Christenthumes vor uns hätten, die sich aus der Zeit wo sie übermächtig wurde erklärt aber in keiner Weise sein Wesen und sein Wollen selbst trifft. Das Christenthum war im vierten Jahrhunderte nach der langen dunkeln Zeit seiner ersten und tiefsten Leiden in der Welt bei dem

plötzlichen Siege über die damalige Welt noch in sich selbst zu unklar wie es diesen Sieg behaupten sollte, als dass nicht eine Menge jugendlicher Verirrungen in ihm hätten ausbrechen und insbesondere eine gefährliche Ueberspanntheit seiner ursprünglichen tiefen Gedanken und wunderbaren Erfahrungen hätte herrschend werden sollen, während schon der éine Umstand dass doch solche Bücher nie auf die Dauer zu der Hochschätzung und Verehrung der Kanonischen sich emporschwingen konnten hinreichend zeigt dass dies alles nur zu der Reihe seiner vorübergehenden Erscheinungen in der Welt gerechnet werden darf.

Allein die damalige Welt konnte diesem verführerischen Zauber lange nicht widerstehen; und ein Buch welches die Marienverehrung zwar in seiner Zeit schon ziemlich mächtig emporstrebend vorfand aber die Keckheit hatte sie in ganz bestimmten Weisen und Handlungen zu fordern und diese durch eine rein willkürlich erdichtete lange Erzählung von den letzten Lebensaugenblicken und der Himmelfahrt der Gottesgebärerin als durch die Apostel selbst und besonders durch Johannes geheiligt hinzustellen, wurde schnell eine Macht jener Jahrhunderte. Man kann sicher behaupten erst dieses Buch sei der feste Grund für alle die unselige Marienverehrung und hundert abergläubische Dinge geworden welche seit dem fünften Jahrhunderte immer widerstandloser in die Kirchen eindringen und so viel zur Entartung und Lähmung alles besseren Christenthumes mitgewirkt haben. Das kleine Buch ist daher für die Geschichte aller Jahrhunderte des Mittelalters von der grössten Wichtigkeit, und noch heute sollte man vieles hier zu Lernende weit bestimmter beach-

ten als gewöhnlich geschieht. Der ganze Mariencultus der Päpstlichen Kirche beruhet auf diesem Buche: man würde ganz vergeblich eine andre Grundlage für ihn suchen, trotzdem dass es durch das *Decretum Gelasii* noch einmal in früheren Zeiten aus der Reihe der Kanonischen Bücher ausgeschlossen wurde. Die drei jährlichen Marienfeste bei welchen die Griechische Kirche bis heute stehen geblieben ist und über deren Zahl nur die Päpstliche im langen Laufe der Jahrhunderte immer weiter hinausging, sind zuerst in diesem Buche gefordert und sogar ihren Jahrestagen nach bestimmt. Der Wahn von der unbefleckten Empfängniss Maria's welcher in unsern Tagen zum Dogma erhoben ist, findet nach S. 35, 18—21 nur in diesem Buche seinen Grund und seinen sichern Ausgang. Der ähnliche völlig ungeschichtliche Wahn von einer ursprünglichen Verehrung und Heiligung des Christusgrabes in Jerusalem spricht sich zum ersten Male im Anfange des zweiten der sechs kleinen Bücher dieser Schrift d. i. im Anfange der Erzählung von den letzten Lebenstagen der Maria aus: und hier sogleich so dass man wohl begreift welchen tiefen Eindruck eine solche Erzählung auf die damalige Welt machen musste, wäre auch das bekannte Beispiel der Mutter Constantin's nicht schon vorausgegangen gewesen. Und so findet man hier überall die reichste Aussaat von Gedanken und Vorstellungen von welchen kein besonnener Mann heute behaupten wird sie seien für das bisherige Wachsthum des Christenthums an so vielen Orten der Erde erspriesslich geworden. Der völlig ungeschichtliche unfeine und ungesunde Geist welcher dies Buch ins Leben gerufen hat, hat sich im Zusammentreffen mit ähnlichen theils schwächlichen theils nur zu

groben und rohen Geistern aus ihm nur zu weit und zu lange verbreitet, ja er behagt noch jetzt vielen Tausenden der einflussreichsten Geistlichen und Laien über alle Maassen.

Einen andern Beweis für die ungemeine Macht welche dieses Buch frühe auf die gesammte christliche Welt übte, geben seine vielen alten Uebersetzungen welche in unsern Tagen endlich wieder allmählig vollständiger bekannt werden. Ausser einer alten Lateinischen Uebersetzung erschien 1854 eine aus dem Syrischen entlehnte Arabische, freilich nach einer höchst unvollkommenen Ausgabe und Uebersetzung über welche in den Jahrbüchern der Biblischen Wissenschaft VII S. 183 geredet wurde; jetzt erscheint die alte Syrische Uebersetzung selbst, aber nach einem von diesem Arabischen ziemlich weit abweichenden Wortgefüge; man weiss auch dass es eine alte Aethiopische Uebersetzung gibt, diese ist aber noch nicht herausgegeben, ebenso wie seltsamer Weise auch die Griechische Urschrift noch nicht gedruckt ist. Da uns so die Urkunden in welchen man die älteste Geschichte des Werkes verfolgen kann noch nicht vollständig vorliegen, so können wir über seine früheste und reinste Gestalt noch nicht sicher urtheilen. So viel erhellt aber schon dass auch dieses einst so ungemein beliebte Buch in sehr verschiedenen Bearbeitungen und Ausgaben verbreitet war; und wiewohl die hier gedruckte Syrische Uebersetzung viel älter ist als die Arabische, hat doch auch diese an einzelnen Stellen ein vollständigeres und besseres Wortgefüge.

Diese Syrische Uebersetzung ist nun hier durch den am Britischen Museum gerade nächst auch als Aufseher des Syrischen Handschriftenschatzes öffentlich angestellten Hrn Dr.

Wright nach zwei Handschriften sehr sorgfältig und zuverlässig herausgegeben; und man bemerkt mit Vergnügen auch aus anderen neulichen Veröffentlichungen welche genaue Kenntniss vom Inhalte und Werthe aller Syrischen Handschriften in London der Herausgeber sich erworben hat. Schon die genaue Vergleichung der abweichenden Lesarten der einen sehr alten und der andern weit jüngeren Handschrift dieses Werkes, welche er hier mittheilt, ist für solche welche nicht etwa selbst mit vielen Syrischen Handschriften beschäftigt waren vielfach unterrichtend: man kann an diesem Beispiele deutlich erkennen wie ungemein gross der Abstand zwischen den älteren und jüngeren Syrischen Handschriften und wie die Sprache erst in diesen jüngeren ihren Lauten nach viel sorgfältiger geschrieben wird. Aber auch die Englische Uebersetzung welche der Herausgeber mit einigen wenigen Erläuterungen hinzufügt, ist im Ganzen sehr geschickt und zuverlässig. Wir wollen nur Einiges hier näher betrachten, da das Verständniss solcher Syrischen Schriften noch immer zu den etwas schwierigeren Gegenständen gehört.

Nach S. 16, 2 des Syrischen Wortgefüges wäre Matthäos als er den Ruf zur sterbenden Maria zu eilen empfing ܡܪܝܡ gewesen, wie in beiden Handschriften zu lesen ist. Der Herausgeber will dies von der Stadt Jebûs im AT. verstehen: dieses wäre eben Jerusalem selbst, wo doch nach dem Sinne der Erzählung Matthäos damals nicht zugegen gewesen sein kann. Aber es ist auch höchst undenkbar dass der Erzähler sogar in freier Dichtung diesen kaum im AT. noch verständlichen Stadtnamen gewählt

haben sollte, wäre es auch nur für irgend eine Stadt. Denn wo er seinen wilden Dichtungen zufolge irgend einen unbekannten Menschen nennen muss, da macht er sich zwar kein Gewissen ihm einen willkürlich aus dem AT. oder sonstwoher entlehnten Namen zu geben: aber die Erinnerungen an die Orte wohin die Zwölfe sich zerstreuten stand bei allen christlichen Schriftstellern und Lesern im Grossen zu fest als dass jene da so ganz willkürliche Namen hätten wählen dürfen. Da nun der Verfolg der Erzählung lehrt dass Matthäos als zu jener Zeit auf einem fernen Meere schiffend gedacht wurde, so wird man **ܠܫܝܬܐ** d. i. zu Schiffe zu lesen haben, da da Griechische *ναῦς* (vgl. AG. 27, 41) wie so manches Griechische Wort ins Syrische übergehen konnte und in dieser Aussprache immer noch von dem ganz Syrisch umgebildeten und allerdings viel häufigeren **ܠܡܝܐ** d. i. *naʿ* genug verschieden war.

Jakobos wurde dagegen immer ebenso wie in den rohen Schattenrissen dieser Erzählungen als in Jerusalem selbst bleibend gedacht: was im Sinne der alten Erinnerungen auch ganz treffend ist. Allein wenn er von sich und seinen Hausgenossen S. 14, 8 f. erzählt **ܡܝ ܡܢ ܕܡܢ ܕܡܢ**

ܡܝ ܡܢ ܕܡܢ ܕܡܢ so ist dabei das vorletzte Wort uns heute leicht sehr unklar. Der Herausgeber übersetzt we were *gathering* some of the vessels of the Lord's house, worunter man sich nichts Deutliches denken kann, auch wenn **ܡܝ** in solchem Zusammenhange dies bedeuten könnte und trotzdem dass das Wörterbuch Bar-Bahlul's

حلا durch حيب erklärt. Wir würden den Sinn »wir waren von den Gefässen des Hauses des Herrn umlaubt« oder »wie grün und frisch überstrahlt« darin finden, da حلا vom Laube und vom Grünen gebraucht wird. Jakobos würde danach als in demselben Hause zu Jerusalem wohnend gedacht werden worin der Herr bei seinem Nachtmahle weilte: und dass die Gefässe desselben als einen hellen Strahl um sich verbreitend gedacht wurden ist selbstverständlich, zumal in einem Buche welches auf solche Opfergefässe und ihre Opfer überall so hohes Gewicht legt.

Dass die gerade in diesem Syrischen Buche so oft vorkommende Anrede رباب *Rabäl* an Christus, wie der Herausgeber andeutet, nur im Lautwechsel von רבתי sich unterscheidet ist zwar gewiss: allein man muss doch dabei vorzüglich beachten dass nach dem beständigen Sprachgebrauche dieses Buches nur Maria ihren Sohn so anredet und sonst so nennt, wenn sie aber zu Anderen über ihn redet dann einfach رباب *euer Herr* (oder *Meister*) sagt. Dieser Unterschied der sich durch die ganze Sprache des Buches hindurchzieht muss seinen Grund haben: und wir thun dabei wohl zu bemerken dass auch in demselben Buche des N. Ts, z. B. bei Markus oder bei Johannes, die Anrede πατρι oder vielmehr wie die bessere Lesart nicht nur Joh. 20, 16 sondern auch Marc. 10, 51 lautet πατρι mit der gewöhnlichen πατρί só wechselt dass jene die bei weitem seltenere ist und doch nicht etwa eine Steigerung des Begriffes enthalten kann. Denn eine solche Steigerung

wäre an sich hier untreffend, und dazu übersetzt Johannes in seinem Evangelium beide Anreden gleichmässig mit *διδάσκαλε*. Darum ist es durchaus wahrscheinlich dass die längere Aussprache nichts als das Klein- oder vielmehr das Zärtlichkeitswort wiedergibt welches im Aramäischen überhaupt weit näher liegt als im Griechischen. Dann erklärt sich auch warum nach unserm Buche bloss Maria ihren Christas so anredet; und ebenso leuchtet nun ein warum das Wort im Evangelium des Johannes nur einmal und zwar im Munde eines Weibes erscheint. Ueberhaupt aber ist dies Buch reich an seltenen Syrischen Wörtern, schon weil es mehr die gemeine Sprache des Lebens darstellen will.

Uebrigens könnte die Uebersetzung im Einzelnen noch etwas treuer das Syrische wiedergeben. So lässt sie den kleinen Satz S. 18. 6 f. ganz aus: er gehört aber nothwendig zur Erzählung, und hat seinen richtigen Sinn im ganzen Zusammenhange derselben; wir wollen aber hier lieber voraussetzen dass der Uebersetzer ihn aus blossem Uebersehen ausliess. In andern Fällen ist vielleicht nur das Englische an einer unvollkommenen Art von Uebersetzung Schuld, wie wenn Petrus in das Haus der sterbenden Maria gerufen beim Eintritte sagt »die Mutter des Herrn ist *doch nicht* (dies bedeutet im Syrischen das Wörtchen *ܕܡܪܬܐ*) gestorben?«. Das Englische *is the mother of our Lord dead?* ist dagegen viel zu steif und zu undeutlich, während man den richtigen Sinn doch wenigstens durch Umschreibung in ihm entsprechend ausdrücken könnte.

Besonders aber ist die Stelle S. 40, 5 f. hier nicht gut übersetzt, schon deswegen weil

der Uebersetzer nicht beachtet dass ein Wort wie **ܡܡܡ** als Aussage allein in den Satz gestellt nicht bedeuten kann *they are buried*. Vielmehr kann es nach Syrischer Redeweise nur einen Ausruf enthalten: und wie die Maria hier, gleichsam als die den kleinen Leuten den Ackerbauern Schiffern und ähnlichen zunächst holde himmlische Macht, um Beschützung des Ackerbaues in allen Monaten des Jahres angerufen wird, so lauten die dem Uebersetzer unklar gebliebenen Worte zugleich mit Rücksicht auf Apokal. 9, 2 ff. so »in der Erde Mitte seien sie (die Heuschrecken) begraben, bis auf den Tag wo ihnen befohlen wird und sie den Willen des Herrn zu vollziehen hervorkommen!« Nur so geben die Syrischen Worte sowohl für sich als insbesondere in jenem Zusammenhange der Rede einen Sinn; auch kann ein Wort wie **ܡܡܡ** nicht bedeuten *which shall bring them forth*.

Auch das erste Wort selbst in der Ueberschrift des Buches **ܡܡܡ** welches der Herausgeber sehr einfach durch *departure* wiedergibt, verdient sowohl seiner genaueren Bedeutung als seiner Bildung nach eine nähere Betrachtung, welche es noch nirgends gefunden hat, da die feinere Sprachforschung gerade beim Aramäischen heute noch immer weiter zurück ist als sie billig sein sollte. Wie nothwendig hier eine genauere Erforschung sei, zeigt sich schon darin dass ein Wort wie **ܡܡܡ** scheinbar nach derselben Aussprache und Bildung auch rein thätig den *Herausführer* bedeuten kann: die Sprache unterscheidet aber bei den Nennwörtern von vorne an stets sehr bestimmt zwischen dem

Thuenden und der That. Ferner ist zu be-
 achten dass neben solchen Wörtern wie מוצא
 מוצא' מוצא' immer auch weit einfacher ohne
 diese Endung *ôn* gebildete stehen welche auch
 in der Bedeutung einfacher den *Ausgang*, *Auf-*
gang und *Eingang* bezeichnen. Erwägt man
 dieses und zugleich alle die Gesetze der Ara-
 mäischen Wortbildung, so müssen wir geneigt
 sein anzunehmen dass diese Wörter aus den
 Passivbildungen des Causalstammes hervorgehen
 und demnach eigentlich die *Herausführung*, *Hin-*
aufführung und *Einführung* bedeuten. Sie sind
 dann gebildet wie מוצא' vom einfachen Stamme,
 indem sich mit dem passiven Vocale die En-
 dung *-ôn* vereinigt um ein neues starkes Be-
 griffswort zu bilden; in den Steigerungsstämmen
 und äusserlich ähnlichen tritt das *ô* in die Wur-
 zel selbst ein, so dass das Gebilde מוצא' ent-
 steht; im *Afel* aber geht die Bildung noch
 ursprünglicher vom passiven Mittelworte מוצא'
 aus, woraus sich von selbst ergibt wie verschie-
 den dieses מוצא' von jenem sei welches den
Herausführer andeutend von מוצא' aus sich bil-
 det; und wir besitzen dann auch die beste Er-
 klärung der in das spätere Hebräische einge-
 drungenen Bildung תאשח Spr. 26, 26 in der
 Bedeutung *Täuschung* von תאשח *täuschen*. Wird
 nun מוצא' auch bisweilen für das einfachere
 ἄσδοος gesetzt, so unterscheidet es sich von die-
 sem doch genauer immer wie ἔξαγωγὴ von ἄσ-
 दोος; und man fühlt leicht dass der Begriff de-

May, A tr. upon the law etc. of parliam. 1031

parture in der Ueberschrift unsres Werkes nicht einmal passend ist, da wir eher eine Bezeichnung wie *Herausführung aus dieser Welt* (Himmelfahrt) erwarten. Welches Wort hier in der Griechischen Urschrift gebraucht werde, wissen wir noch nicht: aber 'das $\kappa\lambda\acute{\alpha}$ ' der Arabischen Uebersetzung wird nur sehr unvollkommen durch *transitus* übersetzt.

H. E.

A treatise upon the law, privileges, proceedings and usage of parliament. By Thomas Erskine May, C. B.; of the middle temple, barrister-at-law; clerk assistant of the house of commons; author of »the constitutional history of England since the accession of George III.« Fifth edition; revised and enlarged. London 1863. XXVIII u. 831 S. in Octav.

Das vorliegende Werk erschien zuerst im Jahre 1844, wurde dann in den folgenden Auflagen 1851, 1855, 1859 wesentlich erweitert, und enthält in seiner jetzigen Gestalt (1863) beinahe das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs. Nach der 1859 erschienenen vierten Auflage wurde von Oppenheim eine deutsche Uebersetzung und Bearbeitung veranstaltet (Leipzig 1860), die indess einen wichtigen Theil nur in einem kurzen Auszuge enthält. Die letzte Auflage umfasst alle Veränderungen seit dem Beginn der Session von 1859 bis zum Schluss der Session von 1863.

Die Anlage des Werks ist durch alle Aufla-

gen gleich geblieben. Es zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Zusammensetzung, Befugnisse und Privilegien des Parlaments enthält (S. 1—179), das zweite die Praxis und das Verfahren (S. 180—654) und das dritte die geschäftliche Behandlung der Privatbills (S. 655—786). In einem Anhang folgen einige parlamentarische Formeln. Ein ausführlicher Index bildet den Schluss.

Der Hr Verf., zuerst assistant librarian of the house of commons, dann examiner of petitions for private bills and taxing officer of the house of commons, gegenwärtig clerk assistant of the house of commons, war durch diese seine amtlichen Stellungen, durch tägliche praktische Handhabung der hier behandelten Regeln zu einer solchen Arbeit ganz besonders befähigt. Er hat sich auch sonst um das Parlamentsrecht, insbesondere um die Geschäftsordnung, durch die unter Autorisation des Sprechers herausgegebene Sammlung der standing orders des Unterhauses verdient gemacht; Manual of rules, orders, and forms of proceeding of the house of commons relating to public business; zuerst 1854, dann 1857 und 1859.

Die Methode lässt Nichts zu wünschen übrig. Von den allgemeinen wird zu den besondern Verfahrensweisen des Parlaments fortgegangen. Wiederholungen sind selten. Bei jedem Gegenstande werden erst die allgemeinen Regeln und Principien angegeben, dann die Autoritäten, und endlich die precedents zur Erläuterung der Praxis. Doch beschränkt sich der Verf. meist auf Angabe des Inhalts der precedents durch Verweisungen auf die Journals beider Häuser und andere Quellen der Belehrung; nur ausnahmsweise finden sich wörtliche Anführungen.

Hinsichtlich des Unterhauses wird jedoch in dieser Hinsicht regelmässig nicht über das Jahr 1818 zurückgegangen, indem die frühern precedents schon anderweitig verarbeitet sind; eine Methode, die hinsichtlich des Hauses der Lords nicht geboten war, da deren precedents noch nirgends gesammelt sind.

Eine gewisse Zurückhaltung bei der Entscheidung von Controversen erklärt sich wohl aus einer Rücksicht des Hrn Verf. auf seine amtliche Stellung. Er begnügt sich in solchen Fällen vielfach mit einer blossen Aufzählung der vorhandenen Streitpunkte, der Meinungen der Schriftsteller, und der Darlegung der wichtigsten praktischen Fälle, die darauf Bezug haben. So z. B. bei der Frage nach der Competenz der Gerichtshöfe in Privilegiensachen.

Wie Vieles auch von der englischen Geschäftsordnung auf dem Kontinente noch recipirt werden mag, darüber ist man doch allgemein einverstanden, dass die Privatbills sich zu solcher Reception nicht eignen. Der deutsche Bearbeiter, dem es vorzugsweise darum zu thun war, durch das Studium der englischen Einrichtungen zum Nachdenken über die zweckmässigste Gestaltung des parlamentarischen Verfahrens bei uns anzuregen, hat demgemäss das dritte Buch, welches eben von den Privatbills handelt, uns in einem ganz kurzen Auszuge gegeben; und von diesem Standpunkte aus lässt sich nichts dagegen einwenden. Dennoch haben für eine zusammenhängende Kenntniss des englischen Staatslebens, namentlich für das Verhältniss der Gewalten zu einander, gerade die Privatbills eine ganz besondere Bedeutung. Das Parlament greift dadurch auf das Tiefste in die Verwaltung und in alle Verhältnisse Englands ein; und

wenn eine Widerlegung der Auffassung Montesquieu's hinsichtlich der englischen Verfassung überhaupt noch nothwendig wäre, so würde sie schon durch Hinweis auf diese exorbitanten Befugnisse des parlamentarischen Körpers geführt werden können, die vielleicht bei dem Mangel selbständiger collegialischer Verwaltungsbehörden in England nothwendig sind, die aber jedenfalls mit der Theorie der drei Gewalten nicht zu bestehen vermögen. Die continentalen Vorstellungen über England werden durch die Privatbills auch noch an einem andern Punkte berichtigt. So wirksam nämlich im Uebrigen im Verhältniss zur Verwaltung die Rechte der Einzelnen durch die Gerichtshöfe des gemeinen Rechts geschützt werden, so ist diesen doch nicht erlaubt, bei Rechtsverletzungen einzuschreiten, welche durch die executive Gewalt des Parlaments geschehen sind. Es ist also keineswegs richtig, wenn man gewöhnlich England als das Land des unbedingten Rechtsschutzes hinstellt. Wie das Parlament eine Art Administrativjustiz ausübt, so fehlt es auch keineswegs an Competenzconflicten zwischen dem Parlament und den Reichsgerichten, was noch an einem andern Orte näher dargelegt werden soll.

So tief übrigens die Einrichtung der Privatbills mit den englischen Staatsverhältnissen zusammenhängt, so fühlt man dort die Uebelstände, die damit verbunden sind, sehr wohl, die namentlich in der grossen Geschäftslast des Parlaments, der dadurch herbeigeführten Verzögerung der eigentlichen Staatsgeschäfte, in den grossen Kosten für die Einzelnen, endlich in der Befangenheit und Parteilichkeit der durch solche Interessen berührten Parlamentsmitglieder zu Tage treten. Man hat sich zwar deshalb

nicht zur Abschaffung des ganzen Instituts entschliessen können, was auch sehr schwer sein würde, aber man hat sorgfältig und anhaltend versucht, das Verfahren zu verbessern. Schon bei der zweiten Auflage von May's Buch war deshalb eine ganz neue Bearbeitung des betreffenden Abschnitts nothwendig geworden; und bis zur letzten Auflage finden sich die meisten Veränderungen gerade bei dieser Materie.

Das Werk wird übrigens nicht bloss in England selbst, sondern auch in den brittischen Kolonien und in den Vereinigten Staaten als praktisches Handbuch benutzt.

Ernst Meier.

Engravings of unpublished or rare Greek coins. With descriptions. By Lieutenant-General C. R. Fox. Part II. Asia and Africa. London, Bell & Daldy 1862. VII u. 32 S. gr. 4. Mit 8 Kupfertafeln.

Sechs Jahre nach dem ersten, europäische Münzen enthaltenden Theile, der in diesen Anzeigen 1858 S. 916 ff. besprochen ist, folgt hier der zweite, der 164 asiatische und 3 afrikanische Münzen in Abbildung und Beschreibung bringt. Die Art und Weise der Publication ist in der Anzeige des ersten Theils besprochen worden: aus diesem Theile hebe ich als besonders bemerkenswerthe Stücke, deren Zahl übrigens im ersten Theile grösser ist (für Kleinasien haben wohl Waddingtons Publicationen manches vorweggenommen), folgende hervor: Te-

tradrachme des Nikomedes I (No 17, wo die Brustbekleidung der Figur im Rev. weiblich statt männlich dargestellt ist); verschiedene Kyzikener (23—27, der Text gibt als Bezeichnung des Metalls Gold, die Abbildung Elektron); ein Didrachmon von Parion, oder wohl richtiger von Paros, mit prächtigem Persephonekopf (35, wo bei der Abbildung die Bezeichnung des Metalls fehlt); der Cistophorus des Appius Claudius (65); eine prachtvolle Kaisermünze von Ephesos (66) mit eingeschlagenem Adler, der sie als Bestandtheil der einstmaligen Esteschen Sammlung kenntlich macht, s. Pinder, antike Münzen des kön. Museums zu Taf. I, 6; die Kupfermünze von Priene mit dem Kopfe des Bias (82); eine prachtvolle Tetradrachme alten Stils von Samos mit ΣA und $\Lambda OXITH\S$ (88); eine Drachme von Antiocheia am Mäandros (93); das Silberstück mit $N A T I A I K I O N$ (128); die Erzmünze von Elaeusa mit einer in einen Hirschkopf auslaufenden Prora (130); die grosse Silbermünze mit $K I A I K I O N$ (131); halber und viertel Cistophorus von Tralles (139. 140); grosse beschädigte Goldmünze des Antiochos V. Eupator (158); Tetradrachme des Demetrios Theos Nikator mit dem Jahr der Aera $E I I P$ = 185 cf. Wellenheims Katalog 6614 (160); endlich ein Goldstater der Berenike (165). Von den Grosserzen kleinasiatischer Kaisermünzen findet sich eine ganze Reihe, z. B. Ephesos mit Marc Aurel (67); Antiocheia am Maiandros mit Gallienus, mit Bezeichnung capitolinischer Spiele (95); $K A I C A P E O N . B A I H N O N . T H M E N O - \Theta Y P E O N O M O N O I A$ mit Salonina (133); Temenothyra mit Philippus (136); dieselbe Stadt mit Valerianus und Gallienus (137); Laodikeia

mit Marc Aurel (148); Kybistra mit Trajanus (155) u. s. w.

Leider ist die Ungenauigkeit und die Discrepanz zwischen Text und Bild, wie sie schon bei dem ersten Theile sehr hervortrat, hier noch schlimmer geworden, zuweilen weiss man gar nicht, ob man mehr dem Text oder der Abbildung oder keinem von beiden trauen darf. 3 Tafeln sind von dem bekannten Dardel in Paris, eine von West, vier von Basire gearbeitet. Dass das Urtheil nicht ungerecht ist, mögen folgende Bemerkungen beweisen, die lange nicht alle Notanda enthalten: Taf. I, 2 und 3 sind verwechselt, bei 2 steht im Text *A. OYAEPIANOC*, die Abbildung hat *A. K. II. A.* (d. i. *Ἀντοχρ. Καῖσ. Πούβλ. Αἰλίν.*) *OYAAEPIANOC*. I, 4 Abb. *COPN* statt *KOPN*. I, 6 Text statt *ΓΕΤΑ* lies: *ΓΕΤΑC.CEB.* und der Revers der Abbildung ist doch sicher zu lesen *CEBACTOΠΟΛΕΙΤΩΝ*. I, 8 *BACIAEWΣ*, lies: *BAC[IAEW]C*. I, 9 ist von der Legende des Rev. höchstens *[TI] ΒΕΔΙΟΥ* zu lesen. II, 34 lies: *ΕΠΙ . CΤΡ . . . ΡΕΥΑ (?) Β. ΝΕ.* II, 37 auf der Münze von Pergamos ist ein Athlet mit *strigilis* dargestellt (*young male figure . . . a snake in the right one*) und der Strateg heisst nicht *ΚΑ. ΚΕΦΑΛΙΩΝ*, sondern *ΚΑ(αὐδίους)* s. Mionnet S. V, 436. 978 etc. II, 38 lies: *ΑΥ. Κ. Μ.* etc. statt *ΑΥ* in der Abbildung. III, 43 heisst Maximins Sohn auf der Münze von Troas irrig *IMP. MAXIMVS CAES.* statt *IVL. MAXIMVS. CAES.* und der Revers ist wohl zu lesen: *TROA. COL. AVG:* es wird die im Behrschen Kataloge unter N. 526 ebenfalls ungenau beschriebene Münze sein. III, 54 ist im Text zu lesen: *KΥΜΑΙΩΝ* III, 55 fehlt in der Abbildung *ΕΑ*, das wenigstens der

Text angibt. III, 56 u. 57 sind in der Abbildung falsch beziffert. III, 56 lies auf der Abbildung: *EAAITQN* statt *EAAIETQN*. III, 60 lies: *AN-TQNINON* statt *ANTTQNINON*. III, 61 ist die auf der Abbildung deutliche Schrift im Text als mangelhaft bezeichnet, im Rev. gibt der Text: *ΕΠ. CT. ΑΥΒΙΑ. ΜΙΚΟ. ΕΡΕΣΙΩ*, die Abbildung dagegen *ΕΠ. ET. ΑΥΒΡΑ. ΜΙΚΟ. ΕΡΕCΙΟ*. IV, 64 und 65 hat Pinder, über die Cistophoren etc. I, 14 und 21 aus der Foxschen Sammlung abbilden lassen, die zweite — es ist der Cistophorus des Appius Claudius — ist bei Fox sehr ungenau beschrieben. IV, 67 lies: [*ΑΥ. ΚΑΙ.*] *Μ.* etc. IV, 77 *ΑΥ. Κ.*, nicht *ΑΥΤ.* IV, 78 hat die Abbildung *ΠΟΑΕΙΕ* statt *ΠΟΑΕΙC* (?). IV, 79 ist im Text *ΖΩΠΥΡΟ* statt *ΞΩΠΥΡΟ* zu schreiben, IV, 80 *ΘΕΟ[C. CY]ΝΚΑΗΤΟC* zu verbessern. Vor 81 fehlt im Text als Ueberschrift »Neapolis«. IV, 84 gibt der Text *CTP. ΒΕΡΗ[K]ΟΥΝΝΟΥ* (!), wovon gar keine Spur auf der Abbildung zu sehn ist, vielmehr [*ΕΠΙ. CΤΡ. ΜΗ*] *ΘΥΜΝΟΥ*. IV, 91 war zu lesen *ΓΕΤΑC. Κ* u. s. w. u. s. w. Zwischen den letzten Tafeln und dem Text dazu finden sich allerdings nicht mehr so ungemein viele Abweichungen.

Von bedenklichen Angaben über Heimath der Münzen sind mir folgende aufgestossen: III, 39 mit einem Monogramm aus *TE* ist nach Teuthrania, III, 42 mit einem Monogramm aus *ΑΧ* nach Achilleion in Mysien gelegt, beides höchst unwahrscheinlich. III, 44 wird eher nach Klazomenä als nach Kebrene gehören, III, 48 vermuthlich wie 81 nicht Neandria, sondern Neapolis zuzuweisen sein. Ebenso zweifelhaft ist die Bestimmung von III, 49, die nach Skepsis gehören soll. Bei III, 51 ist der Besitzer selbst

zweifelhaft, in Vergleichung mit 69 könnte man an Erythrä denken. III, 58 gehört nach dem thessalischen, nicht nach dem äolischen Larissa. IV, 62 (Av. Negerkopf Rev. zwei Körner oder ein durchgeschnittenes Korn) ist Mytilene fremd, ebenso wenig bei IV, 75 an einen Münzverein zwischen Samos und Erythrä zu denken. V, 105 setzt der Herausgeber nach Idyma, man liest nur *ΔΥΜΑ*. VI, 117 berechtigt *ΑΣ* durchaus noch nicht nach Aspendos zu legen. Sicher ist auch VI, 122 nicht von Kremna, bei welcher Stadt ausschliesslich lateinische Legende vorkommt. Man sollte bei solchen Ansätzen viel vorsichtiger sein und lieber in einer Sammlung einen grösseren Kasten mit »incertis« füllen, als solche halb oder ganz unsichere, über die ganze Sammlung, wie Unkraut zwischen den Weizen verbreiten.

Dass mancherlei bedenkliche und falsche Erklärungen der Typen bei der Beschreibung unterlaufen, ist nicht zu verwundern. I, 1 kann man schwerlich eine Kybele erkennen, vielmehr eher einen Sieger mit einem Gefangenen. I, 7 wird nicht Pythodoris, sondern wohl Poppaea dargestellt sein. I, 11 ist jünger als Caracalla. I. 14 ist der Flussgott Hypios bei Prusa ad Olympum bedenklich, man unterscheidet immer Prusa ad Olympum (*ΠΡΟΥΚΑΕΩΝ*) und Prusa ad Hypium (*ΠΡΟΥΚΙΕΩΝ*). I, 15 sind keine gewöhnlichen Füllhörner. I, 18 ist Perseuskopf, nicht Hermeskopf. III, 52 ist schwerlich ein Altar, ebenso IV, 70 kein Herakleskopf, die Darstellung erinnert an die Münzen von Panti-kapaion. So kann auch V, 98 keinen Dionysos vorstellen, VI, 110 ist nicht ein Satyr, sondern ein Pan mit Schwanz und Bocksfüssen zu er-

kennen, V, 106 zeigt den karischen Zeus von Mylasa, VI, 109 eine Aphrodite mit Eros.

Darüber, ob eine Münze schon edirt ist, oder nicht, macht sich der Herausgeber wirklich zu grosse Sorgen: er macht selbst zwei namhaft, die, wie er zu spät entdeckt habe, schon publicirt seien. Die von Pinder gegebenen Cistophoren habe ich schon erwähnt, die kleine Münze von Aegae (in Cilicien?) habe ich in den Nachrichten 1855 S. 26 beschrieben, aber mit anderen Monogrammen. Es ist wirklich so schlimm nicht, wenn eine Münze zum zweiten Male als unedirte auftritt, zumal wenn sie in guter Abbildung gegeben ist.

Schätze genug muss die Sammlung des Herausgebers enthalten, nach einer am Schluss gegebenen Uebersicht besitzt er an sogen. europäischen Münzen 4666, an asiatischen 4894, an afrikanischen 532, an unbestimmten 153, in Summa 10245, darunter in Gold 278, in Silber 3682, jedenfalls eine Zahl, mit der sich wenige Privatsammlungen messen können. Abgesehen von denen, die er selbst vor einer Reihe von Jahren auf einer Reise in Griechenland und Kleinasien gesammelt hat, scheint keine der bedeutenden Münzauctionen, wie sie in den letzten Jahrzehnten in London und Paris abgehalten worden sind, ohne Bereicherung für die Foxsche Sammlung vorübergegangen zu sein.

Ein dritter Theil von jüngeren Acquisitionen unedirter Münzen wird wenigstens in Aussicht gestellt. Ref. würde ihn mit Freude begrüßen, wenn, wie zu hoffen, die Correctheit grösser sein sollte.

Gustav Schmidt.

